


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Johann Heinrich Jung's,

genannt Stilling,

sämmtliche Werke.

Neue vollständige Ausgabe.

Zwölfter Band

enthält:

Erzählungen. — Gedichte. — Taschenbuch-Aufsätze.



Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1842.

Erzählungen.







1.

Auch eine heilige Familie.

Ich habe oft von Männern, die am Christus=Ekel kränkeln, den Einwurf gehört: was denn doch die Religion Jesu viel nütze und genützt habe? — Die europäischen oder christlichen Nationen seyen ja doch in Ansehung ihrer sittlichen Vervollkommnung um keinen Grad besser, als von jeher auch andere gebildete Völker gewesen sind.

Im Ganzen genommen ist freilich etwas dran: die Staatspolitik ist noch immer eben so pfiffig, als sie bei den Assyriern, Babyloniern, Persern, Griechen und Römern war; und unsere Kriege haben durchgehends so wenig Christliches, daß man eine europäische Armee wohl schwerlich von Nebukadnezars oder Alexanders Heeren, was die Handelsweise betrifft, würde unterscheiden können. Was vollends den physischen und moralischen Luxus angeht, so geben wir darin den Völkern aller Orten und aller Zeiten nichts nach. Wenn wir aber ins Einzelne gehen und die Volksmasse von Haus zu Haus und von Familie zu Familie prüfen, so findet der ruhige und Gott liebende Beobachter manches verborgene, aber eben darum desto reinere Gute; — einen Fortschritt in der Heiligung, den man

außer der Christenheit in dem Grade vergebens sucht. Man trifft allerdings unter Juden, Muhamedanern und Heiden auch einzelne edle Menschen an, aber bei weitem nicht in der Menge und in dem hohen Grade der Menschengüte, als unter den Christen.

„Das Reich Gottes ist einem Sauerteige gleich, den Jemand nahm und ihn unter das Mehl verbarg, bis es ganz durchgesäuert ward." Noch immer ist der Teig nicht gesäuert, aber das Ferment wirkt im Verborgenen unaufhaltbar fort, und Er wird schon daraus machen, was daraus werden soll.

Wenn Prediger und Aerzte Augen und Willen zum Beobachten haben, so können sie Wirkungen der Religion, besonders unter dem gemeinen Volke, entdecken, die Einem Herz und Seele erquicken. Ein treffliches Beispiel von der Art will ich jetzt erzählen; es geht ohnehin stark auf Mitternacht zu: wir werden über dem langen Warten auf die Zukunft unseres Herrn schläfrig, und es gibt der muthwilligen Knaben so viele, die immer darüber aus sind, Einem das ohnehin so schwach brennende Lämpchen unvermerkt auszublasen, welches sie aufklären nennen, so daß es höchst nöthig ist, sich untereinander wachend zu halten: und da ist bekanntlich nichts besser und zweckdienlicher, als wenn man sich etwas Hübsches erzählt. Nun, Kinder, seyd aufmerksam! — Aber gebt auch Acht auf die pausbackigen Jungens und haltet die Hand um das Flämmchen!

In dem herrlichen Thal, in welchem unten am Ende Schönthal liegt, blühen die Leinwand-Fabriken in einem hohen Grade; von Osten gegen Westen zu, zwei Stunden lang, sieht der ganze Grund einem Lustgarten voller prächtiger Landhäuser

ähnlich; hier wohnen reiche Kaufleute und wohlhabende Fabrikanten zerstreut durcheinander. Jeder hat das, was er bedarf, um sich her, Alles wimmelt von Thätigkeit, und im Sommer staunt der Wanderer aus der Ferne die großen, prächtigen Fluren an. — Er kann nicht begreifen, wie sich der Schnee mit schwüler Sommerhitze verträgt; kommt er aber näher, so entdeckt er erst, daß sie über und über mit schneeweißem Garn belegt sind.

In einer abgelegenen Ecke des großen Thals, da, wo ein kleiner Bach sich durch ein enges Thälchen herabschlängelt und dann den Bleichern zum Begießen des Garns dient, guckt ein kleiner, einsamer Schornstein aus einem Obstgebüsche hinter dem Hügel hervor. Zoar fällt einem ein, wenn man dahin blickt, und es ist einem so, als wenn da der Blitz nicht einschlagen könnte. Tausende reiten, fahren und gehen die nur eine Viertelstunde entfernte Straße, und schwerlich bemerkt einer die niedrige Hütte; aber desto besser kennen sie die unsichtbaren Gesandten, die dienstbaren Geister, die denen zum Dienst thätig sind, die die Seligkeit ererben sollen.

In dieser Hütte wohnte ehemals eine arme Wittwe mit einer einzigen Tochter; sie ernährte sich mit Baumwollenspinnen und Garnspuhlen, und in ihrem kleinen Gärtchen hinter dem Hause erzog sie sich die ärmliche Nahrung für sich und ihr Mädchen. Viele Jahre lang kannte sie die Nachbarschaft nur von Angesicht; der Kaufmann, für den sie arbeitete, sagte von ihr, sie sey eine arme, aber fleißige und treue Frau; aber da sie nie in ihrem Leben, außer Gott, Jemand ihre Leiden klagte, so dachte auch Niemand weiter an sie; sie war mit ihrer Tochter ein alltäglicher Gegenstand, von dem man weder Gutes noch

Böses sprach, eine Nulle in der menschlichen Gesellschaft, die aber gemeiniglich sehr viel bedeutet, wenn eine gültige Zahl vor sie gesetzt wird.

Gute und treue Prediger pflegen sonst wohl arme, gute Menschen zu kennen; aber das war auch hier nicht einmal der Fall. Diese Frau äußerte sich auch in Ansehung ihrer Empfindungen und Kenntnisse nicht; man hielt sie für dumm, unwissend und gefühllos, und so bekümmerte sich Niemand um sie. Immer hatte sie gekränkelt, und ihr Leben war eine Kette von Jammer gewesen, ohne daß es Jemand wußte; auf den nämlichen Fuß hatte sie auch ihre Tochter erzogen: dies Mädchen fiel hübsch und bescheiden ins Auge, aber sie hatte im Geringsten nichts Anziehendes; von allen ihren innern Kostbarkeiten hing sie nichts auf den Laden, um Käufer anzulocken, folglich kam auch keiner, der etwas bei ihr suchte.

Endlich wurde es schlimmer mit der Frau; sie konnte nichts mehr arbeiten, ihre Tochter mußte ihr aufwarten. Schmerzen und Elend bestürmten sie unaufhörlich und ohne Zahl, und noch immer blieben beide bei ihrem Grundsatz, ihren Mund auch auf der Schlachtbank zum Klagen nicht zu öffnen. Daher kam's denn, daß kein Mensch auf der Welt von diesen beiden großen Dulderinnen etwas wußte.

Dieses Elend mochte ungefähr ein Vierteljahr gewährt haben, als an einem Nachmittage zwei Bleichergesellen, von welchen der eine Johannes Langenborn hieß, in der Nähe der Hütte auf einer Bleiche geschäftig waren. Ob sie nun gleich oft und vielfältig da gearbeitet und sich nie um das Häuschen und seine Bewohner bekümmert hatten, so wurden sie doch jetzt dadurch aufmerksam gemacht, daß die Tochter der armen Wittwe aus ihrer Hausthüre ge-

laufen kam und die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, dann im Hofe herumlief und wehklagte.

Beide Bleichergesellen durften nicht zugleich vom Garn gehen, sie wurden also einig, daß Langenborn hinlaufen und nachsehen sollte, was das zu bedeuten habe; dieser war aber auch der rechte Mann zu dieser göttlichen Gesandtschaft, und er war der Ehre werth, Engeldienste zu übernehmen. Er lief, was er laufen konnte, und war in einer Minute an Ort und Stelle.

Angelegentlich rief er schon aus der Ferne: „Mädchen! Mädchen! was ist? — was fehlt Dir?" — „Johannes," antwortete sie ängstlich: „komm und siehe es!" —

Langenborn lief an den Ort des Elends, und siehe da, die Kreuzträgerin lag auf ihrem Bette und schien todt zu seyn. Flugs nahm er das kleine Spiegelchen von der Wand und hielt es ihr vor den Mund; — da bemerkte er denn, daß es noch anlief; so hielt er sie mit Recht noch nicht für todt. Er wusch sie also mit kaltem Wasser und Essig und brachte sie wieder zurecht; sie konnte vor Schwäche zwar noch nicht reden, aber sie lächelte himmlisch und streichelte seine Wangen.

So eigensinnig waren die beiden Dulderinnen nicht, daß sie auf Langenborns liebevolle Fragen nicht nach der Wahrheit hätten antworten sollen; er erfuhr also den ganzen Jammer. Schmerz und Mangel an Erquickung waren die Peiniger, denen die sonst starke Natur der guten Frau unterliegen mußte. Er suchte also seinen Sparpfennig hervor, begab sich seiner Bleichergeschäfte und ward der Pfleger der armen kranken Wittwe.

Jetzt lernte er nun das verborgene Kleinod, das

in ein ärmliches Gewand und in der niedern Hü[illegible]
versteckt war, recht kennen, und er glaubte, [illegible]
größte irdische Belohnung für seine Dienste sey Ka-
tharinens Besitz; das glaubte er und er betro[g]
sich nicht. Eben so hielten auch Mutter und Toch-
ter ihren Johannes für den größten Schatz, de[n]
sie in diesem Leben erringen konnten, und auch s[ie]
betrogen sich nicht. Langenborn und Katharin[e]
heiratheten sich am Krankenbette der Mutter; im
Himmel war Freude über diese Verbindung, auf
Erden aber besorgte man, durch diese Heirath würde
nun eine Familie entstehen, die mit der Zeit durch
Betteln und durch ihre Bedürfnisse dem Armenfond
zur Last fallen könnte; allein diese Sorge war un-
nöthig: denn Johannes ernährte sich, seine Frau
und nachher seine Kinder recht ordentlich, er war
allgemeinerer Wohlthäter als alle, die für den Ar-
menfond besorgt gewesen waren.

Die alte Kreuzträgerin wurde so lange auf den
Händen getragen, bis sie von den Engeln in Abra-
hams Schooß getragen wurde. In ihren letzten Ta-
gen besuchte sie der Prediger; dieser erfuhr nun,
welch' eine kostbare Seele er in der Nähe gehabt
hatte, ohne sie zu kennen. Er bedauerte laut und
öffentlich diesen Verlust, und zog den großen Nutzen
daraus, daß er von nun an die Hütten des gemei-
nen Mannes fleißiger besuchte und die daselbst wir-
kenden Geister genauer prüfte; er hielt der abgeschie-
denen Edlen die Leichenpredigt über die Worte: Jes.
57, V. 1. 2. „Aber der Gerechte kommt um. Und
Niemand ist, der es zu Herzen nehme, und heilige
Leute werden aufgerafft und Niemand achtet darauf:
denn die Gerechten werden weggerafft für dem Unglück,

und die für sich gewandelt haben, kommen zum Frie n ...d ruhen in ihren Kammern."

Johannes Langenborn und sein Weib Katharine hielten nun lange und viele Jahre im Segen Haus; beide waren allgemein geliebt, und ihre Kinderzucht war ein Muster für alle ihres Gleichen.

Kreuz hat jeder gottesfürchtige Hausvater. Langenborn wurde also auch nicht damit verschont. Indessen fand es der große Schmelzer der Mühe werth, ihn auf den Treibheerd zu bringen und ihn da recht tüchtig auszubrennen. Erst starben dem guten Ehepaar alle Kinder bis auf die zwei ältesten Töchter, darauf bekam Langenborn einen Zufall ans rechte Knie, so daß er Jahr und Tag das Bett hüten mußte, und als er es wieder verlassen konnte, so war das Knie so krumm gewachsen, daß er ein hölzernes Bein anschnallen und auf einer Krücke gehen mußte. Jetzt war er nicht mehr fähig, mit Bleichen sein Brod zu erwerben; er sah also, wenn er blos seine Vernunft zu Rathe zog, einer traurigen Zukunft entgegen; allein er war ein Christ, das heißt: er glaubte und hoffte, wo nichts zu glauben und zu hoffen war, und dann war er zu jedem ehrlichen Gewerbe, sey es auch das niedrigste, geringste und verächtlichste, bereit, sobald es ihm die Vorsehung anwies, sich dadurch zu ernähren.

Es währte nicht lange, so bekam er ein Geschäft, womit er sich zwar kümmerlich, aber doch ehrlich durchbringen konnte: es wurde nämlich eine Maschine erfunden, womit man durch bloßes Drehen einer Kurbel, nachdem die gehörige Vorrichtung geschehen war, in großer Geschwindigkeit viele Ellen Schnürbänder flechten konnte. Ein Kaufmann verschaffte dem lahmen Johannes eine solche Maschine; nun

konnte er sich dabei setzen und wenigstens das trockene Brod verdienen, seine Frau und die beiden Töchter spannen und spuhlten dazu, und so brachten sich die lieben Leute ehrlich und redlich durch.

Bis soweit findet der Menschenbeobachter noch nichts Ausgezeichnetes, das mich berechtigen könnte, dieser Familie vorzugsweise den Charakter der Heiligkeit beizulegen. Daß auch diese vier Leute von Herzen fromm waren, ohne Anspruch auf den Ruf der Frömmigkeit zu machen, macht es noch nicht allein aus; daß sie aber bei ihrer Armuth aus reinem und lauterem Liebestriebe noch die Pfleger armer Kranken und eine Zuflucht der Verlassenen waren, das ist schon etwas Erhabenes. Dazu kommt denn noch, daß sie alle vier einen so hohen Grad der Erleuchtuug und der sittlichen Kultur erstiegen hatten, wie ihn wenige, auch der wahrhaft Aufgeklärten unter den Christen ersteigen.

In diesem Zustande war diese Familie, als der Doktor Stilling nach Schönthal kam, er hörte zwar zuweilen etwas von diesen Leuten, das ihm wohlgefiel; allein da sie arm und gering waren, so schätzte man ihre Handlungen nicht nach ihrem wahren Werthe. Das Gerücht sagte daher immer viel zu wenig von ihnen, und er erfuhr vor der Hand weder ihre Geschichte, noch ihre ausgezeichnet edlen Thaten, bis er sie endlich bei folgender Gelegenheit selbst kennen lernte.

In der Nachbarschaft des Langenborn'schen Hauses wohnte ein reicher Mann; dieser hatte über zwanzig Jahren eine Magd gehabt, die durch vorzügliche Treue in ihrem Dienst und durch ihre christliche Aufführung als eine fromme und brave Person, wenigstens ihrem Gott, und dann auch einigen Wenigen, die

e eine Geschwulst und zugleich verlor sich ihr
r Odem, und die Brust wurde frei; jetzt aber
e sie nicht mehr fortkommen, ihr Dienst wurde
lso sehr sauer. Anstatt nun, daß ihr Dienstherr
ätte verpflegen und für ihre Genesung sorgen
, verfuhr er mit ihr nach der gewöhnlichen Weise,
ie es die Gesetze der Dienstordnung mit sich
en; er kündigte ihr also an, daß sie aus dem
st gehen müsse, bis sie von ihrem Uebel geheilt

e arme Magd wußte jetzt weder aus noch ein;
Hospital konnte sie nicht aufgenommen werden,
sie war keine Bürgerstochter, und Geld hatte
ich nicht, um sich verpflegen, viel weniger um
uriren zu lassen. Sie schleppte sich also mit ih-
Jammer und arbeitete über Vermögen. Unter
and bemerkte sie nahe am Schienbein, einwärts
den Waden zu, an ihrem braun angelaufenen
geschwollenen Bein einen schwärzlichen Flecken.
Erscheinung machte ihr Angst, und nun sehnte

eine sehr kräftige Arznei: denn er gab ein ätzendes Pulver, das auf den Fleck gestreut werden sollte.

Die arme Leidende folgte treulich dem Rath des Afterarztes, sie streute das Pulver auf den schadhaften Ort, das Pulver fraß um sich und verursachte ihr unleidliche Schmerzen, wobei sie nun ihren Fuß nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Jetzt mußte sie also das Bett hüten.

Ihr Herr wurde darüber äußerst ungeduldig, er fuhr sie an und sagte: wenn sie nicht machte, daß sie aus dem Hause käme, so würde er sie hinaustransportiren und auf die Straße werfen. Diese Unbarmherzigkeit schnitt Wunden in ihr Herz, und sie rief mit unaussprechlichem Weinen in ihrem trostlosen Zustande Gott um Hülfe an, der sie dann auch gnädig erhörte.

Langenborn, der immer der Erste war, der so etwas erfuhr, ward auch bald den Zustand der bedauerungswürdigen Dienstmagd gewahr; flugs nahm er seine Krücken unter den Arm und stolperte nach dem undankbaren Hause. Gleich bei dem Eintritt begegnete ihm der hartherzige Kaufmann, der ihn anfuhr und fragte, was er wolle? — Mit dem erhabenen Ernst des Christen antwortete Johannes: „ich will Ihre Magd abholen und zu mir nehmen." „So?" antwortete der Kaufmann; „Ihr habt ja selber nichts; Ihr hofft vielleicht für die Magd zu betteln, und dann mitzuessen!" — Mit sanftem Lächeln versetzte Langenborn: „O ja! ich hoffe bei dem lieben Gott recht viel für Ihre arme Magd zu erbetteln, und dann freilich auch von dem, was Er bescheeret, mitzuessen! Aber," setzte er entschlossen hinzu: „bei Menschen habe ich noch nie gebettelt, und wenn's ja dazu kommen sollte, so würde ich

och einem so sehr armen Mann, wie Sie sind, nie-
mals beschwerlich fallen; denn wahrlich! Sie müssen
wohl blutarm seyn, weil Sie nicht einmal vermögend
sind, Ihren kranken Dienstboten die Kost zu geben,
wenn sie nichts verdienen können."

Der Kaufmann eilte glühend weg, und Johannes
eilte hinauf auf die Kammer. Hier war er nun
freilich kein hinkender Bote, sondern ein Engel des
Herrn, der Heil verkündigt. Mit einem Wort: noch
in der nämlichen Stunde trugen einige Gesellen und
Knechte die fromme Dulderin in Langenborns
segenvolle Hütte. Nun waren aber nur zwei Betten
im Haus. In der Stube schliefen Vater und Mut-
ter, und in der Kammer beide Töchter, allein die
Liebe findet allenthalben Auskunft; die Kranke wurde
in's beste Bett in die warme Stube gelegt; der ge-
brechliche Vater und die schwächliche Mutter schliefen
in der Kammer, und die beiden Töchter lagen bei
der Kranken in der Stube auf der Erde auf blosem
Stroh, um immer bei der Hand zu seyn. Jetzt war
nun die Magd zwar in soweit versorgt, aber des-
wegen war ihr Bein doch immer nicht besser. Sie
streute das Pulver und duldete die fürchterlichsten
Schmerzen, indessen wurde das Loch am Waden im-
mer größer; Langenborns älteste Tochter lief
also wieder zum Arzte, der aber befahl, immer mit
dem Pulverstreuen fortzufahren. Einige Zeit wurde
dieser Rath unter unsäglichen Schmerzen noch fort-
gesetzt; allein nun fing die Sache an, gefährlicher
zu werden. Die Patientin zehrte ab, und es hatte
das Ansehen, als ob das Bein verloren gehen würde.

Endlich fiel dem guten Langenborn ein, daß
er von dem neuen Doktor Stilling gehört habe,
er sey ein guter Mann, der den Armen nichts ab-

nähme, er wolle also selbst zu ihm gehen, unt
erst einmal ausforschen, ob dem Ding auch wo
wäre, und was er zu dem Umstand sagen würt

Stilling saß eben auf seiner Studirstube
arbeitete, als er ein dreifüßiges Wesen, einen h
nen Fuß, eine Krücke und einen natürlichen Fuß
Treppe herauf kommen hörte. Er eilte an die
und führte den edlen Langenborn, den er
zum ersten Male sah, herein. — Das ist wahr,
solch apostolisches Gesicht hatte er in seinem L
noch nicht gesehen. Ehrfurcht und Liebe durchscha
ihn bei dem Anblicke dieses ärmlich. aber sehr
lich gekleideten Mannes; er ließ ihn sitzen und
Kappe aufsetzen: denn wahrlich! Langenborn
ein vornehmerer Mann als er. Auch Still
mußte dem scharfblickenden Geist so ziemlich beha
denn er floß alsofort von Zutrauen und Leutsel
über, und bedauerte, daß er den Herrn Doktor
eher gekannt habe. Stilling freute sich eben
über diesen neuen und würdigen Freund, und f
ihn dann, was sein Begehren wäre. Jetzt erz
Langenborn nun die Geschichte mit der Mag
umständlich, als ich sie hier erzähle, und im Au
blick machte sich Stilling bereit und eilte zu
Kranken.

Nie in seinem Leben wird er das Leidensbild
gessen, das er hier zwischen den dienenden Christi
antraf. — Abgezehrt bis auf die Gebeine lag sie
— jede Miene war Ausdruck der schrecklichsten Sch
zen, und jeder Odemzug war ein himmelansteige
Seufzer um Erbarmung. Dieser Anblick trieb
Arzte häufige Thränen aus den Augen, die Wa
herab; er eilte also zur Linderung. Aber gr
Gott! welch ein Anblick! — er fand das Schien

fast vom Knie bis auf den Knöchel entblößt, der ganze Waden hatte sich abgelöst, und hing nur noch vermittelst der Haut und ein Paar Muskeln mit dem Bein zusammen, und man konnte beinahe den ganzen Vorderarm in dieser ungeheuern Wunde verbergen.

Stilling nahm also die schleunigsten Maßregeln zur Hülfe; die älteste Tochter Langenborns mußte in den nahen Wald laufen, um einen Arm voll Goldwurzeln (chelidonium majus) zu suchen; die zweite mußte in die Stadt und Bienenhonig holen, und die Mutter, der Vater und der Arzt pflückten Scharpie. Als nun Alles bei der Hand war, so wurden die Wurzeln und Stengel der Goldwurzel in einem Mörser gestoßen und der Saft durch ein Tuch gepreßt. Zu einem halben Schoppen dieses Saftes mischte Stilling eben so viel Honig, tauchte dann Büschlein von Scharpie in dieses Gemische, und füllte die ganze Höhle der Wunde damit aus; dann legte er den beinahe abgelösten Waden wieder an seinen Ort, und umwand das ganze Bein mit dem gehörigen Verband. Durch dieses Arzneimittel und durch diese Methode nebst der gehörigen Diät wurde das Bein innerhalb drei bis vier Wochen vollkommen heil und brauchbar, so daß die gute Person hernach wieder bis an ihr Ende in Dienste gehen konnte. Daß sie ihrem vorigen Herrn die Ehre nicht erzeigte, versteht sich von selbst.

Während dieser Kur wurden Stilling und Langenborn vertraute Freunde; beide erzählten sich ihre Schicksale, und wenn der Erste zuweilen in seinen schweren Prüfungen sich erholen wollte, so ging er zu seinem Freunde Langenborn, dem kreuzgewohnten Dulder, der ihn dann aus seiner Fülle reichlich zu trösten wußte.

Endlich zog Stilling bekanntlich als Professor der Staatswirthschaft nach Rittersburg; er nahm auch bei Langenborn Abschied. Alle fünf weinten zärtliche Thränen, und das Präsent, das der erhabene Streiter seinem Freunde mitgab, bestand in dem herrlichen Spruche: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet Euch herunter zu den Niedrigen."

Jetzt dreht Langenborn nicht mehr Schnürbänder, auch braucht er seine Krücke und sein hölzern Bein nicht mehr; denn er wandelt mit andern seines Gleichen unter den Lebensbäumen im Paradiese Gottes, und genießt, was seine Thaten werth sind.

2.

Die beiden Brüder.

(Eine arabische Erzählung.)

Dort, wo das wüste und glückliche Arabien aneinander gränzen, wohnte seit Jahrhunderten eine ansehnliche Familie, die sich nie durch Raub und Plünderung, sondern blos von ihren Heerden nährte; Gott segnete sie auch mit Wohlstand, jeder Fremdling war willkommen in ihren Hütten, und rund um sie her fand sich kein Armer, kein Nothleidender und kein Kranker, der nicht von dem Emir oder von seinem Weibe wäre erquickt und getröstet worden.

Vorzüglich aber schien Alreddin in der ganzen Reihe seiner Vorfahren der glänzendste und weiseste zu seyn; wer in einer schweren Sache Rath bedurfte, der fragte den Emir Alreddin; wo Streit war, da stiftete sein Ansehen und seine Gerechtigkeitsliebe Frieden; wer arm war, der flehte ihn nicht vergebens, und aus seinem Vorrath von Arznei-Mitteln wurde manchem Kranken geholfen.

Alreddin und sein Weib (er hatte nur eine, aber sehr geliebte Gattin) genossen bei allem dem ihr Glück nur halb; denn sie hatten keine Kinder, und es schien, als wenn mit ihnen ihr vortreffliches und edles Geschlecht aussterben sollte; je älter sie wurden, desto

mehr stieg ihr Kummer, und es hatte das Ansehen, als wenn die Sonne ihres Lebens dereinst trübe untergehen würde.

An einem Frühlingsabend, als Alredbin über Feld geritten war und erst spät wiederkehren wollte, saß Machpelach, seine Gattin, vor ihrem Zelt und sah mit bethräntem Auge die Sonne über dem waldigten Berge untergehen, und hinter ihr schimmerte der Vollmond safrangelb zwischen den Cederstämmen durch. Indem sie nun den trüben Blick von der abgeschiedenen Sonne seitwärts wandte, sah sie ein altes, krummgebücktes Mütterchen an einem Stabe langsam durchs Gebüsch herankriechen. Machpelach winkte ihr mit liebevollem Lächeln, ging ihr dann mit offnen Armen entgegen und ließ sie neben sich auf den Blumenrasen sitzen.

Das edle Weib ließ ihr Zeit, zu Odem zu kommen, und fragte sie dann mit einem Herzen voll Wohlwollen, womit sie sie erquicken könne? — Gott belohne dir diese Frage! versetzte die Alte; gib mir etwas Honig mit Rahm gemischt, und ein Stück Brod! — Machpelach lief ins Zelt, holte das Verlangte und setzte es ihr in einer Schüssel vor; die Alte aß die Hälfte, zog dann ein Fläschchen mit einem kostbaren Balsam aus ihrer Tasche, dessen Wohlgeruch die Luft umher erfüllte, goß ihn in die andere Hälfte der Speise und sagte: Ich bin die Fee Elfagor — die in der Felsengrotte bei der Silberquelle im Thal Bukraim wohnt; ich liebe gute Menschen und habe vom Vater aller Wesen die Gnade empfangen, die billigen Wünsche der Sterblichen zu erfüllen. Der Ruf deiner guten Werke hat mich zu dir geführt und ich habe in dieser armen Hülle die Wahrheit dieses

Gerüchts erfahren; bitte also von mir, was ich dir thun soll!

Machpelach erstaunte; sie hatte viele Mährchen von der guten Fee Elfagor erzählen hören, und jetzt freute sie sich ihrer Gegenwart; gute Fee! antwortete sie: ich habe nichts zu wünschen, als einen Sohn, der seinem Vater ähnlich ist.

Dein Wunsch ist billig, fuhr Elfagor fort; iß nun die übrige Hälfte dieser wohlthätigen Speise, und du wirst innerhalb Jahresfrist zween wohlgebildete und gesunde Söhne haben.

Machpelach genoß die Speise begierig und dankte der Fee für ihre Güte. Kaum hatte sie den letzten Mundvoll genommen, als sich ein Silberwölkchen im Mondenglanz vor ihren Augen bildete; Elfagor wurde in ein Kind von englischer Schönheit verwandelt, sie stieg auf dieses Wölkchen und schwang sich dann langsam empor; aber im Hinschwinden hauchte sie dem Weibe des Emirs noch die Worte zu: Sey reines Herzens, Machpelach! damit deine Kinder nicht im Keime vergiftet werden mögen. Das edle Weib ging nun in ihre Hütte und dachte der seltsamen Erscheinung nach, die sie auch Alreddin gleich nach seiner Heimkunft erzählte. Der Emir wunderte sich und sagte: Söhne, die vom Himmel angekündigt und von unfruchtbaren Weibern geboren werden, waren wohl ehe zu großen Männern emporgewachsen. Gottes Wille geschehe!

Das Versprechen der Fee wurde erfüllt: Machpelach gebar zween Söhne auf einmal, und während dem Gebären schwebte eine schneeweiße Taube mit einem Purpurhals um sie her, und nachdem die beiden Knaben auf ihrem Bettchen lagen, so schwang die Taube ihre Flügel über ihnen und verschwand.

Die anwesenden Frauen wahrsagten den Kindern viel Gutes, die beiden Eltern aber dachten an die Fee Elfagor.

Die Knaben wuchsen in aller guten Zucht und Ehrbarkeit heran; Alreddin gewöhnte sie zur Arbeit, und Machpelach lehrte sie Gott fürchten nnd die Menschen lieben.

So wie nun die Knaben anfingen, groß zu werden, so fingen auch die Eltern an zu wünschen; darin kamen sie beide überein, daß sie tugendhafte und rechtschaffene Männer werden möchten, aber Alreddin hatte sich große Dinge in den Kopf gesetzt, und das darum, weil ihm seine Söhne auf eine außerordentliche Weise angekündigt worden; Machpelach aber wünschte nichts weiter, als daß sie beide nur das Glück ihrer Väter genießen möchten.

Dieser friedfertige Zwiespalt beider Eheleute brachte sie endlich auf den Gedanken, der wohlthätigen Fee Elfagor ihre Wünsche zu entdecken, und sie dann entscheiden zu lassen. Sie gingen also zusammen in einer mondhellen Nacht in's Thal Bukraim; da, wo dieses Thal ein Becken von einer Viertelstunde im Durchmesser bildet, das rund umher mit hohen Cypressen und Terebinthbäumen, die einen schönen Rasenplatz in der Mitte frei lassen, begränzt ist, klingelt eine wasserreiche Quelle an dem Eingang einer tiefen und weiten Felsenhöhle zwischen den Steinen hervor; tiefe Stille ruhte auf jedem Aestchen des Waldes, und die ganze Natur horchte der sprudelnden Quelle; der Mond glänzte hoch über den Cypressen-Wipfeln herüber und verbreitete einen silbergrauen Schimmer über das bethaute und mit Mettenfädlein und Geweben übersponnene Grün des Rasenbodens.

Alreddin und Machpelach schritten langsam und mit heiligem Schauer erfüllt der Quelle entgegen, deren Krystall mit schmelzendem Gold im Mondesschimmer gemischt schien, und dessen Wiederstrahl oben im Gewölbe der Grotte auf den Kieselspitzen des grauen Gesteins ein leuchtendes Gewimmel verursachte. Hier neben den Brunnen stellte Machpelach ihr Opfer, das sie in einem Körbchen trug, und das aus Milchrahm mit Honig und etwas Brod bestand, auf einen breiten Stein nieder, und rief dann mit gemäßigter Stimme: Gute Fee Elfagor! Wenn's dir Gott erlaubt, unsere Wünsche zu erfüllen, so erscheine uns und höre sie! — Allmählig schien ein zweifelhaftes Gelispel aus der dunkeln Tiefe der Grotte die horchenden Ohren aufmerksamer zu machen, und zu gleicher Zeit schwirrte ein Haufen schwarz und silbergrau gesprenkelter Nachtschmetterlinge in einem Zug von hinten heraus, vorwärts gegen die Quelle zu; sie waren an graue Mettenfaden gespannt, mit denen sie einen Muschelwagen zogen, der aus einer Straußeneierschale verfertigt und mit leuchtenden Johanniswürmchen statt der Juwelen besetzt war. Vier große, dunkelblaue und mit goldenen Sternchen prangende Schmetterlinge trugen den Muschelwagen schwebend ein Paar Schuh hoch über der Erde empor, auf dem die Fee Elfagor auf einem Polster von Bienenhärchen saß, sie war etwa fingerslang und hatte die vollkommenste weibliche Gestalt; ihr zarter Körper glänzte von Gold und Edelsteinen, und ihr feines, lockiges Haar wallte wie ein goldenes Wölkchen den zarten, schlanken Rücken hinab bis auf die Lenden. Dreimal schwirrte der Zug um die Silberquelle, dann verwandelte sich die Fee in ein Kind von vier Jahren, genoß wieder etwas von der

mitgebrachten Speise, und fragte nun: was begehrst du, Machpelach?

Das Weib des Emirs antwortete: Liebe gute Elfagor! mein Mann und ich haben verschiedene Wünsche; du weißt, daß wir zwei wackere und liebenswürdige Söhne haben; nun geht unser erstes und flehentliches Bitten dahin, daß sie beide gute und vortreffliche Männer werden mögen; dann aber wünscht Alreddin Ruhm, Ehre und Ansehen in der Welt, ich aber begehre nichts weiter, als ein ruhiges, stilles und höchst wohlthätiges Leben für unsere beiden Kinder. Jetzt sind wir nun deßhalb zu dir gekommen, um von dir zu hören, welche Wünsche du erfüllen willst.

Die Fee lächelte heiter und froh und erwiederte: ich will eure beiden Wünsche erfüllen, und zwar so: der älteste soll nach dem Willen des Vaters groß, geehrt und ansehnlich in der Welt werden, und der jüngste soll nach deinem Begehren ein stilles, unbekanntes, aber höchst wohlthätiges Leben führen. Zeit und Erfahrung wird euch dann am Ende belehren, wer am besten gewünscht hat.

Nun genoß Elfagor einen Theil des mitgebrachten Opfers, goß dann einen Balsam auf das Uebrige und sagte: da nimm diese Speise wieder mit zurück, Machpelach! und gib sie deinen beiden Söhnen zu genießen, so werden sie beide einen unauslöschlichen Hunger nach Wahrheit und Rechtschaffenheit bekommen; dann schwebte sie über den Rasen hin und holte zwei verschiedene wohlriechende Krautpflänzchen; eines davon gab sie dem Vater und sprach: dieses Kräutchen laß deinen ältesten Sohn ohne sein Wissen in irgend einer Speise genießen, so werden ihn alle gute Menschen lieben und ehren, die bösen

fürchten, und es wird ein großer und berühmter Mann aus ihm werden.

Das andere aber gab sie der Mutter mit den Worten: dies backe dem jüngsten in einem Oelkuchen und lasse es ihn, aber auch ohne sein Wissen, genießen, so wird ihm jede gute That gelingen, aber er wird dabei unbekannt und von Niemand gehaßt und gefürchtet, aber auch nur von Wenigen im Stillen geliebt werden. Jetzt verschwand die Fee mit ihrem ganzen Zuge vor ihren Augen; beide nahmen nun die Speise und jedes sein Kräutchen, und wanderten vergnügt und befriedigt nach Hause.

Der Rath der Fee wurde genau befolgt; Alredins ältester Sohn Ali bekam seinen Theil vom Speiseopfer und sein ihm zugehöriges Kräutchen, und Hassan, der jüngste, desgleichen.

Beide Jünglinge wuchsen heran und wurden bald mannbar; Ali konnte sich allenthalben beliebt machen; wo eine Jagd, oder ein Pferdefest, oder sonst eine öffentliche Feierlichkeit angestellt wurde, da vergaß man ihn nie; wo man Klugheit, Tapferkeit und Edelmuth zeigen konnte, da war Ali gewiß immer der Erste. Hassan hingegen kannte man nicht weiter als eine halbe Tagereise umher; er besorgte die Heerden seines Vaters mit unbeschreiblicher Treue und mit überschwenglichem Segen. Alles, was trächtig war, verpflegte er so, daß alles neugeborne Vieh viel vollkommener war und ward, als sonst jemals; er vertilgte alle reißenden Thiere in der ganzen Gegend, so daß auch die Heerden der Nachbarn sicher weiden konnten; allein er rühmte sich nie seiner Thaten, und Niemand erfuhr, daß Hassan der allgemeine Wohlthäter war. Wenn auch zuweilen eine seiner Thaten bekannt wurde, so lag doch die Hülle

seiner Bescheidenheit so darüber her, daß man das Mehrste dem Zufall zuschrieb. Er war in der ganzen umliegenden Gegend weiter nichts, als der brave, rechtschaffene Hassan, der gute, sorgfältige Hirte.

Indessen verbreitete sich der Ruhm Ali's immer weiter; und da der Bassa von Damaskus Hülfsvölker gegen den aufrührerischen Bassa von Bagdad verlangte, und diese ihm verwilligt wurden, so wurde Ali zum Anführer von zweitausend Arabern zu Pferde gemacht, und er hielt sich so tapfer, daß ihm die erhabene ottomanische Pforte den vorzüglichsten Antheil an der Bezwingung des Aufrührers zu verdanken hatte. Ali kam also mit Ruhm und Ehre gekrönt zurück, und der Großsultan zu Konstantinopel beschenkte ihn nicht nur, sondern verlangte ihn auch in seine Dienste, die aber Ali nicht annahm.

Hassan führte indessen in dem Hause seines Vaters seine Heerden wie vorher, und wenn sein Vater über den Ruhm seines Sohnes entzückt war, so freuten sich Machpelach und Hassan mit ihm, aber nie stieg diesem auch der leiseste Wunsch auf, zu seyn, was sein Bruder war; im Gegentheil, er freute sich seines unbemerkten Lebens und des guten Fortgangs seiner wohlthätigen Anstalten; denn er hatte nun auch eine Schule errichtet, in welcher er selbst der Lehrer war; er versammelte Knaben um sich her, die er in allem Guten unterrichtete und sie die große Kunst lehrte, gute Hausväter und fromme Menschen zu werden. Dann las er auch die Schriften der besten Aerzte, sammelte die kräftigsten Kräuter und verfertigte daraus Arzneimittel, womit er unentgeldlich die armen Kranken heilte. Das Alles brachte ihm keinen großen Ruf zuwege, Jedermann sah seine Aufführung als eine Sache an, die sich von

selbst verstand, und die nichts als Erfüllung seiner Pflichten war; indessen hieß er immer der gute, der rechtschaffene Hassan.

Nun erscholl auch der Ruhm des Ali bis zu den Ohren des Königs von Yemen; der Imam sandte einen Großen seines Hofes an ihn und ließ ihm die Stelle eines Wesirs antragen; Ali nahm diesen glänzenden Posten an, und stund ihm auch so vor, daß sowohl der Imam, als auch alle Rechtschaffenen Freude an ihm hatten; hier heirathete er die Tochter eines vornehmen Arabers, mit der er sehr glücklich lebte, aber keine Kinder zeugete; Hassan heirathete auch ein frommes, stilles Mädchen aus der Nachbarschaft, das sich für ihn und seine Heerden schickte, und er erlebte bald die Freude einer blühenden Nachkommenschaft.

In diesen Verhältnissen lebten beide Brüder viele Jahre, Ali stand auf der Spitze des Glücks, aber er genoß es nicht mehr; weiter konnte er nun nicht steigen, und des Genusses gewohnt, fing er an, Langeweile zu spüren, dieser Plagegeist quälte ihn so, daß er von Tag zu Tage unglücklicher wurde, und nun einsahe, daß alle Güter der Welt der Seele keinen Frieden geben und ihren unersättlichen Hunger nicht stillen können. Hassan hingegen wurde jeden Tag froher, denn da er keinen andern Wunsch hatte, als wohlzuthun und sich täglich zu vervollkommnen, so fand er jeden Morgen und jeden Abend neue Quellen der Freude.

Endlich starben Machpelach und Ali's Weib ungefähr zu einer Zeit. Alreddin trauerte sehr um seine vortreffliche Gattin und wünschte ihr bald zu folgen, und da er zugleich den Tod seiner Schwiegertochter und die Unzufriedenheit seines Sohns Ali

vernahm, so seufzte er tief und beklagte seine ehe maligen eiteln Wünsche; jetzt sahe er ein, wie viel glücklicher Machpelach gewählt hatte; er ging einsam umher und wehklagte in der Stille; dieses mattete seinen Körper so ab, daß er sich allmälig dem Tode näherte: er ließ dieses seinem Sohn Ali sagen, der denn auch unverzüglich kam, um seinen Vater noch einmal zu sehen und seinen Segen zu empfangen.

Einsmals an einem Abend ließ der Emir seine beiden Söhne zu sich rufen, dann bat er sie, sie möchten ihn doch vor das Zelt in die Sonne tragen, denn er möchte ihren Untergang gerne noch einmal sehen. Die Söhne gehorchten; als er nun da im Grünen saß und die Sonne sein ehrwürdiges Antlitz und seinen langen eisgrauen Bart bestrahlte, so schaute er sie eine Weile wie ein Adler mit unverwandten Blicken an, seufzte dann tief und sprach: setzt Euch daher meine Söhne, ich habe Euch einen merkwürdigen Traum zu erzählen!

Ali und Hassan setzten sich. Nun fing Alreddin an: höret mich, ihr Söhne Machpelachs und nehmt die letzte Rede Eures Vaters zu Herzen! Ruhm und Ehre sind nicht die Güter, die der Mensch suchen muß, sondern die stille und unbemerkte Tugend der Gottes- und Menschenliebe, dieses habe ich schon eine geraume Zeit eingesehen, aber erst vor einigen Tagen in einem Traumgesicht sehr lebhaft empfunden: ich wälzte mich an einem Abende lange auf meinem Lager; die glücklichen Tage der Vergangenheit, die ich mit Machpelach verlebt, und die Freuden, die ich an den Schicksalen meines Ali und an dem häuslichen Segen meines Hassan genossen habe, schwebten mir wie Engel in aller ihrer Herrlichkeit vor der Seele, dann schwanden sie weg und

ließen mich im dunkeln und öden Thal des traurigen Alters allein; nun wandte ich meinen Blick in die Zukunft, aber diese war in undurchdringliche Nacht verhüllt.

Endlich schlief ich unter diesen quälenden Vorstellungen ein, und nun träumte ich: — Ihr werdet euch noch der Gegend um Jerusalem erinnern, die wir ehemals mit so vieler Rührung durchwanderten, als wir den Emir auf dem Gebirge Carmel besucht hatten. Hier befand ich mich in meinem Traum; es war mir, als wenn ich durch das Thal Josaphat am Bach Kedron hinauf wandelte, rechter Hand schaute ich nordostwärts den Oelberg hinan, und zur Linken warf ich meine Blicke auf den Gihon; ich konnte mich nicht genug wundern über meine Anwesenheit in dieser denkwürdigen Gegend. Leichten Tritts wanderte ich fort, und bald sah ich den felsigten Abhang des Berges Zion nordwestwärts vor mir. Es währte nicht lang, so erschien mir auch die prächtige Kuppel der Moschee auf dem Berge Moriah.

Indem ich nun so mit Staunen vorwärts schritt und mich nicht genug wundern konnte, wie ich dahin gekommen seyn möchte: denn es war mir gar nicht so, als wenn ich träumte, so befand ich mich auf einmal am Fuße des Berges Zion, und zwar an seiner südöstlichen Ecke, auf welcher ehemals die königlichen Gärten gewesen sind; linker Hand lief das Thal Ben Hinnom gegen Abend an den Felsenwänden des Zion fort, und rechter Hand schaute ich durch das Thal des Bachs Kedron, zwischen dem Oelberg und dem Tempelberg gegen Mitternacht hinauf.

Jetzt entstand der Gedanke in mir, wie kommst

du da auf den Berg? denn den Kedron hinauf an das Schafthor zu gehen, das war mir zu u läufig, und dahin zu klettern schien mir unmögl und doch däuchte mir, es müßte seyn; ich versu es also, und so wie ich mich anstrengte, hinau steigen, so fühlte ich, daß ich über die Erde erha war und so hinschwebte. Dies verursachte eine f dige Bestürzung in mir: denn ich konnte nicht greifen, wie ich das Fliegen gelernt hätte, da mich doch wohl besinnen konnte, daß ich nicht ge ben war. Ich erinnere mich noch gar eigentlich, ich im leichten Hinaufschweben zur Linken den Br nen und den Teich Siloah, und zur Rechten uralten Grundmauern des ehemaligen Tempels z schen den Felsen erblickte.

Bald war ich droben, aber Gott welch' ein blick! — hier war das wüste öde jetzige Jerusal nicht mehr, sondern ich fand eine Stadt, die ih Gleichen in der Welt nicht hat. Links stand Burg, die gewiß alle Pracht der Paläste Davi und Salomons übertraf, sie nahm die ganze Br des Zions ein, und rechts war auch nun die Mosc auf dem Moriah nicht mehr, sondern es stand wieder ein Tempel, dessen Herrlichkeit nicht besch ben werden kann; und da ich meinen Blick auf gegenüberliegenden Oelberg warf, so fand ich se ganze Seite mit Gärten und prächtigen Gartenh sern übersäet.

Vor mir gegen Mitternacht die ganze Fläche h ab lag eine neue Stadt, die unübersehbar weit aus lauter Palästen zu bestehen schien, und übe wimmelte es von Menschen, die aus allen Natio des Erdbodens schienen dahin gezogen zu seyn. lenthalben aber herrschte eine so friedfertige und fr

tille, als wenn sie alle zusammen nur eine Familie
sgemacht hätten.

Indem ich nun so da stand und mich an dem
aunlichen und frohen Anblick weidete, fiel mir
lich ein, in den Tempel zu gehen: denn ich sahe
s südliche Thor offen und viele Menschen da ab-
d zugehen; ich wandte mich also gegen Nordosten
d stieg in das flache Thal hinab, das zwischen
m Zion und dem Moriah liegt; allenthalben
d ich schöne Häuser und Gärten; nun stieg oder
webte ich vielmehr auch den Tempelberg hinan,
d ging durch das Thor in den Tempel hinein.
er war alles voll froher Menschen, die aber im
ringsten kein Getümmel machten, sondern sich freund-
) unterredeten, auch wurde da gebetet, geopfert
d gelehrt.

Nachdem ich Alles eine Weile angesehen hatte, so
merkte ich einen schönen jungen Mann, der mir
rnehmer zu seyn schien als alle andere; freundlich
hm er mich an der Hand und führte mich in ein
eraus schönes Zimmer, wo eine große beschriebene
lle auf einem Tische lag; jetzt sprach er zu mir:
lreddin, deine Wünsche und deine Bekümmernisse
d mir bekannt; willst du die Lebensrechnungen dei-
r beiden Söhne sehen? ich antwortete Ja!

Darauf rollte er das große Buch aus einander
nd zeigte mir erst die Rechnung meines Sohnes
lli; die eine Seite herab standen alle guten Hand-
ngen seines Lebens; ihrer waren viel, aber ihr
nerer Gehalt war schwach, die Totalsumme bis
hin war nach der Größe seines Standes gar nicht
trächtlich. Auf der andern gegenüberstehenden Seite
er fand ich den ganzen Genuß seines Lebens be-
chnet. — Ach Gott! wie groß war der gegen das,

was er geleistet hatte? — mir brachen die Thr
häufig aus den Augen hervor, und ich bat für
nen armen Sohn Ali. — Der göttliche Jün
aber tröstete mich und sagte: laß ihn in seines
ders Fußstapfen treten, so kann er das Versc
noch einbringen. Jetzt entwickelte er mir auch
sans Rechnung; da fand ich nun gerade das
gentheil; groß und vollwichtig war die Summ
Guten, und klein der Betrag des Genusses.

Nachdem ich das gesehen hatte, erwachte ich
meinem Traum. Nun meine Söhne! folgt
Rathe Eures sterbenden Vaters; zieht von hi
Und du Ali sey von nun an Hassans Hirte!
wie er gethan hat, damit du deine Rechnung
gleichen mögest!

So redete Alreddin, und bald darauf verschi

3.
Geschichte eines Mannes, welcher lernte, warum er in der Welt war.

Bertram, der arme Bettelknabe, war nun sechszehn Jahre alt, als er an einem langen Sommertage, gegen Abend, einen hohen Bergrücken herabwandelte, um drunten in einem Dörfchen sein Abendbrod zusammen zu betteln, und dann irgendwo in einer Scheuer sein Nachtlager zu suchen. Er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob und wie dem lieben Gott seine Lebensart gefiel? — aber ich weiß auch nicht einmal, ob er auch irgend etwas vom lieben Gott wußte. Die girrende Turteltaube im Walde, die schön untergehende Sonne und alle Reize der Natur machten bei weitem nicht den Eindruck auf ihn, als wenn ihm eine gutmüthige Bäuerin ein Schüsselchen saure Milch mit einem Stück Brod an die Thüre reichte.

Ohne etwas zu denken, oder sich um etwas zu bekümmern, kam er in das Dörfchen, wo ein eisgrauer alter Mann vor der Thüre saß und sich in seinem schönen Gegenbilde der untergehenden Sonne wärmte. Bertram kam zu dem Patriarchen, und mechanisch, ohne etwas dabei zu denken, sagte er: Gebt mir doch etwas um Gotteswillen! Der Alte sah ihn eine Weile durchdringend an, dann

antwortete er: Geh', ich geb' dir nichts; du bist gesund und stark, du mußt arbeiten und dein Brod verdienen. Bertram versetzte: Ach lieber alter Vater! gern wollte ich etwas lernen und arbeiten, aber keiner gibt mir etwas zu thun, und keiner lehrt mich etwas.

Der Greis bedachte sich ein wenig und sagte zu sich selbst: es ist doch auch wahr, was der Junge da sagt; ein jeder wirft ihm vor, er soll arbeiten, und er kann nicht arbeiten, auch will ihn keiner nehmen und anführen. Setz' dich da, Junge, sprach er zu Bertram, und rief dann seiner Tochter, welche Frau im Hause war, zu, sie sollte dem armen Knaben ein Butterbrod geben; der Knabe setzte sich und aß es mit Appetit. Während der Zeit dachte der Alte darüber nach, warum doch der liebe Gott so wunderlich mit den Menschen verführe? Dieser gesunde wackere Jüngling habe nichts in der Welt zu thun, er könne wohl entbehrt werden und sey überflüssig; dagegen viele andere Menschen, die so nöthig wären, stürben von unerzogenen Kindern weg, oder wären kränklich und zu ihrem Beruf unfähig. Der gute Alte hätte fast gestrauchelt, wie Asaph, und den lieben Gott gemeistert.

Indessen hatte Bertram sein Butterbrod gegessen, und nun fiel ihm ein, er wolle noch eine halbe Stunde weiter auf ein Dorf gehen, wo er ein besseres Nachtlager zu finden hoffte, als hier. Indem er nun so längs die Straße fortwandelte, kam er bald an einen Wald. Vorn an der Ecke saß neben dem Wege ein armer alter Mann, welcher weinte und betete; Bertram sahe das, es ging ihm ans Herz, er trat zu ihm und sahe nun, daß der arme alte Mann blind war. Was weint Ihr, alter Va

ter? — fragte er. Ach, sagte der Alte, ich bin ein armer blinder Mann; ich hatte einen Buben, der mich leitete, und der ist mir vorhin entlaufen. Da sitz' ich nun und weiß mir nicht zu helfen. Bertram freute sich; er dachte, den Mann willst du führen, dann wirft dir Niemand mehr das Arbeiten vor. Guter Alter! sagte er, ich bin auch ein Bettelknabe, ich will Euch führen und Euch nie entlaufen. Der Blinde kniete nieder auf den Rasen und sagte: Ich danke dir, lieber Vater im Himmel, daß du mich erhöret hast. Bertram sahe und hörte das, es wunderte ihn, mit wem der Alte da reden möchte; von seinem Vater wußte er nichts, und seine Mutter hatte er im sechsten Jahre verloren. Er hatte zwar von Gott gehört, auch wohl gesehen, daß die Leute Morgens und Abends vor dem Essen und nach demselben die Hüte oder Mützen abnahmen, die Hände falteten und viele Worte sagten, er wußte auch, daß das beten hieß, aber so beten, wie da der Blinde, das hatte er nie weder gesehen noch gehört. Er nahm nun den Alten am Rock, ging vor ihm her und führte ihn dem Dorfe zu, woher er gekommen war, denn da wollte der Blinde hin. So wie sie gingen, fragte ihn Bertram, was er da gesagt habe, als er gekniet hätte? Der alte Leonhard erstaunte über diese Frage. Er erkundigte sich nach Bertrams Alter, wo er her wäre und wie er gelebt habe, und hörte nun alles. Jetzt konnte er es begreifen, woher es käme, daß Bertram von Gott und seinem Wort nichts wüßte, er sagte also: Mein Sohn Bertram! du bist doch bei deiner Armuth recht glücklich, daß du zu mir gekommen bist, denn jetzt will ich dich lehren, wie du auch nach deinem Tode ewig glücklich werden kannst. Ber-

tram freute sich, das zu hören, denn er wa
Grund ein guter Junge, nur mangelte es ihi
Erziehung. Er kam also mit seinem alten Bli
ins Dorf; der alte Greis saß noch vor seiner T
und sah die beiden daher kommen; der Knabe lä
ihn an und sagte: da bin ich wieder. Der Alte
dachte weiter, er war noch am Grübeln, wi
doch käme, daß unser Herr Gott Leute, die zu n
zu brauchen seyen in der Welt leben ließe,
dagegen so viele nützliche und nöthige Leute st
müßten. Jetzt fiel ihm ein: Siehe! da brau
unser Herr Gott den armen Jungen dem Bl
zum Leiter, ist das nun nicht Berufs genug
ist's nicht genug, daß er einen Menschen ern
— Nun schämte sich der Alte seines schnellen
kurzsichtigen Urtheils und war neugierig zu w
wie Bertram zu dem blinden Mann gekon
war; er rief ihn also zu sich, gab ihm ein Al
und fragte: wo er den blinden Mann gefunden h
Bertram erzählte ihm alles, und der Blinde
noch hinzu: er sey von seinem Führer verlassen
den, er habe einsam da gesessen und zu Gott
tet und geweint, da habe ihn der liebe Gott e
und ihm den Knaben Bertram zugeführt.
alte Paul hörte den Mann so fromm reden,
gefiel ihm, er fing also ein Gespräch mit ih
und hieß ihn bei sich sitzen und Bertram auc
saßen unter einer Linde auf einer steinernen B
Nun erzählt mir, sagte Paul, euere Gesch
der Knabe da, der euch führt, war vorhin hie
bettelte, und ich hatte so meine Gedanken da
warum doch Gott die armen Leute in der We
ben ließ, da sie so wohl zu entbehren wären,
so viele nützliche und wohlthätige Menschen li

sterben, das Ding konnte ich nicht begreifen; darüber geht der Knabe weg, und indem ich noch so nachdachte, siehe, da kommt er und ist euer Führer geworden, da schlug mir das Herz und ich dachte: da sieht man doch, daß der Knabe auch einen wichtigen Beruf haben kann; der alte Leonhard lächelte, reichte Paul die Hand und sprach:

Gott sey gelobt, lieber Freund! daß ich doch einmal einen Mann gefunden habe, der herzlich an Gott denkt und mit dem man ein gutes Wort reden kann; ich glaube auch, daß es Gott so gefügt habe, daß ich zu Euch kommen mußte, damit ich Euch das, was ich erfahren habe, erzählen könne. Ich habe eben so gedacht, wie Ihr, aber ich habe es gelernt, warum ich in der Welt bin. Nun hört mir zu, ich will Euch erzählen, wie es mir gegangen ist.

Mein Vater war ein Schreiner auf einem Dorfe, der ordentlich sein Brod hatte, auch sonst ein guter Mann war. Meine selige Mutter war ebenfalls eine brave Frau, sie war aber kränklich; ich war ihr erstes und einziges Kind, sie wurde dann drei Jahre bettlägerig und starb an der Auszehrung; ich war immer um sie, wartete ihr auf; auch ich war schwächlich und voller Flüsse, doch war mir diese Zeit sehr nützlich, denn meine Mutter sprach immer von Christenthum mit mir und pflanzte mir wahre Gottseligkeit ein, sie starb auch so freudig, als wenn sie zur Hochzeit gegangen wäre.

Ich blieb noch immer kränklich, so daß ich fast beständig das Bett hüten mußte. Ein Jahr nachher heirathete mein Vater wieder, und beging da den Fehler, daß er auf Geld und Gut sah; er bekam auch eine reiche Frau, aber sie wußte es auch und ließ es ihn täglich bitter fühlen; sie machte ihm das

Leben so schwer, daß er es kaum ertragen konnte. Ich aber hatte es noch weit schlimmer. Kaum bekam ich so viel Brod, daß ich den Hunger stillen konnte, und Wasser mußte ich mir selbst holen; oft schickte sie mir wohl etwas gewärmtes Gemüse, das aber so sauer geworden war, daß ich es nicht essen konnte.

So lag ich nun die liebe lange Zeit auf dem Bette und flehte zu Gott um meine Auflösung, aber Er erhörte mich nicht. Endlich fing ich an wider Gott zu murren und mich zu beklagen, daß Er mir eine so böse Stiefmutter gegeben habe. Ich konnte nicht begreifen, warum ich in der Welt wäre, da ich nichts darinnen zu thun hätte.

Nun hatte meine selige Mutter einen Bruder, der ein Schuhmacher war, er war viel jünger als sie, hatte auf seinem Handwerk gewandert, und kam nun wieder, als ich schon drei Jahre lang von meiner Stiefmutter geplagt worden war; er war dreißig Jahre alt und wollte sich nun auf sein Handwerk setzen. Dieser besuchte uns und sahe bald, was zu thun war; er kam zu mir und ich mußte ihm alles erzählen. Ich konnte es auch nicht lassen, ich mußte ihm sagen, daß ich mit dem lieben Gott übel zufrieden sey, weil Er mich nicht von der Welt nähme, da ich doch nicht zu brauchen wäre. Mein Oheim aber verstand es besser, er antwortete mir: du versündigst dich sehr, Vetter Leonhard! wie kannst du wissen, warum du in der Welt bist und wozu dich unser Herr Gott noch brauchen will? durch deine lange Kränklichkeit wirst du in der Geduld geübt; du lernst da besser Gott dienen, und deiner Stiefmutter dienst du zur Probe; sie versündigt sich an dir, sie wird aber noch zur Erkenntniß kommen und

sich vielleicht auch noch bekehren. Dein Vater aber muß dies Kreuz haben, weil er nach Reichthum und nicht nach Tugend getrachtet hat; ich will aber dem Dinge ein Ende machen, dich zu mir nehmen und dich verpflegen, und versuchen, ob du nicht kurirt werden kannst.

Das gefiel mir so wohl, daß ich vor Freude weinte; mein Oheim machte meiner Mutter keine Vorwürfe, er sprach nur mit ihr und meinem Vater wegen meiner, und sie waren beide wohl zufrieden, daß er mich zu sich nahm; es währte auch nicht lange, so holte er mich ab.

Sobald ich bei ihm war, befand ich mich besser, er hatte eine brave Frau geheirathet; ich wurde ordentlich verpflegt, brauchte Arzneien, und in einem halben Jahre konnte ich anfangen, bei meinem Oheim das Schuhmacherhandwerk zu lernen.

Mein Vater ertrug indessen sein Hauskreuz nicht lange, er bekam die Auszehrung und starb. Meine Stiefmutter heirathete wieder, und nun vergalt ihr ihr Mann alles doppelt, was sie an uns verschuldet hatte, er schlug sie täglich; wenn er betrunken nach Hause kam, mußte sie ihm wie ein Hund zu Füßen liegen, dann trat und mißhandelte er sie; auch durfte sie sich nicht satt essen, daß er es gewahr wurde. Jetzt kam sie zu uns; sie klagte uns mit rothgeweinten Augen ihre Noth, und wir machten ihr keine Vorwürfe: denn sie fühlte selbst, daß sie sich an meinem Vater und mir versündigt hatte; jetzt war ich ihr größter Trost.

Endlich, da ich mein Handwerk recht wohl verstand, verhalf mir mein Oheim auch zu einer braven Frau. Ich heirathete ein Mädchen, das weder Vater noch Mutter, aber ein Haus, ein wenig Gü-

ter und etwas Geld hatte; dabei war sie recht fromm und brav, sie willigte in meinen Wunsch, daß wir meine Stiefmutter zu uns nehmen wollten; ich ging also hin und holte sie ab. Es war aber auch hohe Zeit, denn ihr Mann hatte alles durchgebracht, und sie waren nun blutarm; die arme Frau war durch die vielen Schläge und Stöße so kränklich geworden, daß sie bei uns drei Jahre zu Bette lag und endlich starb, wir ließen sie ihr Unrecht nicht entgelten, sondern wir pflegten sie, so gut wir konnten.

Während dieser Zeit fühlte ich wieder, wozu ich in der Welt war, nämlich denen wohl zu thun, die mir übels gethan hatten. Das hätte ich aber nicht gekonnt, wenn ich in meiner Jugend nicht selbst gedrückt worden wäre.

Nach dem Tode meiner Stiefmutter lebten wir ruhig; es ging uns recht wohl, wir hatten fünf Kinder, und wir glaubten, es würde nur immer so fortgehen. Mein ältester Sohn lernte auch mein Handwerk, und ich sahe gerne, daß er auf die Wanderschaft ging; er reiste auch fort, schrieb mir die ersten Jahre einige Mal; aber ich habe leider! in achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört noch gesehen; er soll auf die See gegangen seyn.

Die mittelsten drei Kinder starben innerhalb einem Jahr an der rothen Ruhr. Dann wurde meine Frau auch kränklich, ich mußte alles, was ich hatte, an die Aerzte wenden, und meine Sachen gingen allmälig hinter sich; ich konnte nicht viel arbeiten, denn ich mußte meiner kranken Frau aufwarten, und so wurde ich bald auch arm.

Wie ernstlich ich während der Krankheit meiner guten Frau gebetet habe, der liebe Gott möchte mir sie doch am Leben lassen, das könnt Ihr nicht glau-

ben, aber er erhörte mich nicht. Genug, meine Frau starb und hinterließ mir ein Kind von anderthalb Jahren.

Nun fing ich wieder an zu arbeiten; aber nun spürte ich, daß meine Augen immer dunkler wurden, ich fragte einen geschickten Wundarzt um Rath, und dieser sagte mir, ich hätte den grauen Staar. Ich erschrack, als wenn mich Jemand vor den Kopf geschlagen hätte, aber was half's, binnen einem halben Jahre war ich ganz blind. Mein Habe, Haus und Gut wurde nun völlig verzehrt, und nun freute ich mich, daß meine Frau todt war und nicht mit mir zu betteln brauchte; mein Kind wurde ins Hospital gebracht und darinnen erzogen, dies Mädchen ist recht brav, sie dient jetzt bei ehrlichen Leuten und hat gut haushalten gelernt.

Wie hart mich das Betteln ankam, könnt Ihr leicht denken, allein ich mußte. Ich betete wieder, unser Herr Gott möchte mich doch aus der Welt nehmen, denn ich wäre da nichts mehr nütze, aber Er erhörte mich nicht, und ich lernte auch da einsehen, warum. Anfänglich konnte ich noch so viel sehen, daß ich allein gehen konnte; allein endlich konnte ich auch das nicht mehr.

Nun wünschte ich einen armen Knaben zu haben, der mich führte, und da ging es mir ganz sonderbar. Lange konnte ich keinen solchen Knaben finden; endlich hörte ich von einem Diebe, der gehangen werden sollte, welcher ein Paar Knaben hätte, die bettelten. Nun fiel mir ein: solche Kinder seyen in der Welt verlassen und würden gescheuet und verachtet; ich wollte also die Kinder annehmen, sie mit mir herum führen und in allem Guten unterrichten. Ich ging zu einem gewissen braven Mann, von dem

ich wußte, daß er mir helfen würde, und sagte ihm mein Vorhaben. Der gute Mann lobte mich, er gab sich Mühe, die Kinder aufzusuchen, fand sie und brachte mir beide.

Als ich die Knaben hatte, ließ ich sie nicht von mir, einen Tag mußte mich der Johann, den andern der Jakob führen. Ich unterrichtete sie in allem Guten, und damit ichs kurz mache, erzog wackere Bursche aus ihnen. Ich hatte sie vier Jahre bei mir, da vermiethete ich den Einen zum Hirten in ein Dorf; er führte sich gut auf, kam nachher als Knecht zu einem Bauer, heirathete endlich, und ist nun ein rechtschaffener Mann, der sich redlich nährt. Der Andere blieb noch ein Jahr bei mir, dann vermiethete ich ihn auch bei einem Bauer, und auch er führt sich brav und gut auf. Nun fiel es mir endlich bei, daß ich sehr Unrecht gehabt hätte, mich für unnütz in der Welt zu halten: ich hätte vielleicht nicht so viele verlorne Kinder zu braven Leuten gemacht, wenn ich nicht blind geworden wäre.

Dann suchte ich mir wieder einen Buben, der mich führte, und diesen fand ich so: als ich den Jakob vermiethet hatte, blieb er noch so lange bei mir, bis ich wieder Jemand hatte; wir kamen nämlich vor ein kleines Häuschen, die Frau darinnen weinte und sagte, sie könne mir nichts geben; ich fragte: warum nicht? Ach Gott, antwortete sie: ich bin eine arme Wittwe, mein Mann ist gestern begraben worden, und ich sitze nun da mit fünf unerzogenen Kindern und habe kein Brod für sie. Wie alt sind die Kinder? fragte ich. Der älteste ist sechszehn Jahre alt, zwei Mädchen sind vierzehn und zwölf, ein Knabe zehn, und noch einer acht Jahre alt. Ich fragte: Wollt Ihr mir wohl die beiden

kleinsten Knaben überlassen? ich will sie erziehen. Da sey Gott für! versetzte die Frau, daß meine Kinder betteln sollten. Ich mußte der Frauen bei ihrem und meinem Elend noch lachen. Ich stellte ihr endlich die Sache recht vor, wie ich schon zwei Knaben glücklich gemacht hätte, und wie ihre Kinder ohnehin würden betteln müssen, und so ließ sie sich überreden. Ich nahm die Kinder zu mir, auch sie dienen jetzt bei frommen Leuten und führen sich ehrbar und christlich auf.

Hierauf bekam ich den letzten Buben, der wollte aber nicht gut thun: ich hatte ihn auf der Straße gefunden, und es war kein gutes Haar an ihm. Wenn nun mein Betram da fromm und treu seyn will, so kann auch er brav und glücklich werden. — Betram hatte diese Erzählung recht aufmerksam angehört, er weinte auch bisweilen dazwischen, und fragte den alten blinden Leonhard: ob er ihn wohl dürfte Vater nennen? Ja, antwortete Leonhard, das darfst Du; ich will Dein Vater seyn und bleiben.

Der alte Paul hatte ebenfalls mit Verwunderung zugehört; nun fing er an: Hört guter alter Leonhard! Wo seyd Ihr her? er antwortete, von Diesburg, sechs Stunden von hier. — Wo haltet Ihr Euch denn des Winters auf? — Der liebe Gott bescheeret mir immer ein Plätzchen, bald hier, bald da; sonst geht's mir wie unserm Heiland, ich habe keinen eigenen Ort, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.

Der alte Paul ging ins Haus und sprach mit seiner Tochter und Eidam, diese ließen sich bereden, man gab dem blinden Leonhard mit seinem Knaben eine Kammer und ein Bette, worin sie beide schlafen konnten. Leonhard schaute mit Augen voll

Thränen gen Himmel, dankte Gott und dem guten Paul, und bezog nun seine neue Wohnung.

Nicht lange hatte Leonhard bei Paul und seinen Kindern gewohnt, als ihn diese gar nicht mehr entbehren konnten, denn sein Umgang war ausnehmend gefällig nnd erbaulich; auch konnte er noch manches thun, womit er den guten Leuten zu Hülfe kam. Auch Betram leistete, wenn er seinen Blinden nicht zu führen brauchte, gute Dienste.

Dies mochte etwa ein Jahr gewährt haben, als auf einmal in allen Kirchen der Gegend abgelesen wurde: wer da wüßte, wo sich der blinde Schuhmacher Leonhard aufhielte, der sollte es zu Diesburg bei dem Amtmann melden. Der alte Paul war gerade in der Kirche, er wunderte sich, was das wohl bedeuten möchte? ihm war heimlich bange, der alte Blinde möchte irgendwo ein Verbrechen begangen haben. Zu Hause erzählte er es Leonhard, dieser erstaunte auch, aber er blieb ruhig, und bat Pauls Eidam, doch nach Diesburg zu gehen und sich zu erkundigen, warum man ihn aufsuche, da er selbst jetzt nicht so weit gehen könnte; doch dazu kam's nicht; denn nach dem Mittagessen, als sie Alle in der Stube beisammen saßen, und Paul eben im Begriff war, eine Predigt aus der Hauspostille vorzulesen, kam ein vornehmer Herr vor die Hausthüre geritten; er stieg schleunig ab und kam in die Stube. Er schaute den alten Leonhard starr an, ging auf ihn zu; doch bedachte er sich wieder und setzte sich hin. Paul und seine Leute verwunderten sich sehr. Der alte Leonhard hatte von der Ankunft des vornehmen Herrn gehört, er hielt sich aber still und sagte kein Wort. Nun fing der Fremde an: Seyd Ihr der Schuhma-

cher Leonhard, der in Diesburg gewohnt hat? Ja! antwortete der Blinde. — Habt Ihr nicht einen Sohn gehabt, der vor zwanzig Jahren in die Fremde gegangen ist? Leonhard versetzte: Leider ja! allein ich habe in achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört. Dem Fremden liefen die Thränen die Wangen herab; er fragte ferner: Wie habt Ihr denn die Zeit her gelebt? guter alter Vater! Leonhard erwiederte: ich habe mein Brod leider! vor den Thüren suchen müssen, und doch hat mich der liebe Gott gnädig erhalten, so daß ich nicht klagen kann. Der Fremde weinte noch mehr und fuhr fort: ich habe wohl gehört, daß Ihr ein frommer braver Mann seyd; allein jetzt hat auch all' Euer Elend ein Ende, denn Euer Sohn hat sich wieder gefunden, er ist ein sehr reicher Mann, ich soll Euch von ihm grüßen. Leonhard wurde ganz bestürzt und blaß vor Freude; er stand auf, als ob er fort wollte, tappte mit den Händen, wußte aber nicht wohin. Der fremde Herr konnte sich nicht mehr halten, er lief auf den Alten zu, fiel ihm um den Hals, rief, weinte laut und sagte: Ich bin Euer verlorner Sohn, liebster Vater! Ich bin Euer verlorner Jakob!

Der Alte klammerte sich an seinen Jakob an, weinte schluchzend und dankte Gott. Auch der alte Paul und seine Leute weinten. Bertram aber lachte.

Nachdem dieser rührende Willkomm ein Ende hatte, fing der Alte an, nach tausend Sachen zu fragen: Jakob aber erzählte ihm, wie er durch Seelenverkäufer vor achtzehn Jahren sey weggenommen und auf die See verkauft worden, was er da alles ausgestanden, wie er endlich in Ostindien glücklich geworden sey, und eine Frau mit fünfzig tausend Gul-

den Vermögen geheirathet habe und nun mit ihr in Amsterdam wohne, und jetzt hierher gereist sey, um seinen Vater und Freunde aufzusuchen, und sie auch glücklich zu machen.

Darauf nahm der Sohn den Vater mit und ließ ihn auf einem Wagen nach Diesburg fahren. Bertram weinte bittere Thränen; als aber Jakob hörte, daß er ein braver treuer Knabe sey, der seinem Vater treu gedient habe, so nahm er ihn auch mit, und versprach ihm, wenn er sich gut aufführen würde, so wollte er ihn auch glücklich machen.

Als der alte Leonhard aus Pauls Hause wegging, weinten sie Alle. Paul drückte Leonhard die Hand und sagte: in der Ewigkeit sehen wir uns wieder! — ja, antwortete Leonhard, wer christlich gelebt hat, der kann sich darauf freuen; aber jetzt möchte ich wissen, wozu mich der liebe Gott ferner brauchen wird. Paul fuhr fort: darum bekümmert Euch nun nicht mehr; habt Ihr als ein blinder Bettler so viel Gutes gestiftet, wie viel mehr werdet Ihr es können, wenn Euch unser Herr Gott glücklich macht. Jakob versprach ihm Gelegenheit genug zu geben, Gutes zu wirken; er und sein Vater reisten nun ab und nahmen Bertram mit. Jakob kaufte in Diesburg ein Haus mit einem Garten und spendete es seinem Vater. Dann versprach er ihm jährlich eine Summe Geldes zu schicken, mit der er zum Besten der Menschen schalten und walten könnte, Bertram aber mußte fleißig in die Schule gehen, damit er etwas lernen und man ihn mit der Zeit brauchen könne; dann nahm Leonhard seine Tochter zu sich, die seine Haushaltung besorgte.

Jetzt drückte aber den guten Alten seine Blindheit doppelt, er hätte doch auch seinen Sohn gern gese-

hen. Dafür aber hatte dieser auch schon gesorgt; denn da er den grauen Staar hatte, so wurde ein geschickter Mann verschrieben, der ihn glücklich operirte. Jetzt war der alte Leonhard vollkommen glücklich. Sein Sohn reiste nach Holland zurück und schickte jährlich die versprochene Summe, wofür Leonhard Baumwolle kaufte und eine große Spinnerei anlegte, wodurch er der Wohlthäter der ganzen Gegend würde.

Nun wurde aber auch der alte Paul mit seiner Familie nicht vergessen. Er hatte nur ein kleines Gütchen, dies mußte er verkaufen; dann kaufte ihm Leonhard nahe bei Diesburg ein größeres, wohin der fromme Alte mit seinen Kindern zog. Die beiden Patriarchen besuchten sich oft und lobten Gott für seine heiligen Führungen. Paul starb zuerst, Leonhard bedauerte ihn brüderlich. — Mit der Zeit wurde Bertram sein Gehülfe, und nach seinem Tode Erbe des Hauses und der Spinnerei, mit welcher er nun auch die Weberei verband und als ein frommer wohlthätiger Mann lebte und starb.

4.

Der Nachtwächter und seine Tochter.

Konstantine, laß uns hier ein wenig sitzen, ich habe Blasen an den Füßen und kann nicht weiter fortkommen, sagte der alte Burkhard, und setzte sich dahin an den Weg auf den Rasen. Konstantine setzte sich neben ihn und weinte. — Weine nicht, Tinchen, fuhr der Alte fort, und seine Stimme zitterte; weine nicht, Konstantine, sondern sey beständig! Sieh, mein Kind, wie sich der Himmel von Westen her aufheitert: das Gewitter ist vorüber. — Hast du wohl je besser geruht, als in der Hütte des Kohlenbrenners, auf dem Mooslager neben deinem Vater? Du wirst dereinst noch besser ruhen, wenn auch das andere große Gewitter vorüber ist, dessen Donner jetzt um uns her brüllt.

„Vater, lieber Vater! ich weine nicht um mich. Sehen Sie —"

Erinnere dich doch, daß wir das Wörtchen Sie gar nicht brauchen dürfen, eben so wenig als unsere wahre Namen.

„Gut. Seht dann, liebster Vater, meine Füße bluten; Schuh' und Strümpfe sind zerrissen; allein ich dulde das gern. Daß Ihr aber im hohen Alter noch mit mir bettelt, daß Ihr dies hauptsächlich um meinetwillen thut, das bricht mir das Herz."

Tinchen! sieh dort gegen Westen in die Ferne; welches schöne Blau am hohen Himmel! — Weißt du, weßwegen man die kleinen, sanften, blauen Blümchen Vergißmeinnicht nennt? Weißt du das?

„Ei, lieber Vater, weil sie die Farbe des Himmels haben!“

Siehst du, die Leibfarbe des Himmels ist: Vergißmeinnicht — und die Livree der Natur ist: Er wird mein nicht vergessen! Grün ist die Farbe der Hoffnung.

„Schön, lieber Vater. Es fällt mir dabei ein, was meine gute, selige Mutter sagte. Sanfte, reine, heilige Liebe vom Himmel herab, sprach sie, und sehnsuchtsvolle, kämpfende Liebe von der Erde hinauf — diese beide balsamiren die Luft zum frohen Athmen.“

Sie hatte Recht, die Verklärte; aber auch zum Wachsen und Zunehmen. Und da, meine Tochter, bedarf's auch oft Blitz, Donner und Sturm, damit die Luft gereinigt werde.

Sieh, da tritt die Sonne hinter den Wolken hervor in den blauen Aether; lächelt und strahlt uns an; und dort auf dem hohen Buchenwalde glüht der siebenfarbige Bogen. Geht der uns auch wohl etwas an?

„Ich meine, daß er uns etwas angehe. Sind wir doch auch Noahs Kinder. Wir haben ihm, wie ich hoffe, in unserer letzten Sündfluth keine Schande gemacht.“

Nein, Konstantine, das haben wir nicht. Allein es ist Zeit, weiter zu pilgern. Hast du nicht ein Stückchen Brod im Sack, an dem ich für Zeitvertreib kauen kann?

„Das Gott erbarm!“ seufzte das holde Mädchen, und heiße Thränen entstürzten ihren großen blauen

Augen. Sie suchte und fand, und gab's ihrem Vater; dann ging sie schweigend voraus; krumm und mühsam stieg der Greis hintennach und kaute.

Plötzlich trabte ihnen ein schöner, junger Mann auf einem prächtigen, isabellfarbenen Rosse entgegen. Konstantine sah ihn schon in beträchtlicher Entfernung, und schlüpfte in das Gebüsch. Sie winkte ihrem Vater, dieser bemerkte es nicht und ging ruhig fort. Sein Gesicht war kurz; er sah den Reiter nicht eher, bis er ihm nahe war. Jetzt erkannte er ihn, erschrack und seufzte: „Gott halt ihm die Augen, damit sie meine Verkleidung nicht durchschauen.“ Der Reiter schien auf den armseligen Wanderer gar nicht zu achten; er ritt hastig vorbei. Konstantine schlich wieder hervor, ergriff ihren Vater am Arm und zog ihn seitwärts auf einen Fußpfad.

Die Nacht rückte heran, und die Müden wußten kein Obdach. Ein Kirchthurm ragte links in einem Nebenthälchen hinter einem Hügel über die grünen Bäume hervor. Konstantine sah ihn und sagte: „Lieber Vater, dort linker Hand ist ein Kirchdorf. Der Thurm glänzt in der Abendsonne und zeigt in den blauen Himmel, von wannen uns Hülfe kommen soll. Laßt uns auf den Thurm zugehen.

Wenn wir nur schon da wären! entgegnete der Alte. Seine Tochter half ihm fort auf dem etwas steilen Fußpfade. Endlich kamen sie an das Dorf. Schon auf dem Wege hatten sie gehört, daß für jetzt in diesem Bezirke kein französisches Militär liege; die Truppen hätten sich alle näher an den Rhein gezogen. Dies machte ihnen viele Freude; mit neuem Muthe traten sie in das Dorf. Groß, schön und reinlich standen die Häuser da. Die Männer saßen vor den Thüren und ruhten nach überstandener Ta-

erste beste Haus und sang mit einer unbeschreib-
reinen und melodischen Stimme; Vater Burk-
d begleitete sie mit einem kräftigen Baß. Ein
höner Gesang war hier noch nie gehört worden.
strömte herzu, und bei dem dritten oder vier-
Hause waren schon alle Einwohner des Dorfes
mmelt. Allmählig nahte sich auch ein sechszig-
ger Mann; häusliche Leiden und Amtssorgen
n sein lockiges Haar silberweiß gebleicht, und
ange Ausübung der Religion, welche er lehrte,
n des Erlösers Physiognomie in sein Antlitz ein-
ägt; Liebe und Wahrheit sprachen aus allen sei-
Zügen. Er war, eben so wie Burkhard, ein
n von altem Schrot und Korn; Einfalt der
:n und Wärme für die Religion waren die Haupt-
ndtheile ihres beiderseitigen Charakters. Darum
n ihre Seelen auch so schnell in einander. Der
re Pfarrer horchte mit wahrer Andacht dem Ge-
:; seine Augen wurden feucht, und Thränen
elten von seiner grauen Wimper. So geht es
ilvollen Seelen oft, wenn sie ge[illegible] hr werden

etwas gehört. Der Pfarrer unterbrach sie, indem er mit liebevoller, freundlicher Miene sagte: „Unglückshausen ist wohl ein großer Ort und stark bewohnt?" Sogleich faßte er den alten Burkhard bei der Hand und führte ihn nebst seiner Tochter weg in sein Haus. — Gern sahen das die Bauern nicht, aber sie ehrten alles, was ihr Pfarrer that. Viele schlichen hintendrein, und der Schulz mit ein Paar der Meistbeerbten überlegen, ob man den alten Mann nicht zum Nachtwächter machen könne? Die Sache wurde ernst, und man beschloß alsofort, ihn zu fragen, ob er jenen Dienst zu Busendorf wohl übernehmen wolle? — Eigentlich war seine schöne Stimme die Ursache dieser Wahl; denn ob Burkhard würde wachen können? ob er Muth hätte? ob er stark genug wäre, im Nothfall einen Dieb festzuhalten? — Dies alles kam dabei nicht in Anschlag. Genug, er sang schön.

Der Schulz ging also mit noch zwei Männern in das Pfarrhaus, wo sie zuerst dem Pfarrer sagten, was sie vorhätten; und als er damit zufrieden zu seyn schien, so machte der Schulz den Antrag und sagte: „Hört einmal, Altvater! unser Nachtwächter ist vor einigen Tagen gestorben; wollt Ihr wohl die Stelle übernehmen?" Mit unbeschreiblicher Empfindung, die den tiefsten Jammer verrieth, und mit gen Himmel gerichtetem Blicke antwortete Burkhard: Göttlicher Dulder! ja, ich kann eine Stunde mit Dir wachen!

Mit offenem Munde starrte ihn der Schulz an: „Wie soll ich das verstehen?" Freundlich versetzte der Alte: daß ich euer Nachtwächter werden und dies Amt nach meinen besten Kräften verwalten will. „Nun das freut mich, fuhr der Schulz fort: sogleich

soll Spieß und Horn hergebracht werden. Ihr eßt bei den Bauern im Dorf herum; morgen fangt Ihr bei mir an. Diese Nacht könnt Ihr schlafen, und am nächsten Abend Euer Amt beginnen. Beim Hirten habt Ihr ein Stübchen zur Wohnung. Das Mädchen da kann Euch aufwarten, und nebenbei etwas mit Nähen und Stricken verdienen, denn zu schwerer Arbeit scheint es nicht gemacht zu seyn. Ich hab' zwar die Gemeinde noch nicht gefragt; aber wenn ich und der Herr Pfarrer etwas wollen, so geschieht's." Er ergriff hiebei dem würdigen Manne die Hand, schüttelte sie und sagte lächelnd: nicht wahr? Der Pfarrer antwortete: Gott Lob! daß uns die Gemeinde traut, und trauen kann.

Der Pfarrer wünschte nichts mehr, als daß der Schulz und die beiden Bauern sich entfernen möchten. Der Bettler und seine Tochter waren ihm ein Räthsel, bei dessen Entwickelung ihm etwas Außerordentliches, ja Großes ahnete. Kaum waren also die Bauern fortgegangen, so reichte er dem Vater die eine und der Tochter die andere Hand, und sagte: „Seyd mir willkommen! diese Nacht sollt ihr bei mir bleiben! Gastfrei zu seyn, sagt die Bibel, vergesset nicht: denn durch dasselbe haben etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherbergt.

Lieber Herr Pfarrer, sagte Burkhard, das sind wir nun zwar nicht, aber christliche Leidende; und auch auf die liebreiche Aufnahme dieser hat unser Herr und Meister einen großen Lohn gesetzt. Ich glaub', es gilt von Ihnen, was zu jenem Bischof von Smyrna gesagt wurde: Ich weiß deine Werke und deine Trübsale und deine Armuth; du aber bist reich. Ihr Kapital in der himmlischen Bank ist wohl nicht klein.

Den redlichen Pfarrer ergriff dies wunderbar; er konnte sich nicht enthalten, den Greis zu umarmen und zu küssen. „Wahrlich, ja, sagte er, ich beherberge Engel."

Konstantine (sanftlächelnd): die beherbergen Sie auch; denn wir haben bis jetzt ihre schützende Obhut erfahren.

Jetzt konnte der Pfarrer nicht länger an sich halten; er war überzeugt, daß diese Menschen etwas ganz anderes waren, als sie unter ihrer schlechten Hülle schienen. „Darf ich um Euer Geheimniß wissen?" Burkhards Miene wurde ernst. „Darf ich einmal mein Stillschweigen brechen, entgegnete er, so sollen Sie der Erste seyn, gegen den ich dies thue. Dabei blieb es für diesen Abend. Man setzte sich zu Tische und verzehrte eine einfache, aber schmackhafte Mahlzeit.

Die brave Gattin des Pfarrers, welche schon lange an der Gicht darnieder lag, beschenkte Konstantinen mit Wäsche und Kleidern; der Pfarrer that eben das an ihrem Vater. Der gute Seelsorger hatte genug, aber auch nichts übrig. Was er entbehren konnte, das legte er alles in der himmlischen Bank an.

Burkhard trat also abgeredeter Maßen am folgenden Tage sein Amt an. Konstantine nähte und strickte im ärmlichen Nachtwächterstübchen; und des Abends, wenn der Vater seinen ersten Umgang hielt, dann begleitete ihn seine Tochter, und beide sangen durch das Dorf ein schönes geistliches Lied. Den friedlichen Dorfbewohnern gefiel dies dermaßen, daß sie aus Erkenntlichkeit den guten Nachtwächtersleuten so viel zutrugen, als sie nur immer zur Nothdurft und Bequemlichkeit bedurften. Vater Burkhard wurde von allen geehrt, und Konstantine mit vol-

vortheilhaften Wuchs doppelt bemerkbar. Man
e eine Schäferin der Unschuldswelt zu erblicken.
gute Mädchen fand außerordentlichen Geschmack
mgange mit der leidenden Frau Pfarrerin; und
faßte eine so warme Zuneigung zu Konstan-
ı, daß sie fast immer um und bei ihr seyn
. Demungeachtet versäumte sie aber doch des
s den Umgang durch das Dorf nie; denn es
ȷr viel daran, die Bauern bei gutem Willen
ıalten.

:s währte ein Vierteljahr, bis in den Septem-
uhig fort. Burkhard und seine Tochter leb-
ıfrieden, und harrten in der Stille dem Um-
ıg ihres Schicksals entgegen. Als sie aber ein-
in der Mitte des genannten Monats, bald nach
Uhr des Abends ihren ersten Gang durch das
machten, bemerkte Konstantine, daß ihnen
Mann von ferne nachschlich und dem Singen
e. Er hatte sich in einen weißen Mantel ge-
und den runden Hut tief in die Augen ge-

stig auf sie zu und blieb dicht vor ihnen stehen. Burkhard erschrack, faßte sich aber bald, und hielt dem Fremden die Leuchte vors Gesicht; Thränen perlten auf demselben; Burkhard gewahrte sie und sprach: „Sie weinen?“ „Nun auch die Thränen sind Aussaat zur Freudenärndte.“ Konstantine sah dem Fremden in sein groſses schönes Auge; und unwillkührlich drängten sich Thränen hinauf in das ihrige. Sie suchte dieselben zwar mit ihren zarten Fingern zu zerdrücken; allein der Fremde bemerkte sie, schlug seinen Mantel auseinander, und ergriff zugleich die Hand des Vaters und der Tochter. „Guter Vater, sprach er mit weicher Stimme zum alten Burkhard, seyd Ihr schon lange hier Nachtwächter gewesen? Burkhard antwortete: Mein Herr, es gibt Dinge, die auch nicht den leisesten Ton erlauben. Ich traue Ihren Thränen, sonst sagte ich auch das nicht. Haben Sie Zeit, so besuchen Sie doch morgen unsern Herrn Pfarrer. — Noch einmal sah der Fremde beiden in's Gesicht, drückte ihnen die Hand und ging fort.

Die Nacht verbrachte er fast schlaflos; so früh als es mit Anstand geschehen konnte, wanderte er zum biedern Pfarrer. Dieser nahm ihn, nach seiner Gewohnheit, mit freundlicher Würde auf, und bat ihn, sich niederzulassen.

Der Fremde. Herr Pfarrer, ich bin ein Reisender, der sich gestern hierher verirrte; nun hörte ich des Abends über Tisch im Wirthshause, wo einige Bauern saßen, so viel Gutes und Sonderbares von dem hiesigen Nachtwächter und seiner Tochter, daß ich neugierig ward, die Leute selbst kennen zu lernen. Man sagte mir, ich müßte sie singen hören; das ist geschehen. — Aber, Herr Pfarrer — ich habe sie

singen gesehen, nicht blos gehört. Ich habe sie singen gesehen! das will mehr sagen. Dieser Nachtwächter und seine Tochter sind mir äußerst merkwürdig; ich fühle mich auf eine, mir selbst unerklärliche Weise zu ihnen hingezogen. Wissen Sie nicht etwas Näheres von diesen Leuten?

Der Pfarrer. Ich weiß wenig von ihnen, aber doch genug, um versichern zu können, daß der Vater einer der edelsten Männer, und die Tochter ein Engel in Menschengestalt sey. Sie sind erst vor einem Vierteljahr hier angekommen, und man hat bis jetzt noch nicht das Mindeste von ihren vorigen Verhältnissen erfahren können. Ich vermuthe aber, daß es vornehme Leute sind, welche durch den Krieg und die gewaltsame Revolution unseres Rheinufers unglücklich und des Ihrigen beraubt worden sind. Besondere Gründe müssen sie bestimmen, dies alles äußerst geheim zu halten. Daß sie aber vornehmen Standes sind, dies sah ich vorzüglich an der außerordentlichen Bildung der Tochter. Ein so vollendetes Meisterstück der Schöpfung und der Erziehung habe ich noch nie gefunden. Die lauterste, erhabenste Frömmigkeit vermehrt ihre Reize. Sie ist täglich bei meiner Frau und pflegt ihrer mit kindlicher, zärtlicher Sorgfalt. Ich habe alsdann Gelegenheit, sie zu beobachten; mit jeder Stunde wird bei mir der Wunsch lebhafter, sie auf immer meiner Familie einverleiben zu können. Hätt' ich einen Sohn, und er wäre ihrer werth — o wie gern nennte ich sie Tochter!

Der Fremde. Sie haben also keinen Sohn, lieber Herr Pfarrer.

Der Pfarrer. Gott! — Ich hatte einen so braven hoffnungsvollen Sohn — —

Der Fr. Nun? was wurde aus ihm?

Der Pf. Ach! ich schickte ihn in seinem achtzehnten Jahre nach Halle auf die Universität. In den Ferien reiste er mit einem guten Freunde nach Hamburg — und seitdem — Verzeihen Sie, lieber Herr, weiter kann ich nie erzählen.

Der Fr. Und von der Zeit an haben Sie weiter nichts mehr von ihm gehört?

Der Pf. Nein! er soll unter die Seelenverkäufer — Schonen Sie meiner!

Der Fr. Wie heißen Sie, lieber Herr Pfarrer?

Der Pf. Kühlenborn.

Der Fr. Waren Sie hier immer Pfarrer?

Der Pf. Nein, ich stand damals zu Heiligenkirchen.

Sehr bewegt erhob sich der Fremde, und der Pfarrer auch. Männlich und stark, aber bebend sprach der Erste: „Herr Pfarrer — Sie sollen Ihren Sohn wiedersehen." Der ehrwürdige Mann fuhr zurück, faßte sich aber bald und versetzte: O ja, das werde ich — jenseits dem Grabe.

Der Fr. Wären Sie aber auch stark genug, seinen Anblick noch hier zu ertragen?

Der Pf. Wie wird mir? — dunkle Erinnerungen solcher Züge im Angesicht! O du großes Erwachen an jenem Tage — und dieser Augenblick! Bernhard! Bernhard! ja du bist's.

Bernhard hing sprachlos an seinem Halse; er war's! Zwei unaussprechliche, unbeschreibliche Stunden flohen vorüber. Die Mutter verjüngte sich, und das ganze Dorf jauchzte und sammelte sich um den verloren gewesenen Sohn. Konstantine war Zeugin der Erkennungsscene gewesen; ihr Vater hatte es nur vom Hörensagen. Er kam also auch, drängte

sich durch die Dorfbewohner in das Haus, ergriff den Fremden bei der Hand und sagte: „Das war ein Nachtwächters Gesang! nicht wahr?“ Der Fremde fiel ihm um den Hals und antwortete: Es war ein Gesang der Weissagung froher Tage. — „Für mich nun wohl nicht, entgegnete Burkhard; in diesem Leben sollen wohl keine Freuden mehr auf mich warten. Mein froher Tag dämmert jenseits.“

Der Haufe verlor sich, und der Pfarrer war, wonach er sich gesehnt hatte, mit seinem Sohn wieder allein.

Der Pf. Lieber Bernhard, ich ertrage kaum die Wonne des Wiedersehens; aber laß mich deine Geschichte hören.

Der Sohn. Zur ruhigen und vollständigen Erzählung derselben ist's jetzt nicht Zeit; aber die Hauptsachen sollen Sie erfahren. Ich gerieth in Hamburg ohne mein Verschulden, blos aus Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, mit meinem Freunde in die Gesellschaft einiger, dem äußern Anscheine nach sehr biederer und bemittelter Leute. Diese luden uns zu mehreren Lustpartien ein, und lockten uns endlich auf ein nach Holland segelfertig liegendes Schiff. Plötzlich lichtete dies die Anker; wir sahen, daß wir betrogen waren; alles unser Bitten, all' unsere Thränen waren vergeblich. Wir wurden nach Amsterdam gebracht, und da Holland eben in den amerikanischen Krieg verwickelt worden, sogleich auf ein bewaffnetes Fahrzeug abgegeben. Mein Freund wurde nach wenigen Tagen von mir getrennt und auf einen Ostindienfahrer versetzt. Er starb, wie ich späterhin erfuhr, auf dem Hoffnungskap im Lazareth. Ich kam mit meinem Schiff nach Surinam. Hier wurde ich einem rechtschaffenen deutschen Pflanzer bekannt, welcher

mich für eine beträchtliche Summe vom Matr
dienste befreite und zu allerlei Geschäften in se
Hause gebrauchte. Da ich mich aber immer
der Heimath sehnte, so gab er mir endlich die
laubniß, abzureisen. Um die Unkosten der Ueber
zu bestreiten, trat ich bei einem Schiffskapitä
Dienst, der nach Europa segeln wollte. Zum Un
wurde unser Schiff von einer englischen Fre
weggenommen, und ich sammt der übrigen Equi
nach Irland in enge Gefangenschaft gebracht.
ser Zustand war mir unerträglich. Ich ents
mich deswegen, auf einem englischen Ostindiens
Dienste zu nehmen; meine Kenntnisse verschafften
eine kleine Bedienung; ich machte die Reise
Bengalen mit vielem Vergnügen. Nach zwei
ren kehrte ich zurück. Nun wurde ich in Lo
einem vortrefflichen deutschen Prinzen bekannt;
ser fand Geschmack an mir, und machte mich
erste zu seinem Kammerdiener. Durch meine
und wenigen Kenntnisse erwarb ich mir bald
innigste Freundschaft; ich wurde geheimer Sek
und machte in dieser Eigenschaft eine Reise mit
durch die nordischen Reiche. Gleich darauf star
Vater des Prinzen; er kam zur Regierung, un
wurde geheimer Rath. Wohl hätte ich in jenen
ten an meine Eltern schreiben können; allein der
danke, sie persönlich zu überraschen, war mir vi
lieb, zu angenehm. Gern hätt' ich ihn früher
geführt; aber der leidige Krieg, und zuletzt die
lung der französischen Heere machten dies unmö
Endlich nahm ich auf einige Wochen Urlaub,
sah mich mit preußischen Pässen, und ging übe
Rhein, um meine Eltern zu besuchen, wenn sie
lebten, oder, wenn sie entschlafen wären, Th

der Dankbarkeit auf ihr Grab zu weinen. Mein Zweck war, nach Heiligenkirchen zu reisen; der Zufall führte mich hieher. Ich danke Gott für diesen Zufall, noch mehr aber dafür, daß ich meine guten Eltern noch am Leben finde. — Hier fiel Kühlenborn seinem Vater wieder um den Hals und weinte; der Pfarrer schloß ihn mit heißen Thränen an seine klopfende Brust. Nach einigen Augenblicken des stillen Gefühls sagte der Pfarrer: Lieber Sohn, ich bin Prediger, ich bin es aus Ueberzeugung und mit voller Seele; verzeihe mir eine Frage! Wie steht's mit deiner Religion? Bist du deinem Glauben treu geblieben?

Der Sohn. Sie brauchen nicht Prediger zu seyn, bester Vater, um darnach zu fragen. Die Frage scheint mir so natürlich und doch so wichtig. Ja, lieber Vater, ich bin dem Bekenntnisse und der Lehre treu geblieben, welche Sie einst mit solcher zärtlichen Sorgfalt in meine Brust pflanzten. Wer die Schicksale erfährt, die ich erfahren habe — o der fühlt es, wie nöthig wir eine Religion haben, auf die wir uns in guten und bösen Tagen verlassen können; dem wird der Glaube an Gott und den Erlöser theuer und wichtig. Ich bin, dem Bekenntniß und dem Willen nach, im vollkommensten Sinn des Worts, ein Christ, und in der Ausübung hoffe ich es immer mehr zu werden.

Nun hob der würdige Pfarrer einen unbeschreiblich frohen Blick zum Himmel hinauf, faltete seine Hände und sagte: „Auch die Erde hat noch vollkommene Freuden!“ Er und sein Sohn wurden bald Seelenfreunde, und das will mehr sagen als Eltern- und Kindesliebe. — Einige Wochen hielt sich der Geheimerath bei seinen Eltern auf; jetzt

nahte die Zeit seiner Abreise. Er hatte Konstantinen beobachtet; seine Liebe zu ihr war mit jedem Tage gewachsen; noch hatte er ihr aber dieselbe mit keinem Laute zu verstehen gegeben, denn ihre Verhältnisse waren ihm unbekannt und ihr Geheimniß war ihm heilig. Burkhard aber und seine Tochter fanden länger etwas Unbehagliches darin, mit Niemand über ihre wahre Lage und über ihr Schicksal sprechen zu können; sie überlegten deßhalb mit einander, ob sie sich nicht — ohne allen Rückhalt — dem Pfarrer und seinem Sohne (aber unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit) anvertrauen sollten. Dazu kam's denn auch, allein ganz anders, als sie sich vorstellten.

Am nämlichen Abend sang der Nachtwächter mit seiner Tochter, wie gewöhnlich, den Zehnuhrgesang. Das junge Licht blinkte noch eben über den waldigen Gipfel herüber und der Herbststurm entblätterte den Forst. Die Novemberwolken flogen von Berg zu Berg, und in den Schalllöchern des Kirchthurms begleitete das Schnauben der Eulen das Saußen des schaurigen Windes — während dem Burkhard und Konstantine sanft und feierlich das schöne Lied anstimmten: Was Gott thut, das ist wohlgethan. Jetzt gingen sie zwischen zwo Hecken durch, um auch im obern Dorfe zu singen und zehn Uhr zu blasen, als plötzlich drei Kerl über die Hecke sprangen, zwei vorn und einer hinter ihnen. Nur keinen Laut! herrschte ihnen der Eine zu, oder ihr seyd beide auf der Stelle des Todes.

Gott! Gott! hilf uns! stöhnten beide himmelan, und der Vater in der Höhe hörte es. Zwei Bauern aus dem Dorfe kommen in demselben Augenblicke des Weges gegangen; jeder packte seinen Mann an

der Kehle und rief Nachbarshülfe. Schnell wie der Wind flog Konstantine, um diese Hülfe zu beschleunigen. Als der dritte dies sah, zückte er sein Jagdmesser und stieß es dem alten Burkhard in den Leib, ohne daß die beiden Bauern es gewahrten, oder verhüten konnten, denn jeder hatte genug mit seinem Mann zu thun. Ehe aber mehrere Leute herbeikommen konnten, rissen sich die Kerl los und entliefen.

Da lag nun der alte Burkhard wie entseelt. Konstantine kam mit ihrer zu späten Hülfe und sah den Jammer beim dunkeln Schimmer in seiner ganzen Größe. Sie hielt den Vater für todt und stand mit gesenktem Haupte und mit gefalteten Händen stumm und schweigend da, während dem man sich bemühte, den edlen Greis wieder zu sich selbst zu bringen und seine Wunde vor dem Verbluten zu schützen. Dann trug man ihn fort. Konstantine ging unmittelbar hinter dem Vater her, immer stumm und schweigend, ohne Laut und ohne Thräne. Der Pfarrer und sein Sohn begegneten dem Zuge und befahlen, den Verwundeten ins Pfarrhaus zu bringen. Hier wurde er so lange auf Bettwerk auf den Boden gelegt, bis man ein für ihn schickliches Lager bereitet hatte.

Konstantine stand mit gefalteten Händen daneben; ihr Busen flog; ihr ganzes Wesen arbeitete. Endlich fingen ihre Lippen an sich zu bewegen, ihre Augen flossen über; sie heftete den nassen Blick zum Himmel. — „Vater! sprach sie, er gab mir das Leben — er läßt das seinige für mich. — O nimm dies große Opfer doch jetzt noch nicht an!" — Sie begann zu wanken; ihr zarter Körper drohte der Anstrengung zu erliegen; der Geheimerath unterstützte

sie, und drückte zum erstenmal ihre schöne Hand. Noch wand sich aber kein Wort von seiner Zunge los.

Während dem allem setzten die Bauern den Mördern nach; andere waren sonst geschäftig. Der Eine rief den Wundarzt, der Zweite lief in den nahegelegenen Flecken, um etwas zur Stärkung und Erquickung für den verwundeten Nachtwächter zu holen, und als er dahin kam, wußte er selbst nicht, was er mitbringen sollte. — Wein? — Nun, den hat der Herr Pfarrer selbst. — Also? Anisbranntwein! — von dieser köstlichen Herzstärkung brachte er einen Schoppen mit. So that Jeder, was er konnte.

Der alte Burkhard erholte sich inzwischen wieder; er kam zu sich selbst und sein erster Blick fiel auf Konstantine. „Du bist gerettet, meine Tochter? hauchte er mit leiser Stimme. Gott, wie dank' ich dir dafür! das ist meines Lebens werth!"

Konst. So theuer erkauft, lieber Vater, würde meine Rettung für mich gar keinen Werth haben. — Nun knieete der Engel neben den Vater hin, küßte seine Hand und fuhr fort: Ich hab' um Euer Leben gebeten, und Ihr habt mich gelehrt, um nichts zu bitten, wobei ich nicht die Zuversicht habe, daß Gott es erhören werde. Ich bin überzeugt, Ihr werdet nicht sterben, sondern genesen.

Man brachte den Verwundeten auf ein bequemes Feldbett; der Wundarzt kam, verband ihn und glaubte, der Stich sey nicht tödtlich, doch empfahl er Ruhe. Als alles in Ordnung und Niemand mehr im Zimmer war, außer dem Pfarrer, seinem Sohne und Konstantinen, da begann der alte Burkhard: Meine Herren, ich kenne Sie als redlich, treu und verschwiegen; deswegen war ich entschlossen, Ihnen mein Geheimniß anzuvertrauen; ich wußte, daß Sie

es heilig bewahren würden. Da es aber einmal verrathen ist und ich nun ohnehin nicht länger hier bleiben darf, sondern weiter fliehen muß, so ist auch Verschwiegenheit nicht ferner nöthig. Ich bin der Geheimerath Lautenheim von Bolzendorf. Nun, Konstantine, erzähle weiter.

Alles staunte. Konstantine fuhr fort: Sie wissen vermuthlich, meine Herren, daß der Fürst von Bolzendorf in fremden Diensten starb. Mein Vater verwaltete die Regierung des Landes und besorgte die Erziehung des jungen Erbprinzen. Wie er beides gethan, das weiß der ewige Vergelter, und das ist genug, hierher gehört es nicht.

Burkh. Auch so viel mußtest du nicht sagen.

Der Pf. Was alle Welt weiß?

Konst. Meine Eltern hatten keine andere Kinder als mich; ihre zärtlichste Sorgfalt wurde mir zu Theil. Meine Mutter war eine edle, fromme Frau; sie erzog mich nach den trefflichsten Grundsätzen, und mein guter Vater wendete alles an, um ein gebildetes Frauenzimmer aus mir zu machen. Ich erwuchs und wurde der Gegenstand einer wüthenden Leidenschaft, welche ein junger Mensch von Adel gegen mich faßte. Nur die äußerste Vorsicht konnte mich vor seinen Nachstellungen retten.

Burkh. Aber du entgingst ihnen glücklich. Gott sey dafür gelobt!

Konst. Nun kam es in Frankreich zur Revolution, und nach einigen Jahren brach der Krieg aus. Schon beim ersten Vorrücken der französischen Heere hatten wir manches zu erdulden: allein die Oestreicher und Preußen schafften uns nach einigen Monaten wieder freie Luft. Der Revolutionsgeist hatte

in unserm Lande inzwischen tiefere Wurzel geschlagen; mein Vater sah sich genöthigt, ernsthafte, ja strenge Maßregeln dagegen zu gebrauchen. Dies erbitterte die Freiheitsschwärmer in einem hohen Grade; sie schwuren ihm Rache, blutige Rache. Mein Verfolger war einer der heftigsten unter ihnen. Das unerhörte Waffenglück der Franzosen begünstigte ihre Plane nur allzusehr.

Die fränkischen trieben die deutschen Streiter unaufhaltsam vor sich her bis an den Rhein, und sogar über diesen Strom. Alles flüchtete bei ihrer Annäherung; mein Vater konnte sich dazu nicht entschließen; er wollte das Schicksal so vieler braver Bürger theilen, und ich — ich wollte ihn in seinem Alter nicht verlassen. Wirklich begegneten auch die Franzosen meinem Vater anfangs mit der Achtung, welche die Tugend so leicht einflößt. Aber doch fanden wir bald Ursache, unsern Entschluß zu bereuen. Mein Verfolger, ein wüthender Jakobiner, hatte sich an das Ruder unseres Landes zu schwingen gewußt; mein Vater war der Gegenstand seiner teuflischen Bosheit. Mit Gewalt wollte er jetzt erzwingen, was er vorhin durch List nicht erreichen konnte. Der Leiden war kein Ende, und was soll ich Sie mit einer detailirten Geschichte derselben unterhalten! Ich will mich kurz fassen: wir kamen um Alles, bis auf den letzten Heller. Nur unsere Unschuld blieb uns, eine höhere Macht schützte mich, und auch nicht der leiseste Gifthauch hat die meinige angeweht.

Endlich setzte mein Verfolger seinen Schandthaten die Krone auf. Man erlaubte sich an einigen Orten unseres Landes Gewaltthätigkeiten gegen die französischen Soldaten. Mein Vater wurde von jenem Bösewicht als Urheber der Empörung angegeben;

die französische Behörde ließ ihn deswegen sogleich verhaften und befahl, ihm den Prozeß zu machen. Wir wurden beide eingezogen, und jedes besonders in ein schreckliches Gefängniß geworfen. — Ich habe vergessen zu erinnern, daß meine Mutter kurz vor dem Kriege entschlief. — Hier litten wir in jeder Rücksicht unaussprechlich, bis uns nach drei fürchterlichen Wochen ein Paar arme, treue Handwerksleute zur Flucht behülflich waren. Wir flohen, so gut wir konnten, vertauschten unsere Kleider gegen alte Lumpen, und kamen glücklich über unsere ehemalige Gränze. Nun verschafften wir uns Brod durch Singen an den Thüren. Bald erfuhren wir, daß der Befehl gegeben sey, den Geheimenrath Lautenheim und seine Tochter aufzugreifen, wo man sie irgend finde. Dadurch wurde unsere Flucht vermehrt; wir verließen unsern bisherigen Weg und gingen mehr landeinwärts. Ueber den Rhein konnten wir einmal nicht; dieser Strom war dicht mit französischen Posten besetzt, und an einem Passe fehlte es uns. Wir glaubten also sicherer zu seyn und verborgener zu bleiben, wenn wir uns aus den Gegenden entfernten, in welchen die Truppen vorzüglich lagen. Eine halbe Stunde von hier begegnete uns mein Verfolger, der, wie wir nachher gehört haben, in Geschäften eine Reise zum französischen Oberkommissär nach — gemacht hatte. — Ich hatte noch eben Zeit, ins Gebüsch zu schlüpfen; mein Vater war für ihn durch seine Verkleidung ganz unkenntlich geworden. Unser ausgestandenes Elend und die Hoffnung, daß die Hülle eines Nachtwächters uns völlige Sicherheit verschaffen und Niemand unter derselben einen Geheimenrath vermuthen werde — dies bestimmte meinen Vater, jenen Dienst hier im Dorfe anzu-

nehmen. Aber auch hier muß uns unser Feind gewittert haben, denn er war einer von denen, welche uns während dem Singen angriffen. Es muß einen besondern Grund haben, daß er sich in eigener Person an dieses Bubenstück wagte. Dem sey, wie ihm wolle; wir müssen fort, und doch weiß ich nicht, wie und wohin. — Ach! ich besorge, daß uns das größte Unglück noch bevorsteht.

Geh. Kühlenb. Dem wollen wir vorbauen, und die Sache sogleich an den biedern, in dieser Gegend kommandirenden Divisions-General ** bringen. Mein Fürst hat ihm in vorigen Zeiten einige große Gefälligkeiten erzeigt; ich weiß, daß er sich ihrer noch mit Dankbarkeit erinnert. Dies und die gute Sache werden den Sieg davon tragen. (Pause.) Sagen Sie mir aber, edles Mädchen, fand sich denn Niemand, der Sie unterstützte? Hatte sich in Ihren Glücksumständen noch Niemand um Ihre Hand beworben, der Ihnen nachher in Ihrem Jammer beigestanden hätte?

Konst. Nein, Herr Geheimerath, nein! Niemand, dem ich sie mit Zustimmung meines Herzens hätte geben können.

Feierlich stand Kühlenborn auf; sein Auge war zum Himmel gerichtet; gewaltsam riß es sich von seinem Herzen los: „Gott! darf ich sie mir von Dir erbitten?"

Bei diesen Worten erhob sich der alte Burkhard etwas im Bette, stemmte sich auf den linken Ellenbogen, streckte die Rechte gegen Kühlenborn aus und versetzte: „In diesem Falle kann ich Sprecher des Menschenvaters seyn. Ja Sie dürfen! Gott sey gelobt! — Nie brachte wohl eine Thränensaat herrlichere Früchte!"

Der Pf. Wahrlich, ja! das ist auch mein Fall.

Konstantine stand indessen da mit einem Blick — ähnlich dem Blicke der gen Himmel fahrenden Maria von Guido Reni in der Gallerie zu Düsseldorf. Sie fühlte nie empfundene Wonne und — schwieg.

Kühlenborn sah sie zärtlich an und fragte: „Konstantine, kannst Du die Meine werden?“ Er reichte ihr die Hand hin. Den Himmel im Angesicht, antwortete sie in lieblicher Verwirrung: Wo die Seele so laut aus allen Zügen spricht, da bedarf's wohl keiner weitern Sprache. — Sie sanken einander in die Arme und umschlangen sich auf ewig. Der Pfarrer umfaßte Beide mit heißen Thränen, und der alte Nachtwächter streckte seine Arme aus und rief: „Ich segne Euch, meine Kinder, ich segne Euch mit Josephs Segen!“

Lautenheim wurde wieder gesund, die Frau Pfarrerin desgleichen. Der Geheimerath Kühlenborn heirathete Konstantinen und reiste mit ihr und seinem Schwiegervater nach dem Ort seiner Bestimmung ab. Letzterer wurde daselbst in seiner vorigen Würde wieder angestellt. Bald nachher erhielt der würdige Pfarrer eben dahin den Ruf als Superintendent und Consistorialrath.

Der Sturz Robespierre's und seiner Schreckensgehülfen brachte in der ganzen französischen Staatsverwaltung eine heilsame Aenderung hervor. Auch Konstantinens Verfolger wurde gleich nach jenem nächtlichen Ueberfall kassirt.

Die Busendorfer Bauern kratzten sich hinter den Ohren und sagten zu einander: Nein, solch' einen Nachtwächter bekommen wir unser Lebtage nicht wieder! Wofür uns auch der liebe Gott behüten wolle! versetzte der Schulz, und er hatte Recht.

5.

Der goldene Vogel.

Eine Parabel.

Es waren einmal zween Jünglinge, welche außer Land wandern wollten, um ihr Brod und ihr Glück zu suchen; sie waren arm und hatten nur wenig Zehrgeld bei sich. — Sie standen also des Morgens früh auf und begaben sich auf die Reise; der Morgen war schön, die Sonne vergoldete der Berge Gipfel, die Vögel zwitscherten im Wald; kein Wölkchen schwebte unter dem Lasur des Himmels, und die weißen Nebel ruhten still in den Thälern; sie wanderten also fort und dachten: der Vater im Himmel, der nie ein Vögelchen hungern läßt, würde sie auch nicht ohne Nahrung lassen. Endlich kamen sie auf eine Höhe, wo sie weit um sich her schauen konnten, und nun strahlte ihnen die liebe Sonne in die Augen, und ihr ganzes Wesen wurde gestärkt und erquickt.

Hermann! fing jetzt Wilhelm an: wo gehen wir dann nun hin? Laß uns den Weg so fortpilgern, antwortete Hermann, unser Herr Gott wird uns wohl Gelegenheit zeigen, an Brod zu kommen. Bald kamen sie in einen großen, dunkeln Wald: hier war es kühl und angenehm, und die Nachtigallen

sangen auf's Lieblichste. Wilhelm wünschte hier ein Weilchen zu ruhen; auch waren hier zwei Wege, der eine führte zur Rechten, der andere zur Linken, so daß sie nun überlegen mußten, welchen sie gehen wollten. Hermann verlangte nicht zu sitzen und zu ruhen, sondern sagte: laß uns den Weg zur Rechten gehen, ich habe immer gehört, die Wege zur Rechten seyen die sichersten. Wilhelm versetzte: wie thöricht! das wird wohl auf eins herauskommen, ich setze mich einmal ein wenig unter diesen Baum; damit saß er nieder. Hermann aber stand und bedachte sich.

Nach einer Weile kam ein altes, krummes Mütterchen daher gekrochen; sie ging an einem Stock, hatte eisgraue Haare, und glich einer hundertjährigen Matrone. Gott grüß' Euch, fing sie an, wo wollt Ihr hinwandern? Die beiden Jünglinge wunderten sich der alten Frauen, und antworteten: Mütterchen! wir sind arme Bursche, wir reisen in die weite Welt, unser Brod und unsern Unterhalt zu suchen. So! sagte das Mütterchen; nun so will ich Euch einen Rath geben, Ihr lieben Söhne! Seht! Ihr seyd jung und stark und könnt noch viel in der Welt ausrichten. Ich bin zwar alt, allein ich kann noch lange leben und einen von Euch glücklich machen; ich will Euch auch sagen, wie das geschehen soll: wer mich heirathet, bekommt ein schönes, großes Rittergut zum Erb- und Eigenthum, ich bin von Adel, und wer mich heirathet, der wird auch ein Edelmann, und zwar vom vornehmsten Stand; damit Ihr mir nun glauben könnt, so will ich Euch sagen, wie ich heiße und wer ich bin: ich bin die alte Sophie von Himmelburg, von der Ihr schon werdet gehört haben.

Die beiden Jünglinge sahen sich an, und Hermann sagte: Wilhelm, das ist eine schöne Gelegenheit für unser einen. Wilhelm versetzte: Ja! wenn nur auch die Frau nicht so alt und häßlich wäre. So bedachten sich die Beiden ein wenig; endlich fragte Hermann: Was muß man denn thun, Mütterchen! wenn man Euch heirathet? Sie antwortete: da mitten im Walde mußt du Bäume ausrotten, den Platz, den ich dir anweise, mußt du hübsch rein und einen Garten daraus machen, worin lauter edle und nützliche Gewächse wachsen; dafür bist du dann auch mein Mann, und ich gebe dir, was du nöthig hast.

Höre, Wilhelm, die Sache gefällt mir; ich kann da mein Glück machen; ich habe so oft von dem alten Fräulein Sophie gehört, daß sie eine gar liebe, sanfte und tugendhafte Person sey; laß sie nun auch alt und häßlich seyn, das macht nichts; man gewöhnt sich an alte Leute, ich bin doch dabei glücklich!

Als Hermann noch so redete, kam ein schönes, artiges Mädchen aus dem Walde daher gehüpft, sie sang tändelnde Lieder, hatte ein Blumenkörbchen am Arm und lächelte beide Jünglinge gar hold und freundlich an; auch sie lächelten ihr entgegen und fragten sie, wer sie wäre? Das reizende Mädchen antwortete: ich bin eines reichen Edelmanns Tochter, mein Vater hat mich ausgeschickt, daß ich mir einen Mann suchen soll, der mir gefällt. Wie heißt du denn, Mädchen? fragte Hermann weiter, und was willst du dann von dem haben, der dein Mann werden soll? — Ich heiße Fräulein Rosette von Eitel, war die Antwort, und wer mein Mann werden will, der muß den goldenen Vogel suchen.

Was ist das für ein Vogel? fragte Wilhelm.

Rosette antwortete: hier im Walde hält sich ein kleines goldenes Vögelchen auf, welches goldene Eier legt; wer diese Eier hat, der ist reich genug; denn es legt jeden Tag ein Ei, und jedes ist hundert Gulden werth; und wenn man das Vögelchen brüten läßt, so bekommt es Junge, die auch goldene Eier legen, und so kann man so reich werden wie ein Kaiser. Wilhelm hüpfte vor Freude und sagte: Hermann, nimm du dein altes Mütterchen, ich suche den Vogel und nehme Rosetten. Hermann sah traurig zur Erde nieder und scharrte mit dem Stab im Laub.

Wilhelm nahm das Mädchen an der Hand, es liebkoste ihn, so daß er ganz von ihr bezaubert wurde; doch fragte er: kann ich aber auch den goldenen Vogel fangen? Sie antwortete: das kostet freilich Mühe; aber es ist doch so schwer nicht, mache dir nur Stricke von rother Seide, und hier gebe ich dir ein Pfeifchen, damit kannst du ihn locken und fangen. Wilhelm nahm das Pfeifchen und auch die rothe Seide zu den Stricken, welche ihm Rosette gab.

Hermann war noch immer traurig. Das alte Mütterchen aber fing nun an und sagte: Hört, lieber Jüngling! laßt Euch nicht bethören, das Mädchen da ist eine schlechte Kreatur; sie hat schon Manche mit ihrem goldenen Vogel unglücklich gemacht; überdem ist sie bettelarm, ihr Vater ist mir sein Hab und Gut schuldig, und wenn ich einmal Rechnung von ihm fordere, dann werde ich ihn und seine liederliche Tochter zum ewigen Gefängniß verdammen.

Rosette wurde roth und blaß, sie hatte die alte Matrone nicht erkannt; sie konnte freilich kein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen, denn es war alles Wahrheit; sie wandte daher Wilhelm auf die

sie, und drückte zum erstenmal ihre schöne Hand. Noch wand sich aber kein Wort von seiner Zunge los.

Während dem allem setzten die Bauern den Mördern nach; andere waren sonst geschäftig. Der Eine rief den Wundarzt, der Zweite lief in den nahegelegenen Flecken, um etwas zur Stärkung und Erquickung für den verwundeten Nachtwächter zu holen, und als er dahin kam, wußte er selbst nicht, was er mitbringen sollte. — Wein? — Nun, den hat der Herr Pfarrer selbst. — Also? Anisbranntwein! — von dieser köstlichen Herzstärkung brachte er einen Schoppen mit. So that Jeder, was er konnte.

Der alte Burkhard erholte sich inzwischen wieder; er kam zu sich selbst und sein erster Blick fiel auf Konstantine. „Du bist gerettet, meine Tochter? hauchte er mit leiser Stimme. Gott, wie dank' ich dir dafür! das ist meines Lebens werth!"

Konst. So theuer erkauft, lieber Vater, würde meine Rettung für mich gar keinen Werth haben. — Nun knieete der Engel neben den Vater hin, küßte seine Hand und fuhr fort: Ich hab' um Euer Leben gebeten, und Ihr habt mich gelehrt, um nichts zu bitten, wobei ich nicht die Zuversicht habe, daß Gott es erhören werde. Ich bin überzeugt, Ihr werdet nicht sterben, sondern genesen.

Man brachte den Verwundeten auf ein bequemes Feldbett; der Wundarzt kam, verband ihn und glaubte, der Stich sey nicht tödtlich, doch empfahl er Ruhe. Als alles in Ordnung und Niemand mehr im Zimmer war, außer dem Pfarrer, seinem Sohne und Konstantinen, da begann der alte Burkhard: Meine Herren, ich kenne Sie als redlich, treu und verschwiegen; deswegen war ich entschlossen, Ihnen mein Geheimniß anzuvertrauen; ich wußte, daß Sie

es heilig bewahren würden. Da es aber einmal verrathen ist und ich nun ohnehin nicht länger hier bleiben darf, sondern weiter fliehen muß, so ist auch Verschwiegenheit nicht ferner nöthig. Ich bin der Geheimerath Lautenheim von Bolzendorf. Nun, Konstantine, erzähle weiter.

Alles staunte. Konstantine fuhr fort: Sie wissen vermuthlich, meine Herren, daß der Fürst von Bolzendorf in fremden Diensten starb. Mein Vater verwaltete die Regierung des Landes und besorgte die Erziehung des jungen Erbprinzen. Wie er beides gethan, das weiß der ewige Vergelter, und das ist genug, hierher gehört es nicht.

Burkh. Auch so viel mußtest du nicht sagen.

Der Pf. Was alle Welt weiß?

Konst. Meine Eltern hatten keine andere Kinder als mich; ihre zärtlichste Sorgfalt wurde mir zu Theil. Meine Mutter war eine edle, fromme Frau; sie erzog mich nach den trefflichsten Grundsätzen, und mein guter Vater wendete alles an, um ein gebildetes Frauenzimmer aus mir zu machen. Ich erwuchs und wurde der Gegenstand einer wüthenden Leidenschaft, welche ein junger Mensch von Adel gegen mich faßte. Nur die äußerste Vorsicht konnte mich vor seinen Nachstellungen retten.

Burkh. Aber du entgingst ihnen glücklich. Gott sey dafür gelobt!

Konst. Nun kam es in Frankreich zur Revolution, und nach einigen Jahren brach der Krieg aus. Schon beim ersten Vorrücken der französischen Heere hatten wir manches zu erdulden: allein die Oestreicher und Preußen schafften uns nach einigen Monaten wieder freie Luft. Der Revolutionsgeist hatte

in unserm Lande inzwischen tiefere Wurzel geschlagen; mein Vater sah sich genöthigt, ernsthafte, ja strenge Maßregeln dagegen zu gebrauchen. Dies erbitterte die Freiheitsschwärmer in einem hohen Grade; sie schwuren ihm Rache, blutige Rache. Mein Verfolger war einer der heftigsten unter ihnen. Das unerhörte Waffenglück der Franzosen begünstigte ihre Plane nur allzusehr.

Die fränkischen trieben die deutschen Streiter unaufhaltsam vor sich her bis an den Rhein, und sogar über diesen Strom. Alles flüchtete bei ihrer Annäherung; mein Vater konnte sich dazu nicht entschließen; er wollte das Schicksal so vieler braver Bürger theilen, und ich — ich wollte ihn in seinem Alter nicht verlassen. Wirklich begegneten auch die Franzosen meinem Vater anfangs mit der Achtung, welche die Tugend so leicht einflößt. Aber doch fanden wir bald Ursache, unsern Entschluß zu bereuen. Mein Verfolger, ein wüthender Jakobiner, hatte sich an das Ruder unseres Landes zu schwingen gewußt; mein Vater war der Gegenstand seiner teuflischen Bosheit. Mit Gewalt wollte er jetzt erzwingen, was er vorhin durch List nicht erreichen konnte. Der Leiden war kein Ende, und was soll ich Sie mit einer detailirten Geschichte derselben unterhalten! Ich will mich kurz fassen: wir kamen um Alles, bis auf den letzten Heller. Nur unsere Unschuld blieb uns, eine höhere Macht schützte mich, und auch nicht der leiseste Gifthauch hat die meinige angeweht.

Endlich setzte mein Verfolger seinen Schandthaten die Krone auf. Man erlaubte sich an einigen Orten unseres Landes Gewaltthätigkeiten gegen die französischen Soldaten. Mein Vater wurde von jenem Bösewicht als Urheber der Empörung angegeben;

Konstantine stand indessen da mit einem Blick — ähnlich dem Blicke der gen Himmel fahrenden Maria von Guido Reni in der Gallerie zu Düsseldorf. Sie fühlte nie empfundene Wonne und — schwieg.

Kühlenborn sah sie zärtlich an und fragte: „Konstantine, kannst Du die Meine werden?“ Er reichte ihr die Hand hin. Den Himmel im Angesicht, antwortete sie in lieblicher Verwirrung: Wo die Seele so laut aus allen Zügen spricht, da bedarf's wohl keiner weitern Sprache. — Sie sanken einander in die Arme und umschlangen sich auf ewig. Der Pfarrer umfaßte Beide mit heißen Thränen, und der alte Nachtwächter streckte seine Arme aus und rief: „Ich segne Euch, meine Kinder, ich segne Euch mit Josephs Segen!“

Lautenheim wurde wieder gesund, die Frau Pfarrerin desgleichen. Der Geheimerath Kühlenborn heirathete Konstantinen und reiste mit ihr und seinem Schwiegervater nach dem Ort seiner Bestimmung ab. Letzterer wurde daselbst in seiner vorigen Würde wieder angestellt. Bald nachher erhielt der würdige Pfarrer eben dahin den Ruf als Superintendent und Consistorialrath.

Der Sturz Robespierre's und seiner Schreckensgehülfen brachte in der ganzen französischen Staatsverwaltung eine heilsame Aenderung hervor. Auch Konstantinens Verfolger wurde gleich nach jenem nächtlichen Ueberfall kassirt.

Die Busendorfer Bauern kratzten sich hinter den Ohren und sagten zu einander: Nein, solch' einen Nachtwächter bekommen wir unser Lebtage nicht wieder! Wofür uns auch der liebe Gott behüten wolle! versetzte der Schulz, und er hatte Recht.

Die beiden Jünglinge sahen sich an, und Hermann sagte: Wilhelm, das ist eine schöne Gelegenheit für unser einen. Wilhelm versetzte: Ja! wenn nur auch die Frau nicht so alt und häßlich wäre. So bedachten sich die Beiden ein wenig; endlich fragte Hermann: Was muß man denn thun, Mütterchen! wenn man Euch heirathet? Sie antwortete: da mitten im Walde mußt du Bäume ausrotten, den Platz, den ich dir anweise, mußt du hübsch rein und einen Garten daraus machen, worin lauter edle und nützliche Gewächse wachsen; dafür bist du dann auch mein Mann, und ich gebe dir, was du nöthig hast.

Höre, Wilhelm, die Sache gefällt mir; ich kann da mein Glück machen; ich habe so oft von dem alten Fräulein Sophie gehört, daß sie eine gar liebe, sanfte und tugendhafte Person sey; laß sie nun auch alt und häßlich seyn, das macht nichts; man gewöhnt sich an alte Leute, ich bin doch dabei glücklich!

Als Hermann noch so redete, kam ein schönes, artiges Mädchen aus dem Walde daher gehüpft, sie sang tändelnde Lieder, hatte ein Blumenkörbchen am Arm und lächelte beide Jünglinge gar hold und freundlich an; auch sie lächelten ihr entgegen und fragten sie, wer sie wäre? Das reizende Mädchen antwortete: ich bin eines reichen Edelmanns Tochter, mein Vater hat mich ausgeschickt, daß ich mir einen Mann suchen soll, der mir gefällt. Wie heißt du denn, Mädchen? fragte Hermann weiter, und was willst du dann von dem haben, der dein Mann werden soll? — Ich heiße Fräulein Rosette von Eitel, war die Antwort, und wer mein Mann werden will, der muß den goldenen Vogel suchen.

Was ist das für ein Vogel? fragte Wilhelm.

Rosette antwortete: hier im Walde hält sich ein kleines goldenes Vögelchen auf, welches goldene Eier legt; wer diese Eier hat, der ist reich genug; denn es legt jeden Tag ein Ei, und jedes ist hundert Gulden werth; und wenn man das Vögelchen brüten läßt, so bekommt es Junge, die auch goldene Eier legen, und so kann man so reich werden wie ein Kaiser. Wilhelm hüpfte vor Freude und sagte: Hermann, nimm du dein altes Mütterchen, ich suche den Vogel und nehme Rosetten. Hermann sah traurig zur Erde nieder und scharrte mit dem Stab im Laub.

Wilhelm nahm das Mädchen an der Hand, es liebkoste ihn, so daß er ganz von ihr bezaubert wurde; doch fragte er: kann ich aber auch den goldenen Vogel fangen? Sie antwortete: das kostet freilich Mühe; aber es ist doch so schwer nicht, mache dir nur Stricke von rother Seide, und hier gebe ich dir ein Pfeifchen, damit kannst du ihn locken und fangen. Wilhelm nahm das Pfeifchen und auch die rothe Seide zu den Stricken, welche ihm Rosette gab.

Hermann war noch immer traurig. Das alte Mütterchen aber fing nun an und sagte: Hört, lieber Jüngling! laßt Euch nicht bethören, das Mädchen da ist eine schlechte Kreatur; sie hat schon Manche mit ihrem goldenen Vogel unglücklich gemacht; überdem ist sie bettelarm, ihr Vater ist mir sein Hab und Gut schuldig, und wenn ich einmal Rechnung von ihm fordere, dann werde ich ihn und seine liederliche Tochter zum ewigen Gefängniß verdammen.

Rosette wurde roth und blaß, sie hatte die alte Matrone nicht erkannt; sie konnte freilich kein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen, denn es war alles Wahrheit; sie wandte daher Wilhelm auf die

Seite und sagte: Hör', lieber Bräutigam! kehr' dich an das alte Weib nicht, es währt noch sehr lange, bis mein Vater seine Rechnung ablegen muß, während der Zeit kannst du ein sehr reicher Mann und ein großer Herr werden. Und dann ist es noch nicht so gewiß, was die Alte da sagt; mein Vater hat mich oft versichert, sein großes, schönes Gut sey sein Eigenthum, er habe keine Schulden darauf, denn die Forderungen der alten Frau seyen unrichtig, und er würde zu seiner Zeit aus einem andern Tone mit ihr reden; jetzt mache ich dich einstweilen zu einem großen Herrn, und sobald du den goldenen Vogel hast, wirst du auch mein Mann, gib dich also wacker an's Suchen. Sie liebkoste ihn darauf so feurig, daß er ganz hingerissen wurde und ihr alsofort in den Wald nachlief. Hermann wäre auch beinahe nachgeeilt, allein die Alte hielt ihn zurück und sagte: Höre, mein Lieber! du versiehst dich an mir, es wird einmal eine Zeit kommen, wo ich schöner seyn werde, als die liederliche Dirne. Jetzt zog sie ein kleines Gemälde aus der Tasche und ließ es Hermann sehen; es war eine himmlisch schöne Jungfrau, jung und blühend. Siehe, mein Freund! fuhr nun die Alte fort, das ist meine wahre Gestalt, ich habe mich jetzt nur so verkleidet, um zu versuchen, ob du mich wegen meiner Schönheit, oder wegen meiner Tugend lieben kannst; komm du mit mir und mache deinen Garten fertig; wenn er dann recht fruchtbar ist und mir gefällt, so hole ich dich in meinen Palast, dort sollst du mich dann als deine Braut in aller meiner Schönheit sehen und besitzen. Hermann freute sich, er gab sich geduldig in sein Schicksal und folgte der Alten nach; sie brachte ihn auf einen schönen, grünen Platz; hier wies sie ihm den Garten an und

lehrte ihn, wie er ihn bauen und pflegen sollte; dann verließ sie ihn, doch besuchte sie ihn zuweilen und tröstete ihn, wenn es ihm sauer wurde und die Arbeit nicht recht fort wollte. Er baute sich auch ein Hüttchen dahin, welches ihn nur vor Regen und Kälte schützte; denn, sagte er immer: wozu brauch' ich ein kostbares, schönes Haus, da ein großer und schöner Palast meiner wartet? — Seine alte Sophie schickte ihm Nahrung und Kleidung, und ließ es ihm nie am Nöthigen fehlen.

Während der Zeit schwärmte Wilhelm herum und suchte den goldenen Vogel; wo er nur ein gelbes Fleckchen sah, da lief er hin und hoffte ihn da zu finden. Rosette kam auch oft zu ihm, überhäufte ihn mit Liebkosungen, baute ihm hier und da schöne Lusthäuser, und beschenkte ihn mit allerhand Leckerbissen; auch half sie ihm oft selbst den goldenen Vogel suchen.

Dies Leben gefiel zwar Wilhelm gar wohl, und er hätte gewünscht, daß es ewig so fortgehen möchte, aber den Vogel hätte er dennoch gerne gehabt; denn er sah wohl ein, daß er doch am Ende ein armer Tropf seyn würde, wenn er die goldenen Eier nicht bekäme; und er wußte wohl, daß ihm Rosette nichts geben und ihn nicht ernähren könnte. Daher nahm er sich vor, recht ernstlich zu suchen. — Indem er nun so den Wald durchstrich, kam er zu einem Kohlenbrenner, der da in seinem Hüttchen saß und in einem Buche las. Was liesest du, Kohlenbrenner? fragte Wilhelm; er antwortete: ich lese ein Buch, worin ich lerne, wie ich recht glücklich werden kann. Ei du Thor! versetzte Wilhelm, warum suchst du den goldenen Vogel nicht? Behüte Gott! erwiederte der Kohlenbrenner, da thät' ich etwas rechts. Der

Fürst, dem dieser Wald gehört, hat befohlen, daß Jedermann etwas Nützliches thun soll; er ist jetzt auf der Reise, und wenn er wieder kommt, will er strenge Rechenschaft fordern, und Alle, die nicht etwas Gutes gestiftet haben, sollen schrecklich bestraft werden; und besonders will er keine Barmherzigkeit mit denen haben, die dem goldenen Vogel nachlaufen. Was sagst du da? rief Wilhelm, ist das wahr? Ja freilich ist es wahr, fuhr der Kohlenbrenner fort; weißt du auch, was es mit dem goldenen Vogel für eine Bewandtniß hat? — Nein. Nun so will ich dir es erzählen; schau, ich bin schon ein alter Mann und weiß die Geschichte gar wohl: dieser ganze Wald gehört der Sophie von Himmelburg und ihrem Bruder, der der eigentliche Herr desselben ist; drüben jenseits den Gebirgen hat er eine gar herrliche Landschaft; dort sollen alle diejenigen Güter bekommen, die hier im Walde recht viel Gutes gestiftet haben; der ganze Wald soll zu lauter Gärten, Aeckern und Wiesen umgeschaffen werden; wer da nun rechtschaffen gearbeitet und etwas rechts geleistet hat, der wird auch nach dem Verhältniß seiner Mühe belohnt werden.

Nun hatte aber der Herr von Himmelburg einen vornehmen Diener, der wurde stolz und wollte selber ein Herr werden, darum jagte ihn sein Herr fort; dieser kam nun und baute sich da vor den Wald ein prächtiges Haus, worin er mit seiner Frau und Tochter wohnt. Er heißt Herr von Eitel, und ist ein böser, nichtswürdiger Mann; er thut Alles, was er kann, die Arbeitsleute des Herrn von Himmelburg und seiner Schwester Sophie zu hindern, denn er ist gar neidisch und gönnt Niemand sein Glück, weil er selbst durch seine Schuld unglück-

lich geworden ist. Da haben nun seine Frau und Tochter einen Schelmenstreich erfunden, indem sie einen gelben, schönen Kanarienvogel, der sich im Walde aufhält, für einen goldenen Vogel, und seine Eier ebenfalls für Gold ausgeben; und damit lockt nun die gottlose Tochter die jungen Leute, damit sie nicht arbeiten und dem Herrn von Himmelburg nicht dienen mögen.

Ist die Sache so bewandt, seufzte Wilhelm, so behüte mich Gott, daß ich dem Vogel länger nachlaufen sollte, sage mir nur, was ich denn arbeiten soll? — Da, wo ich das Kohlholz weggeschafft habe, antwortete der Kohlenbrenner, da mache du nun einen guten Acker hin, ich will dir helfen, daß du während der Zeit Brod bekommst; wenn dann die Diener des Herrn kommen, so will ich für dich anhalten, daß sie dir helfen, damit du noch etwas rechts zu Stande bringst, ehe der Herr von der Reise wiederkehrt. Wilhelm war damit zufrieden und gab sich an's Arbeiten.

Kaum war er aber recht am Schaffen, da wurde er schon müde, und er dachte wieder nach, wie gut er's gehabt hätte, als er dem Vogel im Walde umher nachlief und mit dem hübschen Mädchen Umgang pflegte; dann legte er die Hacke hin und setzte sich nieder; jetzt kam Rosette mit ihrem Körbchen wieder daher gehüpft, sie lächelte ihn an und drohte mit dem Finger; Wilhelm sah vor sich auf die Erde und schämte sich, sie aber kam zu ihm, überhäufte ihn mit Schmeicheleien und weinte ihm ein Stückchen vor, daß er sie so lange verlassen hätte; er erzählte ihr, was ihm mit dem Kohlenbrenner begegnet war und was er ihm gesagt habe; nun lachte sie ihn recht aus und versicherte ihn, daß das lauter Betrügereien

von dem Herrn von Himmelburg seyen; der Wald gehöre ihrem Vater, und die alte Sophie mit ihrem Bruder hätten da nichts zu befehlen; er solle nur kein Thor seyn und sich umsonst plagen, denn am Ende danke ihm doch kein Mensch dafür, und er habe nichts als Mühe und Arbeit davon. — Dies Alles wußte ihm Rosette so glaubwürdig zu machen, daß er ihr fest versprach, sich nie mehr um den Herrn von Himmelburg und um seine Arbeit zu bekümmern; er strich also mit Rosetten fort und suchte den goldenen Vogel.

Ueber dem Suchen kam er auch an den Ort, wo Hermann den Garten anlegte; da stellte er sich nun vor ihn hin und lachte herzlich seinen alten Kameraden aus. O du Thor! rief er, warum plagst du dich so vergeblich? Hermann antwortete weiter nichts, als: das Ende wird entscheiden.

Auf einmal entdeckte Wilhelm den goldenen Vogel; er jauchzte in sich selbst, schlich hinzu, aber der Vogel hüpfte weiter. Nun wollte er ihn aber nicht mehr aus den Augen lassen, er fing an, Stricke zu legen und mit dem Pfeifchen zu locken, und siehe da, der Vogel kam, hüpfte auf den Stricken herum und fing sich endlich. Wilhelm lief frohlockend hinzu und nahm den gefangenen Vogel; sowie er ihn hatte, legte er ihm ein Ei in die Hand, und indem er dasdasselbe einsteckte, entwischte der Vogel und flog auf einen Baum.

Wilhelm ärgerte sich darüber, doch merkte er sich die Gegend wohl, wo der Vogel war; geschwind lief er nun zu einem Wirthshaus im Walde, um das Ei zu verkaufen; er bekam auch ein hübsches Stück Geld dafür, denn der Herr von Eitel hatte befohlen, daß Jedermann im Walde die Eier für einen be-

stimmten hohen Preis annehmen und bezahlen sollte; für diesen Preis kaufte er sie dann selbst wieder ein und ließ sie ausbrüten.

Wilhelm freute sich hoch über das viele Geld, und schwur, nicht zu ruhen, bis er den goldenen Vogel gefangen hätte; er bekam ihn aber nur selten zu sehen. Doch fand er oft ein Ei, das er verkaufte, und also eine ziemliche Summe Geld sammelte; übrigens vertändelte er die Zeit mit Rosetten.

Auf einmal, ehe er sich's versah und eben bei Rosetten saß, kam ein Jäger von Himmelburg daher geschlichen, faßte ihn am Arm und sagte: Höre, du Müssiggänger, der Herr von Himmelburg fordert dich vor sein Gericht! Wilhelm erschrack, daß er blaß wurde, und wollte sich entschuldigen, aber es war nun zu spät; er rief Rosetten, welche spornstreichs davon lief, um Hülfe, aber umsonst. Der Jäger führte ihn nun an das Ende des Waldes in einen herrlichen Palast. Hier fand er Hermann in fürstlicher Pracht und mit hoher Freude erfüllt; sein altes Mütterchen war nun eine himmlisch schöne Königstochter geworden, wogegen seine Rosette eine elende Bettlerin war.

Jetzt mußte Wilhelm mit eigenen Augen sehen, was er verscherzt hatte, und nun wurde ihm das Urtheil gesprochen: daß er zum ewigen Gefängniß bei Wasser und Brod in einen finstern Thurm gesperrt werden sollte, welches auch vollzogen wurde.

Dies ist das Schicksal aller derer, die der Wollust fröhnen, die himmlische Tugend verschmähen und dem goldenen Vogel der Eitelkeit nachjagen.

6.

Die edlen Jünglinge.

Die drei ersten Jahre, welche Stilling a
Professor der Kameralwissenschaften in Lautern v
lebte, waren unter vielen schweren Prüfungen v
flossen, die neunwöchige Krankheit und der dara
folgende Tod seiner ersten Gattin hatten seinen Ki
per erschüttert und seine Seele mit Schwermuth
füllt; er schmachtete nach Trost, wie der müde, le
zende Wanderer in schwüler Gewitterhitze nach ein
Labetrunke. Seine zwei Kinder hatte er in Pensi
gethan und seine Haushaltung aufgegeben, er s
also allein in seinen weiten öden Zimmern. J
durchschauerten die Scenen der Vergangenheit; d
hohe Gang, den ihn die Vorsehung leitete, erfül
ihn mit beruhigenden Ahnungen der Zukunft, u
ein tief verborgener Geist des Friedens wehte ih
aus lichter Ferne Kühlung zu, als an einem Na
mittage ein Jüngling mit frohem, einen edlen Ch
rakter verkündigenden Gesicht in sein Zimmer tr
Stilling stand auf und trat ihm ebenfalls mit h
terer Miene entgegen. Nach wechselseitiger Begr
ßung fing der fremde junge Mann an: Herr Dek
nus, ich komme hieher, um die Kameralwissenschaft
zu studiren, und will mich deßhalb bei Ihnen ei
schreiben lassen.

Stilling. Das ist uns angenehm; wo sind Sie her und wie heißen Sie?

Der Fremde. Ich bin der Sohn eines Patriziers in der Reichsstadt Althausen, und heiße: von Bilden. Ich bin nicht reich, werde aber so haushalten, daß ich auskomme. (Er zog sein Stammbuch aus der Tasche und schlug eine Stelle auf, die so lautete: Der Herr wird's versehen. Diesen Wahlspruch Stillings, nebst seinem Vertrauen auf Gott, empfiehlt dir, liebster Bruder! deine treue Schwester Amalie von Bilden.) Sehen Sie, Herr Professor! dieser Kasse mangelt's nie an Geld: Sie haben doch wohl auch Stillings Schriften gelesen?

Stilling. O ja! ich kenne sie sehr gut.

Hier fing nun der gute Jüngling an, sein Herz zu ergießen. Stilling konnte es nicht länger aushalten; er unterbrach ihn also und fragte: Herr von Bilden! wissen Sie denn nicht, wo Stilling lebt? (er hatte damals sein häusliches Leben noch nicht geschrieben.)

Von Bilden. Nein! ich habe es oft sehr gewünscht, den Mann zu kennen und den Ort seines Aufenthalts zu wissen. Wüßt' ich ihn nur, ich reiste zu ihm, es mög' auch so weit seyn, als es wollte.

Stilling. Diese Reise ist gemacht; ich bin Stilling!

Von Bilden stand da, starrte und staunte den Professor an, dieser aber lächelte ihm Freundschaft entgegen. Endlich erholte sich der Jüngling und sagte: „Ist das gewiß wahr?"

Stilling. Ja, ganz gewiß! Und nun umarmten sie sich; Bilden wurde immatrikulirt, studirte

fleißig, und seine Aufführung war ein erhabenes Beispiel des edelsten Betragens. Dieser Vorfall trug sich im Herbst zu.

Den folgenden Winter erhielt Stilling Briefe von zwei vornehmen und reichen Reichsbaronen; diese beiden Brüder ersuchten ihn, ihren Pupillen, der in Lautern studiren sollte, in seine Aufsicht und Führung zu nehmen; er war ihrer Schwester Sohn und seine Eltern waren ihm beide gestorben. Stilling übernahm diesen Auftrag mit Vergnügen, und da er hörte, daß der junge Baron von Rothenburg mit von Bilden die Rechtsgelehrtheit zu Erlangen studirt hatte und sie beide Herzensfreunde waren, so machte er die Einrichtung, daß sie Kost und Logis beisammen bekamen; um aber auch hier eine angenehme Ueberraschung zu veranstalten, gedachte er der Anwesenheit des von Bilden nicht mit einem Worte. Er schrieb nur: daß der Baron Rothenburg sein Quartier bei dem Bürger N. in Lautern haben würde. In den folgenden Frühlingsferien reiste Stilling nach Zweibrücken zu seinen Kindern; während der Zeit traf sein oben gedachter junger Freund zu Lautern ein und fand seinen Bilden zu seinem größten Vergnügen in seinem eigenen Quartier.

Beide Jünglinge beschlossen nun, ihren Lehrer und Freund zu Zweibrücken abzuholen; sie ließen anspannen und überraschten ihn, gerade als er Willens war, mit der Post wieder abzureisen.

Die Aufführung dieser beiden jungen Männer war so ungewöhnlich rechtschaffen und wohlthätig, daß Jedermann aufmerksam auf sie wurde, und die allgemeine Stimme des Publikums nur ein einhelliges Lob war. Von Bilden hatte etwas Drolligwitzi-

ges in seinem Charakter; Rothenburg aber bei dem besten Herzen viel Geist und Kraft.

Den folgenden Herbst heirathete Stilling seine Selma, und von Bilden und Rothenburg waren die Anführer bei dem Aufzug, den die Studirenden bei dieser Gelegenheit veranstalteten. Ueberhaupt machten sie die Häupter unter ihnen aus: denn Jedermann liebte und verehrte sie, ohne daß sie diese Ehre suchten.

Unter so vielen edlen Handlungen, womit diese vortrefflichen jungen Männer jeden Tag bezeichneten, war folgende vorzüglich schön: der französische Sprachmeister zu Lautern war ein alter und sehr kränklicher Mann, so daß er nicht mehr in die Häuser gehen und wie gewöhnlich Stunden geben konnte. Auch seine Gattin war abgelebt und schwach; sie hatte sonst für Lohn genäht und gestrickt, das konnte sie aber nun nicht mehr: Kinder hatten sie nicht; folglich war auch von dieser Seite keine Hülfe zu erwarten; sie litten also heimlich Hunger, weil sie zu honnet und von zu feiner Lebensart waren, Jemand um etwas anzusprechen. Rothenburg, der sich von Chatillon im Französischen Unterricht geben ließ, entdeckte das, und nun beschloß er, nach Vermögen zu helfen. Hierzu bediente er sich folgenden Mittels: der Sprachmeister hatte in seinem Alter noch gelernt, Hemdenknöpfe von weißem Zwirn zu machen. Hiemit beschäftigte er sich in den Stunden, die ihm von seinen Informationen übrig blieben. Da aber diese Waare schlechten Abgang gefunden hatte, so hatte sie sich dergestalt angehäuft, daß zwei große Schachteln voll davon vorräthig waren. Rothenburg, welcher den traurigen Zustand dieser armen, braven Leute auskundschaftete, entdeckte auch

diesen Waarenvorrath; er nahm ihn zu sich und theilte ihn mit seinem Freund v. Bilden. Auf einmal wurden beide aus Studenten hausirende Krämer; sie theilten die Stadt unter sich, so daß jeder eine Parthie Häuser bekam, in denen er die Hemdenknöpfe feil bot. Stillings Haus war auf Rothenburgs Liste gerathen; dieser kam also an einem Morgen früh ins Wohnzimmer hereingeschritten und sagte: „Frau Professorin! ich habe eine neue Methode erfunden, wie sich ein Student nebenher etwas erwerben kann. Sehen Sie! ich hab' einen kleinen Handel angefangen.“ (Hier zog er seinen Vorrath von Hemdenknöpfen aus der Tasche.) „Der Fabrikant bedarf Absatz, und unser einer braucht viel. Daß ich also meine Waare nicht wohlfeil geben kann, versteht sich; betrachten Sie aber nur einmal die Arbeit, wie zierlich die Figuren genäht und wie weiß und solid das alles ist!“ Stilling und Selma lachten von Herzen; aber Rothenburg lachte nicht, sondern fuhr fort, gleich dem besten Tabuletkrämer, seine Waare zu loben. Nach und nach brachte der gute Jüngling die eigentliche Beschaffenheit seines Handels mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit ans Licht, und nun floßen allenthalben Thränen der Rührung. Daß er einen Theil seiner Knöpfe theuer anbrachte, daran wird, wie ich hoffe, Niemand zweifeln. Nichts war aber spaßhafter, als die drollige Art, mit der sich v. Bilden bei der Sache benahm. Ganz Lautern lachte über seine Hausirerei. Allenthalben hatte er eine neue Methode angebracht, seine Waare los zu werden; und oft schlich er auch in die Häuser, in denen sein Freund schon gewesen war. Hier zog er dann gewaltig über Rothenburgs Hemdenknöpfe los, und pries dagegen die seinigen über alle

Maßen an. Kurz: die beiden Krämer lösten über fünfzig Gulden aus einem Vorrath, der kaum etliche werth war. Die Freude der beiden Alten, der Beifall aller Menschen, die allgemeine Rührung und die Liebe und Hochachtung gegen die beiden Jünglinge — das Alles zusammen brachte eine Wirkung hervor, die nur der empfinden kann, der Sinn für die Seligkeiten der zukünftigen Welt hat. Von nun an waren aber auch jene braven Leute versorgt; denn mehrere Familien vereinigten sich, sie zu ernähren, welches bis an ihrer beider Tod, der bald hernach erfolgte, fortgesetzt wurde.

Nach zwei, mit Fleiß und edlen Handlungen ausgefüllten Jahren hatten nun diese vortrefflichen jungen Männer ihre akademische Laufbahn vollendet; sie zogen mit einander ab, und der Tag ihrer Abreise zeichnete sich eben so sehr von seines Gleichen aus, als es die Edlen selbst von ihren Mitstudirenden gethan hatten. Sowie sie in ihren Wagen stiegen, fingen die Stadtmusikanten an, vom Thurm herab Abschiedslieder zu blasen; auf dieses Signal lief alles an die Fenster und Thüren, aus allen Ecken erschollen die Vivats und Lebewohls häufig und vielstimmig, und dieses währte so lange, bis sie zum Thore hinaus waren. Nichts war aber rührender, als der Anblick so vieler Armen, die die Hände nach ihnen ausstreckten und mit thränenden Augen gen Himmel blickten. Sie leben noch, die vortrefflichen Männer; jeder steht in einem ihm angemessenen Wirkungskreis, und der Fortschritt ihrer Veredlung geht im Stillen seinen hohen Gang unvermerkt fort. O wie hoch muß es den gottliebenden Menschenfreund erfreuen, wenn er weiß, daß die Menschheit, und vorzüglich Deutschland, noch so reichlich mit Salz versehen ist!

7.

Der Weg zum Thron.

(Eine von Emir Abukars Erzählungen.)

An der nördlichen Seite des Königreichs Yemen erstreckt sich ein hohes Gebirge von Mitternacht gegen Mittag in dieses Land hinein, welches dort Gebel El Ared genannt wird; in einem der mittägigen Thäler dieses Gebirges lebte ehemals ein Einsiedler, der durch seine Heiligkeit und Wunderthaten sehr berühmt war. Wer entweder in Krankheiten oder in sonst einer Angelegenheit Hülfe bedurfte, der besuchte den Einsiedler Cassem, und nie ging einer ungetröstet von ihm. Er wohnte in einer weitläufigen Höhle, die von jeher als der Aufenthalt eines mächtigen und wohlthätigen Geistes bekannt war, den man als den Schutzgeist des ganzen mittägigen Arabiens ansahe und verehrte. Daher glaubte man auch allgemein, daß Cassem mit diesem Wesen in vertrauter Bekanntschaft stünde und alle seine Kenntnisse und Wunderkräfte von demselben erhalten hätte.

Nur zwei Tagereisen weit vom Fuß des Gebirges El Ared liegt die Stadt Saaba, wo zu gleicher Zeit ein frommer, aber armer Bürger wohnte, der sich mit seinem Weibe und vielen Kindern sehr mühsam

durchbringen mußte; man nannte ihn auch deswegen nicht anders, als den armen Jachseb. Sobald er des Morgens erwachte, betete er mit seiner ganzen Familie sehr ernstlich zum großen Gott um Segen und Nahrung für diesen Tag, und nicht einen Abend legte er sich schlafen, ohne vorher dem höchsten Wesen für den Genuß des verflossenen Tages gedankt und sich mit den Seinigen dessen Schutz herzlich empfohlen zu haben.

Unter den Kindern Jachsebs that sich ein zwölfjähriger Knabe, Namens Manzuel, besonders hervor; wenn der Vater des Morgens und des Abends gebetet hatte, so ging er gewöhnlich in eine Ecke allein und betete noch eine Weile für sich; immer gehorchte er zuerst des Vaters Befehlen, und wenn dieser abwesend war, so maßte er sich die Führung seiner übrigen Geschwister an, ob er gleich nicht der älteste Sohn war. Jachseb und sein Weib liebten auch ihren Manzuel vorzüglich, und wenn sie sahen, wie sich allmählig ein großes Talent nach dem andern in ihm entwickelte, so war ihnen oft zu Muth, als einer Kalekut'schen Henne, die unwissend mit ihren Eiern ein Adlersei ausgebrütet hat, zu Muth seyn würde, wenn sie Vernunft hätte; anfänglich achtet sie auf den jungen Adler nicht, sie hält ihn für ein Küchlein ihres Geschlechts, so wie aber nach und nach sein Schnabel und seine Klauen krümmer und stärker, seine Augen größer und feuriger werden, so fängt sie an sich zu verwundern und ihr außerordentliches Kind anzustaunen. Zuweilen rückt ihm auch wohl der Vater mit strotzendem und rauschendem Gefieder entgegen und gackst ihn an, um ihn in Furcht zu setzen; allein der kleine Adler hebt sich majestätisch in die Höhe und blitzt

mit seinen Sonnenaugen dergestalt herunter, daß dem armen Hahn sein winziges Rädchen wie ein Fächer zusammenfällt, und sich alle seine Federn ganz demüthig an die Haut anschmiegen.

Was wird noch endlich aus dem Knaben werden? — fragten sich oft die Eltern untereinander, aber keines konnte darauf antworten. Mit der Zeit fingen auch Jachsebs Nachbarn und die Vornehmsten in der Stadt an zu merken, daß Manzuel von Gott zu etwas Großem bestimmt seyn müsse; damit nun in seiner Erziehung nichts versäumt werden möchte, so riethen sie dem Vater, mit seinem Sohn zu dem heiligen Einsiedler zu reisen, um von ihm zu erfahren, was er zu thun habe, um den Forderungen des Schicksals Genüge zu leisten.

Jachseb gehorchte: an einem Morgen früh lud er ein mäßiges Geschenk, so wie es sein geringes Vermögen erlaubte, nebst Speise für etliche Tage auf seinen Esel, nahm dann seinen Knaben mit sich, und so reisten sie dem Gebirge entgegen.

Des andern Tages gegen Abend gelangten sie zur Höhle des Cassem; hier fanden sie auf der grünen Ebene vor der Höhle viele Palmbäume, von deren Früchten sich der heilige Mann nährte, und ein krystallhelles Bächlein, das er hierher geleitet hatte, floß sanft in mannigfaltigen Krümmungen zwischen den Baumstämmen durch. Der Alte saß vor dem Eingang in der Abendsonne und schaute mit der ruhigen Würde, die großen Männern eigen ist, den Kommenden entgegen.

Nachdem ihn nun Jachseb mit Ehrfurcht gegrüßt und ihm sein Geschenk zu Füßen gelegt hatte, so fing er an, ihm sein Anliegen zu entdecken; Cassem hörte ihm aufmerksam und nachdenkend zu, und als

:n sollten.
ium äugelte der Morgenstern über die Wipfel
Palmbäume herüber, als Cassem in Jachsebs
: trat und ihn mit seinem Sohn abholte. Er
: sie erst in seine Höhle, wo er sie mit einem
iren Trank erquickte; dann ging er in die Tiefe
Höhle hinein und befahl ihnen, ihm zu folgen.
ichdem sie nun verschiedene dunkle und laby-
ische Gänge durchwandert hatten, so kamen sie
h aus dem Berg heraus und auf einen geräu-
n grünen Platz, der mit hohen Bäumen von
herlei Art und Gattung umkränzt war. Gerade
sich hin, etwa ein Paar Feldwegs weit, gegen
1, bemerkten sie einen steilen Hügel, auf dem-
1 einen prächtigen Tempel und in diesem einen
n, auf dem aber Niemand saß. Ueber Hügel,
pel und Thron her glänzte der herrlichste Morgen.
achdem Jachseb und Manzuel ihre Augen
Weile an diesem prächtigen Anblick geweidet
n, so machten sie Cassem auf einen Jüngling
erksam, den ein ansehnlicher Mann von der

Lauf begann; kaum hatte er aber eine kleine Strecke zurückgelegt, als ein starker grimmiger Löwe brüllend aus dem Walde auf den Jüngling zulief und seine Klauen gegen ihn aufhob; zu gleicher Zeit traten ihm von der andern Seite her viele bewaffnete Männer in den Weg, die ihn mit gezückten Schwertern zu empfangen drohten. Jetzt floh der Jüngling zu seinem Führer zurück und sagte mit Weinen: Vater, ich will lieber meine friedlichen Heerden weiden, als diesen Thron besteigen; laß mich nur in meine Hütte zurückkehren! Der Führer gehorchte mit trauriger Miene, und begleitete ihn wieder dahin, woher er gekommen war.

Jetzt fragte Cassem den Knaben Manzuel: wie gefiel dir der Jüngling?

Ganz und gar nicht! antwortete der Sohn Jachsebs, nur eines freut mich, daß er den Thron für mich unbesetzt gelassen hat.

Der Einsiedler sah den Vater bedeutend an und versetzte: nun wir wollen sehen! — jetzt wendet euer Angesicht auf die andere Seite! Sie kehrten sich dahin um, und siehe! ein andrer junger und starker Mann, von Haupt bis zu Fuß bewaffnet, mit einem Schwert in der Hand, auch von einem Führer begleitet, nahte sich der Laufbahn; von seinem Begleiter aufgefordert, ging er einsam, mit festen Schritten dem Thron entgegen; der Löwe kam, er kämpfte mit ihm und jagte ihn fort; muthige Streiter traten ihm in den Weg, aber er schlug sich durch: über Leichen hin nahte er sich dem Tempel, und alle, die ihn in seinem Lauf hindern wollten, wurden von ihm entweder gefesselt, verwundet oder getödtet; über und über mit Blut bespritzt, schwang er sich hinauf und setzte sich auf den Thron; da saß er nun siegprangend und

ntwortete: Der mag ihn behalten! — mit dem
meines Nebenmenschen mag ich mir keinen
erkaufen, wenn er gleich nun für mich ver-
ist.
ssem lächelte Zufriedenheit auf Manzuel
nd fuhr fort: nun, so gib ferner Acht, mein
!
ht lange hatte der Eroberer auf dem Thron
n und sich seiner Hoheit gefreut, als sich auf
l die Morgenröthe verdunkelte und ein schwe-
ewitter hinter dem Hügel emporstieg; es blitzte
donnerte schrecklich, der Sturmwind raste im
, und die Erde bebte so, daß der Tempel er-
rt wurde; auf einmal traf der Blitz den, der
em Thron saß, er fiel herunter, und es traten
hinzu, die ihn hinwegschleppten und an der
des Hügels den steilen Felsen hinabstürzten.
war der Thron wieder leer, und Manzuel
der hat seinen Lohn richtig empfangen.
sich Sturm und Ungewitter gelegt hatten und

locken wollte. Endlich kamen sie näher, und nun richteten auch diese ihren Blick auf Thron und Tempel. Nachdem der Alte seinen Zögling aufgemuntert hatte, die Laufbahn zu beginnen, so ging dieser mit langsamen und festen Schritten vorwärts. Auch diesem sprang der Löwe brüllend entgegen, allein der junge Held stand und erwartete ihn festen Fußes, und als die grimmige Bestie mit aufgesperrtem Rachen sich gegen ihn aufrichtete, so liebkoste er ihr und streichelte sie mit den Händen, dadurch wurde der Löwe allmählig so besänftigt, daß er sich zu seinen Füßen legte.

Jetzt setzte der Jüngling seinen Stab weiter und der Löwe begleitete ihn; kaum hatte er aber einen kleinen Weg zurückgelegt, so erschien wieder eine Schaar gewaffnete Männer, die ihn anzufallen suchten, er aber stand mannhaft da und sahe sie an, auch der Löwe machte ihnen ein erschreckliches Gesicht, so als wenn er ihn beschützen wollte. Die Männer schienen indeß den jungen Held aufmerksam zu betrachten; endlich erkannten sie ihn, und nun rief einer unter ihnen: ist das nicht der kluge und wohlthätige Hirte, dem unser ganzes Land so viel zu verdanken hat? — er schützte unsere Heerden gegen Räuber und wilde Thiere, er kleidete unsere Nackenden und speiste die Hungrigen, er nahm den armen Fremdling lieber auf als den reichen; wo Niemand rathen konnte, da rieth er weislich, und wer ihm folgte, dem ging's wohl; Brüder! er sey unser König, Niemand verdient den Thron mehr, wie er! — Darauf erzeigten sie ihm Ehrerbietung und zogen sich dann in den Wald zurück.

Männlich, und vom Löwen begleitet, stieg nun

der Jüngling die Fläche hinauf bis an den Fuß des Hügels.

Aber jetzt erfolgte ein anderer Auftritt:

Anstatt daß er nun vollends hinan kletterte, wandte er sich ruhig um und schaute eine Weile in die Ferne. Endlich reckte er seine Hand aus und rief: derjenige, der dort kommt, ist des Throns würdiger als ich; Jachseb und Manzuel sahen sich um, und siehe! noch ein junger Mann kam an der Seite seines Führers neben dem Felsen herauf und der Laufbahn entgegen; auch dieser wurde von den Bewaffneten angegriffen, allein als sie ihn erkannten, so sagten sie: auch der ist des Throns würdig, und zogen sich zurück. Dieser zweite Jüngling nahte sich dem am Hügel, und sie umarmten und küßten sich freundlich. Indem aber traten verschiedene sehr ansehnliche Männer neben dem Tempel hervor. Der Vornehmste unter ihnen rief die beiden Jünglinge hinauf und sprach zu ihnen:

Ihr seyd Beide des Throns würdig, aber nur einer kann ihn besitzen; nun ist aber der Wille des großen und erhabenen Gottes, daß einer unter Euch für das Vaterland sterben und der andre dann den Thron besteigen soll, jetzt kann jeder wählen, was er thun will. —

Indem nun beide Jünglinge dastanden und sich bedachten, fragte Cassem den Manzuel, was er thun würde?

Manzuel antwortete dem Einsiedler: Ein Thron im Paradies ist glorreicher und beständiger, als dieser; ich wähle den Tod fürs Vaterland. Cassem herzte und küßte den Knaben, und Jachseb vergoß Thränen der Freude.

Indessen hatten auch die Jünglinge am Hügel ge-

wählt, der erste entschloß sich zu sterben, und nun sagte der andre: ich habe nicht Muth genug, den Tod zu wählen, ich bin also auch nicht werth, zu regieren. Mit triumphirenden Mienen nahmen die Männer den Ersten und setzten ihn auf den Thron, und der Andere wurde ihm als Wesir zugesellt.

Jetzt führte Cassem die beiden Fremdlinge wieder zurück in seine Höhle; bei dem Weggehen aber sagte Manzuel mit Thränen: nun ist der Thron besetzt! — Der Einsiedler lächelte und versetzte: es gibt noch mehrere Throne als diesen! Ehe er nun Jachseb und seinen Sohn verabschiedete, sprach er zu dem Vater des Knaben: Höre mich, mein Bruder! bewahre deinen Sohn in der Demuth und vertraue ihn den frommen Männern, die zu Saada gutartige Jünglinge Weisheit und Tugend lehren, die Vorsehung wird ihn selbst leiten, er hat meiner Führung nicht nöthig. Jachseb reiste nach Haus und folgte Cassems Lehren. Manzuel aber nahm mit den Jahren zu an Erkenntniß und wahrer Frömmigkeit, so daß er bald als das Muster eines edlen jungen Mannes allgemein bekannt wurde.

Dieses Gerücht erscholl auch endlich bis zu den Ohren des Imam Mansors, Königs von Yemen, er schickte also nach Saada und ließ den Manzuel an seinen Hof holen. Hier betrug er sich nun so weise, daß ihn Jedermann hochschätzte, und selbst der König liebte ihn dergestalt, daß er beständig um ihn seyn und ihm in allem seinen Rath ertheilen mußte.

Imam Mansor hatte aber keinen Sohn, sondern nur eine einzige Tochter, die er nebst seinem Thron dem Jüngling zugedacht hatte, der allgemein für den edelsten und weisesten gehalten, und der es auch wirk-

:bs um den Vorzug stritte: Fartach, ein
Araber aus der Residenzstadt Sana, war
Ansehung seiner Tugenden und Weisheit ähn-
ß es dem Imam unmöglich war, unter bei-
wählen. Die Großen seines Hofes riethen
o, den Einsiedler Cassem zu besuchen und
ıes weisen Raths zu bedienen. Mansor
iesem Rath, und von ein Paar seiner Ver-
begleitet, reiste er zum Gebirge El Ared,
: Höhle des heiligen Mannes. Cassem
ı Imam von weitem kommen und sein schar-
e erkannte ihn. Er ging also dem König ent-
:nd empfing ihn ehrerbietig am Eingang sei-
:lmenwäldchens, führte ihn dann in seine
ınd fragte, womit er ihm dienen könne?
nam trug ihm seine Sache vor und bat ihn,
jeiden. Jetzt erinnerte sich der Einsiedler des
Jachsebs. König der Gläubigen! — fing
an: Gott schenke dir den würdigsten aller
ı zum Schwiegersohne und Thronerben, und

deinen Thron kommen und sage ihnen: einer von ihnen müßte für das Volk sterben, und der andre solle dann deine Tochter haben und der Erbe deines Königreichs werden. Derjenige nun, der das Opfer wählt, ist der Würdigste.

Du hast recht! antwortete Mansor, er beschenkte den Cassem königlich, um die Armen damit zu erquicken, und reiste dann vergnügt nach Sana zurück.

Jetzt eilte der Imam mit der Probe, er ließ eine strenge Fasten und ein Bußfest von drei Tagen ankündigen, und verfuhr in allen Stücken genau so, wie ihm der Einsiedler gerathen hatte. Als nun der König am dritten Tage des Abends auf seinem Throne saß und sein ganzer Hof, nebst allen Großen des Reichs, um ihn versammelt waren, so wurden nun auch die beiden jungen Männer vorgefordert, sie kamen und standen in der Ferne dem Throne gegenüber.

Kommt her, meine Söhne! rief der Imam freundlich, und tretet dahin in die Mitte! — Jeder war neugierig, was dieser Auftritt zu bedeuten haben würde: denn Mansor hatte seinen Vertrauten bei Lebensstrafe verboten, nicht das Geringste von Cassems Rath zu entdecken. Als sie nun dastanden und Jedermanns Auge mit Liebe und Wohlwollen auf sie geheftet war, fuhr der König fort: Höret mich, meine Söhne! die über mich und mein Volk erzürnte Gottheit will, daß Einer von euch zum Sühnopfer und der Andere zum Gemahl meiner Tochter und zum Erben meines Throns bestimmt werden soll; da mir nun Einer so lieb ist wie der Andere, so wählt ihr selbst zwischen beiden.

Der Imam schwieg, und jeder Zuhörer war ganz Ohr.

Fartach war äußerst bestürzt über diesen Antrag,

Manzuel aber nicht, denn er erinnerte sich seines ehemaligen Gesichts hinter der Höhle des Einsiedlers; mit ruhiger und heiterer Miene redete er also seinen Freund Fartach an: Bruder! du bist älter und länger in Diensten als ich, entschließe dich zuerst, was du thun willst. Fartach versetzte mit äußerst traurigem und niedergeschlagenem Gemüth: Mächtigster Imam! hier kann ich nicht wählen, entscheide du selbst, oder laß das Loos entscheiden! Der König antwortete: Weder ich noch das Loos kann das Opfer bestimmen, es muß durch freie Entschließung geschehen; was wählst du, Manzuel?

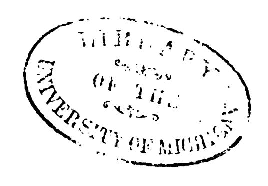
Großer König der Gläubigen! erwiederte der Sohn Jachsebs, in meinen Knabenjahren führte mich mein Vater zum Einsiedler Cassem, um dessen Rath über meine Erziehung zu hören, dieser zeigte mir nun in einem Gesicht einen Thron in einem Tempel, den verschiedene Jünglinge zu besteigen suchten; der erste wich den Gefahren aus, der zweite eroberte ihn durch Blut und Tod, der dritte aber nahte sich ihm durch Weisheit und Tugend. Als sich nun noch ein vierter zeigte, der auch des Throns würdig war, so legten beiden einige ansehnliche Männer die nämliche Probe auf, die du uns auch aufgelegt hast; da ich nun vermuthe, daß du dem, der das Opfer wählt, deine Tochter und deinen Thron bestimmen willst, so würde ich sehr ungerecht handeln und mich an diesem, meinem Freund, schwer versündigen, wenn ich das Opfer wählte; findest du also Fartach deiner Bestimmung würdiger als mich, so geschehe dein Wille, ich verlange dann nichts weiter, als dir und deinem Reich ferner nützlich und angenehm zu seyn.

Mit freudiger Bestürzung erzählte nun der Imam

die Geschichte seiner Reise nach dem Gebirge El-Ared, nebst dem Rath des weisen Cassems, und fragte dann, welcher nun unter beiden der Würdigste sey?

Alle gaben mit hohem Erstaunen über die Redlichkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit des Manzuel diesem einhellig ihre Stimmen, selbst Fartach umarmte ihn und sagte: Du übertriffst mich so weit an Tugend und Edelmuth, als der Himmel die Erde, gönne mir nur die Ehre und das Vergnügen, dein Freund zu seyn. Manzuel schwur ihm ewige Treue.

Nun wurde der Sohn Jachsebs der Eidam Mansors und sein Nachfolger im Reich, und noch immer bleibt des Imam Manzuels Andenken beim Volke im Segen.



8.

Adelheid von der Heeß,

oder

das Vehmgericht.

In den Gebirgen des Westerwaldes ragt eine Bergspitze über alle andern empor; man sieht sie allenthalben, sobald man aus den Thälern die buschigten Bergseiten hinansteigt. Wie dieser Berg den Namen die hohe Seelbach bekommen, das ist mir unbekannt; vermuthlich haben die Baronen dieses Namens der nunmehr gänzlich ruinirten Burg, die auf der Spitze stand, denselben beigelegt, obgleich niemals ein Bach da geflossen, noch einer daselbst entstanden ist. So oft ich in meiner Jugend das Schloß Geisenberg besuchte, sahe ich dort gegen Südwesten die hohe Seelbach, und träumte mich dann in die graue Vorzeit zurück.

Dort wohnte ehemals der Junker Hans Diedrich Bohner von Hohen Seelbach. Er hatte ein Fräulein von der Heeß geheirathet. Sie hieß Adelheid, und war durch ihre Tugend, Frömmigkeit, Klugheit und Mildthätigkeit weit und breit berühmt. Ihr Gemahl gehörte unter die Klasse Menschen, von denen man weder Gutes noch Böses

spricht; er pflegte das edle Waidwerk, erzog und dressirte Hunde und Pferde, und leerte bei seinen adeligen Nachbarn die Bierhumpen, die ihn dann auch wieder besuchten und weidlich mit ihm zechten. So verfloßen seine ersten Ehestandsjahre ruhig, und Junker Hans Diedrich hatte keinen Wunsch mehr, als daß er dies Leben so bis ins höchste Alter möchte fortsetzen können; für jenes Leben war auch reichlich gesorgt; denn er hörte fleißig die Messe, so oft es wenigstens seine Jagdgeschäfte erlaubten, beichtete oft, und befolgte treulich, was ihm zur Absolution auferlegt wurde.

Seine Gemahlin Adelheid besorgte indessen ihre Haushaltung gewissenhaft, und erzog ihr einziges Kind, den jungen Albert, mit allem Fleiß zur Tugend und einem wahrhaft christlichen Wandel.

Zwölf Jahre hatte ihr Ehestand gewährt, und ihr Sohn Albert war zehn Jahre alt, als die fromme Adelheid starb und in dem Kloster Markheim in der Gruft der Baronen von Hohen Seelbach beigesetzt wurde. Hans Diedrich trug die schwarzen Kleider so lange, als es der Wohlstand erforderte; dann vermählte er sich mit Brigitten von der Hube, welche genau das Gegentheil von der seligen Adelheid war. Der junge Baron Albert litt am meisten bei dieser Veränderung: denn er wurde zum Gegenstand des tödtlichsten Hasses seiner Stiefmutter, und sein Vater bekümmerte sich nicht um ihn. Dieser Haß vermehrte sich noch um vieles, als Brigitte selbst einen Sohn bekam, und nun keinen größeren Wunsch hatte, als den jungen Albert aus der Welt zu schaffen, damit ihr kleiner Walther Erbherr werden möchte. Ob nun ihr bischen Gewissen, oder die Furcht, entdeckt zu werden,

oder vielmehr die Obhut des Schutzengels die Ursache war, daß Alberts Leben unangetastet blieb, das ist nur allein dem Allwissenden bekannt. In dieser Kreuzschule duldete und kämpfte Albert vier Jahre, als sich sein Schicksal auf einmal änderte. Gottfried, ein alter treuer Bedienter seiner seligen Mutter, entdeckte, daß man Albert nach Trier in ein Kloster bringen und dort zum geistlichen Stand zwingen wollte. Dies war nun dem ehrlichen frommen Alten in den Tod zuwider, denn er kannte das Wesen der wahren Christusreligion; seine selige gnädige Frau liebte ihn, und da sie ein offnes treues Herz fand, so machte sie ihn mit ihren Geheimnissen bekannt; sie konnte sie ihm auch anvertrauen, denn er war äußerst verschwiegen und seiner Herrschaft von Herzen ergeben; in damaliger Zeit war bei der äußerst verdorbenen Geistlichkeit das Bekenntniß des wahren praktischen Christenthums der Weg zum Scheiterhaufen. Dann war es Gottfried auch ein Gräuel, daß man Albert auf diese Weise von seinem väterlichen Erbe verdrängen, und den jungen Walther, in dem sich schon die Keime seiner schlechten Erziehung zeigten, an seine Stelle unterschieben wollte. Er bemerkte schon von weitem die Anstalten, den jungen Baron nach Trier zu bringen, als er schleunig auf Mittel sann, ihn zu retten. Dies war aber äußerst schwer, er flehte zu Gott um Licht in dieser wichtigen Angelegenheit, und dies leuchtete ihm auch auf seinem schmalen, dunkeln und gefährlichen Wege: zuerst suchte er Gelegenheit, mit seinem jungen Herrn unbemerkt allein zu reden, und diese fand er, als sich beide auf einem einsamen entfernten Gang im Schloß begegneten. Hier entdeckte nun Gottfried dem jungen Albert, was man mit ihm vorhabe. Der gute

vierzehnjährige Jüngling wurde todtenblaß vor Schrecken, aber der treue Alte tröstete ihn, und rieth ihm, jetzt auf der Stelle weg und auf unbekannten Nebenwegen nach dem Kloster Keppel zu gehen, wo die Schwester seiner seligen Mutter, Wallpurgis von der Heeß, Aebtissin war. Albert entfloh auf der Stelle, er hatte nur wenige Stunden zu gehen, und des nämlichen Abends in der Dämmerung kam er in gedachtem Kloster an. Er ließ sich als ein Fremder melden, der etwas sehr Dringendes mit der Frau Aebtissin zu sprechen habe, wurde vor das Gitter gelassen und gab sich ihr zu erkennen; er schilderte ihr rührend seine Lage und die Ursache seiner Flucht aus dem väterlichen Hause, und die Aebtissin hörte ihm mit Mitleid und Erstaunen zu; endlich sprach sie: Lieber Vetter! ich kann dir keinen Schutz verschaffen, ich kenne die Verhältnisse, in welchen dein Vater gefesselt ist; der Abt zu Markheim und die Familie von der Hube haben ein Komplot geschmiedet, dem zu widerstehen ich zu schwach bin. Albert traten Thränen in die Augen und seine Tante weinte mit ihm. Nach einigem Besinnen ließ sie ihren Förster rufen, sie kannte ihn als einen treuen und bewährten Mann, daher sprach sie zu ihm: Bertram! dieser mein Vetter ist in der äußersten Gefahr, bringe ihn an einen sichern Ort, aber ich mache dir zur Pflicht, mir nicht zu sagen, wo er ist, damit ich nöthigen Falls einen Eid schwören kann, daß ich seinen Aufenthalt nicht weiß. Bertram nahm den Junker zu sich, und verbarg ihn die Nacht an einem sichern Ort, und des andern Morgens vor Anbruch des Tags ging er mit ihm auf das Schloß Geisenberg, welches nur anderthalb Stunden von Keppel auf einem hohen Berg an der Abendseite des

Gillers liegt. Dies Schloß gehörte damals den Grafen von Nassau-Siegen, und wurde jetzt nur von einem Förster bewohnt, der Bertrams Bruder war und Siegfried hieß. Dieser nahm Albert willig auf, und versprach ihn so zu verstecken, daß ihn Niemand hier ahnen solle. Geisenberg war aber ein Versammlungsort des fürchterlichen Vehmgerichts, und Siegfried ein geheimer Diener desselben: dieser war der rechte Mann, den guten Junker zu verbergen, er brachte ihn an einen Ort im Schlosse, wo ihn gewiß Niemand suchen, geschweige finden konnte. Auch versahe er ihn mit Speisen, wozu er von seinem Bruder das nöthige Geld bekam.

Auf Hohen Seelbach aber entdeckte man nun bald Alberts Abwesenheit; alles gerieth in Allarm; Gottfried hielt sich ganz stille und versahe seinen Dienst, als wenn ihn das alles nicht anginge, auch hatte er sich immer so vorsichtig betragen, daß Niemand einen Verdacht auf ihn haben konnte. Junker Hans Diedrich war äußerst aufgebracht, er lief im Schlosse umher, fluchte und schimpfte, und gab jedem die Schuld, der ihm begegnete; allein was war da zu machen? Viel wurde beschlossen und wieder verworfen, und am Ende blieb's dabei, daß man nichts that, man beruhigte sich allmählig, und Albert wurde vergessen. Frau Brigitte aber ängstete sich in ihrem Herzen, denn Albert war nun aus ihrer Gewalt, und sie befürchtete nicht ohne Grund, daß er wohl dermaleins wiederkommen und schwere Rache an ihr nehmen könnte.

Aber auch Gottfried war nun nicht mehr ruhig, er beschloß daher, seinen Abschied zu nehmen und seinen Junker aufzusuchen, damit er ihm dienen und mit Rath und That an die Hand gehen könne. Er

kündigte demnach seinem Herrn an, daß er sei
noch übriges Leben Gott widmen und ein Wa
der werden wolle. Hans Diedrich hatte
dawider, und nachdem er Gottfried seine
schied ertheilt, schaffte sich dieser ein Eremit
an, nahm einen Stab in die Hand und ein
buch, das noch ein Andenken seiner seligen gn
Frau war, in den Sack, und wanderte in
Namen fort und nach Keppel, wo er als
bald Zutritt bei der Aebtissin erhielt, sich ih
deckte, und ihr dann den ganzen Hergang mit A
erzählte, wobei er ihr noch vieles vertraute, d
bis dahin unbekannt geblieben war. Die Ae
hatte ihn oft bei ihrer Schwester gesehen un
von ihr rühmen hören, sie dankte ihm also h
für seine Treue, versicherte ihm aber, daß sie Al
Aufenthalt nicht wisse, auch nicht wissen dürfe,
wies sie ihn an Bertram, dem sie einen Win
nach welchem ihn dieser in sein Haus aufnahm.
ser Eremit legte sich nun den Namen Benedik
und folgte Bertram des folgenden Morgens
nem Bruder auf den Geisenberg, und am
spät wurde er zu Albert geführt, der sich h
über seine Gegenwart freute, ihm aber auch zu
klagte, daß er es nicht lange in dieser Einsa
aushalten könne, denn er habe nichts zu thun
die lange Weile plage ihn erbärmlich. Ben
tröstete und ermahnte ihn, fleißig zum Erlöser
ten und sich ganz dessen Führung zu übergebe
würde er Ruhe in seinem Herzen finden, und
ren, wie herrlich nach vielen Prüfungen der
gang seyn würde. Diese Rede war Balsam au
wunde Herz des guten Jünglings, und er ga
zufrieden.

In den engen Thälern zwischen dem Geisenberg und dem Giller baute sich Benedikt eine Zelle, sie wurde aber nicht fertig, denn nun trat ein anderer Mann auf den Schauplatz: an einem Morgen früh kam ein Ritter mit geschlossenem Helm und einigen Reitknechten auf dem Geisenberg an. Dieser gab Siegfried ein Zeichen, woran er erkannte, daß er zum Vehmgericht gehöre; aber nun kam der gute Mann in Verlegenheit, denn er fürchtete, etwas gefragt zu werden, das er nicht sagen dürfe und doch als Diener des Vehmgerichts sagen müsse. Doch der Ritter kam ihm zuvor, denn er vertraute ihm, daß er entschlossen sey, Albert zu retten und ihn zu seiner Bestimmung zu führen, dies verspräche er ihm auf Ritterehre; wenn er also den Junker in Verwahr habe, oder wisse, wo er wäre, so solle er es ihm bei seinen Vehmpflichten anzeigen. Benedikt kam auch herzu, der Ritter mit dem verschlossenen Helm kannte ihn und versicherte ihm das Nämliche; daher also auch Beide keine Schwierigkeiten machten, Alberts Aufenthalt zu entdecken. Hierauf fragte der Ritter Benedikt, ob er reiten könne und seinen jungen Herrn und ihn begleiten wolle? Benedikt erwiederte: ich habe lange meinem gnädigen Herrn als Reitknecht gedient, und nun deßwegen meinen Abschied genommen, meinem Junker Albert zu dienen, so lang mir Gott das Leben fristet; jetzt schickte der Ritter seine Knechte nach Haus, und behielt nur zwei Pferde nebst Zubehör für Albert und Benedikt zurück, dann verfügte er sich zu diesem, doch immer mit geschlossenem Helm, und sprach: Junker Albert! Ihr müßt jetzt einen andern Namen annehmen und mir an einen Ort folgen, wo Ihr in Allem unterrichtet werden sollt, was

einem edeln Ritter geziemt; Ihr heißt von nun an Philibert von der Rose, und Euer treuer Benedikt wird Euch begleiten; seyd getrost, fürchtet Gott und seyd im strengsten Sinn des Worts verschwiegen in allem, was Eure Familie betrifft, dies müßt Ihr mir auf Rittertreue schwören, dann wird es Euch noch wohl gehen. Albert freute sich höchlich und schwur gerne. Sobald es Nacht geworden war, begaben sich alle drei auf den Weg, der sie über Attendorn in Westphalen nach Münster führte. Der Ritter öffnete nie seinen Helm, auch äußerte er mit keinem Worte, wer er war.

In Münster übergab er den Albert mit seinem Bedienten einem Freiherrn v. Buchholz in treue Pflege und verließ ihn dann. Hier war es ihm wohl, er wurde mit allem Nöthigen versorgt, und seine Studien und ritterlichen Uebungen so geleitet, daß er innerhalb drei Jahren ein vollendeter Edelmann genannt zu werden verdiente. In der Hauptsache des Christenthums war und blieb aber Benedikt sein wichtigster Lehrer; er unterrichtete ihn, wie er die Gebräuche und Ceremonien seiner Kirche nützlich auf sein Herz anwenden, übrigens aber seine Grundsätze nur in seinem Wandel zeigen, und sie in Worten nur dann äußern müsse, wenn Schweigen Verläugnung seyn würde. Uebrigens empfahl er ihm die klügste Vorsicht, um seiner Kirche keinen Anlaß zum Verdacht der Ketzerei zu geben.

Albert war nun achtzehn Jahre alt, und nicht blos ein vollkommner Ritter, sondern auch, wenigstens nach damaligen Begriffen, ein gelehrter junger Mann; in seinem Wandel aber der tugendhafteste Jüngling seiner Zeit. Der Herr von Buchholz fand ihn also geschickt, seinen fernern Plan, so wie

Reitknechten werden Euch begleiten. So lang auf der Reise seyd, müßt Ihr den Namen, den jetzt führt, beibehalten, und Euch nie öffentlich : Unbekannten mit offenem Helm sehen lassen. reist jetzt nach Sankt Gallen in der Schweiz meldet Euch bei dem Abt, welcher Euch wohl angen und ferner rathen wird.

hilibert freute sich auf die Reise, er versprach treulich zu befolgen, was ihm empfohlen wor- und begab sich mit seinen Leuten auf den Weg. sein Vaterland zu meiden, nahm er ihn über lenz, Mainz, Stuttgart und Constanz St Gallen, wo er ohne den geringsten Zu- ankam. Der Abt empfing ihn freundlich, und einigen Tagen, in denen er sich nach Genüge eruht hatte, gab er ihm ein versiegeltes Billet ie Priorin eines benachbarten Klosters, welches ur von Benedikt begleitet, selbst überbringen . Philibert befolgte diesen Auftrag auf der e, und ritt mit einem Wegweiser und seinem

ihn in die Arme und rief im höchsten Affekt: Gelobt sey der Herr mein Gott, der uns nach so schweren Prüfungen einander wiedergegeben hat! Benedikt fing laut an zu weinen und schluchzte die Worte hervor: Jetzt will ich gern sterben, nachdem ich dies Wunder erlebt und meine liebe gnädige Frau, wie vom Tod erstanden, wiedergefunden habe. Die Rührung zwischen Mutter und Sohn und das Erstaunen des letztern war unaussprechlich. Beide bedurften der Erholung, daher wünschte Adelheid, Albert möchte mit seinem Diener zu dem Schaffner gehen, dort ein Mittagbrod einnehmen, und dann Nachmittags wieder zu ihr kommen, doch empfahl sie ihnen, von ihrer Entdeckung nicht das geringste merken zu lassen; diese Sorge war unnöthig, denn beide hatten so viel zu denken, daß ihnen das Reden verging, sie gehorchten also und verließen Adelheid in einer Art von Betäubung; der Zwischenraum von hier bis zur festgesetzten Stunde schien ihnen eine Ewigkeit zu seyn, und als dieselbe herannahte, eilten sie mit beflügelten Schritten ins besagte Zimmer zurück. Adelheid hatte sich nun wieder erholt, und nach vielen wechselseitigen Umarmungen und heißen Küssen zwischen Mutter und Sohn, und den freundschaftlichsten Ergießungen gegen den treuen Gottfried, fing sie folgendergestalt an: Mein Leben und meine Führungen sind so merkwürdig, daß sie wohl verdienen bekannt gemacht zu werden; nur ist es jetzt noch zu früh, denn der Bosheit ist ihre Macht noch nicht gelähmt, und das Maaß muß erst voll werden. Der Abt Cyrillus zu Markheim ist das Werkzeug der allerabscheulichsten Verbrechen. Gleich nach meiner Verheirathung mit deinem Vater fingen seine öfteren Besuche an; und da er meine religiösen Ge-

…nnun … so verkleidete
n ein … des Lichts, er
der M…, lobte mich sehr, b…
des Johannes a cruce, der heiligen … var
von Genua, von Siena, des Franzisk…
von Sales und andere mehr zu meiner …
gewählt hatte; kurz, er wendete alle, auch …
ten Mittel an, mich zu einem verbotenen …
mit ihm zu verführe…; … ein ich widerstand i…
er Gottes Beistand … und entschlossen, und …
r endlich einstmals … zudringlich war, so trat
sehr ernst vor ihn hin … sagte: Herr Abt! Ihr
seyd kein Priester … ttes unseres Erlö-
sers, sondern ein … riester des Teufels,
entfernt Euch im … genblick und kommt
mir nie wieder vor die Augen! Nun entfernte
er sich, aber mit einem Gesicht, in welchem die ganze
Hölle drohte.

Als ich nachher ruhig überlegte, wie ich den Abt
…handelt hatte, so bebte mein Herz, denn seine an-
…nliche Verwandtschaft und seine Konnexionen in
…om und andern geistlichen Höfen, nebst seiner
…auen Gewandtheit, sich in alle Formen zu schmie-
…, konnten mich für die schrecklichsten Folgen mei-
… Unbesonnenheit zittern machen; indessen ich ver-
… mich auf Gott, und flehte zu Ihm um Schutz
… Bewahrung.

…ld nachher besuchte uns der Bruder meines
…nes, der Maltheserritter Pharamund von Hohen
…lbach, der edelste Mann, der größte Held und
…leuchteste Christ, ein Ritter ohne Gleichen.
… vortreffliche Mann durchschaute alsofort mein
… meine Lage und meine Verhältnisse, und ich
…d im Augenblick die Sympathie unserer See-

len, daher vertraute ich ihm auch, was zwischen mir und dem Abt vorgefallen war. Sehr bewegt sagte er mir: Gott stehe Euch bei, liebe Schwester! es stehen Euch große Prüfungen bevor, aber beharrt im Wandel vor Gott und im innern Gebet, so wird der Lohn Eurer Treue herrlich und groß seyn. Ich vertraue Euch ein Geheimniß an, das Vehmgericht ist dem Abt auf der Spur, er steht im verbotenen Umgang mit Brigitten von der Hube, zwei Früchte desselben sind gemordet worden, einer seiner Mönche ist eingemauert, weil er die Schandthaten des Abts entdeckte und ihn darüber zur Rede setzte, kurz, seine Verbrechen schreien gen Himmel, seine Plane, die ins Große gehen, mag ich gar nicht gedenken. Das heimliche Gericht sammelt alle Beweisgründe, und wenn es sie hat, dann wehe dem Abt! darum seyd vorsichtig, liebe Schwester! ich werde im Verborgenen in der Nähe bleiben, den Abt genau beobachten, und zu Eurem Schutz immer bei der Hand seyn. So sprach der große Mann, und verließ mich. Albert unterbrach hier seine Mutter und fragte: ob das auch wohl der Ritter mit dem verschlossenen Helm gewesen sey, der ihn vom Geisenberg abgeholt und nach Münster gebracht habe? Allerdings, der war derselbe, fuhr Adelheid fort.

Der Abt ließ mich von der Zeit an in Ruhe, er war mir immer höflich und am Ende freundschaftlich; doch traute ich ihm nie, denn meines Schwagers Entdeckungen hatten mich zu tief in sein Gräuelherz blicken lassen. So verfloßen die Jahre meines ohnehin traurigen Ehestandes; endlich wurde ich krank, meine Kräfte schwanden dahin, und ich verlor endlich mein Bewußtseyn; als ich aus diesem Zustand erwachte, befand ich mich in einem engen Kerker, der

ur ein kleines vergittertes Fenster hatte, ich wußte
icht, wo ich war, und fühlte mich äußerst schwach
nd elend, verlarvte Personen brachten mir Brod
nd Wein, von denen ich aber, all' meiner Klagen
nd Bitten ungeachtet, kein Wort herausbringen
onnte, das mich hätte beruhigen können. In dieser
age war ich zwei Tage; am dritten aber bemerkte
ch, daß zur Seite hinter der Wand gearbeitet wurde,
ald brach man die Wand durch, und nun erfuhr
h mit tödtlichem Schrecken, wozu ich bestimmt war,
h rief aus der Tiefe zu Gott und empfand hierauf
ine selige Ruhe, einen Frieden, der sich durch mein
anzes Wesen verbreitete. Ich wurde eingemauert;
etäubt harrte ich meiner Auflösung entgegen, als
ch wieder Arbeiter von Außen vernahm, man brach
ie Wand abermals durch, zog mich aus meinem
erker hervor, und mauerte das Loch wieder zu, dann
urde ich durch einen verborgenen unterirdischen Gang
 die freie Luft gebracht und von zwei vermumm-
 Männern in einen im Wald wartenden Wagen
ragen, ein Ritter mit geschlossenem Visir hielt da-
en, und in ihm erkannte ich meinen edlen Schwa-
, der mir Erfrischungen im Wagen mitgebracht
e, und mich dann hieher führte. Er hatte zwei
e Männer unter den Klostergeistlichen, die dem
ngericht ins Geheim verpflichtet waren, und zu-
 das Zutrauen des Abts besaßen, durch diese
das Einmauern und zugleich meine Befreiung
fstelligt worden. Es kam nun alles darauf an,
nan mich allgemein todt glaubte: denn der
nvogt des Klosters, Gerlach von der Hube,
sehr mächtiger Ritter, der mit Fürsten und
n im Bündniß steht, und da er den Umgang
ts mit seiner Schwester wußte, so wünschte

er sie zu verheirathen; dazu verstand sich aber nicht leicht ein rechtschaffener Ritter, nur dein Vater war schwach genug, sich hintergehen zu lassen; aber auch er fängt nun an, die fürchterlichsten Gräuel zu durchschauen, er wehklagt und nimmt nun zu spät seine Zuflucht zu seinem edlen Bruder, der ihn tröstet und zur rechten Quelle aller Beruhigung leitet.

Albert und Gottfried schauderten bei der Erzählung so vieler Verbrechen und der Leiden der geliebten Adelheid, aber sie dankten auch Gott von Herzen für seine gnädige Leitung, und empfahlen sich ferner in seinen allmächtigen Schutz. Mutter und Sohn blieben nun einige Zeit zusammen, dann machte Albert eine Reise durch die Schweiz und Vorder-Italien, und kehrte darauf wieder zu seiner Mutter zurück.

Endlich war denn auch die Zeit gekommen, wo die Verbrecher reif zum Gericht waren. Ritter Pharamund kam und brachte die Kundschaft Adelheid und ihrem Sohne, daß sie nun bald wieder nach Hohen-Seelbach kommen und die langentbehrten Rechte in Ruhe genießen würden, aber sie müßten ohne weitere Fragen ihm unverzüglich folgen. Adelheid wurde in einem rundum bedeckten Wagen in einen dichten Schleier gehüllt weggeführt, und die Ritter Pharamund und Albert, von Gottfried begleitet, ritten neben dem Wagen her.

Nachdem sie so das Würtembergische und Hohenlohische durchreist hatten, gelangten sie endlich an ein einsames Haus im Wald; hier hielten sie still, und Pharamund wies seinen Begleitern ein Zimmer an, und empfahl ihnen, sich ganz stille zu halten, bis er um 9 Uhr Abends wiederkehren und ihnen sagen werde, was ferner zu thun sey. Albert

und Adelheid waren voller Erwartung der Dinge die da kommen sollten. Gottfried aber besorgte im Stalle seine Pferde.

Zur bestimmten Stunde erschien Pharamund wieder und sprach: Jetzt, meine Lieben! werdet Ihr einem Auftritt beiwohnen, wobei Schrecken und Entsetzen sich Eurer bemächtigen wird, aber habt Muth, es wird Euch kein Haar gekränkt, und Eure Leiden werden herrlich legitimirt werden. Ihr werdet mit verbundenen Augen an einen Ort und wieder zurückgeführt werden, von dem Ihr nach Eurer Rückkehr nie ein Wort entdecken dürft, sonst droht Euch Verlust des Lebens. Hierauf kamen acht verlarvte schwarzgekleidete Männer herein, verbanden ihnen die Augen und trugen sie dann in Sänften fort; ungefähr nach einer halben Stunde stiegen sie aus und wurden durch krumme Gänge und Treppen hinab an einen Ort gebracht, wo ihnen die Binde von den Augen gelöst ward; zwanzig schwarzgekleidete verlarvte Männer saßen hier an den Wänden herum auf steinernen Bänken, einige Kerzen beleuchteten matt die Gegenstände, und überall herrschte Todtenstille! — Endlich sprach ein Ritter, der obenan seinen Platz hatte: bringt den Baron Hans Diedrich von Hohen-Seelbach herein, er muß sehen, unter welchem Schlangengezüchte er gelebt hat und wie die göttliche Gerechtigkeit Verbrechen bestraft! Er erschien und man löste ihm die Binde. Todtenblässe überfiel den Ritter, allein der Richter sprach ihm zu, versicherte ihn, daß er nichts zu befürchten habe und hieß ihn sich niedersetzen. Nun wurde das Gericht eröffnet und die Verbrecher hereingeführt, nämlich der Schirmvogt des Klosters Markheim, Gerlach

von der Hube, dann der Abt, und endlich Brigitte von Hohen-Seelbach; auch ihnen wurden die Augen wieder geöffnet, und nun bemächtigte sich tödtlicher Schrecken der Unglücklichen, sie schwankten wie Trunkene und vermochten sich kaum aufrecht zu halten. Aber ihr Ankläger trat auf und las ihnen ihre Verbrechen vor. Schreckliche Dinge kamen hier zum Vorschein. Meuchelmorde, Kindermorde in Menge, Giftmischereien und gotteslästerliche Handlungen ohne Ende; auch daß Adelheid von Brigitten ein Bleipulver und bald darauf ein betäubendes Gift bekommen, welches ihr das Lebenslicht ausblasen sollte, daß sie aber in der Gruft wieder erwacht, welches von Mönchen bemerkt, und worauf beschlossen worden, sie einzumauern. Nachdem dies fürchterliche Register den Verbrechern vorgelesen war, so sprach der Richter: Alle diese Schandthaten und Verbrechen sind Wahrheit, die ihr nicht läugnen könnt. Alles ist durch Zeugen bewährt und gründlich untersucht. Brüder entscheidet! — Jetzt erhoben sich alle schwarzen Männer und sprachen ein dumpfes Wehe! Wehe! Wehe! über den Abt Cyrillus, über Gerlach von der Hube und über seine Schwester; alle drei wurden weggeführt und in einem Nebenzimmer hingerichtet. —

Adelheid, Albert und Hans Diedrich führte man, nachdem sie wieder verbunden waren, nun zurück in das oben erwähnte einsame Haus. Als sie in ihrem Zimmer waren und ihre Augen wieder brauchen konnten, erkannte auch Hans Diedrich seine Gemahlin und Albert, er war noch außer sich vor Schrecken und verstummte nun vor Erstaunen, er glaubte zu träumen, oder gar todt zu seyn; sein Bruder aber, der auch wieder herzu kam, trat vor ihn

hin und sagte: Siehe, mein Bruder! Gottes Barmherzigkeit hat dir dein liebes Weib, das Weib deiner Jugend, und deinen Sohn aufbewahrt, und das ist die Frucht unsers Gebets für dich. Du lebtest bisher deinen sinnlichen Lüsten und empfandest nicht die Pflichten, die dir als Senior unsers Hauses, als Gatte und Vater obliegen. Hunde und Pferde waren dir mehr als Frau und Kind. Es konnte dir nicht unbekannt seyn, daß der Abt Cyrillus, der Schirmvogt und dein gottloses Weib in einer verbrecherischen Verbindung standen, das kümmerte dich aber nicht, wenn du nur deiner Jagd ungestört abwarten konntest, so war dir das Uebrige einerlei. Deine Unterthanen seufzten unter dem Drucke deiner Beamten, und wurden durch die Klostergeistlichen und Pfaffen für Ablaß und Seelenmessen bis aufs Blut ausgesogen. Du hättest sie schützen und als ihr Herr christlich regieren sollen, dies hast du aber nicht gethan, sondern, wenn du deine Frohndienste und Steuern bekamst, warst du zufrieden, alles andere ging dich nicht an. Du hast wohl zu Zeiten arme Wittwen, die um Hülfe und Schutz bei dir flehten, mit Hunden aus dem Hof gehetzt, wenn sie gerade nicht recht kamen, oder du durch sie in einer Liebhaberei oder einem sinnlichen Genuß gestört wurdest: du sahest die Frömmigkeit deiner Adelheid, und hörtest ihr Gebet, aber das rührte dich nicht, du lachtest und spottetest wohl noch darüber, und sahest nicht einmal recht zu, als man dir sagte, dein gutes Weib sey gestorben; im Grunde war es dir lieb, denn dein thierischer Sinn war durch den Abt schon auf Brigitten geleitet, ehe noch Adelheid von ihr war vergiftet worden. Du bist ein Mann von Verstand, und konntest wissen, daß ein solcher satanischer Bösewicht, wie der Abt, keine

Sünden vergeben könne, und doch gründetest du deine Seligkeit auf seine Absolution. Bruder! was wäre aus dir geworden, wenn dich die göttliche Gerechtigkeit auf einmal aus dem Lande der Lebendigen vertilgt hätte? Denke doch nicht, daß die Kirche durch den Satan Sünden vergeben könne, und daß überhaupt keine vergeben werden, so lange das Herz nicht geändert wird und zu sündigen aufhört. Du weißt, kannst es wenigstens wissen, wie kläglich es im heiligen römischen Reich aussieht. — Wer soll die herrschenden Verbrechen des Adels, der Machthaber und der Geistlichkeit strafen? — Dem Kaiser sind die Hände gebunden, der Pabst und die hohe Geistlichkeit mögen nicht, denn sie sind größtentheils selbst Verbrecher, und sie finden ihre Rechnung bei dieser traurigen Verfassung; darum mußten edle Männer und wahre Ritter das strenge heimliche Gericht stiften, um an Gottes Statt dem Laster Einhalt zu thun und die Unschuld zu retten. Du hast nun sein Verfahren gesehen, und hast große Ursache, diesen Männern zu danken, daß sie dir dein frommes Weib und deinen hoffnungsvollen Sohn gerettet und erhalten haben. Beide hast du nun wieder, und es wird auf dein Betragen ankommen, in wiefern dein zukünftiges Leben ruhig und gesegnet werden soll.

Hans Diedrich war durch das unterirdische nächtliche Vehmgericht und durch die Hinrichtung der drei Personen so erschüttert worden, daß er zitterte und bebte, und diese Rede seines Bruders hatte ihn vollends so weich gemacht und zermalmet, daß er auf den Boden hinsank, und zu Gott, seiner Frau, seinem Bruder und seinem Sohn um Gnade, Vergebung und Erbarmen flehte. Alle hoben ihn auf, sicherten ihm völlige Vergebung zu und umarmten ihn mit

der zärtlichsten Liebe. Von diesem Augenblick an war der Baron ganz verändert, er wurde der zärtlichste Gatte, der beste Vater, der beste Regent und ein wahrer Christ. Pharamund begleitete alle drei nach Hohen-Seelbach; nach wenigen Wochen reiste er zwar wieder fort, doch besuchte er sie zuweilen und freute sich ihres Glücks. Das Verschwinden der drei Personen machte freilich Aufsehen, aber Niemand rührte sich, weil Jedermann die Ahndung des Vehmgerichts fürchtete.

Es gibt kein Vehmgericht mehr, wir bedürfen aber auch keins, denn der Richter hat sich aufgemacht, um selbst zu richten. Die Füße des Keltertreters von Bozea sehen sehr blutig aus. Menschen! Brüder! macht Frieden mit Ihm.

9.

Konrad der Gute.

„Nun hör', Konrad!" sagte der alte Winze
und warf einen Gürtel mit Geld auf den T
„sieh', da hast du zweihundert Thaler. Laß
aber nicht über's Ohr hauen! Gib wohl Acht,
der Gaul nicht dämpfig ist, nicht die Mauke
die Gallen hat. Du mußt das doch nun versteh
du bist schon fünf und zwanzig Jahre alt. Ja,
ich so alt war... Aber hör', den Doggen,
Sultan nimm mir mit. Am Seil, verstehst
Und dann morgen um zwei Uhr fort."

Konrad hörte das dienstwillig an. „Gut, Vat
erwiederte er; „ich werde thun, was ich kann.
werdet Ihr deßhalb, wie ich hoffe, keine Sor
haben."

„Nun ja, ja!" brummte der Alte. „Man
wohl, wie das mit euch jungen Leuten ist.
früh wollt ihr alten Verstand haben, und dann
es doch immer noch sehr. Als ich so war wie du
ja da!" —

Konrad schwieg, nahm den Gürtel, ging
legte sich schlafen. Um ein Uhr stand er auf
weckte die Küchenmagd, welche ihm eine kräftige B
suppe kochen und einen tüchtigen Pfannenkuchen
backen mußte: denn so hatte es die sorgsame Mu

Abends vorher verordnet. Er ließ es sich wohl schmecken, schnallte den Gürtel um, nahm seinen Sultan an die Leine und stieg nun fröhlich den Berg hinan.

Konrad war einer von den wirklich seltenen Bauernsöhnen, die Organe für das Schöne und Große in der Natur haben. Er war so glücklich gewesen, dem Hauslehrer der jungen Herrschaft zu gefallen, deren Güter sein Vater in Pacht hatte; und dieser vortreffliche Mann bildete seine vielversprechenden Anlagen sorgfältig, aber mit beständiger Rücksicht auf seinen Stand und seine muthmaßlichen künftigen Verhältnisse aus. Konrads Augen sahen allenthalben in der Schöpfung die Hand des ewigen Vaters; seine Ohren hörten den leisen Fußtritt der wandelnden Gottheit; sein Herz bebte von Wonnegefühlen, wenn der Allliebende aus jedem seiner Werke zu ihm redete. Sein ganzes Wesen war noch unschuldig, seine Einbildungskraft noch unvergiftet. Ans Heirathen hatte er bis jetzt nie ernstlich gedacht; er wußte, das ihm dies wenig helfen würde, denn sein Vater hatte ihm ein für allemal gesagt: er brauche sich dessen nichts einfallen zu lassen, bis er ihn dazu aufforderе. Konrad war zwar fest entschlossen, sich keine Frau aufdringen zu lassen, aber auch keinem Mädchen die Ehe zu versprechen, wofern seine Eltern nicht ihre völlige Zustimmung gäben. Diesem Vorsatz war er bis dahin treu geblieben.

Der Morgen, an welchem Konrad auf den Pferdehandel ausging, war einer der schönsten, die der junge Mai in all' seiner Fülle hervorzubringen vermag. Und Konrad — war einer der schönsten Jünglinge seiner Gegend. Aufgeschossen wie die Tanne, herrschte in allen Gliedern das vollkommenste Eben-

maaß; die Farbe der Gesundheit blühte auf seinen Wangen; blondes, starkes Haar kräuselte sich um seine Schläfe; im dunkeln Blau der Augen glühte inniges Gefühl und reines Wohlwollen. Der Maimorgen und Er paßten vortrefflich zusammen. — So wie er über die Felder hinan oben an den Kranz des Buchenwaldes kam, stieg der Ocean des Lichts hinter dem holdäugelnden Morgenstern über und zwischen dem sanft bewegten jungen Grün des Hains empor. Drei oder vier Nachtigallen sangen im zarten Laube ihr Rezitativ, und die Märzamsel fiel zuweilen mit ihrem Baß in dasselbe ein. Hinter sich, gegen Abend, sah unser Wanderer über den Nebelstrom hin, der weit und breit als ein feines Gewebe durch die Thäler hinfloß. Der Mond, dem nun — wie der Landmann sagt — auch der rechte Backen zu schwellen anfing, sank eben hinter einen Felsenriff, blinzelte aber doch noch einmal durch eine Spalte des Gesteins hindurch, und hauchte Konrad, gleichsam noch in der Thür, eine glückliche Reise zu, womit er dann vollends seinen stillen, traulichen Nachtweg fortsetzte.

Unser Freund empfand dies alles tief; seine Brust wurde dadurch erweitert, sein ganzes Wesen gehoben. Freudig schritt er vorwärts über die Höhe des Berges und fing schon an, ins nächste Thal hinabzusteigen, als die Königin des Tages vollends hervortrat. Allenthalben zeigten sich die Spuren der erwachenden Geschäftigkeit. Hier langsam und gebückt einherschleichende Ochsen, die einen Pflug oder eine Egge schleppten, und nebenher der Bauer, der entweder eine Pfeife rauchte, oder an seinem Morgenbrod kaute. Dort lange Reihen brauner und scheckiger Kühe, die mit Schellengeklingel vor ihrem Hirten her auf die

zogen. Nun — fröhliches Gewimmel von
Händen in Feld und Gärten; dann drü-
)itze, Mittag, Labung im ländlichen Wirths-
Fortsetzung des Weges, und endlich — Kon-
ng irre im Walde, ohne daß es ihm möglich
ch wieder zurecht zu finden. Die obern Ge-
seines Vaterlandes bestehen aus einem holz-
Gebirge, in welchem hin und wieder einzelne
rme Dörfer zerstreut liegen, die lediglich von
)rennern bewohnt werden. An der Morgen-
:ses Gebirges ist eine Stuterei, welche das
)n Konrads Reise war. Nun hatte man
ıen geradern Weg gezeigt, als der war, den
te. Anfangs ging es gut, bald aber kreuzten
viele Wald- und Holzwege, daß er den rech-
fehlte und zu viel links in die Berge gerieth.
ıte Jüngling lief hin und her, der Tag be-
ch zu neigen, und keinem seiner Sinne zeigte
h nur die mindeste Spur von einem bewohn-
te. Es fehlte ihm sonst zwar nicht an Herz-
:it, aber doch wurde es ihm etwas unheim-
nd das wohl hauptsächlich um der schönen
e Geldes willen, die er bei sich führte. Auch
eben kein Vergnügen, unter oder auf einem
: die Nacht über herbergen zu müssen, wenn
ch müde gegangen hat und Hunger und Durst
det. Solche kleine Zufälle aber müssen in der
der Vorsehung oft Mittel zu einem großen
werden. Und das geschah auch hier, wie
lge lehren wird. Konrad gerieth, da es
nfing zu dämmern, auf einen Holzweg, der
nd nach gangbarer wurde und ihn endlich vor
)rfchen brachte.
wie er dasselbe erblickte, wurde er wieder

maaß; die Farbe der Gesundheit blühte auf seinen Wangen; blondes, starkes Haar kräuselte sich um seine Schläfe; im dunkeln Blau der Augen glühte inniges Gefühl und reines Wohlwollen. Der Maimorgen und Er paßten vortrefflich zusammen. — So wie er über die Felder hinan oben an den Kranz des Buchenwaldes kam, stieg der Ocean des Lichts hinter dem holdäugelnden Morgenstern über und zwischen dem sanft bewegten jungen Grün des Hains empor. Drei oder vier Nachtigallen sangen im zarten Laube ihr Rezitativ, und die Märzamsel fiel zuweilen mit ihrem Baß in dasselbe ein. Hinter sich, gegen Abend, sah unser Wanderer über den Nebelstrom hin, der weit und breit als ein feines Gewebe durch die Thäler hinfloß. Der Mond, dem nun — wie der Landmann sagt — auch der rechte Backen zu schwellen anfing, sank eben hinter einen Felsenriff, blinzelte aber doch noch einmal durch eine Spalte des Gesteins hindurch, und hauchte Konrad, gleichsam noch in der Thür, eine glückliche Reise zu, womit er dann vollends seinen stillen, traulichen Nachtweg fortsetzte.

Unser Freund empfand dies alles tief; seine Brust wurde dadurch erweitert, sein ganzes Wesen gehoben. Freudig schritt er vorwärts über die Höhe des Berges und fing schon an, ins nächste Thal hinabzusteigen, als die Königin des Tages vollends hervortrat. Allenthalben zeigten sich die Spuren der erwachenden Geschäftigkeit. Hier langsam und gebückt einherschleichende Ochsen, die einen Pflug oder eine Egge schleppten, und nebenher der Bauer, der entweder eine Pfeife rauchte, oder an seinem Morgenbrod kaute. Dort lange Reihen brauner und scheckiger Kühe, die mit Schellengeklingel vor ihrem Hirten her auf die

Waide zogen. Nun — fröhliches Gewimmel von thätigen Händen in Feld und Gärten; dann drükkende Hitze, Mittag, Labung im ländlichen Wirthshause, Fortsetzung des Weges, und endlich — Konrad ging irre im Walde, ohne daß es ihm möglich war, sich wieder zurecht zu finden. Die obern Gegenden seines Vaterlandes bestehen aus einem holzreichen Gebirge, in welchem hin und wieder einzelne kleine arme Dörfer zerstreut liegen, die lediglich von Kohlenbrennern bewohnt werden. An der Morgenseite dieses Gebirges ist eine Stuterei, welche das Ziel von Konrads Reise war. Nun hatte man ihm einen geradern Weg gezeigt, als der war, den er wußte. Anfangs ging es gut, bald aber kreuzten sich so viele Wald- und Holzwege, daß er den rechten verfehlte und zu viel links in die Berge gerieth. Der gute Jüngling lief hin und her, der Tag begann sich zu neigen, und keinem seiner Sinne zeigte sich auch nur die mindeste Spur von einem bewohnten Orte. Es fehlte ihm sonst zwar nicht an Herzhaftigkeit, aber doch wurde es ihm etwas unheimlich, und das wohl hauptsächlich um der schönen Summe Geldes willen, die er bei sich führte. Auch ist es eben kein Vergnügen, unter oder auf einem Baume die Nacht über herbergen zu müssen, wenn man sich müde gegangen hat und Hunger und Durst empfindet. Solche kleine Zufälle aber müssen in der Hand der Vorsehung oft Mittel zu einem großen Zwecke werden. Und das geschah auch hier, wie die Folge lehren wird. Konrad gerieth, da es eben anfing zu dämmern, auf einen Holzweg, der nach und nach gangbarer wurde und ihn endlich vor ein Dörfchen brachte.

So wie er dasselbe erblickte, wurde er wieder

heiter und musterte die wenigen Häuser der Reihe nach. Unwillkührlich ruhte sein Blick auf einem, das zunächst rechter Hand unter einem Hügel stand. Dorthin beschloß er zu gehen und um eine Nachtherberge zu bitten. Demgemäß trat er durch den Hof in die Hausthüre, fand Alles zwar ärmlich, aber in hohem Grade rein und ordentlich. Da sich Niemand meldete, ging er weiter und öffnete die Stube.

Auf der Schwelle blieb Konrad stehen und starrte hin. Der Anblick, welcher sich ihm darbot, traf sein Innerstes. Thränen der Rührung füllten seine Augen; er stand unbeweglich und seine Stimme versagte ihm schier ihre Dienste. Endlich konnte er im weichsten Tone hervorbringen: „Guten Abend! Gott sey mit Euch!"

Ein fast sterbender, langer, hagerer Greis saß dort gegenüber auf einem alten, gebrechlichen Lehnstuhl zwischen Kissen. Alle seine wenigen noch übrigen Kräfte mußte er anstrengen, um eine Handvoll Luft in seine fast zerstörte Lunge hinab zu arbeiten. Seine Füße waren bis an die Kniee hinauf dicht umwunden; aber auf seinem Antlitze ruhte Morgenglanz der Ewigkeit. Aus seinen Augen strahlte hoher Gottesfrieden, und das Lächeln seiner Lippen zeugte von Ahnung künftiger Glückseligkeit. Dies war der Anblick, der so tief auf unsern Konrad wirkte. Es kamen aber noch zwei interessante Figuren hinzu, welche das Gemälde ungemein erhöhten. Auf der linken Seite des sterbenden Kohlenbrenners nämlich saß ein ältlicher, sauber, doch nur bürgerlich gekleideter Mann, der mit ruhiger, aber feierlicher Miene den Puls des Kranken beobachtete. Konrad war zwar kein Kenner von Physiognomien, dennoch fand er in den Zügen dieses Unbe-

ren. Sie war das einzige Kind des Ster-
und seine treue Pflegerin. Mit einem sanf-
idenden Blick stand sie über den Vater herge-
o daß sein Kopf an ihrer Brust ruhte. Mit
ten Hand hielt sie seine Stirne, mit der lin-
ı kahles Hinterhaupt, um dadurch die Kopf-
en zu lindern, welche ihm das beständige
verursachte. Das Gesicht des Mädchens war
ollendet schön, dagegen trug es das deutliche
e von Sittsamkeit, Tugend und Verstand.
Buchs war schlank, voll und gerundet.
rad wurde, wie gesagt, vom Rührenden der
getroffen. Seine innere Bewegung malte
seinem ganzen Wesen. Dies und der Ton
rußes machte die drei Personen im Zimmer
sam; sie dankten ihm freundlich, und die Toch-
te: „Was ist Euer Begehren?" — Konrad
rte mit kurzen Worten: er sey vom rechten
ab und durch einen Zufall in dies Dorf ge-
ı. Er suche ein Obdach für diese Nacht; habe
bei ihnen anfragen wollen, finde sie aber in

guten Strohlager, mit einer Schüssel Milch, mit Kartoffeln und einem Butterbrod zufrieden ist."

„Von Herzen gern!" versetzte Konrad. „Aber Ihr guten Leute seyd doch jetzt in einer Lage, wo man Euch nur allzuleicht beschwerlich wird." Der Kranke schüttelte den Kopf; die Tochter sagte: „ganz und gar nicht;" und der Mann zur Linken fügte lächelnd hinzu: „wir beiden Gäste quellen die Kartoffeln ab, während die Jungfer das Uebrige bereitet. Wir lassen es uns schmecken, legen uns zeitig auf die Streu, sind dann Niemand im Wege, und können diesen redlichen Leuten vielleicht selbst noch hülfreiche Hand leisten." Konraden behagten diese Aeußerungen. Es fing ihm an heimathlich zu werden. Das geschieht so leicht, wenn Seelen von einerlei Stimmung, Menschen von gleicher Denkweise zusammentreffen. Es bedarf keiner weitläufigen Erklärung; sie ahnen, fühlen, verstehen sich. — Konrad nahm also, ohne fernere Umstände, auf einem dreibeinigen Stuhl, ohne Lehne, Platz, der neben dem Ofen stand.

Indem ging der Paroxismus des alten Reinhards vorüber. Seine Tochter Hildegard konnte also selbst die nöthigen Anstalten zur Bewirthung ihrer Gäste machen. Sie that das mit der ihr eigenen Freundlichkeit, Munterkeit, Gewandtheit. Konrad merkte auf jede ihrer Bewegungen, und gestand es bei sich selbst, er habe nie ein Landmädchen gesehen, das Hildegard in seinem Betragen gleich kam. Je mehr er sie betrachtete, desto lebhafter wurde in ihm der Gedanke: wie glücklich wärst du, wenn eine solche Hildegard deine Frau würde! Aber, sagte er bei sich selbst, dein Vater wird es nie zugeben, daß du eines Kohlenbrenners Tochter

eirathest und sie in sein Haus bringst. Dagegen
el ihm wieder ein: mein Vater ist nur ein Pächter;
r würde mich also auch leicht bei sich ins Haus ver-
eirathet wissen wollen. Folglich kann es ihm auch
iemlich gleichgültig seyn, welche ich nehme. Ich
rauch' im Grunde wohl nicht so gar viel nach ihm
u fragen. — Doch klopfte er dieser Schlange gleich
eim Hervorgucken auf den Kopf, und sagte zu sich
elbst: „Konrad, du bist ein Narr! Weißt du doch
ar nicht einmal, ob das Mädchen dich haben möchte,
der ob es nicht vielleicht schon versprochen ist?"
Inzwischen war das Abendessen fertig geworden und
ie dampfenden Schüsseln unterbrachen das Selbst-
espräch des guten Jünglings.

Reinhard, der kranke Köhler, befand sich die-
en Abend so wohl und war so heiter, daß die drei
Menschen, welche jetzt um ihn waren, sich herzlich
arüber freuten. Sie würzten ihr frugales Mahl
it einem angenehmen Gespräch, zu welchem insbe-
ndere der fremde Mann viel beitrug. Als geges-
und Hildegard, zur Besorgung einiger häus-
en Geschäfte, hinausgegangen war, begann der
anke: „Herr Doktor! zwischen uns Beiden ist es
ausgemacht, daß ich keine vier und zwanzig
nden hienieden mehr leben werde. Ich freue mich
issprechlich auf den Willkomm in der Heimath
oben, wo ich meine gute Frau und acht meiner
r wiederfinden werde. Seit fünfzig Jahren hab'
ich ernstlich bemüht, auf den Wegen Gottes zu
eln. Doch bin ich weit von der Behauptung
it, daß ich es zur christlichen Vollkommenheit
ht hätte. Aber Gott und mein Erlöser wer-
ir gnädig seyn in der ernsten Stunde. Des
Glaubens bin ich, und darum freu' ich mich

Doktor, und war nun im Begriff zu gehen
Reinhard ihn zurückrufen ließ, ihm nochmal
ternd die Hand reichte und sagte: „Lieber, j
Mann, es ist etwas in meiner Seele, das m
Dir hinzieht! Bleib' fromm und gut, damit ich
einst am Throne Gottes wiederfinden und um
kann." Konrad erwiederte: „das war immer
Vorsatz, Vater Reinhard! Und hier in G
Hause ist er auf's neue befestigt worden. G
meiner, wenn Ihr nun bald über alles Leiden
Noth erhaben seyd."

Reinhard lächelte und fing wieder an zu sch
mern.

Konrad eilte an die Thür.

Doktor. „Weißt Du auch den Weg?"

Konrad. „Nein; ich will aber schon im
Jemand fragen."

Doktor. „Das ist unnöthig. Ich geh'
Strecke mit Dir, bis Du nicht mehr irren kan

Wem dies gefunden war — das war unser F
Sogleich beschloß er seinem Herzen Luft zu m
Sie traten die Wanderschaft an.

Konrad. „Das sind denn liebe Leute d
Hause. Ich freu' mich sehr, daß ich mich g
Abend verirrt habe."

Doktor. „Es sind vortreffliche Menschen.
Lebensgeschichte des alten Kohlenbrenners i
Zusammenhang von Wohlthätigkeit und volle
Christentugend. Ich kenne Wenige seines Gl
Dabei liegt unter seiner äußern Einfalt ein
Schatz von Erkenntniß, von wahrer Erleuchtung
borgen, daß ich mich oft darüber verwundert
Mit seiner Tochter ist es nach Verhältniß ihre
ters und Geschlechts der nämliche Fall."

Konrad (der nicht länger an sich halten konnte). „Herr Doktor! dürft' ich Ihnen wohl mein Herz entdecken? Sie sind ja ihr zweiter Vater......"

Doktor (sehr freundlich). „O ja!"

Konrad. „Ich muß Ihnen gestehen, Herr Doktor, daß ich kein größeres Glück kennte, als wenn ich Hildegard mein Weib nennen dürfte. Es ist freilich wahr, ich kenne sie erst seit wenigen Stunden, allein sie hat in diesem kurzen Zeitraum einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Sie hat etwas in ihrem Wesen, das ich nicht zu nennen weiß, von dem ich mich aber nicht ohne bitteres Heimweh trennen kann. Es ist etwas, das Eheleute auch dort noch zusammenbindet, wo es keine Ehe mehr gibt."

Doktor. „Heil Dir, edler Jüngling, daß Du dies zu empfinden fähig bist! Du bist meiner Hildegard würdig. Aber — was willst Du treiben? womit wolltest Du euch ernähren?"

Konrad. „Ueber dies Hügelchen wollten wir bald weg seyn, wenn nur einmal die Hauptklippe erstiegen wär'. Aber mein Vater gibt es nicht zu, daß ich eines Köhlers Tochter heirathe, die nur Haus und Gut und nicht auch baares Geld hat."

Doktor. „So! das steht also im Wege. Ist denn Euer Vater ein so abscheulich reicher Mann?"

Konrad. „Behalten Sie doch Ihr bisheriges: Du! bei, Herr Doktor! So sehr reich ist mein Vater nun wohl nicht; aber er möchte es gerne werden."

Doktor. „Wie hoch schlägt er Dich denn ungefähr an?"

Konrad. „Verzeihen Sie; — — ich höre denn doch nicht gern in dem Ton von meinem Vater reden."

Doktor. „[illegible] junger Mensch! — [illegible] Aber mein Innerstes [illegible] nur an diesen Schlag [illegible] werde, weil .... Ich darf [illegible] Deine Hand, Konrad!"

Konrad. „Sie beschämen mich. — Aber Sie [illegible] wissen, was ein Mädchen wohl haben [illegible] dürfte? Eigentliches kann ich [illegible] nicht sagen. Mein Vater hat sich nie bemerkt [illegible] darüber gegen mich ausgelassen."

Doktor. „Ich will Dir einen Rath geben. Erzähle, sobald Du nach Hause kommst, Deinem Vater der Wahrheit gemäß die ganze Geschichte. Sag' ihm, Hildegard sey eine einzige Tochter; ihre Eltern wären gestorben (wenn Du zu Hause bist, kannst Du dies getrost behaupten), sie besitze ein schuldenfreies Gut, auf dem acht bis zehn Stück Vieh können gehalten werden; und das will in dieser rauhen Gegend viel sagen; zudem habe sie noch baares Vermögen, Du wüßtest aber nicht, wie viel."

Konrad. „Baares Geld? Reinhard sagte ja, er hinterlasse keines."

Doktor. „Ganz recht. Er und seine Tochter wissen nichts von dem, was ich Dir vertraue. Die Sache hängt folgendergestalt zusammen. Der alte Reinhard hat einst einem wohlhabenden Manne einen sehr, sehr wichtigen Dienst geleistet. Dieser will nun der Tochter, wenn sie heirathet, eine hübsche Summe zur Aussteuer geben."

Konrad. „Das ist edel von dem Manne. Doch muß ich Ihnen gestehen, daß, wenn ich Alles genau überlege, ich immer noch an einem glücklichen Ausgang zweifle. Trüg' ein Dritter das Ding meinem Vater vor, ohne daß ich dabei wär' — ja dann!

'größert. Nach seiner Denkweise muß kein
lensch es sich herausnehmen wollen, selbst
:tin zu wählen, so lange er noch Eltern
ies für ihn thun können. Die gehen, wie
mit Ueberlegung und Vernunft zu Werke,
die Jugend nur auf Leidenschaft und Sinn-
irt."

r. „Ich begreife Dich. Nun, sey ruhig.
ger als acht Tagen befiehlt Dir Dein
e Hildegard zu heirathen. Ich kenne den
on ganz."

d. „Bester, liebster Herr Doktor! mein
eben lang will ich Ihnen dafür danken.
da fällt mir wieder ein schwerer Stein auf's
s ist ja noch eine große Frage, ob mich
ard haben will?"

or. „Das ist gar keine Frage. Ich stehe
r. Aber auf mein erstes Pünktchen muß ich



versprach ihm nochmals Hildegarden zur Frau, zeigte ihm den Weg, und kehrte dann zum Kranken zurück, dem er gern bis an die Thore der Ewigkeit beistehen wollte.

Reinhard war kurz vor des Doktors Eintritt in Schlummer gesunken. Dieser merkte sogleich, daß die Stunde der Auflösung da wäre. Doch äußerte er dies gegen Hildegarden nicht, erzählte ihr vielmehr, was auf dem Wege vorgefallen war. Sie wurde roth, lächelte und schwieg. Endlich sagte sie mit leiser Stimme: „Lieber Herr Doktor! Sie sind mein Vater .... Ich fühl' es; ich werde den jungen Mann lieb haben, sehr lieb, und auch gewiß mit ihm glücklich seyn. Führen Sie in Gottes Namen dasjenige aus, was Sie aus Güte gegen mich bereits angefangen haben." Eben gab er ihr die Hand darauf, als Reinhard eine schwache Bewegung machte. Der Doktor sah sich nach ihm um und sprach: „Hildegard, dein Vater stirbt!" Sie fing bitterlich an zu weinen und sank an der einen Seite des Bettes nieder, während der Doktor an der andern kniete. Jedes ergriff eine von den Händen des Sterbenden. Der Doktor betete: „Vater! nimm diesen deinen durch Jesum erlösten Knecht zum ewigen Frieden auf!" Er hob sich mit dem letzten Zittern der erblaßten Lippe und stand lange da, innigfeiernd vor der nahen Majestät des unsichtbares Gottes. Auch Hildegards Thränen begannen milder zu fließen. Der Tod ihres Vaters war nicht unerwartet gekommen, und die Aussicht der neuen Versorgung war gleichfalls ein lindernder Balsam in die Wunde ihres Herzens.

Der Doktor sorgte vor Allem dafür, daß, bis Hildegards Lage sich änderte, eine treue, erfahrene

Freundin zu ihr ins Haus zog. Er traf die nöthigen Anstalten zur Beerdigung ihres vollendeten Vaters, und ging an den jetzigen Ort seines Aufenthalts zurück.

Konrad war inzwischen munter fortgewandelt. Er fühlte sein ganzes Wesen erhöht; jeder Athemzug war kindlicher Dank gegen die Vorsehung; voller Zuversicht übergab er sich ihrer ferneren Leitung. So gestimmt, verrichtete er seinen Auftrag. Er war glücklich im Handel, kaufte seinem Vater ein tüchtiges Pferd für einen billigen Preis, setzte sich darauf und ritt nach Hause. Als der alte Vincenz hörte, sein Sohn sey wieder da, ging er in den Hof und untersuchte das Pferd aufs Genaueste, ohne ein einziges Wort dabei zu reden. Endlich fragte er: „Konrad, was hast du dafür bezahlt?" — „Achtzig Thaler." „Nu, nu," fuhr der Alte fort, „man muß halt zufrieden seyn, bis es besser wird. Du wirst ja wohl endlich wirthschaften lernen." Das hieß in seiner Sprache so viel als: „Konrad, ich bin sehr wohl mit dir zufrieden." Und Konrad verstand die Sprache seines Vaters.

Jetzt mußte unser Freund vom Morgen bis an den Abend hinaus auf das Feld, um die Saat besorgen zu helfen. Als er nach etlichen Tagen einst noch später zurück kam, als gewöhnlich, fand er seinen Vater überaus gespannt. Konrad merkte, daß etwas Wichtiges vorgefallen war, und wurde daher auch gespannt. Er vermuthete wohl, was es seyn möchte, und das Herz klopfte ihm wie ein Hammer über dem Warten der Dinge, die da kommen sollten. Doch durfte er nicht fragen. Nach Tisch endlich erfuhr er die Geschichte des Tages, welche folgendergestalt sich verhielt.

Gegen drei Uhr kam ein wohlgekleideter Bauer zu Vincenz, grüßte ihn freundlich und fragte: Seyd Ihr der Vater des jungen Menschen, der letzthin auf der Stuterei zu Waltershöh den Brandfuchs gekauft hat?

Vincenz. Der bin ich. Was geht Euch das aber an, und warum fragt Ihr darnach?

Der Fremde. Nicht unwirsch! Die Absicht, warum ich frage, ist gut. Der Bursche gefiel mir; er ist ein braver Kerl, und verspricht ein ganz vortrefflicher Mann zu werden. Ich hab' eine Base, die auch nicht zu verachten ist: und da wollt' ich einmal hören, ob wir Beide nicht eine Heirath schmieden könnten. Freilich sollte man die jungen Leute erst fragen; ich denke — es kann aber auch nachher geschehen.

Vincenz. Ich sollte meinen Jungen fragen, ob er die haben will, welche ich ihm bestimme? Schweigt mir davon still! So etwas kann ich ohne Aerger nicht anhören.

Der Fremde. Nun — dafür laß ich Euch sorgen. Mit meiner Base will ich dann fertig werden. Sie ist eine einzige Tochter, hat ein schönes Gut von acht bis zehn Kühen; Vater und Mutter sind todt, und ein Freund hat ihr zweitausend Gulden vermacht, die ihr, sobald sie heirathet, baar ausgezahlt werden.

Vincenz. Das läßt sich endlich hören. Kann man sich aber auch darauf verlassen, daß das alles wirklich so ist, wie Ihr mir da vorerzählt?

Der Fremde. Das versteht sich. Euer Konrad ist an nichts gebunden, bis er das Genannte alles in Händen hat.

Vincenz. Mehr verlang' ich nicht. Ich gehe den Handel ein. Aber wo wohnt Eure Base?

Der Fremde. Im Oberlande, zu Waldscheidt; sie heißt Hildegard Kron.

Vincenz. Das ist ja bei den Kohlenbrennern! — Doch, es ist einerlei, wo man sein Brod erwirbt.

Der Fremde. Aber ich möchte nun auch gern den neuen Vetter Konrad sprechen.

Vincenz. Der ist auf einem entlegenen Felde. Uebermorgen ist Sonntag, dann soll er nach Waldscheidt kommen, und Ihr könnt dort mit ihm plaudern.

Der Fremde. So wäre ja unsere Sache in Ordnung. Es bleibt dabei?

Vincenz. Das versteht sich. Hier ist meine Hand darauf.

Vincenz war nichts weniger als gastfrei. Er nöthigte also auch den Fremden nicht zum Dableiben, wiewohl es seine Schuldigkeit gewesen wäre. Vielmehr freute er sich, das Abendessen sparen zu können. Was ihm aber am besten gefiel, war, daß man bei der Heirath keine Mitgift von ihm verlangte. Dieser Punkt war bisher der Hauptgrund gewesen, weßwegen er für seinen Konrad noch auf keine Verbindung gedacht hatte. War aber Vincenz vergnügt, so war es der Fremde nicht weniger. Sollte der Leser in ihm den Doktor vermuthen, so irrt er. Der war es nicht.

Konrad fand, wie schon gesagt, seinen Vater in ungewöhnlicher Spannung. Der Alte sprach schier kein Wort. Als sich aber nach Tische das Gesinde entfernte, und er sich eine Pfeife gestopft hatte, fing er plötzlich an: Konrad, du sollst heirathen!

Konrad. So? — wen denn?

Vincenz. Da zu Waldscheidt ist ein Mädchen, die heißt Hildegard Kron, die sollst du nehmen. — Heute war ihr Vetter hier, dem hab' ich's versprochen.

Konrad. Aber, Vater! ... wer weiß, ob mich das Mädchen haben will? — Es gehören zwei zum Kauf.

Vincenz. Haben will? Man wird das Jüngferchen erst fragen?!

Konrad. Sie ist ja ihr eigener Herr; sie hat keine Eltern mehr.

Vincenz sah seinen Sohn starr an. „Wie," fuhr er heraus, „du kennst die Hildegard? — Bursche, he?" Konrad fühlte, daß er sich verschnappt hatte; er wurde über und über roth, doch faßte er sich wieder. „Ich habe es zufällig auf meiner Reise gehört, daß sie eine einzige Tochter ist und keine Eltern mehr hat: und eben deßwegen besorg' ich, daß sie nicht sogleich einem wildfremden Menschen ihre Hand geben wird."

Vincenz. Hör' Junge! du weißt, daß ich keinen Widerspruch leide. Uebermorgen gehst du nach Waldscheidt und versprichst dich mit der Hildegard. Konrad! du kennst mein altes spanisches Rohr. Wehe deinen Knochen, wenn du wieder kommst und hast es nicht zu Stande gebracht.

Konrad. Ich gehorch' Euch, Vater! und will thun, was ich kann.

Was der gute Jüngling fühlte und dachte, das äußerte er nicht. Er wünschte vielmehr seinem Vater gute Nacht, eilte auf sein Kämmerchen und dankte Gott mit Inbrunst für die gütige Lenkung seines Schicksals. Kaum konnte er vor lauter Freude die Augen schließen. Am andern Morgen ging alles

doppelt rasch von der Hand. Das Gesinde, welches Konrad eben so sehr liebte, als es seinen Vater fürchtete, bemerkte die Heiterkeit unseres Freundes, und nahm innigen Antheil daran. Gern hätte er seiner Mutter die eigentliche Begebenheit der Sache entdeckt; er kannte aber die despotische Art seines Vaters allzugut, mit welcher er der nachgebenden Mutter jedes Geheimniß abpreßte.

Kaum graute der Sonntag herauf — da verließ Konrad sein Lager, warf die zurechtgelegten Kleider über, und durchwanderte einen noch schönern Morgen, als letzthin. Sein inneres Empfindungsorgan war zur reinsten Harmonie gestimmt. Dies beflügelte seine Schritte vollends, so daß er des Nachmittags zeitig bei seiner Hildegard in Waldscheidt anlangte, welche ihm in ihrem Traueranzuge noch einmal so schön, noch einmal so achtungswürdig vorkam.

Mit den Gesprächen, welche zwischen ihnen vorfielen, halte ich meine Leser nicht auf. Bei solchen schuldlosen Naturkindern, die zugleich wahre Christen sind, redet das Herz zum Herzen Konrad und Hildegard waren bald ganz auf dem Reinen. Sie sanken einander, von Gefühl überwältigt, in die Arme. Ihre Blicke erhoben sich, in Freudenthränen schwimmen, zum Urquell der ewigen Liebe.

In der Abenddämmerung, als die beiden Verlobten, sammt Hildegards Freundin, sich eben zu Tische setzen wollten, trat der Vetter, welcher vor ein Paar Tagen beim alten Vincenz gewesen war, in das Zimmer. Der gute Mann freute sich herzlich über das Gelingen seines Unternehmens und erzählte Konraden das Gespräch, welches er mit dessen Vater gehabt hatte. Sein Hauptzweck aber war,

den Liebenden bekannt zu machen, daß die zweitausend Gulden, welche ein Freund Hildegarden zur Aussteuer bestimmt habe, bei ihm zum Empfang bereit lägen. Das holde Mädchen konnte es durchaus nicht begreifen, wie ein Unbekannter dazu komme, sich in dem Grad für sie zu interessiren. Sie drang deßhalb in ihren Vetter; dieser war aber nicht so offenherzig, als sie es wohl wünschte. Er begnügte sich mit der Antwort: „Dein seliger Vater hat einst einem reichen Mann einen wichtigen Dienst geleistet, der auf diese Weise seine Dankbarkeit an den Tag legt." Dadurch wurde das Räthsel für Hildegard noch dunkler.

Konrad rieth bei sich auf den Doktor, doch hielt ihn sein Zartgefühl zurück, dies zu äußern. Aber etwas Näheres mußte er von diesem, ihm so merkwürdigen Manne wissen. Er fing also an, sich nach demselben zu erkundigen. Allein weder der Vetter, noch Hildegard konnten seine Neugierde so befriedigen, wie er es wünschte. Nur so viel erfuhr er, daß dieser Mann sich seit einem halben Jahre in der Gegend aufhalte, sehr eingezogen lebe, und nur mit einigen wenigen stillen, frommen, guten Menschen Bekanntschaft gemacht habe. Er gebe sich für einen Arzt aus; habe vielen geholfen, von Niemand aber das Mindeste genommen; im Gegentheil noch für manchen Armen die Arznei bezahlt. Auch sonst sey er der allgemeine Wohlthäter des ganzen Bezirks, und habe in der kurzen Zeit seines Aufenthalts unzählige Edelthaten geübt. Wo er aber her sey, wie er eigentlich heiße, wo er sich jedesmal befinde (denn er änderte seinen Wohnort sehr oft), darüber konnten sie keinen Bescheid geben. Die allgemeine Rede wär', er sey ein vornehmer Herr, der von seinen

Verwandten bitterlich gehaßt und verfolgt würde. Darauf könne man aber nicht bauen. Hätte er zuweilen seinen Namen schreiben müssen, so habe er sich allemal Dr. Christian Berenborg unterzeichnet, doch sey dies schwerlich sein wahrer Name.

Das Wenige, was Konrad erfuhr, diente nur dazu, seine Aufmerksamkeit noch höher zu spannen. Er nahm es sich fest vor, das Zutrauen des Doktors zu gewinnen. Indeß ging er, als es zehn Uhr schlug, mit dem Vetter, um in dessen Hause zu übernachten. Dieser wohnte in einem Dörfchen, welches eine Viertelstunde von Waldscheidt ab lag und in dem er Vorsteher war. Des andern Morgens kehrte er zu Hildegarden zurück, und besah nun in ihrer Gesellschaft das Gut, welches sie ihm zubrachte. Er staunte über die großen Felder und Wiesen; denn es hielt mehr als sechzig Morgen. Doch lag es größtentheils brach. In der dortigen Gegend hing nämlich Jedermann am Kohlenbrennen und versäumte darüber die Landwirthschaft. Daher kam es denn auch, daß Alles arm und unkultivirt war. Indem sie so Hand in Hand dahin wandelten, entfaltete sich in Konrads Seele der herzerhebende Gedanke, der Wohlthäter, der Reformator dieser Gegend zu werden. Die Vorstellung davon wurde so lebhaft, so mächtig, daß sein Herz fast hörbar pochte und seine Wange von der höchsten Röthe feuerte.

Solche Entschlüsse, ohne thörichten Eigendünkel gefaßt, sind Winke der Vorsehung. Sie tragen ihren Segen in sich; sie sind Samenkörner, welche zum Wohl der Menschheit aufgehen, Früchte bringen und auf Jahrhunderte hinaus wuchern.

Seiner Hildegard theilte er den Plan im Allgemeinen mit. Sie freute sich desselben, und ver-

sprach ihm, auch in diesem Stücke seine treue Gehülfin zu seyn.

Vier glückliche Tage verstrichen. Alle Abend kam der Vetter und holte Konrad ab; der Doktor hingegen ließ sich auch nicht ein einziges Mal sehen. Endlich mußte an's Scheiden gedacht werden. Vorher aber nahm man noch die Abrede, daß das Brautpaar an den drei nächsten Sonntagen aufgeboten werden und in der vierten Woche die Hochzeit seyn sollte. Da alles in Ordnung war, trat unser Freund den Rückweg an, wobei ihn Hildegard eine Strecke begleitete. Mit fröhlichem Muthe nahte er sich gegen Abend dem väterlichen Hause, in welchem mittlerweile Dinge vorgefallen waren, die den alten Vincenz völlig umgestimmt hatten.

Der gnädige Herr nämlich, dessen Güter er gepachtet hatte und der mit ihm von gleichem Alter war, hatte eine eben so schöne als leichtfertige Köchin. Mit ihr hatte der Edelmann seit einiger Zeit auf allzuvertrautem Fuße gelebt. Eben jetzt hatte sie ihm eine Sache entdeckt, die den alten Sünder, seiner Gemahlin und Kinder wegen, bewogen, sie so bald als möglich unter die Haube zu bringen. Ein Paar tausend Thaler wollte er gern daran wagen. Niemand schien ihm dazu tauglicher, als unser Konrad, den Adelgunde — so hieß die Dirne — obendrein, wie er wußte, gern sah. Er that also in dessen Abwesenheit dem alten Vincenz den Vorschlag zu dieser Heirath, wobei er eine Leidenschaft seines eigenen Sohnes vorschützte, die er durch diese Verbindung auszurotten hoffe. Zugleich versprach er, daß die Pacht, welche wirklich vortheilhaft war, noch auf eine große Reihe von Jahren verlängert werden sollte. Heimlich aber sann er nur darauf, seinen

)aft, daß er es dem Edelmann fest versprach,
ath solle gewiß, und in längstens drei Wochen,
gehen. Ein Vorwand, mit Hildegardens
u brechen, sollte sich, wie er meinte, leicht finden.
)aher Konrad zur Stube herein trat, fing
nz sogleich an: „Hör'! aus deiner Heirath
n Kohlbrennermädel wird nichts. Du sollst
: Adelgunde aus dem Schloß zur Frau
. Konrad, der seinen Vater kannte, erwie=
anz ruhig: So!? — Der Alte fuhr eifrig
er Rede fort, und beschrieb alle Vortheile,
aus dieser Heirath entstehen würden: wie da=
ir Kinder und Kindeskinder gesorgt werde u.
!onrad wußte, daß Widersprechen nichts half,
dadurch übel nur noch ärger gemacht würde.
vieg also; ging, als alles schlief, zur Thüre
und wanderte noch diesen Abend eine starke
Weges zu einem guten Freunde. Diesen klopfte
erzählte ihm seine Geschichte, und blieb die
über bei ihm. Des Morgens ganz früh setzte



nen solchen Antrag verwerfen. Glaubt es mir, Vater! ich will weit lieber Taglöhner werden, als der Hehler eines immerwährenden Ehebruchs seyn. Jetzt vollends, da ich auf Euern eigenen Befehl mich mit Hildegard feierlich und vor Gottes Angesicht verlobt habe — jetzt bewegt mich keine menschliche Gewalt, selbst nicht die Ehrfurcht gegen meinen Vater, der guten Seele meinen Eid zu brechen, Fluch und Verdammiß auf mich zu laden. Lebt wohl, Vater, und besinnt Euch! — Grüßt meine Mutter und die kleinern Geschwister! — Mich seht Ihr nicht eher wieder, bis es mir andere und billigere Gesinnungen Eures Herzens befehlen. Ich bleibe immer

Euer treuer Sohn

Konrad Wildenbach."

Diesen Brief schickte er nun durch einen Expressen an seinen Vater, welcher bei dessen Empfang schäumte, wüthete und fluchte. Aber freilich war das, wie er selbst einsah, ganz umsonst; denn Konrad war außer seiner Gewalt. Wie er mit seinem gnädigen Herrn zurecht gekommen? dafür lassen wir ihn sorgen. Auch darum bekümmern wir uns nicht, wie sich der alte Sünder aus der Noth geholfen habe. Wir wollen uns nach bessern Menschen umsehen, und vorzüglich nach Konrad.

Dieser wußte denn doch nicht recht, wohin er sich vor der Hand wenden sollte? Zu seiner Braut zu gehen? das fand er nicht recht schicklich. Seinem neuen Vetter in Leitbach so lang auf dem Hals zu liegen? auch das stritt mit seinem feinen Gefühl. Endlich fiel ihm ein, er wolle den Pastor in Kornhausen besuchen, wohin Waldscheidt und Leitbach eingepfarrt sind. Diesen hatte er als einen apostolischen, aber auch als einen sehr klugen Mann rüh-

erster Gang am folgenden Morgen war zum
er Salzheim. Er hatte sich freilich einen lieb-
i Empfang versprochen; aber seine Aufnahme
af doch noch bei weitem seine Erwartung. Denn
hatte er seinen Namen genannt, so umarmte
er Pfarrer und sagte ihm mit dem wärmsten
:druck: „Lieber Konrad! ich kenne Euch von
id auf, ohne Euch je gesehen zu haben. Mein
Freund Arnberg, der Hofmeister bei Eurer
n Herrschaft war, hat mir, so lang er lebte,
von Euch erzählt. Nachher hab' ich mich oft nach
erkundigt, und mich herzlich gefreut, als ich in
Tagen erfuhr, daß Ihr des seligen Reinhard
ns brave Tochter heirathen würdet Mit der
t Ihr gewiß glücklich seyn."
in erzählte ihm Konrad seine Geschichte, der
er billigte dasjenige, was er gethan hatte, voll-
en, und bat ihn, bis zur Hochzeit bei ihm zu
n und ihm seine Feldarbeit zu besorgen, damit
nem Knecht die Erlaubniß geben könne, einmal

wohnung, wo er als Kind vom Hause gehalten wurde, als ihn der Pastor des Abends vor dem Schlafengehen bei Seite nahm und ihm mit bedeutender Miene sagte: „Mein Freund! ich habe ein wichtiges Geheimniß in meinem Hause. Nicht wahr, Ihr könnt schweigen?“ Konrad legte die Hand aufs Herz und sagte: Ja! das kann ich! — „Gut, so folgt mir.“ Nun gingen sie miteinander in ein abgelegenes, nicht leicht zu entdeckendes Kabinetchen in einem Hintergebäude des Pfarrhauses. Mit freudigem Staunen fand Konrad da den lieben Doktor, den er am ersten Abend beim sterbenden Reinhard getroffen hatte. Beide bewillkommten sich herzlich und mit inniger Rührung.

Konrad mußte dem Doktor gegenüber Platz nehmen, und dieser redete ihn nun folgendergestalt an: „Lieber Freund! ich befinde mich, ohne mein Verschulden, in einer traurigen Lage. Ich habe eben so mächtige, als boshafte Feinde, welche mir nach dem Leben trachten. Euer seliger Schwiegervater hat mich einmal der augenscheinlichsten Todesgefahr entrissen, als ich nahe bei seiner Köhlerhütte im Walde überfallen wurde. Er besorgte nachher, ehe er erkrankte, mehrere Aufträge für mich. Jetzt weiß ich Niemanden als Euch, den ich in ähnlichen Fällen gebrauchen könnte. Eure übrigen Eigenschaften, die ich bereits kennen gelernt habe, lassen mich mit Grund auch verschwiegene Treue bei Euch erwarten. Ich bitte Euch deßwegen, mir einen großen Dienst zu erweisen. Eure Mühe wird reichlich belohnt werden. Ihr sollt eine Reise für mich machen, die wenigstens vierzehn Tage dauern wird. Der Post darf ich keine Briefe vertrauen; darum sollt Ihr mir ein Schreiben an eine gewisse Dame tragen und mir ihre Antwort zurück bringen. Sie wohnt zu Z** im .....rlande,

Ihr Euch augenblicklich auf den Weg macht.
Ihr wiederkommt, werde ich mich hier verbor-
halten, dann aber muß ich diese Gegend auf
r verlassen. Gott sey mit Euch! Gefahr ist bei
Reise nicht, wenn Ihr nur vorsichtig und ver-
:gen seyd.

nrad war sogleich fertig; nur bat er, seiner
egard den nöthigen Aufschluß über seine so
iche und lange Abwesenheit zu geben. Dies
e ihm zugesagt, und nach einigem Ueberlegen
man, um auch dem leisesten Verdacht auszu-
en, für's Beste, dies ihrem gemeinschaftlichen
nde und Konrads neuen Vetter, dem Vor-
: Warnefeld in Leitbach, zu übertragen. So
denn Alles besorgt, und Konrad wanderte ge-
Mitternacht aus dem Pfarrhause. Ohne den
esten Anstoß kam er an Ort und Stelle, über-
seinen Brief, und brachte am fünfzehnten Tage
Antwort zurück.

och war der Doktor in der Pfarrwohnung zu
nhausen. Konrad überreichte ihm den Brief.

Entschluß einzuwenden, das herbeigeholte Felleisen packen. Noch wurde ein Bote abgefertigt. Mit der Dämmerung fand sich ein wohlgekleideter junger Mensch nebst zwei Pferden ein. Der Mantelsack wurde aufgeschnallt und mit dem Schlage zehn die Reise angetreten. Schon saß der Doktor zu Pferde — da reichte er seinen beiden Freunden noch einmal die Hände und sagte mit fester Stimme: „Mein Weg ist rauher, als der Eurige. Doch werden sie noch einmal zusammenlaufen, und dann — sehen wir uns wieder." Er bog um die Ecke; die Zurückgelassenen aber redeten noch lange von ihm, und oft glänzte dabei eine Thräne in ihren Augen.

Das Nöthigste, was Konrad am folgenden Morgen zu thun hatte, war — seine Hildegard zu besuchen.

Er fand sie heiter und seiner Ankunft innig froh. Sie blühte wie eine Rose im Frühthau, wenn der erste Sonnenstrahl sie küßt und würziger Duft ihrem Kelche entsteigt. Der Athem der reinsten jungfräulichen Liebe wehte dem Ersehnten entgegen. Eben arbeitete sie an ihren Hochzeitkleidern, wobei ihre Freundin treulich half. Diese sollten sie bis an ihr Ende bei festlichen Gelegenheiten und an Communiontagen schmücken. Noch war in dieser Gebirgsgegend jene thörichte Modesucht nicht eingerissen, welche, zumal seit einigen Jahren, auch die Weiber und Töchter des Landmanns angesteckt hat und den Wohlstand der Familien vollends zu zerrütten droht. Alles wurde eben so fest und dauerhaft, als fein und sauber gearbeitet. Die dortige Tracht hat etwas Eigenthümliches, aber höchst Gefälliges. —

Konrad und Hildegard saßen bei einander, sprachen von ihrem Finden, von ihrer Liebe, von

ben. Jetzt aber mußte man scheiden. Kon-
vandelte langsam auf dem wenig betretenen
id dahin, freute sich seiner Braut und seines
Wirthschaftsplans, über dessen zweckmäßigster
ung er brütete. Ach! er dachte nicht daran,
t unsre menschlichen Freuden vergällt, unsre
Entwürfe vereitelt, wenigstens auf spätere Zei-
nausgeschoben werden. Schon trat er in das
des Pfarrhofes und wollte Salzheim, der
erschränkten Armen und zweifelhafter Miene da
einen freundlichen guten Abend! bieten, als
hastig auf ihn zuschritt und mit einem halb-
iden Tone zu ihm sagte: „Konrad, Konrad,
hab' ich hören müssen! Die Köchin Eures vä-
en Pachtherrn hat auf Euch bekannt. Heut'
g habe ich einen Befehl vom Oberconsistorium
en: ich darf Euch nicht copuliren.“ Konrad
e, ward blaß und sank auf einen Stuhl, an
des Pfarrers Kinder gespielt hatten. Einige
iblicke saß er schweigend; seine Brust arbeitete;

so laut als hastig. „Unschuldig? und daran zweifeln Sie?" — Ruhig! erwiederte der Pfarrer; kommt zu Euch, Ihr seyd von Euch selbst.

Konrad. Da sollte auch Jemand gelassen bleiben?

Salzheim. Wir wollen vernünftig von der Sache reden. Ganz wahrscheinlich kam mir die Aussage der Köchin freilich nicht vor. Ihr hattet mir von dem Plan des Edelmanns und Eures Vaters, Euch mit jener Person zu verheirathen, erzählt. Dagegen aber — wir sind Menschen, die Gelegenheit.....

Konrad. Um Gottes willen! bringen Sie mich nicht um meinen Verstand! Ja, die Gelegenheit kann einen Menschen zu solch' einem Fehltritt verleiten. Verspricht er sich dann aber noch mit einer Hildegard — dann ist er kein Mensch mehr, sondern ein Teufel.

Salzheim. Stark, aber wahr! Konrad, ich glaub' es, Ihr seyd unschuldig! — Gott Lob und Dank!

Konrad (heftig). Freilich bin ich unschuldig..... Nur die arme Hildegard! wenn sie es erfährt; und dann — meine Ehre!

Salzheim. Die wird schon zu retten seyn. Traut auf Gott und seyd nicht voreilig. Mit dem heutigen Boten erhielt ich zugleich einen Brief von unserm lieben Doktor. Er hat ihn ein paar Meilen von hier in einem Gasthofe geschrieben und bittet mich, an seiner Stelle Hildegards Vormund zu werden. Dies hatte er mir in der Eile zu sagen vergessen. Morgen früh wollen wir zu Eurer Braut gehen, ihr die andre leidige Geschichte auf das Glimpflichste beibringen, und in ihrer Gegenwart die ferneren Schritte verabreden. —

Unser Freund war nun ruhiger und geduldete sich.

blies Wolken aus seiner Pfeife. Dem Anschein nach bekümmerte er sich nicht im Geringsten um dasjenige, was von der übrigen Gesellschaft verhandelt wurde.

„Hast Du nichts davon gehört, Christoph? Die Köchin soll ganz melancholisch seyn.

Christoph. Freilich hab' ich's gehört. — Es ist aber doch auch kein Wunder, zumal wenn es wahr ist, daß sie schon Eins umgebracht hat. Doch, Hanspeter, — ist der alte Vincenz vollends toll und rasend geworden, daß er seinem braven Konrad eine solche schlechte Dirne an den Hals zwingen will?

Hanspeter. Sprich mir nicht von dem Menschen! Der thut alles, was der gnädige Herr ihm zumuthet. Seel' und Seligkeit verkauft er um eine Linsensuppe. — Wär' ich aber Konrad; ich wüßte, was ich thät'.

Christoph. Na! laß hören!

Hanspeter. Ei, ich ließ sie an's Gericht zitiren, stellte mich ihr dann dicht gegenüber und sagte: Gundel! sieh' mich einmal scharf an, so recht in meine Augen, und gib Acht, denn ich will dich kat'cheßren. Ich wette, sie könnte kein Aug aufschlagen. Leichtsinnig ist sie, aber nicht frech.

Christoph. Nein, das ist sie nicht. Sie kann zu Zeiten fromm seyn; denn wenn unser Pastor in der Zueignung so recht keist und auf die Kanzel schlägt — dann weint sie oft, daß sie schluchzt. Unbegreiflich aber ist es mir, warum der Konrad so stille sitzt.

Hanspeter. Er mag seine Ursachen haben; denn gescheidt ist er. — Sollte es aber wohl wahr seyn, daß sie schon Eins umgebracht hat? Man erzählt es, doch den eigentlichen Grund weiß ich nicht.

Christoph. Nun, den weiß ich eben so wenig. Aber denk'! vor Kurzem hat sich etwas Sonderbares zugetragen. Hier im Hause logirte eine fremde Frau. Sie kam weit her, hat aber eine Stunde von uns eine Tochter wohnen, und die wollte sie besuchen. Dort ist sie wirklich auch noch jetzt. Die Frau erzählte unter anderm: sie sey einmal des Nachts mit verbundenen Augen in einer Kutsche weit weggeholt worden. — Sie ist eine Hebamme. — Als man ihr endlich das Tuch von den Augen genommen habe, da sey sie in einem schönen Zimmer und bei einer jungen Frauensperson gewesen, die da niederkommen sollte. Sie habe ihr treulich beigestanden, und als es vorüber gewesen, habe die Mutter ihr Kind, unter einem Strom von Thränen, an die Brust gedrückt. In der folgenden Nacht sey ein Herr gekommen, habe das Kind vom Bett genommen, sey damit in ein anderes Zimmer gegangen — und......

Hanspeter. Sag' nichts weiter! Ich kann es nicht anhören; mich schaudert.

Christoph. Die Mutter war darüber aufgebracht, hatte ein klägliches Geschrei erhoben......

Hanspeter. Schweig! ich bitte Dich.

Christoph. Als jene fremde Frau nun hier logirte, da geht sie des Morgens früh in den Schloßgarten, um einiges Obst für ihre kleine Enkel zu kaufen, und sieht da — Ihn und Sie.

Hanspeter. Ei, du lieber Herr! Ja, das glaub' ich, daß das der Adelgunde im Kopf herum geht.

Christoph. Bist ein Narr! Die Hebamme hat im Garten kein Sterbenswort gesagt. Und jene Bei-

ſtoph. Ja ſo! das wohl. — Es läuft am
auf Eins hinaus.
nspeter. Nein, Chriſtoph, das thut es
Die arme Gundel dauert mich. Sie war
ſo hübſch, ſo freundlich, ſo ganz ohne Stolz
ren ſchönen Kleidern. Sie gab jedem Armen,
anſprach. Aber der alte, tückiſche Sünder......
t glaubte der Vetter von Leitbach genug zu
. Er ſtand auf, zog ſeinen leinenen Kittel
nd ging in die Burg, wo man bereits geſpeist
und alles ſtille war. Er fragte nach Adel-
en, wurde in die Küche gewieſen, und traf
i einer kleinen weiblichen Arbeit. Freundlich
er ſie und ſagte: „Liebe Adelgunde! ich
wohl gerne ein Wörtchen allein mit Ihr reden."
elgunden kam Geſicht und Stimme des Frem-
ekannt vor, doch wußte ſie ſich ſeiner nicht
ch zu erinnern. Sie bemerkte ihm dies, führte
n ihr Zimmer und hob dort den müden, roth-
nten Blick mit ſchüchterner Miene zu ihm auf.

Kron zu Waldscheidt. Du hast bei seiner Heirath Einsprache gethan, und ich bin hier, um darüber vernünftig mit Dir zu reden. So viel will ich Dir vorab zur Warnung sagen: mir dünkt, Du hättest schon genug auf Deinem Gewissen, und brauchtest ihm nicht noch mehr aufzubürden.

Adelgunde. Lieber Gott! ich bin ja an dem Allem nicht schuld. Ich bin in der Gewalt des gnädigen Herrn und des alten Vincenz. Was die wollen, das muß ich armes Geschöpf thun (bitterlich weinend). Hätte ich nur Jemand, der sich meiner annähme!

Der Vetter. Was wolltest Du dann?

Adelgunde. Immer schwebt mir der Tod vor den Augen. Es ist mir, als ob ich bald sterben müßte. (Schluchzend) O Gott! Gott! — wie werd' ich in deinem Gericht bestehen?!

Der Vetter. Arme, liebe Adelgunde! dafür ist noch Rath. Du mußt aber vorerst thun, was an Dir ist.

Adelgunde. Ach, sagt mir's! — Alles, alles will ich thun!

Der Vetter. Ist etwas an der Geschichte, welche die Hebamme in hiesiger Gegend erzählt?

Adelgunde (mit blassem Entsetzen). Welche Hebamme?

Den Vetter von Leitbach dauerte die Arme; fast bereute er es, die Sache erwähnt zu haben. Allein — er hatte davon angefangen, und mußte also auch fortfahren.

Der Vetter. Die vor ein paar Jahren, an einem gewissen Ort, einer gewissen Person in der Noth beistand. Ein gewisser Herr kam, ging mit dem Kind in ein Nebenzimmer........

auf schrie Adelgunde; krampfhaft faßte sie
m des Vorstehers. „Gott im Himmel!“
sie. „Ich muß fort — fort! Ich muß —
gen, was ich weiß. — Wo ist die Fremde?
i zu ihr.“

Vetter gerieth in Angst; ihm war bang vor
r, vor Lärm im Schlosse. „Sachte, sachte,
unde!“ erwiederte er, und drückte ihr lieb-
e Hand. „Wir müssen das Ding klug an-
Du mußt gleich, aber in aller Stille, fort-
Du kennst die hohe Hecke, welche aus dem
uf das Wirthshaus zuläuft. Dort verstecke
Ich will derweil ins Wirthshaus gehen und
kundigen, wo die Frau ist. Wir suchen sie
och in dieser Nacht auf, und ....

lgunde unterbrach ihn: „Fort nur, fort aus
Hölle! Es brennt mir unter den Füßen.“
eb ihn weg.

Vetter mußte an Vincenz Wohnung vor-
. Jetzt fiel ihm der Brief ein, den er zu
t hatte. Der Alte stand in der Hausthür
uchte seine Pfeife; er machte große Augen,
den Mann sah.

: Vetter. Guten Abend, Vincenz! da
Brief von Eurem Konrad.

icenz (indem er ihn annimmt). Nun, was
Ihr denn hier? Warum schickt Ihr mir den
ad nicht? — Aber ich will ihn wohl her-
l.

: Vetter. Mit dem Herbringen hat es
eine Noth. Wo man aber den Einen oder
ndern hinbringen wird? das ist wohl jetzt
age. — Gute Nacht, Vincenz! —

aller Ruhe und Festigkeit, welche der Vetter

so laut als hastig. „Unschuldig? und daran zweifeln Sie?“ — Ruhig! erwiederte der Pfarrer; kommt zu Euch, Ihr seyd von Euch selbst.

Konrad. Da sollte auch Jemand gelassen bleiben?

Salzheim. Wir wollen vernünftig von der Sache reden. Ganz wahrscheinlich kam mir die Aussage der Köchin freilich nicht vor. Ihr hattet mir von dem Plan des Edelmanns und Eures Vaters, Euch mit jener Person zu verheirathen, erzählt. Dagegen aber — wir sind Menschen, die Gelegenheit.....

Konrad. Um Gottes willen! bringen Sie mich nicht um meinen Verstand! Ja, die Gelegenheit kann einen Menschen zu solch' einem Fehltritt verleiten. Verspricht er sich dann aber noch mit einer Hildegard — dann ist er kein Mensch mehr, sondern ein Teufel.

Salzheim. Stark, aber wahr! Konrad, ich glaub' es, Ihr seyd unschuldig! — Gott Lob und Dank!

Konrad (heftig). Freilich bin ich unschuldig..... Nur die arme Hildegard! wenn sie es erfährt; und dann — meine Ehre!

Salzheim. Die wird schon zu retten seyn. Traut auf Gott und seyd nicht voreilig. Mit dem heutigen Boten erhielt ich zugleich einen Brief von unserm lieben Doktor. Er hat ihn ein paar Meilen von hier in einem Gasthofe geschrieben und bittet mich, an seiner Stelle Hildegards Vormund zu werden. Dies hatte er mir in der Eile zu sagen vergessen. Morgen früh wollen wir zu Eurer Braut gehen, ihr die andre leidige Geschichte auf das Glimpflichste beibringen, und in ihrer Gegenwart die ferneren Schritte verabreden. —

Unser Freund war nun ruhiger und geduldete sich.

Aber kein Schlaf kam in seine Augen. Kaum fing der Morgen an zu grauen, da wandelte er schon unter den Linden vor dem Pfarrhause auf und ab. Auch Salzheim hatte der Ruhe wenig genossen. Auf Rettung seiner Lieblinge hatte er gedacht; mehrere Mittel dazu waren an seinem hellen Verstande vorübergegangen; nur wollte keines derselben ihm völlig genügen. Beide machten sich indessen auf und gingen, unter dem Geläute der Frühglocke, Waldscheidt zu.

Hildegard, reinlich, leicht und züchtig gekleidet, stand eben an der Quelle, welche in ihrem Hofe unter alten, hohen Eichen mit lautem Geplätscher hervorsprudelte. Das klare, kalte Wasser schien ihre Reize erhöht zu haben. Heiter, wie der Maimorgen, hüpfte sie den Besuchenden entgegen, umarmte ihren Bräutigam, und drückte dem lieben Herrn Pfarrer mit einem freundlichen Willkommen! die Hand. Dann trat sie lächelnd vor Konrad hin, strahlte den hellsten braunaugigten Blick in seine blaue Thränenaugen und sagte mit ruhiger Stimme: „Wie, Lieber! Du weinst? Hast Du auch schon von der tollen Geschichte gehört? Komm!" Sie nahm ihn unter den Arm. — „Wir wollen ins Haus gehen; unter Gottes schönem Himmel muß man von so garstigen Sachen nicht reden, er möchte roth darüber werden. — Kommen Sie, Herr Pastor! Der Vetter von Leitbach ist auch diesen Morgen schon gekommen und in der Stube."

Alle drei gingen Hand in Hand. Unter der Hausthüre trat ihnen der Vetter entgegen, die graue wollene Mütze, welche er zu tragen pflegte, in seiner Rechten. „Guten Morgen, Herr Prediger! — Ei guten Morgen, Vetter Konrad! fuhr er im wohl-

wollendsten Tone fort: sey gescheidt und laß es bei Einer!"

Konrad. Vetter, Vetter! keinen Spaß! — Mit so etwas läßt sich nicht scherzen. Wie ich merke, wißt Ihr um die abscheuliche Verläumdung. Bei all' meiner Unschuld aber begreife ich nicht, wie Ihr und Hildegard so ruhig, so gleichgültig davon sprechen könnt.

Hildegard. Konrad! hätte ich Dich nicht am Sterbebette meines guten Vaters gesehen, — ich würde es nicht können. Dort aber hättest Du nicht mit jener Seelenruhe ausgehalten, wenn Dein Gewissen Dir wegen eines solchen Vergehens Vorwürfe gemacht hätte: das weiß ich.

Der edle Jüngling fiel seiner Braut um den Hals und sagte: „Hildegard, Du bist ein Engel! Wär' ich schuldig, und hätt' ich Dich auch bis auf diesen Augenblick betrogen — von jetzt an könnt' ich es nicht mehr." Hildegard richtete seinen Kopf sanft empor, strich ihm sein blondes, lockigtes Haar von der Stirne und berührte sie mit ihrem schönen Munde. Pastor Salzheim stand da; seine Augen wurden feucht; er klopfte dem Vetter auf die Schulter, und Beide richteten ihre Blicke zum Himmel.

Mittlerweile war Hildegard in die Kammer gesprungen; sie kam mit zwei Briefen zurück, wovon der eine erbrochen, der andere noch versiegelt war. Beide gab sie Konraden und sagte: „Da, Lieber, lies und sey ruhig!"

Konrad las den aufgebrochenen zuerst. Er lautete also:

Lieber Konrad, gute Hildegard!

Durch einen Zufall erfahre ich so eben ein Bubenstück, das die Hölle nicht giftiger aussinnen konnte.

will Euer Glück zerstören. Seyd aber nur
und geht mit Ueberlegung zu Werke. Gott
– wie ich fest glaube — die Ränke der Bos-
entlich zu Schanden machen. Vor allen Din-
eber Konrad! erbiet' Dich nicht zum Eide.
deiner Unschuld würdest Du dadurch die Welt
berzeugen; Du kämst wohl gar in den Ver-
falsch geschworen zu haben. Thut, was Euch
rsehung an die Hand gibt, und berathet Euch
Stücken mit unserm lieben Pastor Salzheim.

Ewig Euer Freund

Dr. Christ. Berenborg.

htig wirkten diese Zeilen auf Konrad. Er
den Brief dem Pfarrer, erbrach den andern
s auch diesen laut vor, ohne jedoch die Feh-
selben bemerkbar zu machen:

tallten du ein Gottloser, ungeschammer und
her Kerl bist, und mit der Gundel zu thun
und immer kscheider und frömmer seyn willst,
in Fatter, so will das Konschdorium dich mit
lerschen nicht kobbeliren, und du sollst nu die
del heuraden. Mach nur nit, daß ich dich
m Spansche Rohr holen thue.

Vincenz W."

nrad war ein guter Sohn. Er spottete sei-
aters nicht, wie so mancher es thut, der den
Schweiß seiner Eltern auf der hohen Schule
ßt. Er steckte den Brief in die Tasche, ließ
apier und Dinte geben und antwortete:

„Lieber Vater!

ich überzeugt bin, daß Ihr Euch einst von
t darüber freuen werdet, wenn ich jetzt meine
egard und nicht die Adelgunde heirathe,
t' ich es für meine Pflicht, Euch diesmal nicht

zu folgen. Ich erspar' Euch dadurch bittere Reue, welche gewiß nicht ausbleiben würde, und bereit' Euch zugleich, wie gesagt, eine große Freude. Ihr werdet hieran erkennen, daß ich wirklich bin

Euer liebender Sohn

Konrad W."

Das Billet wurde gesiegelt und der Vorsteher Warnefeld übernahm die Besorgung. Er wollte selbst, wie er sich ausdrückte, an Ort und Stelle kundschaften, wie die Sache eigentlich stehe, und wie man es am besten anzufangen habe, um den boshaften Plan zu vereiteln. Konrad blieb die Zeit über beim Pfarrer; Hildegard aber setzte mit fröhlichem Sinne die Arbeiten fort, welche ihr neuer Stand erforderte.

Der Vetter von Leitbach — denn so nenn' ich ihn am liebsten — zog, sobald er nach Hause kam, seinen schönen blauen Rock an, warf einen feinen, schneeweißen, leinenen Kittel darüber, setzte seinen runden, zierlichen Hut, von einem Sammtbändchen mit blitzender Steinschnalle umgürtet, auf das schwarze, krause Haar, stopfte seinen großen masernen Pfeifenkopf mit ächtem Wilhelm-Stein-Taback, nahm dann seinen schwarz und gelben Dornenstab, und wanderte das Thal hinab, dem Rittersitze Hasenstein zu. Gegen Abend langte er dort an, und kehrte — nicht bei Vincenz dem Pächter, sondern in einem einsamen Kruge an der Landstraße ein. Dieser lag ungefähr zwei Büchsenschüsse von der Burg entfernt. Einige Bauern unterhielten sich bei einer Kanne Bier von den Neuigkeiten der Gegend. Der Vetter merkte bald, daß es nicht schaden könnte, wenn er fleißig zuhörte. Er ließ sich also auch einen Trunk reichen, setzte sich an einen andern Tisch allein und

blies Wolken aus seiner Pfeife. Dem Anschein nach bekümmerte er sich nicht im Geringsten um dasjenige, was von der übrigen Gesellschaft verhandelt wurde.

„Hast Du nichts davon gehört, Christoph? Die Köchin soll ganz melancholisch seyn.

Christoph. Freilich hab' ich's gehört. — Es ist aber doch auch kein Wunder, zumal wenn es wahr ist, daß sie schon Eins umgebracht hat. Doch, Hanspeter, — ist der alte Vincenz vollends toll und rasend geworden, daß er seinem braven Konrad eine solche schlechte Dirne an den Hals zwingen will?

Hanspeter. Sprich mir nicht von dem Menschen! Der thut alles, was der gnädige Herr ihm zumuthet. Seel' und Seligkeit verkauft er um eine Linsensuppe. — Wär' ich aber Konrad; ich wüßte, was ich thät'.

Christoph. Na! laß hören!

Hanspeter. Ei, ich ließ sie an's Gericht zitiren, stellte mich ihr dann dicht gegenüber und sagte: Gundel! sieh' mich einmal scharf an, so recht in meine Augen, und gib Acht, denn ich will dich kat'chesiren. Ich wette, sie könnte kein Aug aufschlagen. Leichtsinnig ist sie, aber nicht frech.

Christoph. Nein, das ist sie nicht. Sie kann zu Zeiten fromm seyn; denn wenn unser Pastor in der Zueignung so recht keift und auf die Kanzel schlägt — dann weint sie oft, daß sie schluchzt. Unbegreiflich aber ist es mir, warum der Konrad so stille sitzt.

Hanspeter. Er mag seine Ursachen haben; denn gescheidt ist er. — Sollte es aber wohl wahr seyn, daß sie schon Eins umgebracht hat? Man erzählt es, doch den eigentlichen Grund weiß ich nicht.

Christoph. Nun, den weiß ich eben so wenig. Aber denk'! vor Kurzem hat sich etwas Sonderbares zugetragen. Hier im Hause logirte eine fremde Frau. Sie kam weit her, hat aber eine Stunde von uns eine Tochter wohnen, und die wollte sie besuchen. Dort ist sie wirklich auch noch jetzt. Die Frau erzählte unter anderm: sie sey einmal des Nachts mit verbundenen Augen in einer Kutsche weit weggeholt worden. — Sie ist eine Hebamme. — Als man ihr endlich das Tuch von den Augen genommen habe, da sey sie in einem schönen Zimmer und bei einer jungen Frauensperson gewesen, die da niederkommen sollte. Sie habe ihr treulich beigestanden, und als es vorüber gewesen, habe die Mutter ihr Kind, unter einem Strom von Thränen, an die Brust gedrückt. In der folgenden Nacht sey ein Herr gekommen, habe das Kind vom Bett genommen, sey damit in ein anderes Zimmer gegangen — und......

Hanspeter. Sag' nichts weiter! Ich kann es nicht anhören; mich schaudert.

Christoph. Die Mutter war darüber aufgebracht, hatte ein klägliches Geschrei erhoben......

Hanspeter. Schweig! ich bitte Dich.

Christoph. Als jene fremde Frau nun hier logirte, da geht sie des Morgens früh in den Schloßgarten, um einiges Obst für ihre kleine Enkel zu kaufen, und sieht da — Ihn und Sie.

Hanspeter. Ei, du lieber Herr! Ja, das glaub' ich, daß das der Adelgunde im Kopf herum geht.

Christoph. Bist ein Narr! Die Hebamme hat im Garten kein Sterbenswort gesagt. Und jene Bei-

den waren so sehr in ihr Gespräch vertieft, daß sie die Fremde gar nicht einmal zu bemerken schienen.

Hanspeter. Aber doch außer dem Garten hat die Frau etwas gesagt, sonst wüßtest Du es nicht. Und das hat Gundel gewiß wieder erfahren. Sie hat denn doch das Kind nicht umgebracht, sondern Er.

Christoph. Ja so! das wohl. — Es läuft am Ende auf Eins hinaus.

Hanspeter. Nein, Christoph, das thut es nicht. Die arme Gundel dauert mich. Sie war immer so hübsch, so freundlich, so ganz ohne Stolz bei ihren schönen Kleidern. Sie gab jedem Armen, der sie ansprach. Aber der alte, tückische Sünder......

Jetzt glaubte der Vetter von Leitbach genug zu wissen. Er stand auf, zog seinen leinenen Kittel aus und ging in die Burg, wo man bereits gespeist hatte und alles stille war. Er fragte nach Adelgunden, wurde in die Küche gewiesen, und traf sie bei einer kleinen weiblichen Arbeit. Freundlich grüßte er sie und sagte: „Liebe Adelgunde! ich wollte wohl gerne ein Wörtchen allein mit Ihr reden."

Adelgunden kam Gesicht und Stimme des Fremden bekannt vor, doch wußte sie sich seiner nicht deutlich zu erinnern. Sie bemerkte ihm dies, führte ihn in ihr Zimmer und hob dort den müden, rothgeweinten Blick mit schüchterner Miene zu ihm auf.

Der Vetter. Ich bin der Vorsteher Warnefeld von Leitbach, und habe ehedem den seligen Hofmeister der jungen Herrschaft ein paarmal besucht.

Adelgunde. Der gute, gute Mann! — Ach ja, ich erinnere mich, Ihr seyd auf dem Schloß gewesen. Aber — was wollt Ihr von mir?

Der Vetter. Ich bin ein naher Verwandter von Konrads Braut, der Jungfer Hildegard

Kron zu Waldscheidt. Du hast bei seiner Heirath Einsprache gethan, und ich bin hier, um darüber vernünftig mit Dir zu reden. So viel will ich Dir vorab zur Warnung sagen: mir dünkt, Du hättest schon genug auf Deinem Gewissen, und brauchtest ihm nicht noch mehr aufzubürden.

Adelgunde. Lieber Gott! ich bin ja an dem Allem nicht schuld. Ich bin in der Gewalt des gnädigen Herrn und des alten Vincenz. Was die wollen, das muß ich armes Geschöpf thun (bitterlich weinend). Hätte ich nur Jemand, der sich meiner annähme!

Der Vetter. Was wolltest Du dann?

Adelgunde. Immer schwebt mir der Tod vor den Augen. Es ist mir, als ob ich bald sterben müßte. (Schluchzend) O Gott! Gott! — wie werd' ich in deinem Gericht bestehen?!

Der Vetter. Arme, liebe Adelgunde! dafür ist noch Rath. Du mußt aber vorerst thun, was an Dir ist.

Adelgunde. Ach, sagt mir's! — Alles, alles will ich thun!

Der Vetter. Ist etwas an der Geschichte, welche die Hebamme in hiesiger Gegend erzählt?

Adelgunde (mit blassem Entsetzen). Welche Hebamme?

Den Vetter von Leitbach dauerte die Arme; fast bereute er es, die Sache erwähnt zu haben. Allein — er hatte davon angefangen, und mußte also auch fortfahren.

Der Vetter. Die vor ein paar Jahren, an einem gewissen Ort, einer gewissen Person in der Noth beistand. Ein gewisser Herr kam, ging mit dem Kind in ein Nebenzimmer........

Laut auf schrie Adelgunde; krampfhaft faßte sie den Arm des Vorstehers. „Gott im Himmel!“ keuchte sie. „Ich muß fort — fort! Ich muß — alles sagen, was ich weiß. — Wo ist die Fremde? ich muß zu ihr.“

Der Vetter gerieth in Angst; ihm war bang vor Aufsehn, vor Lärm im Schlosse. „Sachte, sachte, Adelgunde!“ erwiederte er, und drückte ihr liebreich die Hand. „Wir müssen das Ding klug anfangen. Du mußt gleich, aber in aller Stille, fortgehen. Du kennst die hohe Hecke, welche aus dem Felde auf das Wirthshaus zuläuft. Dort verstecke Dich. Ich will derweil ins Wirthshaus gehen und mich erkundigen, wo die Frau ist. Wir suchen sie dann noch in dieser Nacht auf, und........

Adelgunde unterbrach ihn: „Fort nur, fort aus dieser Hölle! Es brennt mir unter den Füßen.“ Sie trieb ihn weg.

Der Vetter mußte an Vincenz Wohnung vorbeigehn. Jetzt fiel ihm der Brief ein, den er zu bestellen hatte. Der Alte stand in der Hausthür und rauchte seine Pfeife; er machte große Augen, als er den Mann sah.

Der Vetter. Guten Abend, Vincenz! da ist ein Brief von Eurem Konrad.

Vincenz (indem er ihn annimmt). Nun, was macht Ihr denn hier? Warum schickt Ihr mir den Konrad nicht? — Aber ich will ihn wohl herbringen.

Der Vetter. Mit dem Herbringen hat es eben keine Noth. Wo man aber den Einen oder den Andern hinbringen wird? das ist wohl jetzt die Frage. — Gute Nacht, Vincenz! —

Bei aller Ruhe und Festigkeit, welche der Vetter

von Leitbach äußerlich zu zeigen bemüht war — klopfte ihm gleichwohl das Herz wie ein Hammer; doch was wollte er machen? Er ging also in den Krug, erkundigte sich behutsam und ohne Verdacht zu erregen, nach dem Aufenthalte der fremden Hebamme, und als er den wußte, bezahlte er, eilte zur Hecke, faßte Adelgunden beim Arm und wanderte nun mit ihr in der stillen, heitern Sommernacht dem Walde zu.

Nach und nach wurden beide ruhiger und überlegten, was zu thun sey? Zur Hebamme zu gehen — war nicht rathsam. Würde Adelgunde auf der Burg vermißt, so erinnerte man sich — dies war voraus zu sehen — des Vetters von Leitbach; man fragte im Wirthshaus nach ihm; man erfuhr, daß er sich nach der Hebamme erkundigt habe, und was dann der gnädige Herr alles wagen würde, das ließ sich mit Gewißheit aus seinem Charakter schließen. Das arme Mädchen zitterte bei der bloßen Vorstellung. Beide kamen also darin überein, sich nach Harschfeld an das dortige fürstliche Oberamt zu wenden und bei ihm Schutz zu suchen. Warnefeld kannte den dasigen rechtschaffenen Beamten. In einer Stunde waren sie an Ort und Stelle. Adelgunde fürchtete sich im Gasthofe zu bleiben; sie gingen also, wiewohl es bereits Mitternacht war, nach dem Amthause. Der Oberamtmann hörte stark schellen, befahl seinem Bedienten zu öffnen, warf sich, als er des Vorstehers Namen erfahren hatte, in den Schlafrock und kam herunter. Mit Unwillen und Erstaunen vernahm der Biedermann des Vetters gedrängte Erzählung, welche Adelgunde unter einem Strom von Thränen bekräftigte. Er ließ etwas zu essen reichen und sodann jedem ein

zimmer anweisen, um den Rest der Nacht auf dem-
elben zu verbringen. Zugleich aber mußte der Amts-
ote auf der Stelle wegreiten und die Hebamme
bholen. Hinter ihm auf dem Pferde sitzend, kam
ie des Morgens gegen fünf Uhr schon an. Eine
Stunde später saß der wackere Beamte mit dem Ge-
richtsschreiber auf der Verhörstube. Da stand der
Vetter aus Leitbach mit Adelgunde, und dort —
rat die Hebamme herein. Daß die beiden Frauens-
ersonen sich kannten, verrieth der erste Augenblick.
Sie erzählten, jede einzeln und in Abwesenheit der
ndern, die schreckliche Geschichte mit der genauesten
Uebereinstimmung. Adelgunde betheuerte dabei
feierlich, daß sie nie, auch nur einen entfernten
Umgang mit Konrad gehabt habe. Ihr Herr sey
es ganz allein, der sie in dies Unglück gestürzt hätte.
Durch Versprechungen und Drohungen habe sie die-
ser, unter Vincenzens Beistand, dahin gebracht,
Konraden anzugeben.

Dies Protokoll lößte der Vetter aus. Der Ober-
amtmann aber versprach ihm, dafür zu sorgen, daß
das Kopulationsverbot sogleich vom Konsistorium
aufgehoben würde.

Die Freude beflügelte Warnefelds Schritte. Auf
seiner einsamen Wanderschaft dankte er Gott, daß
sein Plan gelungen war, ein Plan, den er rasch
entworfen, aber — wie er sich selbst gestehen mußte —
nicht hinlänglich geprüft hatte. So wenig Ruhe
gönnte er sich unterwegs, daß er noch zeitig genug
in Waldscheidt eintraf, um seine Nichte noch diesen
Abend mit der frohen Nachricht zu überraschen. Von
hier aus wurde auf der Stelle ein Bote nach Korn-
hausen gesandt, mit dem der Pastor Salzheim
und Konrad durch die Kühle des Abends herüber

wandelten. Das schöne Gefühl, welches diesen kleinen Kreis guter Menschen beseelte, würde durch jede Beschreibung entweiht werden. Kurz, Alles kam wieder in sein voriges Gleis: das Konsistorium hob sein Verbot auf, Konrad wurde mit seiner Hildegard auf ewig verbunden, und fühlte sich in ihrem Besitz namenlos glücklich. — Der gnädige Herr zum Hasenstein wurde von der Gerechtigkeit verfolgt und geängstigt. Bald sah er keinen andern Weg, ihrer Rache und der damit verbundenen Schande zu entgehen, als indem er das Recht über Leben und Tod an sich selbst ausübte. Er wählte ihn und erhängte sich in dem nämlichen Zimmer, wo er Adelgundens Tugend und sein Kind gemordet hatte. Vincenz blieb noch eine Weile, was er gewesen war, nur mußte er die Gewalt des spanischen Rohrs allein auf seine arme, geduldige Frau einschränken. Doch nicht lang überlebte sie die eben erzählten Begebenheiten. Nach einem halben Jahr wurde sie durch eine kurze Krankheit aus dem Joche gespannt, welches sie, mit eben so viel Sanftmuth, als Standhaftigkeit getragen hatte. Der einzige Wunsch, den sie hegte, war der, ihren Sohn und seine Gattin zu sehen, und vor ihrem Abschiede zu segnen. Vincenz verweigerte es mit stürmischer Hartnäckigkeit. Der junge Herr von Hasenstein hatte nur den Tod des Biederweibes abgewartet; jetzt aber schleuderte er Blitz auf Blitz auf Vincenzens grauen Scheitel. Der Gründe und Ursachen fand er nur allzu viele, den alten Starrkopf mit leerem Beutel und von Allem entlößt von seinem Gute fortzujagen. Vincenz verlor sich; alle Mühe seines braven Sohnes und der Obrigkeit war vergebens; nirgends konnte

man ihn aufspüren. Lang währte Konrads Trauer. Mit offnen Armen hätte er seinen Vater empfangen, selbst wenn er mit aufgehobenem Rohr zu ihm gekommen wäre! — Adelgunde beharrte in ihrer Reue und verbrachte die Tage in stiller Wehmuth. Hierauf wurde Rücksicht genommen. Man führte sie in ein Stift, wo sie gut aufgehoben war; bald aber ging ihre Ahnung in Erfüllung. Sie starb, und das Kind der Schmerzen folgte ihr in wenigen Stunden nach. Man legte es im Sarge ihr in den Arm an das Herz, das um seinetwillen von so manchem peinlichen Gefühl war bestürmt worden. Jetzt waren sie beide geborgen, und der Ewige wird noch erbarmender gerichtet haben, als die Menschen.

Ich erzählte dies Alles in einer Folge, um mich nun lediglich mit Konrads neuem Wirkungskreise beschäftigen zu können.

Schon seitdem er mit Hildegard versprochen gewesen war, hegte er den ächt patriotischen Gedanken, durch Verbesserung der Landwirthschaft — er kannte sie aus dem Grunde und liebte sie leidenschaftlich — dem ganzen obern Theil des Herzogthums eine neue Quelle des Wohlstandes und des Glückes zu öffnen. Er selbst wollte mit einem guten Beispiel vorgehen, und die Uebrigen dadurch um so sicherer zur Nachfolge reizen. Den Anfang machte er damit, daß er seine Wiesen in den besten Stand setzte, und ihnen auf diesem Wege doppelten Ertrag abgewann. Seine entfernten wüstliegenden Brachäcker besäete er nach und nach mit nützlichen Futterkräutern, theils mit Esparsette, theils auch mit Brennnesseln. Ueber Letzteres spöttelten seine Nachbarn; er aber achtete dessen nicht, ging seinen

Gang fort und war überzeugt, daß sie ihm dereinst folgen und ihm danken würden.

Sobald er reichlich mit Futter versehen war, suchte er Schweizervieh zu bekommen. In ein paar Jahren hatte er einen Stall voll Viehes, der im ganzen Herzogthum seines Gleichen suchte. Ueberhaupt brachte er es in wenigen Jahren sowohl im Ackerbau als in der Viehzucht zu einer solchen Vollkommenheit, daß auch allmählig die Spöttereien der Nachbarn verstummten. An den Sonntagen gingen sie nach Konrads Wiesen und Feldern, besahen sie und kratzten sich dann hinter den Ohren. Unser Freund hielt sich so lange ganz still, bis er merkte, daß die Spannung aufs Höchste gestiegen war. Nun ersuchte er an einem Sonntage sämmtliche Hausväter der Gemeinde, sich in seiner Wohnung einzufinden. Sie kamen, bewunderten die Reinlichkeit und Ordnung, welche allenthalben herrschte, und äußerten laut den Wunsch, daß ihre Wirthschaft doch auch auf einen solchen Fuß kommen möchte. Als die erste Aufwallung vorüber war, hielt ihnen Konrad eine kurze, aber warme und herzliche Rede. Er sagte ihnen: „sie könnten nun an seinem Beispiel sehen, was bessere, vernünftige Landwirthschaft wirke; ihnen allen sey das Nämliche zu erreichen möglich, was ihm unter Gottes Beistand gelungen sey. Gern wolle er ihnen seinen Rath ertheilen, wenn sie denselben nur zu befolgen geneigt wären." Ein allgemeines, freudiges Ja! war die Antwort. Konrad empfand darüber das reinste Vergnügen, äußerte es, und that den Vorschlag, sich alle Sonntage nach geendigter Predigt zu versammeln. Man wollte sich alsdann über Wirthschafts-Gegenstände unterreden, und er werde dabei

einem jeden mit seinem besten Rath an die Hand gehen.

Herrliche Früchte trug diese Einrichtung. Alles freute sich auf den Sonntag, und die Woche hindurch bemühte man sich, das Gehörte anzuwenden. Groß und Klein wurde von einer solchen Thätigkeit, von einem solchen Wetteifer belebt, daß das ganze Dorf nebst seiner Gemarkung schon in ein paar Jahren auf dem Wege war, in ein Paradies verwandelt zu werden.

Es war nicht anders möglich, auch die umliegenden Ortschaften mußten auf Konrad und seine Waldscheidter aufmerksam werden. Bald fand sich dieser, bald jener in den sonntäglichen Zusammenkünften ein, hörte den Unterredungen zu, und besah sodann die Ställe und Aecker, wo er alles dasjenige verwirklicht fand, was man als zweckmäßig und vortheilhaft anpries. Selbst in ziemlicher Ferne sehnte man sich nach Konrads Unterricht.

Nach mancherlei Berathschlagungen der Dörfer unter sich wurde der Entschluß gefaßt, daß jedes einzelne, Sonntag für Sonntag, einen verständigen Mann nach Waldscheidt schicken sollte, der dann das Abgehandelte seinen Nachbarn wieder mittheilen könnte. Dies geschah. Man hätte glauben sollen, ein neuer, guter Geist beseele alle Einwohner des Oberlandes. Viel trug dazu der Umstand bei: Konrad würzte seine Rathschläge zum öftern mit religiösen Ermahnungen, wobei ihm der treffliche Pastor Salzheim, der, so oft er irgend konnte, den Zusammenkünften beiwohnte, treulich an die Hand ging. Ein solches Wort, unter diesen Verhältnissen und in dieser Hinsicht geredet, machte gewöhnlich einen tiefen und bleibenden Eindruck. Die

Bauern fingen an zu glauben, ein ächt christliches Leben, Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit sey zum Emporkommen ihrer Wirthschaft eben so nöthig, als verbesserter Landbau. Sie sahen dies alles an Konrad und an Salzheim, und beide bestärkten sie mit vollem Rechte in dieser heilbringenden Ueberzeugung.

Erlaubten es die Geschäfte, so besuchte Konrad auch von Zeit zu Zeit das eine oder das andre Dorf. Wußte man, daß er da war — flugs sammelte man sich zu ihm. Seine Erscheinung war allemal das Zeichen zu herzlicher, ungeheuchelter Freude. Hildegard wirkte in ihrem Theile mit derselben Uneigennützigkeit, mit demselben Wohlwollen. Sie unterrichtete ihr Geschlecht, und besonders die heranwachsenden Mädchen, in den häuslichen Geschäften, und las ihnen dabei nicht selten aus einem guten, Herz und Verstand bildenden Buche vor. Mit einem Wort, dies edle Paar hatte das seltne Glück, Engel des Segens, nicht blos für die umliegende Gegend, sondern für das ganze Oberland zu werden. Und was beinahe seltener ist, sie wurden als solche geschätzt, geliebt. Das Größte von allem aber war dies: sie blieben einfältig, demüthig bei ihrem Glück. Keine Spur von Luxus war um und an ihnen zu sehen. Höchste Reinlichkeit war ihre Mode; die Thränen des Unglücks, welche durch sie getrocknet wurden, waren ihr Schmuck.

Als Konrad den Wohlstand seiner Freunde begründet sah, trat er mit einem Plane hervor, der seine Seele schon lang, der sie in ihren schönsten Stunden beschäftigt hatte. Dies war — Verbesserung der Schulen. Sie waren zu Waldscheidt in einer eben so traurigen Verfassung, wie dies in den

mehrsten kleinen, armen Ortschaften der Fall ist. Unserm Konrad wurde alles leicht, denn er besaß das unumschränkte Zutrauen seiner Mitbauern. Die Mittel zur Schulverbesserung fand er in den Gemeinwaiden. Da die Stallfütterung allenthalben eingeführt war, so blieben diese weitläuftigen Triften unbenutzt liegen. Konrad schlug daher in öffentlicher Versammlung vor, dieselben Stückweise zu verpachten, und mit dem Ertrag die Schulen zu fundiren. Er selbst erbot sich, einen beträchtlichen Theil derselben zu übernehmen; der Vetter von Leitbach und andere große Eigenthümer folgten seinem Beispiel. In Zeit von einer Stunde war alles an Mann.

Nun berief man stehende geschickte Lehrer; die Kinder besuchten die Schulen eben sowohl im Sommer als im Winter. Der Nutzen, welcher noch jetzt dadurch gestiftet wird, ist unbeschreiblich.

Etwas später wurde auch eine bessere Armenversorgung zu Stande gebracht. In der ganzen Gemeinde sah man keinen Bettler mehr. Ein paar alte gebrechliche Personen wurden in ein Haus zusammengethan, und von den Bauern der Reihe nach mit Essen versorgt. Der Küster, ein sehr biederer Mann, war Aufseher der kleinen Anstalt.

Der Beamte dieser Gegend hatte Konrads und seiner Gattin Thun mit eben so viel Aufmerksamkeit, als Wohlgefallen beobachtet, auch von Zeit zu Zeit deßhalb an die Landesregierung berichtet. Ungefähr zehn Jahre mochte unser Freund gewirkt haben, als er unvermuthet vom regierenden Fürsten den Befehl erhielt, in der Residenz zu erscheinen. Sie war fünfzehn Meilen von Waldscheidt entfernt. Sogleich machte er sich auf, und zwar zu Fuß, weil er diese Art zu reisen allen andern vorzog. Am Abend des

dritten Tages langte er an, trat in einem guten Wirthshause ab, und meldete seine Ankunft. Bald nachher kam ein Bedienter von Hofe, der dem Wirth seinen Gast zur besten Behandlung empfahl, und dabei erklärte, Seine Durchlaucht werde alles vergüten. Konrad aber brachte er den Befehl, sich am andern Morgen zu einer bestimmten Stunde im Schlosse einzufinden.

Unserm Freunde wurde denn doch etwas beklemmt, er wußte nicht, wo es hinaus sollte. Daß man nichts Böses mit ihm vorhabe, begriff er freilich. Und zudem — machte ihm sein Gewissen keine Vorwürfe, welches in zweifelhaften und bedenklichen Lagen eigentlich die Hauptsache ist.

Zur festgesetzten Stunde ging Konrad am andern Morgen ins Schloß, und wurde sogleich in den Audienzsaal geführt. Der Flügelthüre gegenüber stand der Fürst, bekleidet mit Ordensband und Stern, von seinem ganzen Hofstaat umgeben. Er war noch ein junger Herr, zählte etwa acht Jahre weniger als unser Freund, und hatte in seiner Figur so wie in seinem Anstand und Benehmen etwas ungemein Edles. Konrad war kaum über die Schwelle, — da trat ihm der Fürst einige Schritte entgegen und sagte mit freundlichem Lächeln: „Kommt näher, mein Freund! ich muß mich doch endlich einmal für die großen Dienste erkenntlich bezeigen, welche Ihr dem Vaterlande und folglich auch mir geleistet habt."

Konrad wollte antworten, aber der Hof schloß einen Kreis um ihn und um den Fürsten. Zugleich überreichte der Hofmarschall Letzterem eine große goldene Medaille, welche an eine goldene Kette befestigt war. Auf der einen Seite sah man das sehr ähnliche Brustbild des Fürsten; auf der andern stan-

den die Worte: „Konrad dem Guten, des „Vaterlandes edelstem Sohne gewidmet „vom Landesvater.“ Der Fürst nahm die Kette, hing sie Konrad um den Hals und sagte: „Konrad der Gute! Herzlich dank ich Euch für alles dasjenige, was Ihr zum allgemeinen Besten thatet und wirktet. Euch belohnen kann ich nicht. Das wird dort geschehen, wo jede Edelthat ihre Vergeltung findet. Konrad war so erschüttert, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Endlich rollten Thränen aus seinen Augen, und er erwiederte mit zitternder Stimme: „Gnädigster Herr! es fehlt mir an Ausdrücken. Nehmen aber Ew. Durchlaucht das Gelübde zum Dank an, daß ich auch ferner mit Freuden Alles thun werde, was irgend in meinen geringen Kräften steht.“ — Er wurde nun am Hofe bewirthet, und sodann in Gnaden entlassen.

Wir müssen es als einen schönen, bemerkenswerthen Zug in Konrads Charakter anführen, daß die große, ihm zu Theil gewordene Ehre seinen einfachen, demüthigen Sinn auch nicht im geringsten veränderte. Er blieb wie er gewesen war, und dankte der Vorsehung, daß sie ihn würdig gefunden hatte, ein Werkzeug in ihrer Hand zu seyn. Allenthalben sprach man von der ihm wiederfahrnen Auszeichnung; man fand, daß sie für den Fürsten eben so rühmlich sey, als für unsern Freund. — — — —

Drei Wochen waren seit Konrads Rückkehr aus der Hauptstadt verflossen — da sah er, als er Abends, ziemlich spät, aus dem Felde kam, einen Mann vor dem Dorf am Wege stehen, dessen ganzes Wesen den Stempel des fürchterlichsten Elends an sich trug. So wie Konrad sich ihm näherte, begann der Greis zu zittern. Endlich sagte er mit bebender Stimme:

„Unser Erlöser hat kein Gleichniß von einem ver-
„lornen Vater erzählt. Aber doch wag' ich es,
„komme zu Dir und sage: Konrad, mein Sohn!
„— ich bin nicht werth, Dein Vater zu heißen!
„Mache mich nur zu einem Deiner Tagelöhner!!"
— Wahrlich, es bedarf keines hohen Grads von
Empfindsamkeit, um unserm Freunde das Erschüt-
ternde dieses Auftritts nachzufühlen. Er stürzte sei-
nem Vater an den Hals, weinte laut und sprach:
„Ach Gott! warum seyd Ihr so lange geblieben?
Warum habt Ihr es so weit kommen lassen?" —
Mit Gewalt riß sich der alte Vincenz aus seinen
Armen und versetzte: „Rühre mich nicht an: ich bin
„sehr unrein. — Ich konnte nicht eher kommen,
„gönne mir nur eine Nachtherberge in einem Deiner
„Ställe; dann will ich Dir alles erzählen." —
Konrad vermochte vor Schluchzen kein Wort mehr
zu sagen; aller Unreinigkeit ungeachtet, nahm er
seinen Vater am Arm und führte ihn in sein Haus.
Als dort der Alte das edle Weib, seine Schwieger-
tochter, die rothwangigten Knaben und Mädchen,
seine Enkel, und all' den blühenden Wohlstand sah
— da konnte er sich nicht aufrecht halten; er
sank — in Konrads Arme? — nein! in die Kniee
und wimmerte: „Nieder! nieder in den Staub! Laßt
mich dem danken, der mir meine Schuld vergeben
hat!" Er konnte nicht weiter und wurde ohnmäch-
tig. Seine Kinder erquickten ihn; er wurde gerei-
nigt, mit hinlänglicher Wäsche und Kleidern verse-
hen, und ihm nun sein Platz oben am Tisch im
Lehnstuhl angewiesen. Vincenz war ein ganz an-
derer Mensch geworden; er war die Freude seiner
Familie, und blieb es bis an sein Ende.

Wie aber diese Umwandlung geschehen sey? das

werden meine Leser zu erfahren wünschen. Ich will es in gedrängter Kürze erzählen.

Vincenz wurde, wie oben gesagt, durch den jungen Herrn von Hasenstein von Haus und Hof vertrieben. Nichts blieb ihm übrig, als was er auf dem Leibe trug, und dann sein — spanisches Rohr, welche ihm der Edelmann aus Gnaden ließ, das er aber an Niemand mehr gebrauchen konnte. Betäubt wanderte er fort, ohne zu wissen, was er anfangen sollte. Die paar Heller, welche er aus dem Sturm gerettet hatte, waren bald verzehrt. Soldat konnte er nicht wieder werden, denn dazu war er schon zu alt. Aus eben dem Grunde wollte ihn Niemand in Dienste nehmen. Es blieb ihm also nichts übrig, als — zu betteln. Erst verkaufte er noch sein vielgebrauchtes Rohr, und schnitt sich einen Bettelstab aus den Hecken. Oft fiel es ihm wohl ein, zu seinem Sohn zu gehen; aber Stolz und Schaam ließen es nicht zu.

Ich übergehe die zahllosen Demüthigungen, den vielfältigen Jammer, welchen der arme Mann erdulden mußte, und berühre nur dasjenige, was seinem Schicksal den Ausschlag gab. Als er nämlich einstens in einem Dorfe durchaus keine Herberge bekommen konnte und vom Bettelvogt hinausgeprügelt wurde — da trieb ihn wüthende Verzweiflung und nagender Hunger in die nahe liegende Waldung. Heidelbeeren sollten ihn sättigen; unter einem Strauche wollte er ruhen. Eine ziemliche Weile war er fortgegangen, hatte nichts gefunden, und konnte nichts mehr finden, weil es schon zu dunkel geworden war. Jetzt entdeckt er oben in einer engen Schlucht den Schimmer eines Feuers. Ohne die möglichen Folgen zu überdenken, eilt er dahin, und

findet mehrere Männer, dem Ansehen nach Landstreicher, welche sich Wein, Schinken und Brod wohlschmecken ließen. Als sie die Füße des alten Bettlers im Laube rascheln hören, fahren sie auf und rufen ihm zu: „Steh', oder du bist des Todes!" Vincenz stand, flehte um sein Leben, um etwas Essen. Die Bubenrotte merkt, wen sie vor sich hat, ladet ihn ein, sich zum Feuer zu setzen, gibt ihm Speise und Trank; einer öffnet seinen Bündel und reicht dem Alten einen guten braunen Oberrock. Hastig greift dieser zu, denn seine Lumpen reichen kaum hin, die Blöße zu bedecken.

Nun aber hört Vincenz mit Entsetzen, daß die Kerls im Dorfe stehlen, und es sodann anzünden wollen, weil auch sie aus demselben weggejagt worden sind. Er schweigt und zittert. Als sie ihm aber befehlen mitzugehen — legt er sich aufs Bitten, und fleht, ihn zurückzulassen. „Nein, alter Hund!" donnern sie; „du sollst uns nicht verrathen. Fort, wenn dir dein Leben lieb ist!" Kurz, er mußte mitgehen, oder sterben. Er war schwach genug, das Erstere zu wählen.

Es wurde gestohlen und Feuer angelegt. Doch kaum zeigten sich die Flammen — da gab es Lärm, die Mordbrenner flohen; man gewahrte ihrer, setzte ihnen nach, und Vincenz, der alt und schwach war, wurde eingeholt. Man erkannte den braunen Rock; er war erst kurz vorher im Dorfe selbst gestohlen worden. Vergebens alle Thränen, alle Betheuerungen. Man hatte ihn des vorigen Abends im Dorfe gesehen; er wurde gebunden, der Obrigkeit überliefert und ins Gefängniß geworfen.

Hier kam Vincenz aus dem Traum seines Lebens zu sich. Furchtbar war sein Erwachen, schreck-

sich die Aussicht in die nähere und fernere Zukunft. Gleich einem gähnenden Abgrund voll endlosen Jammers lag sie vor ihm. Er blickte auf seinen zurückgelegten Lebensweg, und fühlte sich bei dieser Prüfung jeder Strafe würdig. Doch konnte er in allen Verhören nicht mehr sagen, als er wirklich wußte. Vermuthlich hätte man ihn laufen lassen, wenn man nicht noch mehrere von der Bande einzufangen gehofft hätte, mit welchen man ihn dann zur Konfrontation gebrauchen könnte. Deßhalb saß er einige Jahre im Kerker. Diese Jahre aber gereichten zu seinem ewigen Heil; er änderte seine ganze Sinnesart. Endlich wurden zwei jener Mordbrenner verhaftet. Durch sie kam Vincenzens Unschuld vollends an den Tag; er wurde auf freien Fuß gestellt. Sein Stolz war verschwunden, er bettelte sich den weiten Weg von zwei und dreißig Meilen durch, bis er, wie schon erzählt, zu Waldscheidt ankam.

Wohl dem Verirrten, welchen der Allwissende der Leiden werth achtet!! — Konrad freute sich mit solchen Gefühlen über seinen wiedergefundenen Vaters wie die Engel, dem Wort unsers Meisters gemäß, sich über die Besserung eines Sünders freuen. — — —

Aber immer fehlte noch eine Person, deren Schicksal unsern Freund und seine Hildegard sehr oft beunruhigte. Dies war der Doktor Verenborg. Seit dem Tage ihrer Heirath hatten sie auch nicht das Geringste von diesem herrlichen Manne gehört. Sie fürchteten nicht ohne Grund, daß er, trotz aller Vorsicht, ein Opfer seiner boshaften Verfolger möchte geworden seyn. Doch — auch dieses Geheimniß klärte sich auf.

Ungefähr ein Jahr nach Vincenzens Ankunft

in Waldscheidt erhielt Pastor Salzheim einen Brief von dem so lang ersehnten Manne. Er war aus der Residenz des Fürsten von ***. Berenborg befand sich nicht ganz wohl, und wünschte, daß seine ehemaligen Freunde, Salzheim und Konrad, ihn besuchen möchten. Mit hoher Freude eilte der würdige Pfarrer auf der Stelle nach Waldscheidt. Konrad und Hildegard jauchzten. Schon am andern Tage ward die Reise angetreten. Sie fanden den edlen Mann sehr verändert. Fast die ganze Zeit über war er in einem entlegenen russischen Städtchen gewesen, und erst vor Kurzem nach Deutschland zurückgekehrt. Sorgen und Strapazen hatten seine Gesundheit untergraben. Seine Feinde aber waren gestorben, und er konnte nun seine Tage in Ruhe und mit Wohlthun hinbringen.

Gern würde ich die Leser mit dem Leben und den Schicksalen dieses erhabenen Biedermanns näher bekannt machen. Allein dies Vergnügen ist mir nicht gegönnt. Nur so viel darf ich sagen: der Doktor war eine vornehme Standesperson, und Zeuge unerhörter, laut von ihm gemißbilligter Gräuel. Und eben dieses Zeugens wollte man sich gern entledigen. Doch Gott ist mächtiger als der größte Monarch; er kann den Guten schützen und den Rath der Bösen zu Schanden machen. Den alten ...... Fürsten hatte der Tod vom Throne gestoßen; seinen ältesten Prinzen und Nachfolger beseelte ein ganz anderer Geist. Er wußte um den Aufenthalt des Doktors, rief ihn zurück und bat ihn, sein Leben vollends bei ihm zuzubringen. Der Biedermann that es um so lieber, da er noch ein weitläuftiger Verwandter von der fürstlichen Familie selbst war. Seine Gesundheit kehrte wieder, und um eine angenehme

Beschäftigung mehr zu haben, kaufte er das adelige Gut zum Hasenstein, welches in Konkurs gerathen war. Der junge Herr, welcher in Kriegsdiensten stand, war in einem Scharmützel geblieben; seine Schwester im Auslande verheirathet; das Gut aber ziemlich verschuldet. Manchen Tag verbrachte unser Freund im Schooße seiner Heimath, und genoß die Freuden seiner Jugend in der Erinnerung zum zweitenmal. —

Konrad der Gute wurde alt, er sah Kindeskinder. Seine Hildegard ging ihm voraus in die Wohnungen des ewigen Friedens. Er selbst entschlummerte den Tod des Christen, beweint von allen, die ihn kannten. Sein Erwachen zum großen Tage kann nicht heiterer seyn, als sein Einschlafen zur langen Nacht es war.

10.

Der Emigrant.

Mit wunden Füßen, zerrissenen Schuhen und Strümpfen, stieg Grignon den steilen Abhang des hohen Bernwaldes herab; jeden Augenblick sank er in die Knie, seine Schenkel wankten und wollten ihn nicht mehr tragen, und in seiner Tasche war nichts mehr als ein großer Thaler, der ihn nur noch einen Tag vor dem Betteln schützen konnte. Hinter ihm senkte sich die Sonne in's Hochgewäld nieder; vor sich überschaute er ein weites Gefilde voller Städte und Dörfer, zwischen denen der Rhein wie ein breites, nachlässig hingeworfenes Silberband hervorschimmerte. Die vielen allenthalben rauchenden Kamine, und die im üppigsten Flor stehenden Gärten, Weinberge, Aecker und Wiesen verkündigten ihm eine paradiesische glückliche Landschaft; und über ihm glänzte der Abendhimmel lasurblau, an welchem sich noch in der Ferne das vorübergegangene Gewitter zeigte, das mit dem Bogen des Bundes bekränzt, Gnade und Segen verkündigte. Ihn umwehte eine kühle, erquickende Luft, die nach einem schwülen Tage sein ganzes Wesen stärkte. Er setzte sich am Fuße einer Maibuche nieder; die milde Natur um ihn her stimmte seine unter den Thränen-

punkt herabgesunkene Trauer so weit wieder hinauf, daß er weinen konnte; nun floßen seine Thränen häufig auf das dunkelgrüne Moos zwischen seinen Knieen, sein Herz öffnete sich, und brünstige Seufzer stiegen mit heißem Sehnen zu den Sternen empor; kaum konnte er wieder aufstehen, denn er hatte bisher durch unwegsame Gegenden Tag und Nacht gelaufen, um nicht ergriffen und guillotinirt zu werden; er war also unbeschreiblich müde, nun zwar nahe an die Gränze Frankreichs gekommen, aber in einem Lande, dessen Sprache er nicht verstand, und dessen Religion er nicht bekannte, die er sogar verabscheute, weil sie ihm von seinem Beichtvater als die abscheulichste Ketzerei beschrieben worden war. Indessen war nun kein anderer Rath, er mußte bei diesen Ketzern Zuflucht suchen. Mühsam erhob er sich von seinem weichen Moossitze, faßte seinen hainbuchenen Stock, den er in einer Hecke geschnitten hatte, streckte sich, seufzte tief und schritt vorwärts. In dem Augenblicke kam ein Mann mit einem Esel den Berg herab, er betrachtete den schwermüthigen Fremdling, seine Thränen ergriffen ihm das Herz, auch ihm traten sie in die Augen, und mit freundlicher Miene nahte er sich mit seinem Thiere dem Wanderer und bat ihn, auf seinen Esel zu sitzen; Grignon verstand nicht deutsch, als aber der freundliche Mann die Bitte in seiner Muttersprache wiederholte, nahm er das für ihn so wohlthätige Anerbieten mit Dank gegen Gott und den theilnehmenden Mann an, und nun ging's die Höhe hinunter. Indessen erkundigte sich unser Emigrant nach Allem, was ihm am nächsten anlag: ob in dem Dorfe da unten am Berg kein katholischer Wirth sey; ob man wohlfeil da logiren könnte? und was dergleichen Fragen mehr waren. Der

Ich bin ein Landedelman aus der Gegend von Orleans, wo mein Vater ein Schloß und einige Güter besaß; ich fand die Tochter eines Nachbarn unseres Standes liebenswürdig, und unsere beiderseitigen Eltern, die sich unserer Verbindung freuten, willigten ein; wir heiratheten uns, und mein Vater gab uns ein schönes Gut in einer angenehmen Lage, wo wir einige Jahre in seliger Zufriedenheit verlebten. Mein Vater war ein sehr frommer Mann, seine Grundsätze erlaubten mir nicht, in Paris und auf Reisen meinen Geist auszubilden, aber ich suchte durch Lektüre das zu ersetzen, was mir durch mein Daheimbleiben an Menschenkenntniß abging; dabei verwaltete ich meine Güter gewissenhaft, drückte meine Bauern nie, wie wohl andere meines Gleichen, sondern bemühte mich, ihre Lasten zu erleichtern und ihnen wohlzuthun, wo ich konnte; aber sie haben es mir schrecklich vergolten: denn als die Schreckenszeit begann, so kamen sie unter der Anführung eines wüthenden Sanscülotten, plünderten mich rein aus, mißhandelten mich und meine Concorde, zündeten dann Haus, Scheuer und Stallungen an allen vier Ecken an, und führten uns gefangen nach Orleans. Hier wurde mein geliebtes Weib von mir getrennt, und unsere beiden Kinder, ein Sohn und eine Tochter, vor unsern Augen — hier stockte dem guten Mann die Rede, Thränen mußten der Zunge Luft machen, dann stammelte er weiter: — mit den schrecklichsten Verwünschungen ermordet. Ach! wie die lieben Kleinen noch ihre Händchen nach mir ausstreckten, als die Dolche in ihre zarte Brust drangen — weiter konnte er nicht reden, die Wirthin schluchzte, der Wirth wischte die

Augen, der Prediger und der Kaufmann blickten in die Höhe und falteten die Hände.

Grignon erholte sich wieder und fuhr fort: Zehn Wochen saß ich in einem schrecklichen Gefängniß und erwartete täglich den Tod; von meiner Concorde erfuhr ich nichts, nur hörte ich täglich, wie und wer guillotinirt worden, und ich schauderte jedesmal zusammen, aus Furcht zu hören, meine theure Gattin sey auch unter der Zahl der Schlachtopfer. Endlich kam einst unser Gefangenwärter mit einem grinsenden Gelächter und schnaubte unter seinem gräßlichen Schnurbart die Worte hervor: Verdammter Aristokrat! nun ist morgen die Reihe an Dir, heute ist Dein Weib guillotinirt worden. Ohnmächtig sank ich nieder, und als mein Bewußtseyn zurückkam, befand ich mich ganz allein; alle Gefangene waren oben in einen Saal abgeholt worden, um da verhört zu werden. Kaum konnte ich mich besinnen, als ich einen meiner Bauern erblickte, welcher hastig herein schritt, mich am Arm ergriff und mich mit den leisen Worten: Fort! fort! zu einer Hinterthür hinaus führte; dort war die Schildwache entlaufen, wir schlichen längs die Hecken in einen Wald, und nachdem er mir einige Louisd'or in die Hand gedrückt, verließ mich der treue Mann mit heißen Thränen. So betäubt und so tief ich auch in Trauer versunken war, so trieb mich doch die Lebenslust instinktmäßig fort; ich durchstrich die abgelegensten Oerter, fand aber immer mitleidige Menschen, die sich meiner annahmen, und so kam ich unter mancher Angst und Beschwerlichkeit endlich hierher. Aber nun bin ich wieder in der äußersten Verlegenheit, denn die Louisd'or meines braven

Bauern sind bis auf den letzten Thaler zusammengeschmolzen.

Das Wohlwollen der Tischgesellschaft strömte über, und der gute Grignon fühlte sich wie unter Engel versetzt; sein ganzes Wesen thaute auf, er wurde sogar nach und nach gesprächig und munter.

Lieber Herr und Freund! fing nun der Pfarrer an, so schrecklich auch Ihre Schicksale sind, so hat doch der liebe Gott väterliche Absichten dabei. Er will Sie durch Leiden bewähren und in der Heiligung befördern, nehmen Sie das Alles mit Dank von seiner Vaterhand an, beharren Sie in einem kindlichen Gebet zu Ihm, so wird Er Sie mächtig trösten, durch alle Gefahren hindurchführen, und vielleicht noch recht glücklich machen. Grignon staunte über dieser Rede, ergriff den frommen Prediger bei der Hand und sagte: aber lieber Herr Pfarrer! Sie sprechen ja wie ein ächter Katholik?

Der Pfarrer. Ich merke wohl, man hat Ihnen unrichtige Begriffe von uns Protestanten beigebracht; Sie werden uns besser kennen lernen. Begeben Sie sich nun zur Ruhe! Der Herr segne und beschütze Sie! denn noch sind Sie in Gefahr, bis Sie über den Rhein sind; — hier fiel der Kaufmann ein und sagte: dafür sorge ich, ich nehme ihn mit und schaffe ihn sicher auf das linke Ufer. Grignon war so gerührt, daß er seinen Dank nicht in Worten auszudrücken vermochte. Man ging nun zur Ruhe, und Niemand schlief wohl sanfter, als unser Flüchtling. Des Morgens weckte ihn früh der Kaufmann, Herr S...., befahl ihm Stille und Vorsicht und bat ihn, sich reisefertig zu machen. Grignon war bereit und forderte nur noch die Rechnung von seinem Wirth; sie betrug einen Gul-

den und dreißig Kreuzer; der letzte Thaler wurde hervorgeholt und hingegeben, und drei Louisd'or zurück erhalten. Unter vielen Thränen des Erstaunens und des Dankes trennte sich der gerührte Wanderer von den edlen Menschen, und trat mit dem Kaufmann, der ein Cariol bei sich hatte, seine Reise wieder an. Sie fuhren durch Feldwege bis an den Rhein, wo sie in einem Weidengebüsch abstiegen, einen Nachen mit zween Schiffern fanden, flugs das Gepäcke dahinein brachten und dann auf die linke Seite hinüberfuhren. Nun sind Sie sicher, begann jetzt der Kaufmann, aber Sie gehen mit mir, wir wollen dann sehen, wie es weiter werden wird, unser Herr Gott wird für Sie sorgen. Grignon sank auf die Kniee und dankte Gott für seine Errettung, und folgte dann Herrn S.... in seinen Wohnort. Er wurde der Hausfrau vorgestellt und sehr freundlich aufgenommen. Ein halb Dutzend Knaben und Mädchen hüpften um den fremden Mann her und forschten lächelnd mit ihren hellen Augen, ob ihm auch wohl zu trauen sey? und als dieser sie herzte und küßte und jedem ein freundliches Wörtchen sagte, näherten sie sich mit Zutrauen und Liebe.

Grignon gewann bald die Herzen der Eltern und Kinder; wo er dienen konnte, war Niemand williger, als er; mit der größten Aufmerksamkeit bemühte er sich, dem Herrn S.... nützlich zu seyn, und bald freute sich dieser, einen Mann gefunden zu haben, der ihm so viel Erleichterung im Handel wie in der Haushaltung verschaffte, und auf dessen Thun immer Segen ruhte.

Unsern Fremdling freute und beruhigte besonders der Umstand, daß in dem Städtchen K.... eine

katholische Gemeinde war; er machte sich mit ihrem rechtschaffenen Pfarrer, seinem künftigen Beichtvater, bekannt, der ihm bald die verhaßten Vorurtheile benahm, die er gegen die Protestanten gefaßt hatte. So vergingen Tage, Wochen und Monate: und so wie die Angst vor der Guillotine, und die Furcht, an den Bettelstab zu gerathen, verschwand, so fingen die seligen Tage, die er an der Seite seiner Concorde in Ruhe und Wohlstand verlebt hatte, an, vor seiner Seele vorüber zu gehen. Diese Wonnegestalten wirkten auf ihn, wie die Rückerinnerung eines abgeschiedenen Sünders, wenn er die in seinem Erdenleben genossenen sinnlichen Vergnügen durchdenkt; eine tiefe, unheilbare Schwermuth lagerte sich auf sein Herz. Sein Beichtvater tröstete ihn mit den kräftigsten Gründen der Religion, und hielt dadurch sein Haupt immer aufrecht, daß er nicht im Angstmeer versank.

Wenn er über Feld ging und die blühende, vom Sonnenlicht vergoldete Natur vor seinen Augen glänzte, so stellte sich immer das Bild seiner Concorde mit ihren Kindern in den Hintergrund, er dachte sie sich dort in den Schatten einer Ulme; sie sahen ihn kommen; mit offenen Armen eilten sie ihm entgegen, und siehe! es war nichts, es war ein Phantom, das ihn zu necken schien; und nun versank er in thränenlosen Kummer, doch verbarg er ihn, so sehr er konnte, und versah seine Geschäfte mit aller möglichen Treue.

So verbrachte der gute Grignon ein Paar Jahre, ohne irgend eine Gefahr zu befürchten; aber nun änderte sich auf einmal die Scene: die Franzosen wurden auf dem linken Rheinufer Sieger, und Grignon sah sich wieder genöthigt, über Hals und

Kopf zu flüchten. Herr S .... und seine Familie entließen ihn mit Thränen; er erhielt zweihundert Gulden Reisegeld und den wohlmeinenden Rath, ins nördliche Deutschland zu gehen, wo er vollkommen sicher seyn würde. Mit schwerem Herzen und unter Ausbrüchen des Dankes von der einen, und der Segenswünsche von der andern Seite verließ unser Flüchtling die friedliche Familie, die ihm in ihrer Mitte auf einige Zeit Schutz und Erquickung nach so vielen Stürmen gewährt hatte, und eilte in die Gebirge; rasch setzte er seinen Weg in dem Schwarzwalde, dann in dem Odenwald fort, fuhr über den Main und ging dann durch das Fuldische und Hessische nach Arolsen, wo der Fürst von Waldeck vielen Emigranten einen Zufluchtsort gewährte. An diese seine Landsleute schloß er sich an, aber es währte nicht lange, so fand er, daß die Mehrsten unter ihnen grundverdorbene und sittenlose Menschen waren; daher verließ er auch diesen Ort bald wieder, ohne Jemand vorher etwas von seinem Vorhaben entdeckt zu haben, und ging tiefer in Westphalen hinein.

Aber nun entstand bald wieder die sorgliche Frage in ihm, womit er sich in Zukunft ernähren sollte? denn sein Reisegeld schmolz zusammen und sehr wenig war noch übrig. Er ging eben durch einen Wald, als ihn diese Vorstellung mächtig ergriff. Jetzt fühlte er Zuneigung, zum Vater der Menschen zu bitten; er schlich seitwärts hinter ein dunkles Gebüsch, und schüttete sein Herz mit milden Thränen vor seinem Erlöser in eben der Seelengestalt aus, in welcher der verlorne Sohn vor seinem Vater erschien; er gab sich ihm auf Gnade und Ungnade hin, und überließ sich willenlos seiner Füh-

rung. Dies war nun genau die Stimmung, welche die Vorsehung bisher durch alle die schweren Wege bei ihm bezweckt hatte; daher empfing ihn auch nun sein himmlischer Führer wie der Vater den verlornen Sohn; in seinem Innern eröffnete sich eine Quelle des Friedens und der Seelenwonne, von der ihm in seinem Leben nichts geahnet hatte; dankend und jauchzend ging er fort bis zum Ende des Waldes. Jetzt erschien ihm die Natur in einem ganz andern Licht, die Sonne neigte sich auf dem fernen blauen Gebirge ihrem Untergang, die ganze Landschaft vor ihm hatte etwas Ernstes und Feierliches, aber nicht den üppigen Flor des Elsaßes, die Natur sympathisirte mit ihm; ihm war wohl. Indem er so fortwandelte und um eine Bergecke herum kam, fand er ein schönes Wiesenthal vor sich; in der Mitte desselben ragte eine alte Burg aus einer Baumgruppe empor; noch glänzten die Spitzen ihren Thürme im letzten Sonnenstrahl, und Grignon beschloß dahin zu gehen und zu versuchen, ob er wohl da eine Nachtherberge würde finden können. Die große altfränkische, aber wohl erhaltene Burg umfloß ein breiter Wassergraben, über welchen eine Zugbrücke den Zugang gestattete, und vor dieser stand ein ansehnliches Haus, welches ein Pächter bewohnte. Hier kehrte Grignon ein und erkundigte sich freundlich und bescheiden, ob er wohl bei ihm logiren könne? Der Pächter forschte genau nach allen Umständen des Reisenden, und ersuchte ihn dann, in der Stube sich nieder zu setzen; er aber eilte in die Burg, um die gnädige Frau zu fragen, was er zu thun habe. Bald kehrte er zurück und kündigte Grignon den Wunsch seiner Herrschaft an, ihn zu sprechen, führte ihn sodann über die Zugbrücke durch einen gewölb-Gang eine Wendeltreppe hinauf, dann in einen

großen Saal mit rundscheibigten Fenstern und an den Wänden mit Ritterbildern in Lebensgröße verziert, und endlich in ein Kabinet, in welchem eine ältliche Dame in einem altmodischen Großvaterstuhl saß, auf deren Stirne die Früchte vieler Lebenserfahrungen thronten. Etwas Erhabenes, Ehrfurchterweckendes sprach aus den ehmals schönen Zügen, und die Würde der Religion in ihrer Miene gebot Achtung Idem, der sich ihr nahte. Auch Grignon wurde von gleichem Gefühl durchdrungen; mit Ehrerbietung näherte er sich und küßte ihre Hand. Sehr freundlich bewillkommte ihn Frau von W...., und nachdem Grignon sich niedergelassen und der Pächter sie verlassen hatte, bat sie ihn, seine Geschichte zu erzählen. Grignon that dies mit so vieler Wärme und bescheidener Anmuth, daß die Dame staunte. Aufmerksam horchte sie der Erzählung, und oft floßen ihre Thränen; zuweilen unterbrach sie ihn auch durch weise Bemerkungen, und bei Concordens trauriger Geschichte sagte sie tiefgerührt: Lieber Herr von Grignon! mich wundert nicht, daß sich ein Freigeist, in dessen Kopf sich mit dem Leben auch das Daseyn endigt, nach einem solchen Verlust eine Kugel vor den Kopf schießt, aber der Christ — hier strahlte ihr Gesicht, und die verborgene Majestät einer Gott geweihten Seele trat in ihre Liniamente hervor — schaut hinüber in's Reich des Friedens: dort sieht er seine abgeschiedene, heimgegangene Gattin im Geist; nun bestrebt er sich erst, recht gottgefällig zu leben, und fürchtet den Tod nicht mehr, denn er weiß, daß er ihn mit der Geliebten auf ewig vereinigt. Beruhigen Sie sich also, Herr von Grignon! Sie werden Ihre Concorde und Ihre Kinder dereinst wiedersehen, und keine

Guillotine wird Sie mehr trennen, keine Revolution Sie ferner beunruhigen.

Grignon befand sich wie zu Hause, die Wonne der Wehmuth war ihm wohlthätig, er wurde zutraulich, und die Ausflüsse aus der edlen Seele der Frau von W.... waren ein kühlender Balsam auf seine brennende Herzenswunde.

Nun wurde das Abendessen aufgetragen, zu welchem sich auch ein alter Offizier, der ältere Bruder der Frau von W...., einfand; er trug das St. Ludwigs-Kreuz an einem rothen Band im Knopfloch, denn er war unter Ludwig XV. in französischen Diensten gewesen, war verwundet worden, und ging auf einer Krücke.

Der Anblick dieses Mannes ergriff Grignon wunderbar; denn seine Uniform und das Ludwigs-Kreuz versetzten ihn auf einmal wieder zurück in jene selige Zeiten. Daß unser Emigrant dem Herrn Hauptmann ein sehr willkommener Gast war, das läßt sich leicht denken, denn mit ihm konnte er nun alle seine Kriegsschicksale wieder einmal recapituliren, mit seiner Schwester war dies bis zum Ueberdruß geschehen.

Nach der Mahlzeit wurde unserem Wanderer seine Schlafstätte angewiesen, auf welcher er bis zum hellen Morgen sehr sanft ruhte.

Kaum war er erwacht, als ein Bedienter ihn zur gnädigen Frau zum Frühstück einlud; er kleidete sich also flugs an und begab sich in ihr Kabinet. Freundlich und traulich wurde er von Frau von W.... begrüßt, dann faßte sie ihn an der Hand und sagte: Mein lieber Freund! Ich bin Wittwe und wohne hier mit meinem Bruder allein; meine zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, sind nicht mehr bei mir.

Letztere ist hier in der Nähe glücklich verheirathet, und mein Sohn hat Kriegsdienste genommen; ich habe also meine Güter bisher allein verwaltet, ich bin aber ein Weib und kann selbst nicht überall nachsehen. Sie waren Gutsbesitzer und werden die hiesige Landesart leicht kennen lernen; wollen Sie nicht die Güte haben, und mir in diesem Geschäft so lange an die Hand gehen, bis Sie die Führung der Vorsehung wieder in einen andern Wirkungskreis leitet? — Kein Anerbieten konnte Grignon in gegenwärtiger Lage angenehmer seyn; mit Freuden und mit innigem Dank gegen Gott willigte er ein. Bald kam auch der alte Capitain mit seiner Krücke dazu, um am Frühstück Theil zu nehmen, und fing nun wieder da an, wo er gestern aufgehört hatte; er erzählte, wie er in Frankreich umhergereist, wo er als logirt habe und dergleichen mehr, bis ihn endlich Frau von W.... unterbrach: Lieber Bruder! Herr von Grignon bleibt einige Zeit bei uns, Du kannst Dich nach und nach recht mit ihm ausplaudern. Jetzt wirst Du mir erlauben, daß ich noch ein und anderes mit ihm verabrede. Der Capitain bückte sich höflich, erhob sich und wollte weggehen, allein seine Schwester hielt ihn und sagte: Bleib', wir haben nichts Geheimes vor Dir; dann fing sie an, Grignon von ihren Gütern und deren Einrichtung zu unterrichten; desgleichen, welche Geschäfte sie ihm gern anvertrauen möchte, und in Allem versprach Grignon, nach seinem Vermögen ihren Willen zu vollbringen.

Während diesen Gesprächen ließ sich ein benachbarter Edelmann mit seiner Gemahlin und Kinder anmelden. Frau von W.... sagte zu, wendete sich dann zu Grignon und sprach: Sie wer-

den da ein paar vortreffliche Eheleute kennen lernen, haben Sie die Güte, einstweilen in den Garten zu gehen, ihn zu besehen, und wo Sie etwas zu verbessern finden, darüber nachzudenken, dies gibt dann hernach Stoff zu Unterhaltungen für uns beide.

Grignon ging, aber in seiner Seele erwachte wieder der alte Gram; die Worte: ein paar vortreffliche Eheleute — hatte ihn wie ein Pfeil in's Herz getroffen; auch ich hatte einst eine vortreffliche Gattin und zwei liebe Kinder. Ach Gott! wie glücklich waren wir zusammen! und nun wandelt Concorde mit ihren Lieblingen zwischen Palmen und Lebensbäumen im Paradies; ihr ist wohl, aber ich — ein Strom von Thränen hemmte sein Selbstgespräch, doch ermannte er sich wieder und suchte seine Aufmerksamkeit auf die Gegenstände zu heften, die ihn zunächst umgaben. Etwa eine Stunde mochte er, in Schwermuth versunken, zwischen Bäumen, Blumen- und Gemüßbeeten umhergewandelt haben, als er einen stattlichen Herrn mit zwei Damen und einigen Kindern unter Begleitung der Frau von W.... zum Garten hereintreten sah; er ging ihnen also entgegen, um ihnen sein Compliment zu machen. Der Herr von G.... schritt voraus und die Damen folgten nach; die Begleiterin der Frau von G.... hatte einen Schleier über dem Gesicht hangen, sie lüftete ihn, strebte vorwärts, streckte die Arme aus, rief: Louis! o mein Gott! und sank ohnmächtig zu Boden. Grignons Haare sträubten sich, seine Augen starrten, sein ganzes Wesen war der Auflösung nahe. Mit dem Ausruf: Meine Concorde! schwankte auch er nieder. Die Gesellschaft wurde mächtig erschüttert; man gab sich alle Mühe, beide durch Erquickungen wieder zu sich

ıgen, welches endlich auch gelang, aber die
die nun folgte, kann kein Pinsel malen und
Feder beschreiben, eine Umarmung löste die
ab, und Wonne der Seligen blühte unter
Schritten auf.

nämliche Hülfe, die Grignon aus dem Ge=
ß gerettet hatte, holte auch Concorde von
iillotine weg. Dann hatte sie sich bei Bekann=
rborgeu gehalten, mit denen sie emigrirte und
Westphalen ging. So lange diese Freunde et=
atten, lebte sie mit davon, hernach nahm sie
u von G.... als Gesellschafterin zu sich. Die=
sammentreffen und Wiedersehen machte einen
Eindruck auf die ganze Gesellschaft; die Her=
ren geschmolzen, und flossen alle zusammen in
so vereinigt stiegen ihre Dankseufzer hinauf
ltar vor den Thron des Ewigen, und der
der Liebe opferte sie dem Herrn zu einem
Geruch.

würdige Frau von W.... nahm nun das
che Paar zu sich; Grignon versah ihre Ge=
mit Munterkeit, und die herrliche, schwerge=
Concorde wurde bald Freundin und Ge=
der edlen Frau. Einige Jahre verlebten sie
h in diesem Hause, dann starb die Frau von
.; in Frankreich änderte sich Vieles, sie konn=
ihre Heimath zurückkehren, auch bekamen sie
von ihren Gütern wieder, daß sie nothdürftig
konnten.

11.

Die Mineralogen.

Der thätige, vielumfassende Geschäftsmann, dem das allgemeine Beste am Herzen liegt — er bedarf eines einsamen Ruheplätzchens, wo er sich zuweilen erholt und neue Kräfte zum Wirken sammelt. Für dieses Bedürfniß hatte der edle, in jedem Betracht vortreffliche Fürst von Tichertsheim, sowohl in Ansehuug seiner selbst, als auch seiner beiden Lieblinge — eigentlicher: seiner Freunde — gesorgt. Diese waren: der Geheime Staatsrath Theobald und der Generalsuperintendent Schönemann.

In einem anmuthigen, weiten und fruchtbaren Thale, welches von Mitternacht gegen Mittag hinstreicht und von einem mäßigen Flusse durchschlängelt wird, liegt, ungefähr in der Mitte, und von einem großen Bogen des Stromes umarmt, die Haupt- und Residenzstadt Klarenborn. Wahrscheinlich gab ihr ein heller, munterer Bach, der durch mehrere ihrer Gassen rauscht, diesen Namen.

Einige Stunden weiter hinauf, und gegen Norden zu, wird das Thal enger, hüglichter. Hier thürmt an der Abendseite des Stroms, und auf einem hohen, schroffen Felsen, die alte Burg Tichertsheim, das Stammhaus der fürstlichen Familie. Die Lu

:l waldender, stark beleibter Viehheerden — dies
zusammen macht ein Ganzes aus, in dem es
ermüdeten, ruhesuchenden Herzen wohl werden
wenn es anders nicht wurmstichig ist, wenn
ine Nattern mit sich herumträgt, deren Nagen
sogar den Himmel verleiden würde.

it dem Fürsten Christian Friedrich von
ertsheim war das nun aber der Fall nicht.
der sorgte jeden Morgen und beim ersten
ichen dafür, daß kein feindseliger Dämon sich
in Innres hineinschlich; ihm, unvermerkt, in
d einen Winkel Wurmsamen streute. Am Abend
rte er die Geschäfte, die Handlungen des Ta-
Für dasjenige, was nach den Gesetzen der
s- und Menschenliebe die Probe hielt, dankte
m Vater dort oben; was sie nicht hielt, das
te ihn, muthiger zu kämpfen, und kam dann
ie Generalrechnung, welche der große, in un-

er den schmalen, jähen Klippenpfad hinan. (
wenig war im Schloß auch nur ein einzig
den hundert Gemächern, die auf und ab, kre
quer, heraus und herein, so konterbunt durch
der lagen, daß es selbst einem Newton schw
len würde, ihre eigentliche Lage und ihre V
nisse zu einander heraus zu kalkuliren — mi
Hautelisse oder überhaupt mit irgend einer
bekleidet. Nein! die weißgetünchten oder mit sc
grauen eichenen Brettern getäfelten Wände
voll von den alten Familienporträten des fürs
Hauses, und die langen, schmalen Gänge s
von vielen dichten Hirschgeweihen und andern
trophäen, welche in vorigen Jahrhunderten v
Helden des edlen Waidwerkes zum ewigen
und Gedächtniß daselbst aufgestellt worden w
Das Alles ließ Fürst Christian Friedr
rade so, wie es von jeher gewesen war, und
sorgte er dafür, daß es in demselben haltbar
stand bleiben möchte. „Es ist ein altgothisches G
pflegte er zu sagen, „an dem Alles zusamme
und Nichts geändert werden darf. Nur hi
ich mich daheim und als Kind im Hause.
in Klarenborn, bin ich blos auf Kommission.
Ahnenluft stärkt, sie gibt Kraft und Richtun
tes zu wirken."

Eine kleine Viertelstunde von Tichertshei
am Ende eines engen Thälchens, zwischen z
ßigen Hügeln, an einer Waldecke — liegt ei
nes Landgut von mittler Größe, welches d
heimen Staatsrath Theobald gehört, und
den Namen Ruhedoch gegeben hat. N
Viertelstündchen weiter, und etwas mehr na
den, hat auch der Generalsuperintendent S

ınn einen kleinen Landsitz, welcher der Vorhof
ßt. Gewöhnlich verbrachten in jüngeren Jahren
de Ehrenmänner hier die Frühlingsferien.

Einstmals — es war ein heiterer Maimorgen —
vachte Theobald in seinem Ruhebody früher als
vöhnlich, eine Stunde vor Sonnenaufgang. Die
ıchtigall flötete im Gebüsch vor seinem Fenster,
sang eine wahre Bravour-Arie. Dies machte ihn
munter, daß er nicht mehr im Bett bleiben konnte.
ch seine Amalie erwachte und hüpfte vom Lager.
führte sie an's Klavier, sie akkompagnirten die
ıchtigallen in einem Frühpsalm. Die holde Gat-
schlug einen Spaziergang in's Grüne vor, Theo-
d stimmte bei, und man warf sich in die Kleider.
ıter den zartesten Ausdrücken des gegenseitigen
ohlwollens, unter den lebhaftesten Empfindungen
r göttlichen Güte — wandelte das edle Paar den
ald hinan, um auf einem steilen Felsengipfel den
hlen Kuß der Morgenröthe, den warmen Gruß
: Himmelskönigin zu empfangen.

Verloren in seligen Gefühlen, vergaßen die Gu-
ı sich selber, bis sie ein zottiger, freundlich um
herumwandelnder Pudelhund aufmerksam machte.
ıum vermochte man seine röthlichen Augen zwischen
ı weißen gekräuselten Locken zu entdecken; was
ın aber sah, war — Gutmüthigkeit. Jetzt lief er
rwärts, kam wieder und stand Schildwache, dann
ıchte er einen Purzelbaum, legte sich nieder, sprang
ıd schnappte nach einem Vogel, und das Alles in
ıer Minute.

„Ein artiges, liebenswürdiges Thier!" sagte Ama-
e. — Ja wohl, versetzte Theobald, es thut,
as es kann, um uns zu gefallen. Von den Hun-
:n, und überhaupt von allen Thieren, läßt sich

Vieles lernen, wenn man nur ihre Sprache studirt hat. — Amalie lächelte und erwiederte: „man versteht sie leicht, lieber Theobald, nur muß man in der Schule des Vaters aller Wesen sich einmal das A B C recht bekannt gemacht haben." — Du hast Popen's Gebet im Sinn, antwortete Theobald. Es ist sehr schön.

Instinktmäßig waren sie dem Hunde gefolgt und fanden sich endlich an einem Orte, an den sie keineswegs gedacht hatten, nämlich am Mundloch eines alten Stollens, wo vormals Silbererze gegraben worden waren. Sie blieben am verwachsenen Eingange stehen, der Hund aber lief hinein, heulte, kam wieder, sah seine neuen Freunde flehentlich an, legte sich vor ihnen nieder, wimmerte, und lief dann auf's Neue in den Stollen. Theobald wurde nachdenkend. „Amalie! fing er an, da geht etwas Besonderes vor. Ich muß die Sache prüfen, dem Hunde wenigstens einige Schritte folgen." — Es möchte aber gefährlich seyn, versetzte die sorgliche Gattin. Muß es jedoch geschehen, so begleit' ich dich. Theobald schritt voran, Amalie an seiner Hand hinter ihm. Kaum hatten sie hundert Schritte zurückgelegt, als sie in dunkler Dämmerung vor sich zwei Männer hingestreckt sahen, und rechter Hand den Eingang zu einer Höhle oder alten Zeche gewahrten, aus welcher ein betäubender Duft herausdünstete. Theobald bedachte sich nicht lang, denn er kannte dies Uebel. Rasch faßte er den Ersten am Arm, Amalie half, und so brachten sie Beide heraus an die frische Luft. Durch Reiben, Waschen und andere Reizmittel kamen die Erstickten wieder zu sich selbst, doch waren sie so ermattet, daß sie nur langsam fortschleichen konnten. Theobald

führte sie in sein Haus, und Amalie pflegte sie so gut, daß sie in wenigen Tagen vollkommen genasen.

Es waren zwei junge, reisende Mineralogen, welche Erzstufen, Versteinerungen, Steine und Erdarten für ihre Kabinete sammelten. Dies hatte sie denn auch in das alte Bergwerk getrieben, wo sie aber ohne Theobald und seine Amalie, und vorab ohne den Pudel, ihr Grab würden gefunden haben.

Die ungemeine Artigkeit, das gutmüthige Benehmen, und vorzüglich die ausgebreiteten Kenntnisse dieser Männer, von denen der eine Malinuti, der andere Güsenheim hieß, bewogen Theobalden und seine holde Gattin, sie zum Längerbleiben zu nöthigen. Gern weilten sie, so lang die Ferien dauerten. In dieser Zeit lernte Theobald Vieles von ihnen, was ihm in Ansehung des Berg- und Hüttenbetriebes von großem Nutzen war. Und obgleich Freund Schönemann in seiner Sphäre gar nichts mit dergleichen Dingen zu thun hatte, so gefiel ihm doch dies Steckenpferd. Er hatte schon aus Büchern so viel gelernt, daß er ein Wörtchen mitsprechen konnte, und da nun Theobald von Zeit zu Zeit mineralogische Wanderungen ins Land machte, so begleitete ihn Schönemann, so oft er Muße hatte. Beide sammelten sich auf diese Weise recht artige Mineralienkabinete, welche freilich nur Einländisches enthielten.

Eine von diesen Wanderungen war besonders merkwürdig, und sie ist deßhalb auch der Hauptgegenstand meiner Erzählung.

Gegen Nordwesten hin ist das Land voller Berge und Waldungen. Die Einwohner sind, wie das in

solchen Gegenden gewöhnlich ist, zwar nicht so fein und gebildet, als auf dem flachen Lande, dagegen aber sind sie bieder, redlich, von altem, ächtem Schrot und Korn. Ihr Gewerbe besteht vorzüglich in der Viehzucht. Der Getraidebau ist gering, zur Nothdurft kaum hinreichend. Viel Geld wird dort auch nicht umgeschlagen, allein sie bedürfen deß auch wenig, besonders da ihnen die fürstliche Kammer nicht mehr abfordert, als die Gegend und ihr Gewerb ertragen kann.

Theobald und Schönemann beschlossen, diesen ganzen ansehnlichen Strich zu durchwandern. Sie beurlaubten sich auf mehrere Tage vom Fürsten und von Amalien. Um Alles desto ruhiger und sorgenfreier untersuchen zu können, bestimmten sie ihre Rückkehr eigentlich nicht genau. Ich brauch' es wohl nicht erst zu erinnern, daß sie die Reise zu Fuß machten, das versteht sich, bei ihrem Zwecke, wie mich dünkt, von selbst.

Die Ausflucht begann an einem Montag Morgen, früh um 4 Uhr. Wenig bekümmerten sie sich um die Heerstraßen, sie folgten lediglich der Richtung gegen Nordwesten. Daher geriethen sie denn auch bald in einsame, bezaubernde Gegenden, in denen sie minutenlang verweilten und sich an ihrem Anschauen weideten. Nicht lange, da zeigte ihnen die Natur in düstern Hochwäldern ein ernstes, feierliches Gesicht; aber ihre Miene däuchte den Wanderern darum nicht drohend, sondern mütterlich-liebend, so wie das bei den Menschen immer der Fall ist, die mit dem Herrn der Natur in Frieden leben.

Etwa drei Stunden Wegs mochten sie zurückgelegt haben, als sie auf einen Platz geriethen, der Alles übertraf, was sich ihren Augen bisher darge-

boten hatte. Nicht die Weite oder die Aussicht war es, die ihre Aufmerksamkeit an sich zog und sie so ganz hinriß, nein! der eigene und fast überirdische Charakter der Gegend schien einen unsichtbaren Genius zu verrathen, der Alles belebte und dem reinen Gemüthe hohe Freuden und Heimathsfeier einflüsterte. Theobald und Schönemann waren keine Empfindler, aber diese Sprache verstanden sie vollkommen, denn es war ihre Muttersprache, welche sie noch nicht verlernt hatten. Unsre beiden Freunde fanden sich also wie daheim. Sie setzten sich und genoßen ein seelenstärkendes Frühstück unmittelbar aus der Hand der unentweihten Tochter ihres himmlischen Vaters.

Ich muß doch versuchen, meinen Lesern eine, wenigstens erträgliche Schilderung dieses paradiesischen Orts zu entwerfen. — Der ganze Platz ist eine Ebene, die etwa drei Viertelstunden lang und eine halbe Stunde breit seyn mag. Sie erstreckt sich von Morgen gegen Abend, und ist über und über mit dem schönsten und feinsten Rasen, wie mit einem grünen Sammet bedeckt. Hin und wieder stehen Gruppen von Bäumen und Gesträuchen in der regelmäßigsten Unordnung, wie von Menschenhänden gepflanzt. Zwischen ihnen öffnen sich die mannigfaltigsten perspectivischen Aussichten. Besonders aber steht ein seltenes Gewächs in der Mitte, nämlich sieben mannsdicke Maibuchen, die im Kreise aus einer Wurzel hervorgesprossen sind. Sie bilden zwischen sich eine natürliche Laube, die wenige ihres Gleichen hat. Wilde Rosen und Geisblatt gucken aus allen Gruppen hervor und erfüllen die Luft mit Wohlgeruch. Es däucht einem, als ob allenthalben unsichtbare Wesen im Dunkel der Gebüsche lauschten

und den Verehrer des Schöpfers anlächelten, oder als wenn muntre Genien mit den hier wandelnden Menschen Verstecken spielen wollten.

Nach Westen hin begränzt dieses Elysium ein dunkler Buchenwald, der sich steil hinab in ein wildes Felsenthal senkt, und jenseits steigt dann wieder eine fruchtbare, mit Wäldern und Aeckern bedeckte Anhöhe hoch hinauf, die also gegen Abend den Horizont schließt. Nach Norden erhebt sich dieses Tempe plötzlich in einen felsigten Hügel, an dessen Fuß sich eine natürliche Grotte bildet, aus welcher eine Silberquelle hervorrieselt, deren Bächlein sich auf den Rasen verliert und ihn mütterlich tränkt. Auch dieser Hügel ist mit einzelnem Gesträuche besetzt, und oben auf der Spitze befindet sich eine knorrige Wintereiche, unter deren Schatten man auf einem Felsensitze ausruhen, den ganzen Naturgarten übersehen und dann seine Augen an der fernen Aussicht gegen Süden weiden kann. Im Morgen endlich schlängelt sich ein enges, waldumgränztes Wiesenthal hinab, und im Hintergrunde wird die Landschaft durch einen zuckerhutförmigen holzreichen Berg geschlossen.

Hier spazierten unsre Freunde eine Weile umher; es wurde ihnen so wohl, als ob sie in Edens Gefilden lustwandelten. Sie sprachen wenig, aber jedes ihrer Worte war Dank und Anbetung. Sodann stiegen sie auch auf den nördlichen Hügel und setzten sich unter den alten Eichbaum, wo den guten Schöneman n Siona anhauchte. Er nahm Taschenbuch und Bleifeder und schrieb:

Anbetung Dir! — Dir ew'ge Güte!
Der wahren Schönheit Vater, Dir!
Hier schwingt sich dankend mein Gemüthe
Mit Macht empor, hier fehlt es mir

Um Ausdruck, Deine Huld zu preisen;
  Kein Seraph singt nach Würden sie,
Ihr tönt in allen Himmelskreisen
  Des Harfendonners Harmonie.

Hier strömen Funken aus dem Feuer
  Des unerschaffnen Urlichts her;
Hier scheint die ganze Schöpfung neuer,
  Als ob man noch in Eden wär';
Hier glänzt der hohe Himmel blauer,
  Als drunten in der Dämmerung,
Der hohen Ahnung dunkle Schauer
  Ergreifen zur Begeisterung.

Hier schmettern nimmer Mordgewehre!
  Kein Plätzchen werd' vom Blute roth!
Und wenn's von einem Würmchen wäre;
  Im Paradies gibt's keinen Tod.
Durch keine Art werd' hier entweihet
  Der Haine stilles Heiligthum!
Und jedes Blümchen sey befreiet;
  Nicht eines komm' durch Pflücken um!

Des blauen Aethers kühles Fächeln
  Fleucht von dem hohen Lichtquell her:
Der Morgenröthe holdes Lächeln
  Erheitert Himmel, Land und Meer.
Doch hier nur küßt, in hehrer Feier,
  Der Himmel seine Braut, Natur;
Und hier entlockt er kühn und freier
  Die holden Kinder ihrer Flur.

Dies sollte nicht den Geist beflügeln
  Zum Aufschwung bis zum Thron des Lichts?
Hier sollte mich die Trägheit zügeln?
  Entsteig' der Last des Staubgewichts,
Du ew'ger Funke! — meine Seele!
  Schweb' Lerchen gleich — zur Sonne hin
Im Hallelujah! — und erzähle
  Dem Himmelsheer, wie froh ich bin!

In diesem hehren Tempel feiern
Natur und wir ein heilig Fest;
Versöhner! — Siehe, wir erneuern
Den hohen Bund, daß wir den Rest
Der Lebenszeit Dir ganz zu weihen,
Mit festem Muth entschlossen steh'n,
Bis in der Palmenträger Reihen
Wir jubelnd einst Dein Antlitz seh'n!

Theobald und Schönemann sangen dies L
unter der Eiche aus voller Brust, und zwar n
der bekannten Hiller'schen Melodie: Wie gr
ist des Allmächt'gen Güte! Mit den letzt
Worten standen sie auf, reichten sich die Hände u
sanken dann einer in des andern Umarmung. —

Sie wandten sich westwärts gegen den Wa
durch welchen der Holzweg führte. Sie folg
demselben schief abwärts. Er schlängelte sich in d
dunkle, enge Felsenthal.

Kaum mochten sie hundert Schritte zurückgel
haben, als sie auf einen steinalten Greis traf
der am Wege auf einem Stumpfen saß und ein
Bündel Zündschwamm neben sich liegen hatte.
war ein langer, ansehnlicher Mann, mit einer Gl
und schneeweißem Haar. Sein ganzer Anzug v
rieth tiefe, aber reinliche Armuth. Der Greis sta
mühsam auf, als er sie erblickte, nahm seinen H
ab und sagte mit hohler, heiserer Stimme: G
gebe Ihnen einen guten Morgen, meine Herr

Theob. Euch auch, Vater! — Der Weg
steil, und Ihr scheint mir engbrüstig zu seyn?

Der Alte. Mein ganzer Lebensweg war st
indessen bin ich nun bald oben.

Theob. Das mag wohl wahr seyn. — L
Euch doch nieder und setzt Euern Hut auf!
ist kühl!

Der Alte. Wenn Sie's erlauben? —

Unsere Reisenden griffen nach ihren Börsen, um ihm Etwas zu geben.

Der Alte. Verschonen Sie mich, meine Herren! — Almosen hab' ich bis dahin nicht genommen, wollen Sie mir aber ein Bündlein Schwamm abkaufen? — Es versteht sich, wenn Sie ihn brauchen. — Damit ernähr' ich mich.

Theob. Wir rauchen Beide zu Zeiten eine Pfeife Taback, und wenn Euer Schwamm gut ist, so kann Jeder von uns ein Bündlein brauchen.

Der Alte. Gut ist er! — ich suche und bereite ihn selbst. Sie können ihn ja leicht probiren, wenn Sie Stahl und Stein bei sich haben.

Theob. Das ist nicht nöthig! Wir glauben Euch. Wo seyd Ihr her?

Der Alte. Das ist eine schwere Aufgabe. Hätten Sie gefragt, wo ich hin wollte? Das hätt' ich besser beantworten können.

Theobald und Schönemann sahen sich bedeutend an. Der Greis hatte etwas Geheimanziehendes. Sie setzten sich ihm gegenüber und fragten im sanftesten Tone: Habt Ihr Zeit, Vater?

Der Alte. O ja! ich versäume nichts, — wenn ich heut' nur so viel verdiene, daß ich künftige Nacht Nahrung und Obdach finde.

Schönem. Dafür wollen wir schon sorgen. Habt Ihr denn Niemand, der Euch in Eurem Alter verpflegt?

Der Alte. Nein! nun nicht mehr. — Ich bin einsam — bis ich meine Theuern alle bald in der großen Heimath wieder finde. Ich weiß es, dort sind sie Alle.

Schönem. Lieber Freund! erzählt uns doch Eure

Geschichte! Es ist kein unedler Vorwitz, der uns dies wünschen läßt. — Wir möchten Euch gern näher kennen lernen.

Der Alte. Das ist keine angenehme Arbeit. — Indessen — auch ich fühle hohes Zutrauen zu Ihnen, und lasse mich's gern etwas kosten, Ihnen gefällig zu seyn.

Mein Name ist Dumond. Mein Vater war ein Kaufmann in der Normandie, und wurde unter Ludwig dem Vierzehnten, der Religion willen, mit Zurücklassung seines ganzen Vermögens, des Landes verwiesen. Mit Frau und sechs kleinen Kindern wanderte er also aus, ohne zu wissen, wohin? und — woher er Brod schaffen sollte? Allein er traute Gott und verließ sich ganz auf dessen väterliche Hülfe. Seine erste Zuflucht nahm er nach Holland, wo Kaufleute ihm die Hand boten, denen er dafür auf dem Comtoir diente. Meine Mutter suchte an ihrer Seite durch feine Näherei und durch Waschen etwas zu erwerben. Auf diese Weise konnten meine Eltern bei gehöriger Sparsamkeit ordentlich leben.

So vergingen sechs Jahre, bis 1700, da ich geboren ward. — Jetzt schien es, als wenn mein Vater vollends den ganzen Jammerkelch der Trübsale bis auf die Hefen austrinken sollte: denn — meine Mutter starb in den Wochen, und hinterließ unsrer sieben Kinder, von denen das älteste kaum sechszehn Jahre zählte. Ich wurde mit Milch und Wasser getränkt, war oft dem Tode nah, und kam doch immer wieder zurecht. Denn es war der Wille des Allmächtigen, mich zu hohen Proben aufzubewahren. In der nämlichen Zeit fallirte auch das Comtoir, auf dem mein Vater arbeitete. Er kam dadurch in

die mißlichste Lage, weil gerade Niemand zu finden war, der seiner Dienste bedurfte.

Unter diesen Umständen beschloß er, nach Amerika zu gehen und dort sein Glück zu versuchen. Er verkaufte alles, was er entbehren konnte, um Reisegeld zu bekommen, und begab sich im Jahr 1701 auf ein Schiff, das nach Pensylvanien segelte. Nach einer der schrecklichsten Seereisen kam das Schiff endlich in Delaware, bei der damals erst entstehenden Stadt Philadelphia an; und die Vorsehung sorgte dafür, daß mein Vater mit seinen sieben Kindern schnell ein Unterkommen fand. War es gleich kümmerlich, so reichte es doch hin, um ohne eigentlichen Mangel zu leben.

Endlich gelang es ihm, eine Pflanzung zu erhalten, wozu ihm ein reicher Quäcker behülflich war. Er zog also einige hundert englische Meilen nordwärts von Philadelphia, und fing dort, in der Entfernung von allen Menschen, wieder seine eigene Haushaltung an. Die nächste Familie, eine deutsche, aus dem Württembergischen, wohnte etwa zehn Stunden von uns entlegen. Mit diesen Leuten hatten wir von Zeit zu Zeit Umgang, so viel als es die Verschiedenheit der Sprache zuließ. Hier fängt nun auch mein Erinnerungsvermögen an, und mein frühester Gedanke ist ein schrecklicher Abend, an welchem einige Wilde in unser Haus stürmten und uns alle umbringen wollten; aber durch eine besondere göttliche Fügung kamen uns einige englische Soldaten zu Hülfe und retteten uns aus ihren blutigen Händen.

Uebrigens lebten wir in unserer Einöde sehr zufrieden. Meine älteste Schwester, die mir an Mutter-

stelle war, versah das Weibliche in der Haushaltung, und die Andern halfen dem Vater im Felde.

O! es war eine selige Zeit — es war uns oft, als wenn Engel Gottes um uns her schwebten und sich über uns freuten. Denn — mein Vater war ein wirklich frommer, ein erleuchteter Mann. Er hielt regelmäßig alle Sonntage Gottesdienst mit uns; er erklärte uns die Bibel, und unterrichtete uns nach derselben in der Religion; dann aber auch dergestalt im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Geographie, Geschichte u. s. w., daß wir gewiß keinen Bürgerkindern in irgend einer europäischen Stadt etwas nachgaben.

Dies patriarchalische Leben währte bis 1712. In diesem Jahre wurden wir mit einer pestartigen Krankheit befallen, die wir vermuthlich von spanischen Landstreichern aus Florida, die bei uns starben, gefangen hatten. Wir Kinder lagen alle schwer darnieder, und die fünf mittelsten entschliefen nacheinander innerhalb vierzehn Tagen.

Meine älteste Schwester aber und ich, wir kamen davon. Allein jetzt legte sich auch unser Vater; wir beiden Kinder glaubten zu versinken, als wir sahen, daß es mit ihm zu Ende ging. Er tröstete uns indeß sehr freudig und befahl uns, ihn bei seinen Kindern zu begraben; dann nach Philadelphia zu dem vorhin gedachten Quäcker zu gehen, der uns weiter rathen würde, was wir thun sollten.

Wir pflegten den theuern, lieben Vater so gut wir konnten, er starb ruhig in unsern Armen und unter Strömen von Thränen, die wir über ihn hinweinten. Die wenigen Tage, von seinem Tode bis zu seinem Begräbniß, waren die traurigsten meines Lebens, so schreckliche Perioden ich auch nach-

her durchkämpfen mußte. Da wir beide nicht im Stande waren, die Leiche unsers Vaters an den Ort ihrer Ruhe zu bringen, so mußte ich zu der würtembergischen Familie reisen, von welcher einige Glieder mit mir gingen und uns das traurige Geschäft verrichten halfen. Ich und meine Schwester nahmen nun das Nöthigste, was wir brauchten, zu uns, schlossen das Haus ab und wanderten sodann mit den Württembergern, welche uns einen Boten verschafften, der uns nach Philadelphia begleitete.

Meine Herren! das Erzählen macht mich müde, ich fasse mich also kürzer. Wir verkauften unsere Plantage; meine Schwester heirathete in Philadelphia und starb im ersten Wochenbette. Ich kam nach Boston auf ein Comtoir, wo ich bis in mein zwei und zwanzigstes Jahr unter den besten Menschen die glücklichsten Tage verlebte. Nun sollte ich eine Handelsreise nach England machen. Ich ging zu Schiff, wurde von einem saleer Korsaren gefangen und erduldete fünf Jahre lang die Leiden der schrecklichsten Sklaverei, weil mein Herr ein wüthender Satan und kein Mensch war. Ich schrieb nach Boston und bat um Loskaufung, aber ich bekam keine Antwort. Die Briefe waren verloren gegangen. Meine Rettung blieb deswegen nicht aus. Unter meinen Mitgefangenen befand sich ein eben so frommer, als edler deutscher Kaufmann, der mich außerordentlich lieb gewann, mich mit sich loskaufte und mit in seine Heimath nahm. Seine einzige Tochter ward in der Folge mein Weib, er nahm mich in Kompagnie, und so handelten wir viele Jahre mit abwechselndem Glücke fort. Endlich starb er und ich führte nun die Geschäfte allein. Von jetzt an verfolgte mich aber Trübsal und Unglück von

bis auf meine jüngste Tochter, die mir im sech
fünfzigsten Jahr meines Alters geboren wurde.
befriedigte meine Gläubiger so gut und redlich
ich es vermochte, behielt aber nichts mehr al
ruhiges Gewissen, mich selbst und mein Kind.
der Leichtsinn noch Verschwendung, sondern (
der unerforschliche Rath Gottes ist Ursache von
nen Widerwärtigkeiten.

Theob. Sie haben viel erfahren, Herr Dum
— Sie gehören unter die Zahl derer, von d
es einst heißen wird, daß sie aus großer Tr
kamen. Sie sagten aber vorhin, Sie wären ei
und nun hören wir gleichwohl, daß sie noch
Tochter haben? —

Dumond seufzte tief und antwortete: „ich hab
und bin doch einsam. Die Sache hängt so zu
men; als ich von Allem entblößt war, da m
ich in B... nicht mehr bleiben. Ich ging als
meiner Tochter hieher auf ein Dorf, dessen Pf
mein vieljähriger, sehr guter Freund ist. D
wahrhaft apostolische Mann ist mir bis dahin
gewesen, was ein Mensch dem andern nur seyn k
Da er aber das Unglück hatte, daß seine Frau
vier Jahren von der Gicht ganz kontrakt w
so hielt ich's für Pflicht, da er keine Kinder,
mühseliges schweres Amt hat und selbst arm ist,
meine Tochter zu überlassen, die ihm in seinem
hen Alter aufwartet, und seine Frau wie ein Sch
kind hebt, stützt und pflegt. Aber ach, Gott!
das arme Kind nur nicht selbst unglücklich! —

Schönem. Wie so? was fehlt ihr denn?

Der Alte. Darüber trag' ich Bedenken,

vollständig zu erklären. Sie sah einen Mann an ehrwürdiger Stelle und in einem heiligen Geschäfte. Er machte auf ihr zartes, tieffühlendes Herz einen so gewaltigen Eindruck, daß sie seitdem von innern Leiden gleichsam verzehrt wird und keine frohe Stunde mehr hat. Gott erbarme sich ihrer! — Sie ist ein sehr gutes Mädchen; aber ich fürchte, sie wird dem schweren Kampfe unterliegen.

Schönem. Wie heißt der Pfarrer, bei dem Ihre Tochter ist, und wo wohnt er?

Der Alte. Ein Stündchen von hier, da hinter dem Berge; er heißt Walther und das Dorf Bornhofen.

Schönem. Der Ort ist Ellerthalisch, und ich hab' sehr viel Gutes vom Pfarrer Walther gehört. Ich möcht' ihn besuchen.

Theob. Der Zweck unserer Reise leidet nicht darunter. Wir wollen hingehen. Herr Dumond begleitet uns wohl? Wir wollen ihm ein gutes Botenlohn geben und langsam fortwandern, damit er weg kann.

Der Alte. Von Herzen gern! — Wünschen Sie unbekannt zu bleiben, oder darf ich wissen, wer Sie sind?

Schönem. Dieser Herr ist der geheime Staatsrath Theobald, und ich bin der Superintendent Schönemann, beide von Klarenborn.

Dumond war heftig erschüttert; die fast vertrockneten Thränenquellen netzten noch einmal seine Augen, er strebte empor — Nein! — Nein! fing er mit zagender Stimme an: Nein! Sie dürfen nicht zum Pfarrer nach Bornhofen gehn! — Dies unerwartete Betragen versetzte unsere beiden Wanderer

in tiefes Staunen. — Wie aus einem Mun
sen sie: Großer Gott! was ist das? Warum
Ganz ermattet sank der Alte wieder auf
Sitz zurück, schüttelte den Kopf und erwieder
Das! — das! kann ich nicht sagen! — Th
und Schönemann geriethen in eine peinliche
Sie redeten indeß dem Greise so lange zu,
ihnen endlich das Geheimniß entdeckte.

Nun so sey's denn! fing er an. Du groß
ter im Himmel wirst es lenken! — Mein
Eleonore war vor zwei Jahren zu Klar
in der Kirche, und — ach Gott! verzeihe
meine Herren! das arme Mädchen hörte u
den Herrn Generalsuperindenten. — — Jetzt
Sie Alles!!! —

Schönemann prallte zurück, rang die H
Thränen quollen aus seinen Augen. Endlich
er sich, trat zum Greise, drückte ihm die Ha
sagte gerührt und mit sanfter Stimme: Vat
mond! jetzt erst ist's meine höchste Pflicht
Bornhofen zu gehen, um Ihre Tochter zu be

Dumond stand stark auf, trat vor Schö
hin und sprach fest und männlich: Ehrw
Mann! das ist keine Kleinigkeit. — Es g
ein Mittel zu ihrer Beruhigung; handeln Si
— Ich bin Vater — gebückt unter der L
Leiden; nur noch ein leiser Stoß, so fällt die
Hütte zusammen: und ich möchte um viele
daß Sie das Werkzeug dazu wären. Ueberle
wohl, was Sie thun! — Ich kenne Sie n
Nehmen Sie mir meine, vielleicht übertrieben
nicht übel! —

Schönem. Sie haben Recht, so zu re
Aber lassen Sie mich jetzt nur machen! Ich v

es Ihnen, ich werde wenigstens Ihre und Ihrer Tochter Leiden nicht vermehren, sondern, wenn es der Wille Gottes ist, sie vermindern. Kommen Sie nun und führen Sie uns nach Bornhofen! — Dumond nahm seine Sachen zu sich und machte sich mit ihnen auf den Weg. Der Alte ging voran, dann folgte Theobald, und Schönemann schlich in tiefen Gedanken hinten nach, welches denn auch ganz und gar kein Wunder war. Die andern Beiden hatten eben so wenig Lust, viel zu sprechen; einzelne Silben und Worte zur höchsten Nothdurft, war alles, was man auf dem Wege von einer Stunde aus ihrem Munde hörte.

Vor dem Dorfe beredete sich Schönemann mit Theobalden und Dumond, wie er in Ansehung Eleonorens seinen Plan anlegen und ausführen wolle. Die beiden Letztern sollten sich ins Pfarrhaus begeben, seiner aber mit keinem Wort erwähnen. Er wollte so lange ins Wirthshaus gehen, bis ihm, gegen zwei Uhr, Theobald Nachricht gebracht hätte: was es mit der guten Leidenden für eine Bewandtniß habe? — Dumond billigte diesen Vorschlag von ganzem Herzen; er wies dem Superintendenten das Wirthshaus, und führte dann den Geheimen Staatsrath zum Pastor Walther.

So wie Theobald ins Pfarrhaus trat, kam ihm Eleonore aus der Küche entgegen. Ihr erster Anblick nahm ganz für sie ein. Sie war schön und wohlgewachsen, schien ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt, und, ob sie gleich blaß und etwas eingefallen aussah, so verkündigten doch ihre lebhaften Augen und ihre ganze Miene, daß sie mit Feuer und Geist getauft war. Theobold hätte sogleich umkehren und

seinen Freund holen können; allein er wollte nicht blos seinem Herzen, sondern auch seiner Vernunft Gehör geben. Außerdem litten es auch die Umstände noch nicht. Ihren Vater grüßte sie mit einem Kuß und Händedruck, und dieser machte ihr bekannt, was für einen Gast sie bekommen hätte.

Es gibt gewisse stille Winke — oder besser — die Natursprache hat gewisse Accente oder Unterscheidungszeichen: wer diese kennt, der trifft ihren Sinn beim ersten Anblick. Dies war der Fall mit Theobalden. Daß Eleonore jetzt nicht ängstlich wegen ihrer Küchenbestellung that, sondern in ihrer Ruhe blieb, und nicht einmal sagte: Der Herr Geheime Staatsrath werden vorlieb nehmen! — das war ihm Beweis ihrer höheren Denkungsart, so wie davon, daß sie sich zu helfen wußte. Er drückte ihr traulich die Hand und sprach: Sie sind mir theuer, liebe Freundin! — Nehmen Sie diesen Ausdruck im ganzen Umfange seiner Bedeutung und in seiner ganzen Stärke.

Eleonore erröthete und versetzte: Können Sie denn schon eines Menschen Freund seyn, ehe Sie ihn näher kennen? Ehe er Ihnen die Gefühle seines Herzens eröffnet hat? Ja! — erwiederte er: wenn die Seele so laut aus dem Angesicht spricht, wie bei Ihnen! — Sie schwieg und führte ihn in den Garten; da ist der Herr Pfarrer, lieber Vater, seyn Sie so gütig und führen Sie den Herrn Geheimen Staatsrath zu ihm hinein! —

Dumond ging voraus, und Theobald folgte ihm durch den mit Küchenkräutern reichlich versehenen und auch mit einigen schönen Blumen prangenden Pfarrgarten, wo ihnen aus einer dichten hainbuchenen Laube der Herr Pastor langsam aber fest ent-

gegenschritt. Theobald grüßte ihn schon von ferne
er wurde durch seinen Anblick tief gerührt. Walthe
war ein langer, hagerer, sehr freundlich ernster Mann
jede Miene verkündigte es, daß er ein vieljähriger,
auf alle Weise geübter Lehrer der fröhlichen Bot-
schaft vom Erlöser sey; und der feine Faltenkreis
um seine Augen überzeugte den Menschenkenner bald,
daß unter dem dünnen Silberhaar Schätze der Weis-
heit verborgen lägen.

Auch der Pfarrer bewillkommte den neuen Gast
mit Anstand und Würde. Schon längst kannte er
ihn durch's Gerücht von einer höchst vortheilhaften
Seite. Zu Klarenborn hatte er ihn zwar ein
paarmal gesehen, aber nie gesprochen. —

Dies Kennen war dem guten Theobald sehr lieb:
denn es ging ihm wie allen bessern Menschen; sie
freuen sich, wenn sie beim ersten Zusammentreffen
einem nicht fremd sind.

Wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund
über — dies war auch der Fall des guten Pfarrers.
ogleich fing er an vom neuen Kirchengesangbuche
reden. Theobald befand sich in der nämlichen
ge. Sein Freund, Eleonore und Dumond füllten
 das Herz, ebenfalls bis oben an, drängten sich
Zunge und Lippen. Unterdies glaubte er, daß
se Sache im gegenwärtigen Augenblick wichti-
sey, als jene. Er unterbrach also den Greis
sagte: Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen
weitere Umstände mein Anliegen eröffne. Es
ringend. Hernach wird es mir dann auch sehr
eyn, zu hören, was Sie, als ein alter bewähr-
ehrer der Religion, über die Einführung des
Gesangbuchs urtheilen.

r. Pfarr. Verzeihen Sie, daß ich so vorlaut

war, und haben nur die Güte, mir Ihr Anliegen zu vertrauen.

Theob. Um einmal von Amtsgeschäften auszuruhen und uns auf eine nützliche Art zu zerstreuen, gingen wir, der Generalsuperintendent Schönemann und ich, diesen Morgen früh von unsern Tuskulanen bei Tichertsheim hieher ins Gebirge. Wir wollten uns zugleich etwas im Mineralreiche umsehen.

Der Pfarr. Wo ist Herr Schönemann? — doch wohl nicht in meinem Hause?

Dumond. Beruhigen Sie sich, mein Freund! der Plan ist weislich angelegt.

Der Pfarr. Gott sey Dank!

Theob. Nach einigen Stunden trafen wir diesen ehrwürdigen Schwammkrämer; er wurde uns im ersten Augenblick merkwürdig. Wir drangen in ihn, uns seine Lebens- und Leidensgeschichte zu erzählen; er that's, und nun hörten wir am Ende auch von Ihnen, und beschlossen deßhalb, Sie zu besuchen. Da aber Herr Dumond auf eine besonders ängstliche Art dagegen protestirte, und dies uns natürlicher Weise höchst auffallend seyn mußte, — so preßten wir ihm sein Geheimniß, in Betreff seiner Tochter, ab; und fanden nun, daß es unsere heilige Pflicht sey, die theure Leidende zu beruhigen.

Der Pfarr. Können Sie das? — oder vielmehr kann es der Herr Superintendent?

Dumond. Das hab' ich auch gefragt.

Theob. Ich durfte mit meinem Freunde nicht ausführlicher davon sprechen. Es ist aber auch nicht nöthig. Ich kenn' ihn beinahe so gut als mich selbst. In seiner früheren Jugend haben sich, ganz in seiner Nähe, Dinge ereignet, die ihm eine Warnungs-

nicht eher will ich es thun, bis mich's mein
heißt, und keine andere Person, als die, welche
ıir zuführt. Ich fragte dann jedesmal, was er
Gottes Befehl und unter seiner Anweisung
he? Darauf war immer seine Antwort: Das
: er mir nicht sagen; so viel würde ich ihm
doch zutrauen, daß er weder Aberglauben noch
ıärmerei mit einmische; und wenn sich einmal
all ereignete — so würde ich dann aus seinem
ıgen erkennen, was er unter Gottes besonde-
Geheiß und Anweisung verstehe. Jetzt ist sein
gerührt, und aus den wenigen Worten, die
Herrn Dumond sagte, schließe ich, daß er Eleo-
:n heirathen will, wenn anders in seinem In-
kein höherer Befehl es verbietet.
er Pfarr. So viel ich mich auf göttliche
ungen verstehe, wird kein höherer Befehl da
; es wäre denn, daß der Herr Superintendent
ierhältnissen stehe, die ihn überhaupt an einer
indung der Art, oder besonders daran verhin-

war ich ein strenger Freund der Wahrheit, und werde Ihnen also jetzt nicht noch, und besonders in einer so wichtigen Sache, als die Ehe überhaupt, und noch dazu die Ehe eines Geistlichen ist, etwas vorheucheln. Eleonore ist des höchsten Glücks dieses Erdenlebens, des vortrefflichsten Mannes werth — insofern nämlich Menschen irgend einer göttlichen Wohlthat werth seyn können. Sie wissen schon, wie ich das verstehe. Ich übertreibe nichts — ich sehe durch keine Freundschaftsbrille. Nein, meine Worte sind auf der Goldwage gewogen, und daher weder ein Aeßchen zu schwer noch zu leicht. Herr Schönemann ist nach allem, was ich von ihm gehört habe, ein großer, edler Mann, der Bischofsverstand und ein Kinderherz hat; der das seligmachende Wort von Jesu eben so herzlich und einfach, als vernünftig und eingreifend zu lehren weiß. Und das ist keine Kleinigkeit. Herr Schönemann ist einer der Wenigen, von welchen ich behaupten möchte, daß er unserer Eleonore werth ist. Sie hat auf der hohen Schule der Leiden ausstudirt und promovirt. Sie kann also ein bischöfliches Weib werden. Oft kam's mir ein, ich müsse dieser Sache wegen an Schönemann schreiben. Aber immer unterließ ich's, weil ich seine Verhältnisse nicht kannte.

Theob. So viel weiß ich bestimmt, daß es in dieser Sache auf weiter nichts ankommt, als nur darauf, ob Eleonore ein Weib für Schönemann seyn werde? — Und da nun auch diese Schwierigkeit mir gehoben zu seyn scheint — so steht hoffentlich nichts mehr im Wege. Nur muß die edle Dulderin allmälig auf diesen für Beide so wichtigen Besuch vorbereitet werden.

rhebung und kindliches Gebet um väterliche
ig. Möglichst waffnete er sich mit Geduld, und
:te die bestimmte Stunde.

Pfarrhause kam es inzwischen zum Essen.
rei Männer waren hoch gespannt, und der
r sollte, der Abrede gemäß, den Faden an-
t. Als daher Alles in Ordnung war und
re nicht mehr hin und her zu gehen und
ıd jenes zu holen hatte, so fing der ehrwür-
lann an:

bin diesen Morgen davon überzeugt worden,
ochter! daß es dem guten himmlischen Vater ein
s ist, die Ursachen unserer Leiden auch dann
:n, wenn es uns Menschen unmöglich scheint.

on. Davon sind Sie wohl schon längst über-
— Haben Sie aber vielleicht gegründete Hoff-
:rhalten, daß unserer lieben Frau Pfarrerin
eholfen werden könnte?

r Pfarr. Wenn's seyn soll, so ist das Gott
eines. Jetzt ist aber davon die Rede nicht.

dir tief in die Seele: dein Wunsch kann erfüllt werden.

Eleonore staunte und starrte vor sich hin.

Der Pfarr. Noch einmal: ermuntere dich, meine Tochter! die Vorsehung hat einen anbetungswürdigen Weg eingeschlagen, und es so geordnet, daß dieser unser werther Gast — ein Freund Gottes und der Menschen — deine Leiden erfahren mußte. Er wird dein wohlthätiger Arzt seyn, und nächst Gott dich heilen.

Eleonore war so innig bewegt, ihr ganzes zartes Wesen war so ergriffen, daß sie ohnmächtig dahin sank. Nur mit Mühe brachte man sie wieder zu sich. Jetzt aber wurde von etwas Anderem gesprochen, um ihr Zeit zum Erholen zu lassen. Die Hoffnung that auch hier, wie immer, die gewünschte Wirkung. Ihre Brust hob sich höher; ihre Augen gingen über. Sie weinte so, daß eine Thräne die andere schlug.

Der Pfarr. Gott Lob! das hast du lange nicht gekonnt! — Ich sehe, deine Natur ist noch nicht zerrüttet.

Eleonore schwieg, und man sah, daß sie im innern Heiligthume ihres Herzens Dank opferte. Die drei Männer fuhren mittlerweile in ihrem Gespräche fort, und erwarteten den Wink, wann es Zeit seyn würde, weiter von der Sache zu reden.

Und dieser blieb nicht lange aus. Eleonore fürchtete Täuschung. Der Gedanke war zu groß für sie, als daß sie seine Erfüllung so ganz und auf einmal hätte glauben können. Jungfräuliche Schaam kämpfte in ihrem Busen und auf ihrem Gesichte, bis sie endlich diesen Zweifel äußerte und sagte: Vater Walther! ich schwebe zwischen Himmel und

Staatsrath Theobald nennen gehört?

eon. O ja! Sehr viel Gutes hab' ich von
ehört. Ach mein Vater, ich vergehe vor Schaam,
ch meine Augen, mein Herz nicht besser be-
e! Daß ich einem, freilich unwillkührlichen Ge-
so viel Macht über mich einräumte! daß ich
hm so gern, so ganz überließ! Aber ach! wie
: hab ich dafür büßen müssen.

r Pfarr. Ueber den Punkt haben wir ja
längst abgesprochen. Du hast dafür gelitten,
er gütige Vater dort oben, der deine Seele
ig fühlend schuf, wird es dir nicht als Schuld
nen. Jetzt ist von nichts weiter die Rede,
on — Erfüllung deiner Wünsche.

eon. Heben Sie meinen Zweifel, und er-
Sie mir, wie das möglich ist?

r Pfarr. An Ihnen ist nun die Reihe,
d Theobald! — Erlauben Sie mir, daß ich
o nennen darf!

eobald umarmte den apostolischen Mann und

Zartheit. Das herrliche Mädchen faltete die Hände, und mit dem Blicke eines Engels schaute sie auf zu Gott und sprach nur dem Himmel hörbare Töne aus.

Während allem diesem saß Dumond und beobachtete seine Tochter mit einem forschenden Blick, der Besorgniß verkündete. Mit freundlicher, aber ernster Miene sagte er höchst nachdrücklich: Eleonore! — Meine Tochter! — sieh' vor deine Füße, damit du nicht strauchelst!! —

Durch diese Worte gleichsam geschreckt, stand sie mit demüthigem Blick auf, trat zu ihrem Vater, küßte seine Hand und erwiederte: Vater! ich werde mit Gottes Hülfe auch in diesem kritischen Zeitpunkte Ihrer Erziehung der Menschenwürde und der Religion Ehre machen. Sorgen Sie nicht!

Theobald erstaunte; er glaubte Wesen aus einer bessern Welt zu sehen. Herzlich aber freute er sich zugleich, in künftigen Tagen an ihrem Licht und in ihrer Wärme wachsen zu können. Selbst bessere Menschen fühlen neben dem Schwammkrämer und seiner Tochter, wie klein sie noch sind.

Dem Pfarrer Walther aber war das alles so ganz recht und gemüthlich. Er hatte der Erfahrungen viele gemacht und gesammelt; er war der Dinge, die des wahren Reichs Gottes sind, schon gewohnt. Ich möchte sehen, ob ein Frauenzimmer von modischer Erziehung, zwar nicht reich, aber nett und höchst reinlich gekleidet, einem alten zerlappten Schwammkrämer aus ihrer Verwandtschaft die Hand küssen würde, und wenn er ein zweiter Dumond wäre. Das gehört, wahrlich und leider! in die Etikette eines Reichs, das nicht von der heutigen Welt ist, in der selbst die heiligsten, die schönsten Bande locker geworden sind. Aber ein solcher Kuß

...rmt das Herz, welches sich, schier krampfhaft, ...schneidenden Froste der Eitelkeit, der Selbstsucht ...wie die übrigen Gebrechen unsers Zeitalters ...r — zusammenzieht. —

...zt war es nachgerade Zeit, auch mit der zwei... Hauptperson zu sprechen. Schönemann zählte ...ner bangen Einsamkeit die Minuten; ihn drängte Ungewißheit seines Schicksals, aus der er aber ...ll herausgerissen werden sollte.

...heobald trat nämlich mit einer Miene ins ...ner, die seinem Freunde den Himmel auf Erden ...ndigte; und Schönemann nahm diesen Himmel ...eine ganze Seele auf. Hier war nicht lange, kaltblütig zu überlegen. Theobald sagte nur: ...m und siehe!

...r Eleonoren war die Viertelstunde, die sie ...er Einsamkeit zubrachte, höchst wohlthätig. Noch ...r lehnte sie sich an den, der unsere Schicksale ... Und — ehe sie sich's versah, trat das Ori... ...l ihres geliebten Bildes, das sie so lange in ...n innersten Gemüth bewahrt und mit sich herum... ...gen hatte, ins Zimmer.

...er sonst mit überströmender Beredtsamkeit be... ...e Mann verstummte im Hineintreten. Eine ...eigende Verbeugung an die beiden Greise und ...seelenvolles Hinblicken auf den großen Gegen... ...) seiner Zukunft war Alles. Langsam schritt Eleonore entgegen und sprach: Vergebung! ...r Generalsuperintendent! nicht Erbarmen! — ...hab' in jener entscheidenden Stunde meines ...ns — Auge und Herz nicht bewacht. — Ich ...nicht den Worten des Geistes, der durch ...redete, sondern den Worten des schönen, edlen ...nnes gehorcht, und mit dem Horchen schlich sich

die Sinnlichkeit in mein Herz. Ach! dies Gefühl — ich konnte seiner nicht mehr Meister werden, als ich es gern wollte — hat mich unsäglich viel gekostet. Nun hüten Sie sich ja, daß Sie nicht aus Mitleid — aus Erbarmen handeln! — Erst vergeben Sie mir, daß ich Sie durch meine Unvorsichtigkeit in diese peinliche Lage versetzt habe; hernach beobachten und prüfen Sie mich, so lange und so unpartheiisch, als es die Klugheit, und besonders die so nöthige Behutsamkeit eines Lehrers der besten und erhabensten aller Religionen fordert. Finden Sie mich dann würdig, den Lebensgang mit Ihnen hinabzuwallen: so bin ich — die Ihrige. Hat aber Ihr Herz und Ihre Vernunft das Mindeste dagegen einzuwenden, so beschwöre ich Sie, ja nicht der Stimme des Mitleids zu folgen, sondern mich dann der ewigen Erbarmung des himmlischen Vaters zu überlassen. Ich werde mich in dem Gedanken beruhigen, daß ich Ihnen kein grösseres Opfer bringen konnte, als die stille und freiwillige Verzichtleistung auf das höchste Glück meines Lebens.

Hold und heiter stand die Engelsseele da, wie der Kämpfer, der sich am Ziele seiner Laufbahn fühlt und das Kleinod gewinnt.

Jetzt aber hielt sich Dumond nicht länger; mit dem höchsten Ausdruck der Freude in seinen Zügen und mit Wonnethränen im Auge wankte er zu seiner Tochter, umarmte sie mit Inbrunst und sagte: Segen über dich, mein Kind! Diese Vaterfreude ist Ersatz für alle meine Leiden!

Und auch der Pfarrer Walther trat mit Himmelsglanz im Blicke zu der erhabenen Jungfrau und sprach mit heißer Umarmung: Der Herr segne Dich,

lnd versetzte Theobald: Ei, was anders,
le Lektion aufsagen! — Mit einem tiefen Seufzer
derte jener: Ja, wer das so könnte! Plötzlich
m aber ein, daß ihn Eleonore leicht mißver-
könnte; er faßte also Muth, näherte sich ihr,
ihre Hand und sagte:

hab' die Gefährtin meines Lebens von der
hand Gottes erwartet, und daher auf seinen
gemerkt. Diesen seh' ich jetzt mit vollkomm-
leberzeugung.

eon. Nehmen Sie's nicht ungütig, daß ich
ier Sache, die mich so viel gekostet hat, gern
Uebereilung vermieden sähe. Sie sind ein gu-
dler Mann, aber auch ein solcher kann über-
werden. Gesetzt auch, meine Person mißfiel
n nicht, Sie würden vielleicht durch mein jetziges
gen von meinen guten Gesinnungen überzeugt,
nnt' ich doch noch mancherlei Unarten an mir
, deren jede Sie höchst unglücklich machen
e. — Ich könnte unordentlich und unreinlich,

ter und sagte: Herr Superintendent! sind Sie noch in einem von diesen Punkten ungewiß, so nehmen Sie das Zeugniß Ihres am Rande des Grabes wankenden Amtsbruders als gewisse Wahrheit an: Eleonore hat keinen dieser Fehler an sich. Ich wiederhole Ihnen vielmehr das, was ich vorhin dem Herrn Geheimen Staatsrath gesagt habe. Sie ist des höchsten Glücks in diesem Erdenleben, des vortrefflichsten Mannes werth, insofern nämlich Menschen einer göttlichen Wohlthat würdig seyn können. Aber auch der Mann, der an Eleonorens Hand seine Wallfahrt zurücklegt, wird diesseits des Grabes schon den Himmel finden.

Die holde Jungfrau war gleich, als Walther anhob, herausgeschlichen, und blieb so lange, daß man sich eben nach ihr umsehen wollte, als sie mit rothgeweinten Augen wieder ins Zimmer trat. Während ihrer Abwesenheit hatte denn auch Dumond seinen väterlichen, aber höchst bescheidenen Beifall zu Walthers Lobrede gegeben.

Schönemanns Gemüth wurde allmählig ruhiger. Das Ungestüme der Empfindungen legte sich; stille, tiefempfundene Freude füllte sein ganzes Wesen, strahlte aus allen seinen Zügen, er zog Eleonoren neben sich auf einen Stuhl nieder. Liebe, theure Freundin! fing er nach einigen Augenblicken an: ich bedarf in Ansehung Ihrer keine Probezeit; ob Sie aber in Ansehung meiner keine bedürfen? das ist eine andere Frage.

Eleon. Guter, mir längst so lieber Mann! Der Unvorsichtigkeit, deren ich mich in Betreff Ihrer schuldig machte — hab' ich mich vorhin schon selbst angeklagt. Sehr, sehr theuer ist sie mir zu stehen gekommen. Im Uebrigen weiß ich mich von

igung gegründeter Liebe gewählt seyn.

önem. Reine, schöne Seele!

nond. Legen Sie, ich bitte, meiner Toch-
e Aeußerungen nicht für Stolz aus! — Ein
n, wie sie, die im äußersten Grad arm ist,
t einem gewissen Maaß von Eifersucht und
ier Vorsicht ihre Würde, ihre Tugend be-
: und sich gleichsam auf alle Fälle prote-
verwahren. Gesetzt auch, dies wär' in Be-
auf Ihre Person unnöthig: so ist doch
e um ihrer selbst willen dazu verpflichtet.
llem ungeachtet ist ihre Erklärung, wie ich
bin, nicht Ziererei, sondern Sprache des
s.

norens Augen füllten sich wieder mit
n. Zärtlich wehmüthig versetzte sie: So recht
ben, lieber Vater! so könnten doch Ihre
bei meinem Freunde leicht die Idee erwecken,
lte mit hoher Tugend und Weisheit pran-
id unter diesem Glanz meine Blöße verstecken.
ht nichts anders übrig, als noch ein oder

bald wieder zu sehen; und das auch deswegen, weil sie ihm in seinen Regierungsangelegenheiten beinahe unentbehrlich geworden waren. Der Fürst beurlaubte die Sekretäre, und Schönemann trug seine Heirathsgeschichte vor. Die Sache gefiel dem Fürsten ungemein; und da nun auch die Versorgung des alten Dumonds zur Sprache kam, so beschloß der Fürst auf der Stelle, ihn zum Burggrafen oder Kastellan des Schlosses Tichertsheim zu machen und ihm eine anständige Besoldung zu geben. Er äußerte sich darüber sehr aufgeräumt, indem er sagte: der alte Dumond wird sich überaus gut zur alten Burg Tichertsheim passen, indem beide einerlei Kostüme haben. Lassen Sie ihn nur bald kommen, damit er wenigstens noch alle Zimmer kennen lerne, ehe er stirbt.

Jetzt hab' ich weiter nichts zu sagen, als daß innerhalb vier Wochen beide Plane ausgeführt wurden. Schönemann lebte glücklich mit Eleonoren, und der alte Dumond lernte noch alle Zimmer kennen. Sein Abend war sehr licht, und er wurde im Frieden zu seinen Vätern gesammelt.

---

grauröthlich im Glanz der Mittagssonne schim-
und am Fuß des Hügels blickten die Giebel
dächer der Bauernhäuser zur Hälfte zwischen
äumen hervor. Es wurde mir heimathlich zu
, und ich ließ mich nicht lange nöthigen, bei
Herrn Pfarrer die Herberge anzunehmen, so
ich für gut fände, in Goldenbeck zu ver-
. Zwei blühende Frauenzimmer kamen uns
arrhof entgegen, um ihren Vater zu bewill-
n, auch mich empfingen sie offen und herzlich,
m sie erfahren hatten, wer ich wäre. Schon
nd dem Mittagessen fand ich, daß ich mich im
ngkreise der Frau von Goldenbeck befand: denn
: die allgemeine Erzieherin aller jungen Frauen-
und Bauernmädchen in ihrem Dorf. Sie
also auch die Töchter des Predigers gebildet.
Tafelzeug war nicht prächtig, aber fein und
; die Speisen waren frugal, aber so gut zu-
t, daß ein jeder, aus welchem Stande er auch
nochte, ohne Anstand mitessen konnte. Ueber

erwiederte er, und da Sie doch deßwegen hier sind, um sie kennen zu lernen, so bitte ich Sie, einige Tage hier zu bleiben, um alles mit eigenen Augen anzusehen, was diese würdige Dame in ihren Anstalten wirkt und leistet. Mir war dies Anerbieten äußerst angenehm, und nach einigen höflichen Weigerungen nahm ich die Einladung an, und blieb ein Paar Tage. Der Pfarrer hatte zwar noch eine Gattin, aber sie lag seit eilf Jahren beständig im Bett an der Gicht; sie litt viel Schmerzen, und man mußte sie heben und tragen, wohin man sie haben wollte. Wir waren eben vom Tisch aufgestanden, als die Frau von Goldenbeck zur Thür hereintrat. Welch' eine Figur! Keine blendende Schönheit, aber sie trug das Siegel Gottes an der Stirn. Nichts Geziertes und Affektirtes, aber Majestät, Anstand und Würde vom Haupt bis zu den Fußsohlen. Sie war eine Fürstin von Natur. Sie war sehr ehrbar und doch so geschmackvoll gekleidet, daß sie Jedermann gefallen mußte; sie trug ein violettseidenes Gewand und eine einfache Perlenschnur mit einem perlenmutternen Kreuz, mit fünf Diamanten besetzt, um den Hals; sie sah sehr gesund und blühend, sehr freundlich und gefällig aus. Der Herr Pastor stellte mich ihr vor, und sagte ihr auch, warum ich da wäre, worauf sie sehr bescheiden antwortete, und nun in die Schlafkammer zur Frau Pfarrerin ging, die sie fast täglich besuchte, erquickte, und wie eine Krankenwärterin bediente; nach einer halben Stunde kam sie wieder heraus, redete etwas mit uns, dann entfernte sie sich.

Der Herr Pfarrer führte mich nun in den herrschaftlichen Garten, wo man das Nützliche mit dem Angenehmen überall vereinigt fand; allenthalben

sich der Edeldame Verstand und Geschmack.
Abend gingen wir in's Schloß und wohnten
Lehrstunde bei, die die Frau von Goldenbeck
jungen Mädchen gab, worin sie sie in allem,
dem weiblichen Geschlecht nützlich und nöthig
unterrichtete. Am Abend mußten wir mit ihr
n, wo ich denn Gelegenheit fand, ihre ausge-
ten Kenntnisse, ihren Verstand und weit ge-
te Religiosität zu bewundern. Jesus Chri-
war ihr Alles. Sie sagte, sie bete nur zu
, denn in Ihm lebe die Fülle der Gottheit
ftig.
: war überhaupt nicht von vielem Reden, aber
te sprach, war gediegen, gedacht und verdaut.
var etwa 40 Jahr alt; eine Wittwe ohne Kin-
ihr Gemahl war schon im ersten Jahr ihres
ndes gestorben. Des andern Tages besah ich
rbeitshaus und die Armenanstalt, welche so
näßig und schonend eingerichtet waren, daß
der schamhafte Arme ohne Anstand versorgt
. Doch ich eile zur Geschichte dieser merkwür-
Frau; denn wenn ich Alles, was sie that und
, beschreiben wollte, so würde ein ganzes Buch
s werden. Der Pfarrer Rittberg erzählte
r folgendergestalt:
Jahr 1760, also während dem siebenjährigen
, geht ein junger Mensch von G..., im Für-
um L...., über Land, um ein Geschäft aus-
en; unterwegs findet er eine wohlgekleidete,
todte Frau neben dem Wege auf dem Rasen
, und ein Mädchen von zwei Jahren liegt mit
Köpfchen auf der Brust der todten Frau.
unge Mann kehrt schnell wieder um und zeigt
as er gesehen hatte. Nun wurden von Obrig-

hte gar ins Stocken gerathen, und über das
fing auch die Frau Wirthin, die vor der Hand
ind verpflegte, an zu fürchten, man möchte
endlich gar auf dem Halse lassen, daher schalt
waltig über Mangel an Menschenliebe. Nun
ber die Wittwe des vorigen Predigers mit
zwo Töchtern noch in der Stadt; sie wohn-
einem kleinen Häuschen und ernährten sich
ähen und Kleidermachen. Diese gute Frau
rin dachte ganz anders. Sie glaubte, der
Kinderfreund würde sie auch im Zeitlichen
, wenn sie Mariechen zu sich nähme und
und da ihre Töchter eben so dachten, so eilte
Bürgermeister und kündigte ihm an, daß
s Kind als ihr eigenes annehmen und erzie-
wolle; sie verlangte auch keine Unterstützung,
sie wolle ihren Nachbarn dadurch nicht zur
llen. Der Bürgermeister wurde so verwirrt
dieses Anerbieten, daß er nicht wußte, was er
sollte. Sein Gewissen überzeugte ihn, daß er
Werk der Liebe, ohne sich im geringsten weh
n, besser unternehmen könnte, als die Frau
rin; aber sein Herz war zu kalt und seine
ebe zu groß. Dieser Streit in seinem Innern
ihn ärgerlich, er fuhr also die Frau Pfar-
an und sagte: Ich dächte doch, Sie hätten
mit sich selbst zu thun, um sich und Ihre
r durchzubringen, und wenn Sie ja etwas
haben, so sammeln Sie sich ein Kapital, da-
ie im Alter etwas haben und der Gemeinde
zur Last fallen. Dafür sorgen Sie nicht, ver-
die edle Frau, denn mein seliger Mann und
ir haben ein Kapital in der englischen Bank,
ns vor Almosen sichert. — Meine Leser werden

nicht zum Wort kommen. Eleonore ist das Weib, das Gott selbst für mein Herz auserkohr. Schon jetzt bin ich unvermögend, mein Glück zu übersehen.

Walther (indem er Beide umarmt und ihre Hände in einander legt). Nun, so segne Euch denn der Herr in Zeit und Ewigkeit. Amen! — Dumond umschloß sie ebenfalls, und gab ihnen aus der Fülle seiner Seele den väterlichen Segen.

Damit war die Hauptsache entschieden. Zugleich wurde beschlossen, das schöne Band so bald als möglich zu knüpfen.

Dem guten Pfarrer Walther war eine Haushälterin vonnöthen. Theobald kannte eine brave Wittwe, die sich vollkommen zu dieser Stelle schickte. Er übernahm es, die Sache in Ordnung zu bringen.

Schönemann und Eleonore fanden hohe Freude in der Vorstellung, daß sie nun den alten Dulder, ihren Vater Dumond, zu sich nehmen und ihm seine letzten Lebenstage versüßen könnten. Sie äußerten auch diesen Plan und ihr Vergnügen darüber; allein das Alles fand bei dem Patriarchen keinen Eingang. Er schüttelte den Kopf, lächelte und sprach: Ihr guten Kinder macht die Rechnung ohne den Wirth. — Das seh' ich wohl ein, daß mein jetziges ärmliches Gewerbe nicht mehr schicklich ist. Aber zu Euch zu ziehen, nichts zu thun, als blos zu essen, zu trinken und zu schlafen — Nein! das geht nicht! — Der Herr, dem ich so freudig diene, soll mich nicht blos wachend, sondern auch thätig finden, wenn er kommt. Es wird sich ja wohl noch ein Posten finden, der sich für einen drei und achtzigjährigen Invaliden schickt.

So wenig Schönemann und Theobald jetzt auch aufgelegt waren, vom alten und neuen Gesangbuch

zu sprechen: doch mußten sie dem alten Pfarrer nachgeben; da sich's dann fand, daß auch er, in Ansehung der allmähligen Liederverbesserung, ihrer Meinung war. Herzlich freute er sich darüber, und fühlte sich dadurch noch näher zu seinen neuen Freunden hingezogen. Sie brachten den Nachmittag und den Abend innig vergnügt mit einander zu, und dann begaben sich die beiden Steinsucher ins Wirthshaus, wo sie über Nacht blieben, am Morgen nochmals die Lieben auf dem Pfarrhof besuchten, und dann den Rückweg antraten.

Amalie wunderte sich höchlich, als sie die Reisenden so bald wieder umwandern sah. — Gott Lob und Dank! sagte sie; es scheint, das Steinsuchen behagt Euch nicht so sehr, als den Malinuti und Güsenheim. Theobald antwortete ihr mit einem Kuß: du weißt aber auch nicht, liebes Weib, was für einen Edelstein unser Freund Schönemann gefunden hat — für eine Auswanderung überflüssig genug. Nun erzählte er ihr die ganze Geschichte, wie sie sich mit Eleonoren Dumond zugetragen hatte. Amalie freute sich herzlich über diese Vermehrung ihres freundschaftlichen Zirkels, und wünschte dem edlen Schönemann von ganzer Seele Glück zu einer so unerwarteten, aber so trefflichen Verbindung.

Schönemann blieb diese Nacht in Ruhedoch, weil man beschlossen hatte, am andern Morgen dem Fürsten aufzuwarten, und ihm von allem Bericht zu erstatten.

Dies geschah. Sie fanden den erhabenen Biedermann in seinem Kabinet und in Gesellschaft zweier Geheimschreiber beschäftigt. Er freute sich, sie so

bald wieder zu sehen; und das auch deswegen, weil sie ihm in seinen Regierungsangelegenheiten beinahe unentbehrlich geworden waren. Der Fürst beurlaubte die Sekretäre, und Schönemann trug seine Heirathsgeschichte vor. Die Sache gefiel dem Fürsten ungemein; und da nun auch die Versorgung des alten Dumonds zur Sprache kam, so beschloß der Fürst auf der Stelle, ihn zum Burggrafen oder Kastellan des Schlosses Tichertsheim zu machen und ihm eine anständige Besoldung zu geben. Er äußerte sich darüber sehr aufgeräumt, indem er sagte: der alte Dumond wird sich überaus gut zur alten Burg Tichertsheim passen, indem beide einerlei Kostüme haben. Lassen Sie ihn nur bald kommen, damit er wenigstens noch alle Zimmer kennen lerne, ehe er stirbt.

Jetzt hab' ich weiter nichts zu sagen, als daß innerhalb vier Wochen beide Plane ausgeführt wurden. Schönemann lebte glücklich mit Eleonoren, und der alte Dumond lernte noch alle Zimmer kennen. Sein Abend war sehr licht, und er wurde im Frieden zu seinen Vätern gesammelt.

12.

Maria.

Das Bild einer edlen Jungfrau.

Wenn Sturm und Ungewitter dem müden Wanderer das Heimweh wecken, und wenn auf blutbedeckten und verheerten Fluren der hohläugigte Hunger aus jedem Antlitz um Erbarmen fleht und keines findet, und man fühlt sich dann in einem ruhigen Winkel der Erde sicher und geschützt vor Sturm, Ungewitter und Hunger; und wenn der dankbare Christ emporblickt zu dem, der ihn so gnädig beschirmt, und dann tief empfindet, wie so wenig er diese Gnade verdient, und wie er so gar keine Vorzüge vor denen habe, die im tiefsten Jammer seufzen; so erhebt sich sein dankbares Herz auf den Schwingen der Andacht empor, und wenn er, mit Jahren belastet, unter seinem silbergrauen Scheitel Erfahrungen gesammelt und benutzt hat, die für seine junge Zeitgenossen belehrend seyn können, so ist er dann am besten dazu gestimmt. Dies ist auch jetzt mein Fall. Ich will meinen jungen Freundinnen eine Geschichte erzählen, die ihnen hoffentlich nützen und sie auch erfreuen soll. Mein Freund Selmar theilte sie mir in einer ruhigen Feierstunde mit; er sprach:

Ich reiste einst durch die westphälischen Provin-

zen, um in Bremen gewisse Geschäfte auszurichten; unterwegs hörte ich von einer Edeldame so viel Rühmliches aller Art, und man erzählte so vieles von ihrer Religiosität und vielseitigen Tugend, daß in mir der heiße Wunsch aufstieg, dieses seltsame Kleinod der Menschheit kennen zu lernen; und da der Rittersitz nicht weit aus meinem Wege lag, so beschloß ich, diesen kleinen Abstecher zu machen; um so mehr, da jetzt ein schöner Frühlingstag jede Reise und jeden Spaziergang mit innerem Frieden und Wonnegenuß segnete. Ich machte diesen Weg zu Fuß, der mich über einen fruchtbaren Hügel in ein angenehmes Thal führte. Das häufige Nachtigallengeflöte, der Reichthum der üppigen Natur, der heitere Himmel, das kühlfächelnde Ostlüftchen, und vorzüglich die fröhlichen Gesichter reinlich und wohlgekleideter Bauern, Weiber und Kinder, weckten ein seliges Gefühl in mir; ich ahnete, daß in der ganzen Gegend kein feindseliger Geist wehte, sondern daß wohlthätige Engel daselbst walteten. Indem ich so fürbaß fortwanderte, so sehe ich vor mir hin einen ehrwürdigen, alten Mann, der sich zuweilen nach mir umsah, und deßhalb langsamer zu gehen schien. Er dünkte mir ein Geistlicher zu seyn; ich eilte zu ihm, und fand meine Vermuthung richtig. Er erkundigte sich mit höflicher Bescheidenheit nach mir und meinem jetzigen Zweck, ich beantwortete ihm alles nach der Wahrheit; sobald er aber hörte, daß ich den Umweg blos deßwegen machte, um die Frau von Goldenbeck kennen zu lernen, so erheiterte sich sein Gesicht, er drückte mir die Hand, sahe mich freundlich an und sagte: Kommen Sie mit mir, lieber Freund! Niemand in der Welt kann Sie besser mit diesem menschlichen Engel bekannt machen, als

ich. Unter allerhand angenehmen Gesprächen, die sich immer um den wohlthätigen Wirkungskreis der Frau von Goldenbeck drehten, sahen wir bald zur Rechten, auf einem mäßigen Hügel, vor einem hohen, waldigen Berg, das alte Schloß Goldenbeck graurötlich im Glanz der Mittagssonne schimmern; und am Fuß des Hügels blickten die Giebel und Dächer der Bauernhäuser zur Hälfte zwischen den Bäumen hervor. Es wurde mir heimathlich zu Muth, und ich ließ mich nicht lange nöthigen, bei dem Herrn Pfarrer die Herberge anzunehmen, so lange ich für gut fände, in Goldenbeck zu verweilen. Zwei blühende Frauenzimmer kamen uns im Pfarrhof entgegen, um ihren Vater zu bewillkommen, auch mich empfingen sie offen und herzlich, nachdem sie erfahren hatten, wer ich wäre. Schon während dem Mittagessen fand ich, daß ich mich im Wirkungkreise der Frau von Goldenbeck befand: denn sie war die allgemeine Erzieherin aller jungen Frauenzimmer und Bauernmädchen in ihrem Dorf. Sie hatte also auch die Töchter des Predigers gebildet. Das Tafelzeug war nicht prächtig, aber fein und reinlich; die Speisen waren frugal, aber so gut zubereitet, daß ein jeder, aus welchem Stande er auch seyn mochte, ohne Anstand mitessen konnte. Ueber Tisch wurde allerlei gesprochen; die Töchter schwiegen nicht verlegen, sondern sprachen bescheiden und freundlich, wenn es für sie zu reden sich schickte, aber sie suchten noch weniger zu glänzen und ihre Kenntnisse auszukramen. Sie waren sehr einfach und reinlich, aber mit Geschmack gekleidet, so daß ich auch nach Tisch, unter vier Augen, dem Pfarrer meinen Beifall nicht verbergen konnte. Das alles ist die Frucht der Erziehungsmethode der gnädigen Frau,

erwiederte er, und da Sie doch deßwegen hier sind, um sie kennen zu lernen, so bitte ich Sie, einige Tage hier zu bleiben, um alles mit eigenen Augen anzusehen, was diese würdige Dame in ihren Anstalten wirkt und leistet. Mir war dies Anerbieten äußerst angenehm, und nach einigen höflichen Weigerungen nahm ich die Einladung an, und blieb ein Paar Tage. Der Pfarrer hatte zwar noch eine Gattin, aber sie lag seit eilf Jahren beständig im Bett an der Gicht; sie litt viel Schmerzen, und man mußte sie heben und tragen, wohin man sie haben wollte. Wir waren eben vom Tisch aufgestanden, als die Frau von Goldenbeck zur Thür hereintrat. Welch' eine Figur! Keine blendende Schönheit, aber sie trug das Siegel Gottes an der Stirn. Nichts Geziertes und Affektirtes, aber Majestät, Anstand und Würde vom Haupt bis zu den Fußsohlen. Sie war eine Fürstin von Natur. Sie war sehr ehrbar und doch so geschmackvoll gekleidet, daß sie Jedermann gefallen mußte; sie trug ein violettseidenes Gewand und eine einfache Perlenschnur mit einem perlenmutternen Kreuz, mit fünf Diamanten besetzt, um den Hals; sie sah sehr gesund und blühend, sehr freundlich und gefällig aus. Der Herr Pastor stellte mich ihr vor, und sagte ihr auch, warum ich da wäre, worauf sie sehr bescheiden antwortete, und nun in die Schlafkammer zur Frau Pfarrerin ging, die sie fast täglich besuchte, erquickte, und wie eine Krankenwärterin bediente; nach einer halben Stunde kam sie wieder heraus, redete etwas mit uns, dann entfernte sie sich.

Der Herr Pfarrer führte mich nun in den herrschaftlichen Garten, wo man das Nützliche mit dem Angenehmen überall vereinigt fand; allenthalben

zeigte sich der Edeldame Verstand und Geschmack. Am Abend gingen wir in's Schloß und wohnten einer Lehrstunde bei, die die Frau von Goldenbeck den jungen Mädchen gab, worin sie sie in allem, was dem weiblichen Geschlecht nützlich und nöthig ist, unterrichtete. Am Abend mußten wir mit ihr speisen, wo ich denn Gelegenheit fand, ihre ausgebreiteten Kenntnisse, ihren Verstand und weit geförderte Religiosität zu bewundern. Jesus Christus war ihr Alles. Sie sagte, sie bete nur zu Ihm, denn in Ihm lebe die Fülle der Gottheit leibhaftig.

Sie war überhaupt nicht von vielem Reden, aber was sie sprach, war gediegen, gedacht und verdaut. Sie war etwa 40 Jahr alt; eine Wittwe ohne Kinder; ihr Gemahl war schon im ersten Jahr ihres Ehestandes gestorben. Des andern Tages besah ich das Arbeitshaus und die Armenanstalt, welche so zweckmäßig und schonend eingerichtet waren, daß auch der schamhafte Arme ohne Anstand versorgt wurde. Doch ich eile zur Geschichte dieser merkwürdigen Frau; denn wenn ich Alles, was sie that und wirkte, beschreiben wollte, so würde ein ganzes Buch daraus werden. Der Pfarrer Rittberg erzählte sie mir folgendergestalt:

Im Jahr 1760, also während dem siebenjährigen Krieg, geht ein junger Mensch von G..., im Fürstenthum L...., über Land, um ein Geschäft auszurichten; unterwegs findet er eine wohlgekleidete, aber todte Frau neben dem Wege auf dem Rasen liegen, und ein Mädchen von zwei Jahren liegt mit seinem Köpfchen auf der Brust der todten Frau. Der junge Mann kehrt schnell wieder um und zeigt an, was er gesehen hatte. Nun wurden von Obrig-

keitswegen die gewöhnlichen Anstalten getroffen: die Frau mit dem Kind wurden abgeholt; man fand nicht das Geringste bei ihr, weder an Geld, Kostbarkeiten oder Nachrichten, und eben so wenig eine Spur, woraus man hätte schließen können, sie sey ermordet worden. Man vermuthete, daß sie an einem Schlagfluß plötzlich müsse gestorben seyn. Aus ihrem Anzug aber, und der Kleidung des Kindes, schloß man mit Recht, daß sie von ansehnlichem bürgerlichen Herkommen seyn müsse; sie wurde also auf den Kirchhof zu G.... christlich beerdigt; nachher erfuhr man, daß sie mit einem Knecht, der ihr das Kind und ein Päckchen getragen habe, zu Fuß nach D.... gekommen sey, dort habe sie im Wirthshause übernachtet; des Morgens früh sey sie weiter gegangen, und der Knecht habe sie begleitet, aber man habe von beiden nicht erfahren können, wer sie seyen, woher sie kämen und wohin sie wollten. Soviel habe man gehört, daß das Kind ihre Tochter sey und Mariechen heiße. Dabei bliebs nun; diesen Fall in der Zeitung bekannt zu machen, daran dachte man nicht. Nun war aber noch die Hauptschwierigkeit zu beseitigen, was man mit dem Kinde anfangen sollte, welches kläglich weinte und zu seiner Mutter wollte. Der Pfarrer predigte zwar sehr fleißig von Menschenliebe, aber er war schon unwillig, daß er der Mutter hatte die Leichenrede umsonst halten müssen; daher war er auch über das Kind unwillig, und hielt sich in der Sache entfernt. Der Bürgermeister des Städtchens forderte zwar die Bürgerschaft auf, ob nicht Jemand das Kind aufnehmen wollte, es sollte für Kostgeld und Erziehung collectirt werden; allein Niemand meldete sich, denn man fürchtete, bei dem Collectiren würde nicht viel heraus kommen, oder

es möchte gar ins Stocken gerathen, und über das Alles fing auch die Frau Wirthin, die vor der Hand das Kind verpflegte, an zu fürchten, man möchte es ihr endlich gar auf dem Halse lassen, daher schalt sie gewaltig über Mangel an Menschenliebe. Nun war aber die Wittwe des vorigen Predigers mit ihren zwo Töchtern noch in der Stadt; sie wohnten in einem kleinen Häuschen und ernährten sich mit Nähen und Kleidermachen. Diese gute Frau Pfarrerin dachte ganz anders. Sie glaubte, der große Kinderfreund würde sie auch im Zeitlichen segnen, wenn sie Mariechen zu sich nähme und erzöge, und da ihre Töchter eben so dachten, so eilte sie zum Bürgermeister und kündigte ihm an, daß sie das Kind als ihr eigenes annehmen und erziehen wolle; sie verlangte auch keine Unterstützung, denn sie wolle ihren Nachbarn dadurch nicht zur Last fallen. Der Bürgermeister wurde so verwirrt durch dieses Anerbieten, daß er nicht wußte, was er sagen sollte. Sein Gewissen überzeugte ihn, daß er dies Werk der Liebe, ohne sich im geringsten weh zu thün, besser unternehmen könnte, als die Frau Pfarrerin; aber sein Herz war zu kalt und seine Weltliebe zu groß. Dieser Streit in seinem Innern machte ihn ärgerlich, er fuhr also die Frau Pfarrerin an und sagte: Ich dächte doch, Sie hätten genug mit sich selbst zu thun, um sich und Ihre Kinder durchzubringen, und wenn Sie ja etwas übrig haben, so sammeln Sie sich ein Kapital, damit Sie im Alter etwas haben und der Gemeinde nicht zur Last fallen. Dafür sorgen Sie nicht, versetzte die edle Frau, denn mein seliger Mann und ich wir haben ein Kapital in der englischen Bank, das uns vor Almosen sichert. — Meine Leser werden

errathen, was für eine englische Bank sie meinte. — Der Bürgermeister stutzte und wollte mehr wissen; allein die Frau Pfarrerin schwieg und empfahl sich. Indessen dachte er immer der Sache nach, er fühlte die Pflicht, für das Interesse der Stadt zu sorgen; die Frau Pfarrerin bekam ein Dekret, ihr Vermögen anzugeben, damit man ihr die ihr zukommende Steuer bestimmen könnte; allein sie gab zur Antwort, die Stadt sey verpflichtet, das gefundene Kind zu verpflegen und zu erziehen. Diese Pflege und Erziehung sey also die Vermögenssteuer, die sie der Obrigkeit entrichten wollte; sie hoffe, man werde sich damit begnügen. Dies geschah auch, es war forthin keine Rede mehr davon, nur konnte man nicht begreifen, warum sich die Frau so kümmerlich nähre, wenn sie ein Kapital in der englischen Bank hätte — die wahre englische Bank war den Bürgern in S.... nicht bekannt.

Die Frau Pfarrerin Roose nahm nun Mariechen zu sich und erzog sie vortrefflich. Es ist hier mein Zweck nicht, meine Grundsätze über Mädchenerziehung auszukramen, sondern ich bemerke nur im Allgemeinen, daß sie das Kind mit liebevollem Ernst behandelte, es mit Liebe zum strengsten Gehorsam anhielt, mit Liebe züchtigte, mit Liebe belohnte, und ihm den Erlöser als den liebenswürdigsten Gottmenschen anpries, zu dem es in allen großen und kleinen Angelegenheiten durch's Gebet seine Zuflucht nehmen müsse. Sie unterrichtete Marien selbst in der wahren Herzensreligion, und dann auch nebst ihren Töchtern in allen weiblichen Arbeiten. Da nun Maria vortreffliche Anlagen hatte, so zeichnete sie sich bald vor andern Frauenzimmern aus, wodurch denn der Neid rege wurde, und man

sie nur den Fündling nannte; dies kümmerte sie aber gar nicht, sondern sie pflegte zu sagen: Wie froh bin ich, daß mich mein Erlöser und gute Menschen gefunden haben.

So wuchs diese edle Seele heran; die Frau Pfarrerin Roose wünschte nun auch, daß sie von einem gottseligen Prediger unterrichtet und confirmirt werden möchte. Da sie ihren Schwager als einen solchen kannte, so schickte sie Maria zu ihm nach F.... Der Pfarrer nahm sie zu sich in's Haus, sie half bei den häuslichen Geschäften und er unterrichtete sie im Christenthum. Dann wurde sie confirmirt und von da an eine wahre Christin im eigentlichsten Sinn. Jetzt kehrte sie wieder zu ihrer Pflegmutter der Pfarrerin Roose zurück.

Ein paar Stunden von S.... wohnte ein reicher Edelmann, der Baron von X.... Seine Gemahlin war eine sehr gebildete, für alles Gute und Schöne empfindsame Frau; ihre Religion war aber blos ästhetisch. Diese ließ alle ihre Putzsachen bei der Frau Pfarrerin Roose verfertigen. Als nun Maria confirmirt war und wieder zu ihrer Pflegemutter zurückkam, so wurde sie nach Bennhofen geschickt, um der Frau von X.... eines und das andere zu bringen. Der Anstand des Mädchens, der schöne Wuchs und das Geistvolle in ihrem Angesicht, überhaupt ihr ganzes Wesen machte einen tiefen Eindruck auf die Dame, sie sagte: Setze Sie sich zu mir, Jungfer Marie!

Maria. Ihro Gnaden erlauben, daß ich stehend mit Ihnen reden darf.

Die Dame. Das erlaube ich nicht, Sie soll sich zu mir setzen. Maria gehorchte, nahm einen Stuhl und setzte sich gegenüber. Die gnädige Frau fuhr

fort: Hat Sie denn noch gar nichts von ihren Eltern und von ihrem Herkommen erfahren?

Maria. Ganz und gar nichts.

Die Dame. Das ist doch ein hartes Schicksal, Sie dauert mich, gutes Kind!

Maria. Ich danke für Ew. Gnaden gütige Theilnahme; ich bin sehr zufrieden mit meinem Schicksal: denn es ist Gottes Führung, und diese ist ja immer die beste.

Die Dame. Sie spricht schön, mein Kind! Aber das Glück, gute und liebe Eltern zu haben, sie zu kennen, sie zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, ist etwas Großes, das Sie doch entbehrt.

Maria. Diese Entbehrung muß doch ein größeres Glück für mich seyn, denn Gott will ja unser Bestes. Er wird mich meine Eltern jenseits wiederfinden lassen, und dann so ist es ja möglich, meinen Vater kennen zu lernen, wenn er noch lebt.

Die Dame. Ihre Denkungsart freut mich. Aber hätte Sie nicht Lust, als Kammermädchen und als Freundin zu mir zu kommen?

Maria. Ew. Gnaden sind sehr gütig; das hängt von meiner Pflegemutter ab. Ich kann Ihnen dienen, darin kann auch nur das bestehen, was Sie Freundschaft zu nennen belieben.

Die Dame (betroffen). Hat Sie viel gelesen, Maria?

Maria. Romane nie, aber erbauliche Bücher und auch solche, die den Geist eines Mädchens bilden und ihm die Richtung geben, die es bedarf.

Die Frau von X.... stand auf und schloß das Gespräch mit den Worten: ich will und muß Sie haben, ich werde es mit der Frau Pfarrerin ausmachen. Maria verbeugte sich und nahm Abschied.

Die Frau Pfarrerin freute sich des Glücks ihrer Pflegetochter, diese aber blieb ganz gleichgültig; sie gehorchte und ging als Kammerjungfer zur Frau von X...., die sich bald ganz in sie verliebte und so unklug war, daß sie sie allen übrigen Bedienten vorzog, und sie immer bei sich und um sich haben wollte.

Maria, die sich besser kannte, fühlte tief, daß sie diesen Vorzug nicht verdiente, und dann sah sie auch ein, daß der Neid der übrigen Dienerschaft sie am Ende unglücklich machen könnte; sie drängte sich also niemals hervor, sie suchte immer den niedrigsten Platz, und war auch gegen den Geringsten demüthig, freundlich und dienstfertig. Dies Betragen zog die Frau von X.... noch stärker zu ihr hin, und sie fing nun an, Marien ernstlich um ihre Freundschaft zu bitten. Diese aber blieb in ihren Schranken der Bescheidenheit, doch zeigte sie ihrer Gebieterin immer ihr ganzes Herz voller Liebe und Ergebenheit.

Niemand litt unter diesen Verhältnissen mehr, als die Frau Amtmännin; diese hatte viel gelesen, sie hatte Welt, tanzte schön, sang vortrefflich, spielte das Clavier meisterhaft, und ihre Deklamation bei dem Vorlesen hatte etwas Vorzügliches. Daher war sie fast täglich bei der gnädigen Frau gewesen; jetzt aber wurde sie vernachläßigt, denn Mariens Unterhaltungen waren weit solider. Ihr Umgang war edel und angenehm, ohne nach dem Hofton geformt zu seyn; sie tanzte nicht, denn ihre Pflegemutter und deren Schwager hatten nicht nöthig gefunden, sie das Tanzen lernen zu lassen, und sie fand es auch selbst nicht nöthig, aber es war kein Glied an ihrem Körper, das sich nicht mit edlem

Anstand bewegte, dafür war gesorgt worden. Sie sang geistliche Lieder und Arien entzückend schön und spielte den Choral meisterhaft: denn die Jungfern Roose hatten sie darin unterrichtet, und wer ein richtiges Gefühl hat, dem muß ein schöner Choral alle Musik, auch die künstlichste, übertreffen. Wenn sie der gnädigen Frau etwas vorlas, so hatte diese fast immer Thränen in den Augen: denn Maria empfand, was sie las. Daher las sie natürlich und nicht theatralisch. Dies Alles zog die Frau von X.... so an, daß sie anfing, sich nach Marien zu bilden; sie fand Geschmack am Wesentlichen der Religion, und alles fade und gezierte Wesen wurde ihr zum Ekel. Daher kam es nun, daß die Frau Amtmännin, so wie alle Bedienten, Marien tödtlich zu hassen anfing. Man entwarf ins Geheim Pläne, sie zu stürzen, aber jeder Versuch mißlang, denn die Frau von X.... war in dergleichen Fällen sehr bewandert, und wußte jeden Keim von der Art auf der Stelle zu ersticken. Maria war etwas über ein Jahr im Dienste der Frau von X.... gewesen, als ihr Gemahl schrieb, daß er kommen würde; denn er war anderthalb Jahr in Geschäften an einem entfernten Hofe gewesen. Diese Nachricht beschäftigte nun alle Köpfe, Hände und Füße, um alles auf diesen Empfang vorzubereiten. Der frohe Tag kam, und der Baron von X.... wurde von seiner Gemahlin, von seinen Bedienten und von allen Unterthanen mit lautem Jubel empfangen.

Nach einigen Tagen, als die ersten Wallungen der Freude vorbei waren, wurde der Baron aufmerksam auf Marien; er sah, wie vertraut seine Gemahlin mit ihr umging; er beobachtete sie und

bemerkte bald, daß dies Frauenzimmer kein Mädchen von gemeinem Schlage wäre. Er nahte sich ihr und sprach freundlich und vertraut mit ihr. Je mehr aber dies geschah, desto tiefer verneigte sich Maria und desto ernster und zurückhaltender wurde sie; aber desto zudringlicher wurde auch der gnädige Herr. Die Frau Amtmännin, die das gute Mädchen auf allen Tritten und Schritten beobachtete, glaubte ein bequemes, wirksames Mittel gefunden zu haben, Marien zu stürzen und aus dem Wege zu schaffen; sie suchte also Gelegenheit, die gnädige Frau allein zu sprechen, und fand sie. „Es thut mir leid," fing sie an, „Ihro Gnaden etwas Unangenehmes sagen zu müssen, allein meine Sorge für Ihre Ruhe und Ihr eheliches Glück macht es mir zur Pflicht, Sie zu warnen, damit Sie keine Schlange in Ihrem Busen erziehen mögen." Die Frau von X.... sah sie verwundert an und fragte, was sie damit sagen wolle? Jene erwiederte mit sehr bedeutender Miene, Maria sucht dem gnädigen Herrn zu gefallen, und — kein Wort mehr! rief die Frau von X.... und entfernte sich. Da stand nun die boshafte Verläumderin wie vom Donner gerührt, sie schlich fort, und von nun an war sie aus dem Herzen ihrer Gebieterin ganz weggetilgt. Durch diesen Auftritt war das Herz der Dame erschüttert: es war ihr nicht entgangen, daß ihr Gemahl zutraulicher gegen Maria sey, als es sich für ihn schicke; sie hatte aber mit Freuden bemerkt, wie geziemend sich das Mädchen dabei benahm. Ihr erster Gang war also auf Mariens Zimmer, um sich mit ihr zu bereden, was in dieser delikaten Sache anzufangen sey; aber wie er-

staunte sie, als sie das Zimmer leer und auf der Toilette folgendes Billet fand:

„Mit blutendem Herzen verlasse ich ein Haus und eine Gebieterin, die meinem Herzen so nahe und meiner Bildung so nützlich war, aber unbedingte Pflicht befiehlt mir, mich zu entfernen. Spüren Sie der Ursache nicht nach, gnädige Frau! ich allein bin schuld, daß ich diesen Schritt thun muß. Leben Sie wohl, ewig und unveränderlich Ihro Gnaden unterthänige und innigst ergebene Maria!

Zugleich bemerkte auch die Baronin, daß das gute Mädchen alle Geschenke, die sie von ihr bekommen, beisammen auf die Komode gelegt und nicht mitgenommen hatte; sogar hing noch ein Kleid da, was sie ihr vor ein paar Tagen geschenkt hatte, aber noch nicht zurecht gemacht war. Stillweinend nahm sie das Billet, ging damit zu ihrem Gemahl und erzählte ihm, was geschehen war. Der Baron wurde roth, sehr bestürzt und sagte: Beruhige dich, meine Liebe! du sollst Marien wieder haben, und ich stehe dir dafür, daß sie dir nicht wieder entläuft; sie versetzte: du irrst, lieber Mann! ich kenne Maria besser. Der Baron wendete nun zwar alle mögliche Mittel an, um den Ort des Aufenthalts der Maria ausfindig zu machen, allein alle Mühe war vergebens; sie hatte ihre Zuflucht zu einem frommen Kaufmann in W.... genommen, für dessen Frau und Töchter auch die Frau Pfarrerin Roose arbeitete. Diesem sehr rechtschaffenen Manne vertraute sie ihr Geheimniß und bat um die strengste Verschwiegenheit, auch in Ansehung ihres Aufenthalts bei ihm.

Von nun an gab sich dieser Kaufmann, welcher Rulemann hieß, alle Mühe, die Maria anständig

unterzubringen; diese Mühe war auch nicht vergebens, denn zu Rochelle in Frankreich wohnte ein reicher Handelsmann, Namens Bertram, ein Deutscher von Geburt und ein Protestant, der sich dort verheirathet hatte, und eine deutsche gottesfürchtige Erzieherin für seine Kinder zu haben wünschte. Diesem empfahl Herr Rulemann die Maria. Die Sache kam in wenigen Wochen zu Stand und sie reiste unter guter Begleitung mit einem Hamburger Schiff ab. Zu Rochelle wurde sie wie eine nahe Verwandte aufs Zärtlichste empfangen, denn Rulemanns Erzählung hatte schon tiefen Eindruck gemacht, aber ihre persönliche Erscheinung doch noch mehr. Sie prägte jedem guten Menschen Liebe und Ehrfurcht ein; der Böse hingegen kroch in sein Schneckenhäuschen zurück.

Maria schien für diesen neuen Wirkungskreis geboren zu seyn, und ihre Rocheller Freunde dachten schon darauf, ihr zu einem Erziehungs-Institute zu verhelfen, sobald sie in Bertrams Hause fertig seyn würde. Maria war dabei wie immer willenlos, sie dachte: Wenn es der Wille der Vorsehung ist, so bin ich mit diesem Wirkungskreise wohl zufrieden; indessen befliß sie sich, die französche Sprache nicht allein geläufig und schön zu sprechen, sondern auch grammatikalisch zu erlernen, und dies gelang bei ihren außerordentlichen Fähigkeiten vollkommen.

In diesem angenehmen Verhältniß verflossen zwei Jahre, als ein junger reicher Engländer in Bertrams Haus erschien; er hatte Herrn Bertram einen Wechsel zu präsentiren, um Geld zu einer Reise nach Italien zu empfangeu; er hieß Core-

hill. Da nun Herr Bertram mit seinem Vater in Verbindung stand, so behielt er ihn zum Essen. Corehill warf ein Auge auf Maria, und ihr ganzes Daseyn fesselte ihn dergestalt, daß er aus Rochelle nicht wegkommen konnte. Bertram rieth ihm, sich zu entfernen, denn Maria sey keine Parthie für ihn, und sein Vater würde nie seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung geben. Corehill schien diesen Ermahnungen auch Gehör zu geben und blieb aus dem Hause weg, aber Rochelle verließ er nicht, sondern er blieb im Geheim da und brütete über einen Plan, Maria zu entführen, der ihm in Kurzem leider auch gelang: denn als sie an einem Abend zu einer guten Freundin ging, so bemerkte sie Corehill, der auf solchen Fall die gehörigen Anstalten getroffen hatte; er ließ ihr also durch zween seiner gutbezahlten Helfershelfer aufpassen, diese ergriffen sie in einer engen Gasse, setzten ihr den Dolch auf die Brust mit der Drohung, sie auf der Stelle zu tödten, wenn sie einen Laut von sich geben würde; dann schleppten sie sie in ein abgelegenes Haus, dessen Besitzer ebenfalls in Corehills Dienst waren. Dieser ließ sich aber vor Maria nicht sehen, daher wußte sie auch nicht, wer der Bösewicht sey, der sie entführt habe.

In ihrer tiefen Traurigkeit flehte sie mit tausend Thränen zu Gott ihrem Erlöser um Schutz und Rettung ihrer Ehre, denn sie fing an, aus allen Umständen zu vermuthen, daß sie in ein verdächtiges Haus gebracht worden sey. Sie bewohnte oben nach hinten hinaus ein enges Stübchen, wo sie Niemand sehen und hören konnte; übrigens fehlte es ihr an Essen und Trinken nicht, es wurde ihr auch nichts Unanständiges zugemuthet. Daß Herr

Bertram alle Mühe angewendet hat, ihren Aufenthalt auszukundschaften, das läßt sich denken, aber alle Anstalten waren vergebens, und sie wurde sehr bedauert.

Als Maria ungefähr drei Wochen in ihrem Gefängniß zugebracht hatte, so wurde sie von den nämlichen Bösewichtern und unter denselben Drohungen wieder abgeholt; man brachte sie durch Seitenwege auf ein Schiff und überantwortete sie dem Kapitän, der sie in Empfang nahm und in eine Kajüte einschloß, die mit einer Wache versehen war, damit sie nicht ohne Erlaubniß ausgehen konnte. Jetzt fing ihr Gemüth an ruhiger zu werden, denn sie hoffte nun, daß sie gegen unerlaubte Zumuthungen gesichert seyn würde, doch blieb sie in beständigem Andenken an Gott und im inneren unabläßigen Gebet um seine gnädige Führung.

Des folgenden Tages kam Corehill zu ihr in ihre Kajüte. Sie erschrak, als sie ihn sah, und nun erfuhr sie, wer sie entführt habe. Ehe er zum Wort kommen konnte, sagte sie ihm mit gelassener Miene, aber festem Ton: Mein Herr! Sie haben sich viele vergebliche Kosten meinetwegen gemacht, denn ich versichere Ihnen heilig, daß mich keine Gewalt jemals zwingen wird, die Ihrige zu werden. Zu einer glücklichen Ehe wird gegenseitige Liebe erfordert, und diese haben Sie von mir, nach dem was vorgefallen ist, in Ewigkeit nicht zu erwarten. Haben Sie aber Absichten mit mir, die Ihnen Satan eingehaucht hat, so wissen Sie, — bei diesen Worten stund sie auf, hob die zween Finger der rechten Hand in die Höhe, trat ein paar Schritte vorwärts — so wissen Sie, daß die Allmacht mein Schutz ist, und daß Satan

selbst, vielweniger ein so schwacher Mensch wie Sie, die reine Gottvertrauende Unschuld nicht überwältigen kann. Dies ist meine erste und letzte Erklärung, Herr Corehill, jetzt verlassen Sie mich.

Die Würde, der Ernst und Anstand, mit denen Maria sprach, fesselten den verzogenen, leichtsinnigen und wollüstigen Jüngling an den Boden. Bei allen seinen Versuchen und Abenteuern war es ihm durchgehends gelungen, und ein solches Wesen war ihm noch nie vorgekommen, am mehresten erschreckte ihn die innere Ruhe, mit welcher Maria sprach: denn er fühlte tief, daß ihre Entschlossenheit auf felsenfesten Grundsätzen beruhte, die er zu erschüttern nicht vermögend war. So stand er eine Minute lang da, dann nahm er mit den Worten Abschied: Ich versichere Ihnen, daß Sie noch eine andere Sprache führen werden! — Sie erwiederte: das kann wohl seyn; nur die nicht, die dem, was ich Ihnen erklärt habe, widerspricht.

Jetzt hatte Maria für einige Tage Ruhe, aber nun gab es Gelegenheit, an etwas anderes zu denken: denn als das Schiff auf dem Kanal war, so entstand ein schrecklicher Sturm aus Westen; der Wind heulte und die Wellen tobten fürchterlich. Maria blieb ruhig in ihre Hängematte liegen und ergab sich in den Willen Gottes. In der folgenden Nacht entstand aber ein seelzagendes Geheul, ein schreckliches Lamentiren und Hin- und Herlaufen auf dem Verdeck des Schiffs. Maria kroch aus ihrer Hängematte und machte die Thüre auf. Da sie merkte, daß ihre Wache fort war, so ging sie heraus, und nun erfuhr sie, daß ein Schiffbruch

unvermeidlich sey, denn man könne das Schiff nicht mehr regieren und der Sturm trieb es gegen ein felsigtes Land, von wannen her man schon die Brandung furchtbar donnern höre; sie ging also wieder in ihre Kajüte und erwartete kniend und betend ihren Tod; von Corehill hörte und sah sie nichts. Auf einmal, des Morgens, als der Tag anbrach, fuhr das Schiff mit dem Hintertheil auf einen Felsen, es bekam einen ungeheuren Leck und blieb sitzen. Jetzt ging das Lärmen und Toben erst recht an. Alles stürzte vom Schiff herab in das Boot, es wurde von Menschen überladen und nicht fern vom Schiff schlug es um, so daß alle, die darin waren, jämmerlich ertranken; unter diesen befand sich auch der bedauernswürdige Corehill, der seinen Mädchenraub mit dem Leben büßen mußte.

Mariens Kajüte war gerade über dem Leck und mit diesem saß das Schiff fest auf dem Felsen, der Sturm ließ nach, das Wasser stieg nicht mehr. Im Gegentheil, weil die Fluth aufhörte und die Ebbe anfing, so leerte sich das Schiff bis auf den untern Raum vom Wasser aus; der Schiffspatron nebst noch einigen Matrosen und Passagieren waren zurückgeblieben, diese versammelten sich im Hintertheil bei Maria und erwarteten die fernere Rettung von der Vorsehung, die nun auch nicht lange ausblieb.

Das Land, von welchem sie kaum eine halbe Stunde entfernt waren, war die englische Insel Guernsey. Nicht weit vom Ufer auf einem Hügel stand ein schönes Landhaus mit anmuthigen Gärten und Gefilden umgeben; von da her sahen sie bald einige Männer herablaufen, die einen Kahn vom Ufer losmachten, sich ihnen näherten, in zween Fahrten sie alle retteten und ans Land brachten,

dann wurde auch alles aus dem Schiff geholt, was noch brauchbar war. Der Kapitän und seine Leute nebst den Reisenden gingen alsofort nach der Stadt St. Peters; Maria aber konnte nicht weiter, sie war von dem vielen Schrecken und durch die ausgestandene Gefahr matt und müde geworden. Zudem spürte sie einen Anfall von Fieber. Die Männer, welche sie gerettet hatten, waren sehr freundlich, sie führten sie in das schöne Haus auf dem Hügel und gerade zu der Herrschaft, welche aus einem sehr ansehnlichen Herrn von etwa 50 Jahren und seiner Gemahlin, einer Dame von 42 Jahren, bestand.

Beide stammten aus der Normandie her und waren Hugenotten. Ihre Vorfahren schrieben sich Remond de la belle Rose. Diese edlen Menschen nahmen Maria auf das Liebreichste und Freundlichste auf, sorgten auch dafür, daß sie von einem Arzt bedient und gehörig verpflegt wurde, wodurch sie sich bald wieder erholte und dann nach Rochelle an Herrn Bertram schrieb, wie es ihr ergangen und wo sie sich befände; sie erbot sich auch wieder zu kommen, sobald sich Gelegenheit fände. Allein aus dieser Rückkehr wurde nichts, denn es gingen große Veränderungen im Bertram'schen Hause vor, die eine ganz andere Einrichtung nöthig machten. Maria paßte aber auch ganz für das Remond'sche Ehepaar, die drei Herzen zogen sich wechselseitig so stark an, daß an keine Trennung mehr zu denken war; und da die guten Leute keine Kinder hatten, auch einsam wohnten, und wegen ihrer hochreligiösen Denkungsart sehr wenig Umgang hatten, so war ihnen Maria ein Kleinod, das sie um keinen Preis entbehren mochten. Sie

wurde wie ein Kind gehalten und mit allem Nöthigen reichlich versehen. Dagegen bediente sie denn auch ihre Herrschaft mit aller Treue. Für die Madame Remond machte sie alle Kleider und Putzsachen, dann las sie beiden täglich eine Stunde vor.

Dieser glückliche Zustand währte etwas über zwei Jahre, nun entstanden aber hohe Prüfungen in dem kleinen Kreise dieser edlen Menschen. Madame Remond fing an bedenklich zu kränkeln und ihrem Gemahl suchte man Schwierigkeiten wegen seiner großen und ansehnlichen Wollentuchmanufaktur zu machen, die er auf seinem Rittergute angelegt hatte. Einige reiche Kaufleute waren die Triebfedern in dieser Kabale, sie bedienten sich der gewissenlosesten und ränkevollsten Advokaten, um den frommen und guten Remond endlich müde zu machen und ihn zum Verkauf zu bewegen.

Während diesem Kreuz und Kummer von außen stieg auch das innere häusliche Leiden immer höher; denn man fing nun an, des baldigen Heimgangs der Madame Remond gewiß zu werden. Hier betrug sich nun Maria wie ein Engel der Hülfe, die weder Tag noch Nacht von der Kranken wich, sie geistlich und leiblich erquickte durch christliches Zureden und durch himmlische Tröstungen in Ansehung der nahen Zukunft. Die liebe Kranke wurde dadurch so hoch begeistert, daß sie den Vorgeschmack des ewigen Lebens empfand, und alle drei geriethen oft in einen Zustand, der dem der Seligen nahe kam.

Einstmals, als Remond allein bei seiner Gattin saß und sie in seinen Armen eingeschlossen hielt, sagte sie zu ihm: Lieber Remond! ich habe etwas auf dem Herzen, dessen ich mich entledigen muß;

du kannst und darfst dich von unserer Maria nicht trennen. Sie ist uns mit ihrem ganzen Daseyn dringendes Bedürfniß geworden. Mit Anstand und Würde kannst du sie aber nicht bei dir behalten, wenn du dich nicht mit ihr trauen lässest. Du bist zwar in den Jahren, in welchen die Hochzeitblüthen verwelkt sind, aber Maria ist eine weitgeförderte Christin; ihr werdet ein himmlisches Leben zusammen führen; wir werden uns alle drei wiedersehen und dann ewig vereinigt seyn. Remond drückte sie an sein Herz, seufzte und schwieg.

Nach einigen Tagen schlummerte die heilige Seele unter den Thränen und dem Gebet der beiden Lieben, die an ihrem Bette knieten, in die seligen Wohnungen hinüber.

Nachdem nun die Beerdigungsgeschäfte vorüber waren, so sagte Remond zu Marien: Meine theuerste Freundin! wir können nun nicht länger beisammen bleiben, sondern wir müssen uns trennen. Sie können denken, wie weh' es mir thut, allein der Wohlstand und unsere Ehre erfordern es. Indessen haben uns aber Religion und Freundschaft so innig verbunden, daß keine Macht diese Verbindung, die zwischen unsern Herzen besteht, auflösen kann. Einsam kann ich hier, wo so viele Erinnerungen die Wunden meines Herzens offen halten, nicht bleiben, ich werde also auf Reisen gehen; Sie können eben so wenig hier bleiben, denn ich bin willens, dieses Gut zu verkaufen und mich anderswo niederzulassen, damit ich aus der verdrießlichen Lage komme, worin ich mich befinde. Damit Sie aber auch wissen, wie Ihre Sachen stehn, so überreiche ich Ihnen hier mein Testament, worin ich Sie zu meiner einzigen Universalerbin eingesetzt habe. Nahe

Verwandte habe ich nicht, eben so wenig meine selige Frau, und die entfernten sind reich. Sie werden auch in diesen Papieren ein Verzeichniß meines ganzen Vermögens an liegenden und fahrenden Gütern, so wie aller Mobilien finden. Dies Alles habe ich ruhig, mit guter Ueberlegung und gesetzmäßig ausgefertigt und gebe es jetzt in Ihre Hände, damit Sie Gebrauch davon machen können, wenn etwa der Herr über Leben und Tod auf dieser Reise über mich gebieten sollte. Nur eine Bedingung bitte ich mir von Ihnen aus, daß Sie keinen Schritt thun, der auf die Bestimmung Ihres künftigen Lebens Einfluß hat, ohne mich vorher zu Rath zu ziehen; ich werde fleißig Briefe mit Ihnen wechseln und Ihnen immer schreiben, wo ich bin, damit Sie mir auch sicher antworten können. Ich habe in London eine sehr fromme und vertraute Freundin, die Lady Stonbury, dieser habe ich Ihrentwegen geschrieben, dahin werden Sie nun reisen und sich so lange bei ihr aufhalten, bis die Vorsehung Ihnen einen beständigen Aufenthalt anweist.

Maria war über das Alles so gerührt und betroffen, daß ihr die Worte fehlten, ihren Dank ihrer Empfindung gemäß auszudrücken, daher antwortete sie: Herr Remond! Freund ohne Gleichen! Auf diesen Ihren Antrag kann ich erst nach Würden antworten, wenn ich die Sprache des Himmels werde gelernt haben. Bis dahin rechnen sie felsenfest auf Alles, was Gehorsam, Dank und Erkenntlichkeit von mir fordern.

Des folgenden Tages reiste Maria mit sicherer Begleitung nach London und wurde auf's freundschaftlichste empfangen und aufgenommen. Herr Remond folgte ihr in wenigen Tagen nach und ging

dann mit einem Schiff nach Holland. Sein Gut und seine Fabrike hatte er für 40,000 Pf. Sterling verkauft und dies Geld in der englischen Bank niedergelegt.

Die Lady Stonbury lebte still und eingezogen in der großen und geräuschvollen Stadt. Sie war mit den Methodisten und der Brüdergemeinde in genauer Verbindung, und außer einigen auserlesenen Freunden und Freundinnen aus diesen Gesellschaften hatte sie durchaus keinen Umgang. Maria schickte sich gut in diese Zirkel; es war ihr wohl unter Menschen, die wahrhaft Gott fürchteten. Die christliche Liebe äußert sich da durch gegenseitiges Mittheilen aus dem alten und neuen Schatz des Herzens.

Unter diesen frommen Personen befand sich auch ein edler Jüngling, welcher reich und von gutem Hause war. Dieser wachte nicht über sein Herz, und so schlich sich die Liebe zu Maria in dasselbe ein. Er suchte immer ihre Gesellschaft und auch sie wurde für ihn eingenommen. Lady Stonbury bemerkte dies noch zu rechter Zeit, sie nahm also Maria allein und sagte: Freund Remond hat Ihnen sein ganzes Vermögen vermacht, nicht wahr?

Sie. Ja!

L. St. Hat er Ihnen dabei gar keine Bedingnisse vorgeschrieben?

Sie. Ja! er sagte mir: ich möchte ja keinen Schritt thun, der auf die künftige Bestimmung meines Lebens Einfluß habe, ohne ihn vorher zu Rath zu ziehen, und dies werde ich auch heilig beobachten.

L. St. Blicken Sie in Ihr Herz und fragen Sie es im Vertrauen, ob es dies Versprechen wirklich gehalten habe.

Maria erschrack, wurde roth und erwiederte: Ach! ich war nicht aufmerksam, nicht wachsam auf mich, suchen Sie den Herrn S. zu entfernen.

L. St. (lächelnd). Wollen Sie nicht Herrn Remond schreiben, es fände sich da Gelegenheit zu einer anständigen Versorgung?

Maria bedachte sich ein wenig, dann antwortete sie: es steigen so dunkle Ideen und Ahnungen in mir auf: Herr Remond kann mir doch sein ganzes Vermögen nicht wohl vermacht haben, um es an einen andern Mann zu bringen.

L. St. Gute schuldlose Seele! fällt Ihnen das jetzt erst ein? aber was folgt nun daraus?

Maria. Schlechterdings alle Mannspersonen zu meiden, und sich ganz der Führung des himmlischen Vaters zu überlassen.

L. St. Vortrefflich, mein Kind! Machen Sie sich das zum unverbrüchlichen Gesetz für Ihr ganzes Leben.

Maria. Das war es von Jugend auf. Ach Gott, wie nöthig ist das ununterbrochene Wachen und Beten! Die Lady umarmte und küßte sie und versetzte: Wir haben noch den rechten Zeitpunkt getroffen, Herr S. wird entfernt.

Maria hatte ein ganzes Jahr in diesem ruhigen und frommen Hause vergnügt zugebracht und fleißig mit Remond Briefe gewechselt, als er ihr den Antrag zur Heirath bekannt machte; sie antwortete ihm, wie man leicht denken kann, willfährig. Hierauf schrieb er ihr sehr verbindlich, er habe die Baronie Goldenbeck im W...schen gekauft; er habe sie besucht und besehen, er hoffe, diese künftige Herberge für's Erdenleben würde ihr gefallen; er würde nun auch hinführo Namen, Titel und Wappen von

diesem Gut annehmen. Maria dankte Gott, frei
sich und antwortete ihm mit herzlicher Liebe. Ba
hernach kam Remond nach London, aber er befa
sich in traurigen Umständen; eine Leberentzündu
und darauf folgende Verhärtung und Verstopfu
dieses edlen Eingeweides hatte ihn elend gemac
Sobald er kam, mußte er sich zu Bette legen. D
Erste, was er nun vornahm, war, daß er sich m
Maria trauen ließ und noch einen Anhang zu s
nem Testament machte, worin er Maria auch a
Erbin zu der Baronie Goldenbeck einsetzte. Jetzt w
sie nun wieder die treue Krankenwärterin, aber es wu
ihr sehr schwer, sich mit gänzlicher Ergebung in d
Willen Gottes zu fügen; sie schwamm beständig
Thränen und flehte zu Gott um Remonds Gesun
heit; er erholte sich auch wieder insofern, daß er m
ihr nach Deutschland reisen konnte; hier in Golde
beck lebte er nur ein halbes Jahr; er starb den T
des Christen und seine Gemahlin ertrug ihn helde
müthig.

Bald nachher wurde unter dem benachbarten A
das Gespräch laut, Maria sey nicht allein nicht v
Adel, sondern auch von ungewissem Herkommen,
könne und dürfe kein freiadeliges Gut besitzen, es mi
sich Jemand finden, der ihr den Kaufpreis wie
gäbe und dann könne sie gehn, wohin sie wo
Maria erfuhr dies Geschwätz; um sich sicher zu st
len, reiste sie an den Hof, erkundigte sich bei d
Lehnhof nach allen Rechten des Adels und erfu
nun, daß sie ganz ruhig seyn könnte, denn ihr se
ger Gemahl habe alles geleistet und berichtiget,
sey die eigentliche, wahre Besitzerin und in all
Betracht Freifrau von Goldenbeck. Wenn sie a
wieder heirathen wollte, so würde sie wohlthun, we

sie einen Herrn von Adel wählte. Maria reiste mit herzlichem Dank gegen Gott wieder nach Goldenbeck zurück und fing nun an, die vortrefflichste Erziehungsanstalt zu stiften, die Sie jetzt in ihrer ganzen Blüthe sehen; mir erhöhte sie die Besoldung auf 2000 Gulden, dann stiftete sie ein Kapital von 24,000 Gulden zum Schulfond für das Dorf Goldenbeck, und machte dann die Verordnung, daß der Schullehrer 1000 Gulden nebst freier Wohnung mit einem Garten haben sollte; das Haus baute sie ihm und einen Garten kaufte sie dazu, übrigens war dann die Schule frei, Schulgeld wurde nicht gestattet. Um aber auch für die Armen zu sorgen, so baute sie ein Arbeitshaus, in welchem Wolle, Flachs und Baumwolle gesponnen wurde; um das alles zu verarbeiten, suchte sie Fabrikanten auf, die sich in Goldenbeck niederließen, wodurch nun alles unter Gottes Segen ins Blühen und Gedeihen gerieth. Der Grund von allem aber war, daß sie nie, weder in ihre Dienste, noch zum Wohnen auf ihrem Rittergut, Jemand annahm, der nicht die Religion liebte, schätzte und auch ausübte.

Zu ihrem täglichen Umgange hat sie eine Predigerwittwe von reifem Alter, die durch viele Leiden geprüft und arm ist, aber große Erfahrungen im Christenthume und Weltkenntniß hat. Diese unterstützt sie auch in der Mädchenbildung, die sie unternommen hat. Zu ihrer Bedienung hat sie ein Kammermädchen und einen Kutscher, der auch die Bedientenstelle vertritt; dann einen Hausmeister, der mit seiner Frau, die zugleich die Küche besorgt, die ganze Haushaltung führt; ferner einen Rentmeister und einen Beamten, der ein Rechtsgelehrter ist.

Zu gewissen Zeiten gibt sie allen Armen eine

Mahlzeit, wer dabei erscheint, muß durchaus reinlich und nicht zerrissen gekleidet seyn, denn Beides kann auch der Aermste besorgen, und wer es nicht kann, für den sorgt sie. Bei solchen Mahlzeiten scheint die gnädige Frau recht in ihrem Element zu seyn. Sie macht die Wirthin, dient Allen mit zuvorkommender Freundlichkeit, und ißt mit ihnen und zwar nicht besser, als sie es auch haben. Demuth und Liebe sind ihre hervorstechenden Tugenden. Daher rührt nun auch der hohe Grad von Sanftmuth, den sie bei allen Gelegenheiten blicken läßt, so weit ihre Pflichten es erlauben. Unter vielen Beispielen nur eins: Nicht weit von hier wohnt eine sehr stolze, adelige Dame, die ich einstweilen Frau von Ypsilon nennen will. Diese kam vor ein paar Jahren mit einem paar Lakaien hier auf's Schloß gefahren. Maria ging ihr bis vor die Pforte freundlich entgegen; der Willkommen hieß: guten Morgen, Madame Remond, dann rauschte sie vorbei, und nahm den Arm nicht an, den ihr die gnädige Frau anbot, sie ging also ruhig hinten nach. Die Dame Ypsilon marschirte ohne weiteres in den Saal, die Bedienten aber blieben draußen, als ob sie Schildwache stehen wollten. Maria folgte ihr in den Saal, verneigte sich freundlich und fragte, was die gnädige Frau zu befehlen hätten? Die Dame spazierte auf und ab, spielte mit dem Fächer und antwortete: das will ich Ihnen sagen, Madame Remond! Ich bin hergekommen, um Ihnen ein für allemal zu erklären, daß ich Ihre Behandlung der Wildbahn nicht länger dulden will.

Maria. Wie so, gnädige Frau?

Die Dame. Sie lassen auf Ihrer Wildbahn alles niederschießen, was sich von Wildpret nur

blicken läßt. Alles, was nur von meiner Baronie in Ihre Waldung hinüberwechselt, das ist für mich verloren, aber ich lasse Ihrem Jäger eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn er sich auf der Gränze blicken läßt. Mit diesen Worten setzte sie sich auf den Sopha, Maria gegenüber auf einen Stuhl und erwiederte: Meine Unterthanen —

Fr. v. Ypsil. (leise und verächtlich). Meine Unterthanen —

Maria. Meine Unterthanen haben das Recht, das, was sie mit saurer Mühe gesäet und gepflanzt haben und wovon sie Schatzung und Steuer bezahlen, auch ganz und ruhig zu genießen, und es ist meine Pflicht, sie dabei zu schützen.

Fr. v. Ypsil. (spöttisch). Sie stehen aber auch in einem nähern Verhältniß mit Ihren Unterthanen, als ich.

Maria. Ich verstehe Sie, gnädige Frau! ich danke Gott herzlich für dieses Verhältniß. Die wechselseitige Liebe zwischen mir und meinen Unterthanen wird mich einst sehr glücklich machen, wenn von Stand und Adel nicht mehr die Rede seyn wird.

Die Frau v. Ypsilon war betroffen und verwirrt, dann fuhr sie fort: ich muß Ihnen sagen, daß ich vielen Schaden an meiner Wildbahn dadurch leide, daß Sie alles niederschießen lassen.

Maria. Das kann ich nicht ändern, lassen Sie Ihre Waldungen einzäunen, gnädige Frau!

Fr. v. Ypsil. Einzäunen? Wovon soll das Wild denn leben?

Maria. Das kommt auf die Entscheidung an, ob das Wild mehr Werth hat, als die Unterthanen. Aber ich bitte Sie, gnädige Frau! Sie speisen doch auch wohl mit Unadeligen. Gönnen Sie

mir die Ehre und nehmen Sie diesen Mittag vorlieb mit mir.

Die Frau v. Ypsilon fühlte so sehr die feurigen Kohlen auf ihrem Kopf, daß sie sich nicht zu helfen wußte; ganz entwaffnet sagte sie gerührt und betroffen: Für diesmal muß ich mir's verbitten, dann stand sie auf und eilte fort; seit der Zeit haben wir Ruhe von der Seite.

Ein andermal kam ein junger Baron in vollem Galopp in den Schloßhof, schoß einen Hund mit einer Pistole todt und mit der andern ein Loch in das Wappen über dem Portal. Der Amtmann arretirte den jungen Brausekopf, und Maria schrieb an seinen Vater einen sehr höflichen Brief, worin sie ihn um Verzeihung bat, daß sie seinen Sohn in Verwahrung genommen habe; sie fürchte, er habe den Verstand verloren, denn er habe ihr ohne Veranlassung einen Hund todt und ein Loch in ihr Wappen über dem Thor geschossen; er möchte also den bedauernswürdigen Menschen durch ein paar handfeste Reiter abholen lassen. Der Vater schämte sich schickte einen Reitknecht, mit dem der Junker wieder abzog.

Maria spricht immer freundlich und liebevoll mit ihren Unterthanen, sie läßt nie merken, daß sie ihre Gebieterin ist, aber sie scherzt auch nicht niedrig mit ihnen; sie macht sich nicht gemein, aber sie ist auch unerbittlich streng gegen boshafte oder muthwillige Verbrecher. Diese begnadigt sie nie; aber sie erzeigt außer dem auch selbst dem Verbrecher alle mögliche Liebe. Sie prägt Jedermann Ehrfurcht und Liebe ein, sobald man mit ihr umgeht, daher geschieht es selten, daß sich Jemand mit Worten oder Handlungen gegen sie vergeht, und wenn es geschieht, so

putzt sie Niemand aus; sie gibt sich kein gebietendes Ansehen, aber sie weiß Einen so mit Sanftmuth niederzudonnern, daß er sich beschämt und ehrfurchtsvoll wegschleicht. Eben das geschieht auch, wenn irgend Jemand in ihrer Gegenwart zweideutig scherzt, oder über religiöse Materien spöttelt. Bei solchen Gelegenheiten ist sie in treffenden Einfällen unerschöpflich. Hier endigte der Pastor Rittberg seine Erzählung; ich dankte ihm verbindlich und meine Ehrfurcht gegen die Frau von Goldenbeck war nun noch um vieles vermehrt worden. Ich sah und sprach sie noch ein paarmal, und fragte dann den Pfarrer Rittberg, ob diese herrliche Dame nicht wieder heirathen würde? Er antwortete: Nein! darüber hat sie sich bestimmt erklärt. Ich fragte ferner: was denn aus ihrem Rittergut werden sollte? Er erwiederte: auch darüber hat sie noch keine Silbe geäußert. Jetzt nahm ich von diesem ehrwürdigen Manne und seiner Familie Abschied und reiste dann nach Bremen.

Ich hatte mit dem Pfarrer Rittberg die Abrede genommen, daß er mir von Zeit zu Zeit von dem Leben und Wirken der Maria von Goldenbeck Nachricht geben möchte; als ich nun einige Wochen von meiner Reise wieder zurückgekommen war, so erhielt ich folgenden Brief von ihm:

Staunen, die Hand auf den Mund legen, Anbeten und Danken füllt jetzt jede Minute meines Lebens aus; stellen Sie sich den Auftritt vor, der mir gestern begegnete: Ich saß Vormittags um neun Uhr in meinem Studierzimmer und arbeitete an der Predigt auf nächsten Sonntag; plötzlich stürmte Maria mit offenen Armen herein. Hohe Freude strahlte

auf ihrem Gesicht, sie flog mir um den Hals und rief: mein Vater! mein Vater! ach Gott, mein Vater! — Da stand ich wie an den Boden geheftet. Vor ihren Küssen und Umarmungen konnte ich nicht zum Wort kommen, aber ich wußte auch nicht, was ich sagen sollte, ich war der Ohnmacht nahe. Von mir lief sie zu meiner Frau; jetzt fiel mir ein, daß diese Ueberraschung der lieben Kranken schaden könne, ich eilte ihr also nach, allein ich sah, daß ich nichts zu befürchten hatte, denn sie fing sehr behutsam an, ihr nach und nach beizubringen, daß ich ihr Vater und sie ihre zweite Mutter sey; dann kam es wieder zum Küssen und Umarmen. Diese Freude ist meiner Frau sehr wohlthätig, und ich habe wirklich Hoffnung, daß sie nach und nach, wenigstens zum Theil, genesen wird.

Sie werden nun begierig seyn, zu erfahren, wie sich dieser Knoten entwickelt. Ich wurde als Candidat nach Amerika in eine Gemeinde berufen, die aus vertriebenen Salzburgern bestund; dort arbeitete ich im Segen und heirathete ein frommes und angenehmes Mädchen aus meiner Gemeinde. Ihr Vater hatte eine Pflanzung angelegt und war ein angesehener, wohlhabender Mann. Nun entstand der siebenjährige amerikanische Krieg, alle Mannspersonen wurden aufgefordert, die Waffen zu ergreifen, und ich selbst war davon nicht ausgenommen. Da nun dieses meiner Ueberzeugung zuwider war und meine Gemeinde sich ohnehin gänzlich zerstreute, so beredete ich mich mit meiner Frau, und wir beschlossen, daß ich wieder nach Deutschland gehn und sie so lang mit ihrem Kinde bei ihrem Vater bleiben sollte, bis sie eine sichere Gelegenheit finden würde, mir zu folgen. Dann bestimmte ich ihr auch einen Ort

und ein Haus, wo sie mich entweder selbst oder doch Nachricht von mir antreffen könnte. So reisete ich her und bekam auch bald eine gute Pfarrerstelle. Ich schrieb dies nach Amerika an meine Frau, bekam aber keine Antwort, ich schrieb wieder, aber auch vergebens; endlich schrieb ich an meinen Freund nach Newyork und bat ihn, sich nach den Meinigen zu erkundigen; aber wie erschrak ich, als ich durch seine Antwort erfuhr, daß meine Gemeinde von den Wilden verheert, verbrannt und alles entweder gefangen genommen oder ermordet sey. Ich beweinte und betrauerte lange meine arme Frau und mein Kind; ich schrieb hernach noch oft dorthin, um gewisse Nachricht von ihr einzuziehen, habe aber nie das Geringste von ihr erfahren können, bis mir jetzt Maria den ganzen Hergang erzählt hat. Ich wartete achtzehn Jahre lang und dann heirathete ich meine jetzige Frau. Meine selige Betty hatte nicht lange nach meiner Abreise eine sichere Gelegenheit gefunden, nach Holland zu kommen; nun hatten wir einen jungen Menschen, auch von deutscher Herkunft, in Dienste genommen, diesen nahm sie mit, damit sie unterwegs Jemand zur Bedienung hätte. Mit diesem Menschen kam sie glücklich nach Rotterdam, wo sie einen Wechsel von tausend Gulden einkassirte, dann setzte sie sich auf den Postwagen und fuhr bis C...., von wannen sie nur noch drei Stunden bis zu dem Ort ihrer Bestimmung hatte. Da sie nun des Fahrens in den schrecklichen Wegen herzlich müde war, so beschloß sie, die drei Stunden zu Fuß zu gehen. Der Knecht trug ihren Bündel und das Kind, aber ungefähr auf der Hälfte des Weges stirbt sie plötzlich. Der Knecht nimmt ihr nun das Geld, die Briefschaften und was sie Kostbares bei sich hat

und geht fort. Zu B.... hat er hernach geheirathet, jetzt nach 38 Jahren kommt er aufs Sterbebett und zur Erkenntniß seines Verbrechens, er läßt nun Notarius und Zeugen nebst dem Prediger zu sich kommen, erzählt die ganze Geschichte und bittet, daß man sie der Frau von Goldenbeck schicken und daß sie ihm verzeihen möchte, er habe ihr ungefähr 1200 Gulden an Geld und Geldeswerth entwendet, so viel habe er zwar nicht im Vermögen, aber was er nachlasse, das gehöre ihr zu.

Maria wird es aber den Seinigen und, so wie ich sie kenne, noch mehr dazu schenken. Dann bemerkt der Sterbende auch noch in seiner Erzählung, daß ich der Mann der seligen Betty gewesen und der Vater der gnädigen Frau sey. Da ich der Frau von Goldenbeck oft meine Geschichte erzählt hatte, so kam die Sache nun ins Klare und zur vollkommenen Gewißheit. Sie können sich vorstellen, theurer Freund, welches Vorgefühl des Himmels wir jetzo empfinden. So weit der Herr Pfarrer Rittberg.

Ungefähr ein Jahr darauf erhielt ich wieder einen Brief von ihm folgenden Inhalts:

Maria ist nicht mehr hienieden, sie wandelt unter den Lebensbäumen in Jerusalems goldenen Gassen, genießt ihre Früchte, und mit ihren Blättern erquickt sie die Heiden. Meine Thränenquellen waren in meinem 74sten Lebensjahre längst vertrocknet, aber noch einmal goß der Ernte-Engel von seiner Silberwolke Himmelsthau in meine Augen, ich konnte durch den Thränenbach der verklärten Seele nachblicken, wie sie gen Himmel fuhr. Es thut meinem Herzen wohl, daß ich Ihnen ihre letzte Lebens- und dann Sterbensgeschichte erzählen darf.

Die Entdeckung, daß sie meine Tochter war, gab

ihr und uns Allen neues Leben. Sie wünschte, daß ich mit meiner Frau und beiden Töchtern nun zu ihr ins Schloß ziehen möchte; allein ich redete ihr das aus und sie billigte auch meine Gründe. Die Verhältnisse blieben also im Aeußern wie vorher, aber im Innern waren sie herzerhebend; wir speiseten oft auf dem Schloß mit ihr, und sie auch oft im Pfarrhaus mit uns. War sie bisher uns schon ein Engel des Segens gewesen, so war sie es nun meinen Töchtern noch weit mehr. Sie suchte sie mit aller Macht der Beredtsamkeit und der Religion so zu leiten, daß ihr Sinn, von allem Irdischen, von allen sinnlichen Genüssen und von weltlicher Größe abgeleitet, auf das Himmlische allein gerichtet werden mußten; dann bediente sie sich besonders meiner ältesten Tochter Caroline in allen ihren Geschäften, und führte sie so an, daß sie auf den Fall ihres Todes ihre Stelle vertreten könnte. Ich ahnete etwas, aber weder ich noch meine Frau wagten es aus Zartgefühl nicht, etwas über unsere Ahnung zu sprechen.

Im verwichenen August kam ich gegen Abend zu ihr, sie beschäftigte sich im Garten mit den Herbstblumen; sie bewillkommte mich sehr heiter und freundlich, aber ich bemerkte in ihrem Angesicht eine Veränderung, etwas Erhabenes, Fremdes, das ich nicht zu nennen weiß, es war das Siegel zum Uebergang ins ewige Leben. Ich verbarg meine Empfindung, aber es wurde mir wehmüthig ums Herz! Ich fragte sie, wie sie sich befände? Sie antwortete: sehr wohl, theurer Vater! dann faßte sie mich am Arm und wir wandelten im Garten umher. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen fing sie ganz gerührt an: Ich hab' in der verwichenen Nacht, oder vielmehr diesen

Morgen vor dem Erwachen, einen merkwürdigen Traum gehabt, den ich Ihnen erzählen muß. Ich träumte, es wäre frühe Morgendämmerung, und zwar im Frühling: denn alle Gewächse standen in voller Blüthe. Ich befand mich in einem stillen, angenehmen Thal am Fuß eines waldigen Berges, über dessen Gipfel her die Morgendämmerung glänzte. Mir war unbeschreiblich wohl, und indem ich mich so umsah, fühlte ich mich leicht, ich konnte mich erheben und hinschweben, wohin ich wollte. Nun wünschte ich oben auf dem Berge zu seyn, und so wie ich das wünschte, erhob ich mich und schwebte sanft zwischen den Gipfeln der Bäume hin; die Seligkeit meiner Empfindung läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Nun kam ich oben auf die Höhe; nein, den Anblick kann kein Mund aussprechen und keine Feder beschreiben. Ich sah ein paradiesisches Land vor mir, aus welchem mir ein Lüftchen entgegenwehte, das mein ganzes Wesen durchdrungen hat und noch durchdringt; es macht mich reif zum ewigen Leben. Ich wollte in dies herrliche Land hinüber schweben, aber ich konnte mich in der reinern Luft nicht erheben, ich ergötzte mich also von weitem an der Aussicht. Indem ich so da stand und staunte, sah ich von weitem eine hellstrahlende Figur mir sich nahen, ich erkannte sie, es war mein seliger Remond. Mit himmlischer Zärtlichkeit sagte er zu mir: Mache dich drunten fertig, Maria! Du wirst in Kurzem bei uns seyn. In dem Augenblick erwachte ich. Seitdem ist mir so heimwehartig und ich fühle in meinem Körper etwas Fremdes, Unnennbares, welches wohl der Elias-Wagen seyn wird, der mich hinaufbringen soll. Sie glauben nicht, wie mir zu Muth ward bei dieser Erzählung; es war freilich nur ein Traum,

aber er kam mir doch so bedeutend, so ahnend vor, daß er eine traurige Wirkung auf mich machte. Doch suchte ich ihr ihre Ahnung auszureden und erinnerte sie, daß es ja nur ein Traum sey, der vielleicht im Innern oder im Nervensystem seinen Grund habe; sie möchte dem Gedanken nicht so sehr nachhängen; denn das könnte ihrer Gesundheit schaden oder auch wohl gar den Traum wahr machen. Sie antwortete: dem sey wie ihm wolle, es kann auf keinen Fall schaden, wenn ich mich hienieden fertig mache, ich will Ihnen also sagen, wie ich meine Disposition, so Gott will, morgen am Tage machen werde: Sie, bester Vater, sind natürlicherweise mein Universalerbe nach meinem Tode. So wie ich Sie kenne, werden Sie den Baron nicht vorstellen wollen, daher gedenke ich, das Gut meiner Schwester Caroline zu bestimmen; der Werth des Guts, den ich festsetzen werde, mit den Kapitalien, die in der englischen Bank stehen, machen eine Summe, mein ganzes Vermögen aus. In dieses theilen sich meine zwei Schwestern. Die Theodore bekömmt denn ihren Antheil an baarem Geld, und die Caroline das Gut und was ihr vom Kapital noch zukommt. Nun noch Eins: Sie kennen den armen Baron von Friedenau. Dieser wird unsere Caroline glücklich machen, ich habe Beide sondirt und gefunden, daß keins an dem andern etwas auszusetzen hat. Ihre Charaktere stimmen zusammen, und sie werden sich gewiß lieben, sobald sie sich genauer kennen lernen. Es ist doch besser, wenn man das Gut wieder in adelige Hände zu bringen sucht, als wenn man sie den ewigen Neckereien der Nachbarn aussetzt. Ich fand diese Erklärung vortrefflich, und dankte Gott und meiner herrlichen Tochter von Herzen. Sie eilte nun mit ihrem Testament und machte es rechtskräftig.

Wir hofften immer, der Eindruck, den der Traum meiner lieben Maria gemacht hatte, würde nach und nach wieder verlöschen, aber es geschah das Gegentheil. Sie fing an zu kränkeln, und wurde immer schwächer. So oft sie uns besuchte oder wir zu ihr kamen, sprach sie immer mit Sehnsucht von ihrem himmlischen Vaterland; sie hatte das wahre Heimweh nach dem Paradies, das sie im Traume sah. Als sie nun immer schwächer wurde, verordnete sie am 15. September, daß alle Vorsteher und Beamten, die vornehmsten Unterthanen und Bewohner ihrer Herrschaft auf dem Schloß zusammen kommen mußten; auch ich wurde mit meinen Töchtern dahin eingeladen. Nachdem wir alle beisammen waren, so kam Maria und hielt folgende kurze Rede an uns:

„Meine Herren und lieben Freunde, ich habe Euch hierher kommen lassen, um Euch anzuzeigen, daß das Ende meiner Wallfahrt nahe ist. Ich fühle, wie nach und nach meine Kräfte schwinden, und eine Empfindung von der Nähe meines Todes, die mir untrüglich scheint, macht mir's zur Pflicht, Euch bei Zeiten meinen Willen und meinen Wunsch bekannt zu machen. Mein ehrwürdiger Vater, der hier gegenwärtig und Euer vieljähriger treuer Lehrer ist, ist mein Universalerbe. Er will aber nicht Euer Herr, sondern wie bisher Euer Führer auf dem Lebenswege seyn. Daher stelle ich Euch hier meine Schwester Caroline als Eure von heute an gebietende Frau vor und verlange, daß ihr derselben jetzt den Eid der Treue schwört: denn gesetzt auch, ich würde noch länger leben, so werde ich mich doch um irdische Geschäfte nicht mehr bekümmern, sondern mich blos allein mit dem einzig Nöthigen beschäftigen. Ich danke Euch Allen für die Liebe und Treue, die Ihr mir

erwiesen habt, und sollte ich den Einen und den Andern unwissend beleidigt haben, so bitte ich herzlich um Verzeihung; wissentlich ist es gewiß nicht geschehen.“ Nun nahm sie Carolinen an der Hand, welche zitterte, weinte und schluchzte. Wir Andern schwammen auch in Thränen, und Alle leisteten nun den Eid der Treue in Carolinens Hände. Nachdem dies geschehen war, so sprach diese: Ich kann vor Weinen und starker Empfindung kein Wort mehr hervorbringen, meine verehrungswürdige Schwester soll nächst meinem Erlöser mein Vorbild seyn; so hoffe ich, daß sie Alle mit mir zufrieden seyn werden.

Stillweinend, schweigend und trauernd schieden wir Alle von einander. Maria entfernte sich und bat auch mich, sie allein zu lassen. Meine Caroline mußte von nun an ins Schloß ziehen und die ganze Haushaltung übernehmen. Theodore aber blieb bei uns Eltern, damit wir nicht auf einmal unserer drei Töchter beraubt würden.

Den 28sten September des Morgens früh schickte meine Tochter Caroline zu mir, ich möchte doch alsofort aufs Schloß kommen, es sey mit Maria eine große Veränderung vorgegangen. Ich eilte hinauf und fand sie auf dem Bette, sie lag auf dem Rücken mit gefalteten Händen, ihr Gesicht sah heiter und himmlisch aus; sie starrte mit offenen Augen zum Himmel und bewegte den Mund, ich konnte aber nicht verstehen, was sie sagte. Ich rief ihr zu, suchte sie zu ermuntern, aber vergeblich. Endlich schloß sie die Augen und fing an zu schlafen; ungefähr nach einer Stunde erwachte sie, sah mich freundlich an und drückte mir die Hand. Ich fragte sie, wie sie sich befände? Sie antwortete leise: außerordentlich schwach, meine Kräfte nehmen zusehends ab, ich fühle, daß

mein Ende nicht mehr fern ist. Ich faßte mich und erwiederte: wie glücklich bist du nun, meine Tochter! daß du in unserem Erlöser Ruhe, Frieden und Vergebung gefunden hast.

Sie. Ja wohl! Die Welt und vielleicht Alle, die mich kennen, glauben, welch' eine große Heilige ich sey, und wahrlich! ich finde auch nicht das geringste Gute an meinem ganzen Leben, das ich mir zuschreiben könnte; Alles ist Folge Seiner erbarmungsvollen Gnade und — hier stockte die Rede, sie blickte wieder freundlich in die Höhe und war in demselben Zustand wie vorher. Jetzt kam der Arzt; dieser alte und erfahrene Mann erklärte mir Mariens Krankheit; er sagte, die Nerven hätten ihre Wirksamkeit verloren, und es sey keine Möglichkeit, sie zu retten, sie stürbe an der Entkräftung, und zwar bald; indessen müsse man ihr herzstärkende Mittel geben, um sie zu erhalten, so lang es möglich wäre. Er verordnete einen stärkenden Liquor und einige Tropfen Zimmetöl, blieb noch ein Paar Stunden und ritt dann wieder fort.

Diesmal blieb Maria einige Stunden in dem erstarrten Zustand. Als sie wieder erwachte, war die Schwäche so groß, daß wir sie mit Kölnischem Wasser und etwas süßem Wein erquicken mußten; als sie sich etwas erholt hatte, sagte sie: Ich habe in den Urgrund der ewigen Liebe geblickt; ach meine Lieben (meine beiden Töchter waren auch zugegen), ach meine Lieben, das Paradies, welches ich im Traume erblickte, ist ein schwaches Bild gegen die Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden. Ach, wenn es die Menschen nur wüßten, aber das wäre nicht gut; denn auf dem Glauben ohne Schauen beruht Alles. Nach einer Weile sagte sie: Wenn doch

auch die Mutter hier wäre! ich versetzte: wir könnten sie wohl in einer Sänfte herauftragen lassen; wenn ihr nur die starke Gemüthsbewegung nicht schadet. Maria lächelte und schwieg; den Augenblick kam ein Bote aus dem Pfarrhaus, der uns verkündigte, die Frau Pfarrerin wünschte so sehnlich bei ihrer Tochter Maria zu seyn; — diese lächelte und sagte leise: das wußte ich wohl! ich staunte und ahnte Engel um uns her, die hier geschäftig waren. Alsofort ließ ich sie in einer Sänfte holen; wir setzten sie in einen Stuhl dicht an das Bett. Maria wollte es so. Meine Frau war so ruhig, als ob nichts Sonderliches vorginge; Maria faßte ihre Hand, sah aus wie ein Engel und ruhte. Nach einer Weile hauchte sie: Sie kommen! drehte sterbend das Gesicht zu meiner Frau und sagte: der Herr kommt! — dann faßte sie mich mit der andern Hand, zuckte ein paarmal und verschied. Aber wie war uns, als meine Frau erblaßte! Wir bemerkten ein starkes Röcheln, und in wenigen Minuten war auch ihre langgeprüfte Seele entflohen. Ich kann Ihnen, bester Freund, nicht beschreiben, wie uns war; das Wehen aus dem ewigen Osten fühlten wir so stark, und die englischen Umgebungen um uns her wirkten so stark um uns, daß wir Alle auf den Knieen lagen, weinten, trauerten und jubelten.

Maria wollte nicht in die adelige Gruft beigesetzt werden, sondern auf dem Kirchhof zwischen ihren Unterthanen ruhen. Ich ließ also die beiden Lieben in ein Grab zusammenlegen, und ein Stein bedeckt Beide unter einem Hügel. Zu ihren Häuptern ist eine Trauerweide gepflanzt, und Millionen Thränen werden ihren Wachsthum befördern. Leben Sie wohl!

13.

Eine außerordentliche Wirkung der Einbildungskraft.

Zu Schaumburg wohnte ein edler und wohlhabender Bürger, der sich mit Büchereinbinden und der Kleinuhrmacherkunst ernährte. Dieser rechtschaffene Mann war des Doktor Stillings Freund, und wenn Jemand in seinem Hause unpäßlich war, so bediente er sich seines Raths und seiner Hülfe. Nun war einmal seine Gattin krank geworden; er schrieb also an seinen Arzt; Stilling eilte, setzte sich zu Pferde und ritt dorthin. Er kam am Abend an, und war also genöthigt, bei seinem Freund zu übernachten.

Als nun der Doktor seine Patientin gehörig besorgt und sich bei dem freundschaftlichen Mahle nach Leib und Seele erquickt hatte, so führte ihn der Buchbinder in sein Schlafzimmer. So wie er das Licht auf das Consol-Tischchen stellte, fiel Stilling ein unter dem Spiegel hängendes Portrait in die Augen; es war auf Kupferblech gemalt und ein Meisterstück in seiner Art. Er betrachtete und bewunderte das Gemälde eine Weile; nach und nach aber überlief ihn ein Schauder; denn er bemerkte etwas Furchtbares, das sich vor seinen Augen immer mehr

und mehr entwickelte, je länger er es ansah. Ob er sich nun gleich alle Mühe gab, die Charakterzüge ausfindig zu machen, die den erstaunlichen Eindruck auf ihn machten, so fand er doch nichts Sonderliches im Einzelnen, sondern das, was ein solches tief ergreifendes Entsetzen verursachte, war Wirkung des Ganzen; diese ward aber bei Stilling so stark, daß er nöthig hatte, an seine Vernunft zu appelliren, um diese Nacht auf dem Zimmer bleiben zu können.

Das Portrait war ungefähr von der Größe eines Quartblattes und das Brustbild eines Mannes von etwa dreißig bis vierzig Jahren. Er hatte einen bordirten Hut auf, trug eine Allonge-Perücke, und war in gallonirten Scharlach gekleidet, alles nach dem Kostüm des vierten Jahrzehends unsers Jahrhunderts.

Stilling konnte kein Auge von dem Bilde verwenden. Je mehr er's anschaute, je tiefer ward er von Schauer durchdrungen; der Buchbinder merkte das, er fragte daher: „gefällt Ihnen das Gemälde, Herr Doktor?" Dieser versetzte: Ich weiß nicht, was ich sagen soll, — ich sehe da ein Meisterstück der Malerei, das Bild eines überaus schönen Mannes, und doch prägen mir diese so äußerst regelmäßigen Züge ein geheimes Entsetzen ein, dessen eigentliche Ursache ich nicht ausfindig machen kann. Es ist nicht Ehrfurcht, was ich empfinde, sondern der Eindruck ist demjenigen ähnlich, den etwa Satan auf mich machen würde, wenn er in der Hülle eines schönes Mannes da vor mir stände.

Der Buchbinder verwunderte sich und sagte: Alle, die das Portrait gesehen haben, finden etwas Fremdes und Schauervolles darinnen; allein Sie sind doch der erste, auf den es so stark gewirkt hat. Wenn

Sie nicht zu müde und schläfrig sind, so will ich Ihnen die äußerst merkwürdige Geschichte erzählen, der ich diese Seltenheit zu verdanken habe.

Stilling war so bewegt, daß er keinen Schlaf empfand; Beide setzten sich also zusammen, und sein Freund erzählte:

Vor etwa fünf und zwanzig Jahren reiste mein seliger Vater (der auch Buchbinder in Schaumburg war) nach D....; dort kehrte er in einem bekannten Gasthof ein, wo er in der Wirthsstube, wie gewöhnlich, verschiedene Männer allerlei Standes an Tischen sitzen fand, die Wein tranken. Hinter dem Ofen aber bemerkte er einen wohlgekleideten Fremden, dessen verzweiflungs- und schwermuthsvolle Miene alsofort seine Aufmerksamkeit und Neugierde rege machte. Er erkundigte sich deßhalb bei dem Wirth, wer der Mann sey, und erhielt die Antwort: dieser Fremde sey ein reisender Maler, der erst vor ein Paar Tagen angekommen, aber äußerst melancholisch sey; woher er komme und wohin er wolle, das könne man nicht von ihm erfahren.

Dies machte meinen Vater noch neugieriger; er nahm also einen Stuhl und setzte sich nahe zu dem Fremden, und zwar ihm gegenüber; der Maler that aber, als wenn er gar nicht da wäre.

Nach und nach bemerkte mein Vater, daß dieser sonderbare Mann mit einer entsetzlich furchtsamen Miene zuweilen hinter sich blickte, dann gleichsam zusammenfuhr, und mit tobender Verzweiflung vor sich hin schaute.

„Das mußt du heraus haben;" dachte mein Vater; „es mag auch kosten, was es will." Er rückte also noch näher, um leise mit dem Maler sprechen zu können; dann fing er in seinem freundlichen und

traulichen Tone an: „Mein Herr, verzeihen Sie, daß ich Sie anrede, Sie sind unglücklich, und ich ein Freund aller Unglücklichen, vielleicht kann ich Ihre Leiden mildern.“

Wer meinen Vater gekannt hat, der weiß, daß man seiner ehrwürdigen und leutseligen Miene und Art zu reden nicht widerstehen konnte; der Fremde heiterte sich auf und antwortete: „Ich danke Ihnen herzlich für den Antheil, den Sie an meinem Schicksal nehmen; allein es ist von der Art, daß weder im Himmel noch auf Erden eine Macht groß genug ist, mir es zu erleichtern.“ Hierauf erwiederte mein Vater: die Religion sey im Stand, alle Leiden wegzuheben, wenn man nur Glauben an Gott und Zutrauen zum Erlöser habe.

Indessen half alles Zureden nichts; der Fremde war und blieb kalt, seine Seele war keines Trostes fähig: doch schloß er sich an meinen Vater an, war zutraulich gegen ihn und hielt sich zu ihm.

Mein Vater gab deßwegen die Hoffnung nicht auf, sein Geheimniß herauszulocken, und ihm alsdann mit unwiderlegbaren Trostgründen beizukommen; er bat daher den Wirth, ihm wo möglich ein Schlafzimmer neben dem Fremden zu geben. Dieses war nun zwar besetzt, aber auf dem Zimmer des Malers standen zwei Betten; mein Vater wählte also mit Zustimmung des Fremden dasjenige, welches noch leer war.

Als nun die Beiden nach dem Abendessen auf ihrer Kammer allein waren und zusammen sprachen, so wurde der Maler nach und nach so offenherzig, daß er meinem Vater sein ganzes Herz eröffnete. Sein schreckliches Geheimniß war ein Meuchelmord, welcher sich folgendergestalt zugetragen hatte.

Er war am D......n Hofe Hofmaler gewesen; nun hatte ihn auf einem Ball ein gewisser Cavalier höchlich beleidigt; der Maler paßt ihm bei dem Nachhausegehen an einem dunkeln, einsamen Orte auf, rennt ihm von hinten zu den Degen durch den Leib und entflieht. Nachdem er sich nun in Sicherheit befindet und die kochende Leidenschaft der Rache abgekühlt ist, so folgt eine tiefe Reue, und mit dieser die rasendste Verzweiflung. Die ganze Last seines Verbrechens lagert sich wie ein Gebirge auf seine Seele hin: er fühlt nichts als Verdammniß: die ganze Hölle wüthet in ihm, und jeder Gedanke des Trostes ist wie ein Wassertropfen, der in eine Gluth fällt und im Augenblick verrauscht. Allmählig fängt nun der bei lebendigem Leibe verdammte arme Sünder an, nahe hinter sich den ermordeten Edelmann mit schrecklich drohender Miene zu sehen; dieser fürchterliche Verfolger ward immer lebhafter, immer deutlicher vor seinen Augen, und verließ ihn nie. So oft er hinter sich sah, stand der Quälgeist in seiner vollkommenen natürlichen Gestalt, so wie er auf dem Ball gekleidet gewesen, in einer Entfernung von etlichen Schritten da; und es war ihm zu Muth, als wenn dieser Bluträcher alsofort über ihn herfallen wollte. Diese schreckliche Erscheinung war es, die den armen Maler peinigte, so daß er weder Tag noch Nacht ruhen konnte, wozu dann noch die innere Ueberzeugung seiner Blutschuld kam, die den armen Geist zu Boden drückte.

Jetzt wußte mein Vater, wo es dem bedauernswürdigen Manne fehlte; er suchte also alle Trostgründe der Religion hervor und wendete sie auf ihn an; aber sie hafteten ganz und gar nicht. Endlich schlug er ihm vor, wieder umzukehren und sich der

Gerechtigkeit in die Hände zu liefern, oder es auch hier zu thun. Allein auch das schlug er aus; mit einem Wort: alles, was mein Vater anwendete, ihn zu retten, war vergeblich. Die ganze Nacht brachte er mit Aechzen und Wehklagen zu; des Morgens aber, nachdem er sich angekleidet hatte, zog er aus seinem Koffer jenes Gemälde hervor, schenkte es meinem Vater und sagte: „Dieses Portrait meines schrecklichen Verfolgers, das ich erst vor ein paar Tagen geendigt habe, schenke ich Ihnen zum Andenken für Ihre liebreiche Theilnahme; erinnern Sie sich dabei eines ewig verlorenen Menschen, und widmen Sie ihm dann allemal eine mitleidige Thräne."

Mein Vater nahm das schauervolle Geschenk mit Vergnügen an und versuchte noch einmal alles Mögliche, um sein Herz zu erweichen und ihm mit Trost beizukommen, aber vergeblich. Der Maler schlug alle Mittel aus, und betheuerte hoch, daß ihm schlechterdings nicht zu helfen sey. Hierauf empfahl er sich meinem Vater, indem er sagte, er habe einige Geschäfte in der Stadt zu verrichten, würde aber den Mittag oder den Abend wieder an der Wirthstafel erscheinen.

Während der Zeit aber, daß mein Vater damit umging, vernünftige Leute über die Rettung dieses Menschen zu Rathe zu ziehen, erscholl das Gerücht, er sey in den Strom gesprungen und ertrunken.

Sehen Sie, lieber Herr Doktor, das ist die merkwürdige Geschichte dieses Gemäldes.

Stilling stellte sich auf's neue vor das Portrait hin, und betrachtete es nun noch mit einem neuen Interesse: es war ihm, als wenn er das drohende Phantom selber gesehen hätte, er schlief in der Nach-

barschaft desselben wenig, und ritt des Morgens, ganz mit den Ideen dieser gräßlichen Geschichte erfüllt, nach Haus.

Diese Erscheinung ist für den Psychologen deßwegen wichtig, weil der Maler, oder besser der Patient, das Bild nicht beständig vor Augen hatte, sondern es nur dann sah, wenn er hinter sich schaute. Man hat mehrere Fälle dieser Art, in welchen aber der Leidende die Figur immer vor Augen sah, sobald er sie nur öffnete, Dieses ist begreiflich; aber daß einer eine solche Gestalt nur dann sieht, wenn er zurückschaut, ist etwas Seltenes. Eben diese Bemerkung hat mehrere vernünftige Leute, denen ich die Geschichte erzählte, bewogen, zu glauben, daß der Geist des Ermordeten wirklich den Mörder verfolgt habe; allein wer nur einigermaßen geläuterte Begriffe hat, der sieht ein, daß es weit leichter sey, die ganze Sache aus der Natur der Phantasie, als aus Wirkungen des Geisterreichs zu erklären, besonders da man bei der letztern Methode so gar gerne auf Abwege geräth, auf denen man sich zwar mit Vergnügen verirrt, aber immer weiter von der Wahrheit entfernt wird.

14.

Die Königstochter.

Eine arabische Erzählung.

---

ist lebte ein König von Fartach, Abulmalek
sein Name, der regierte gut und war Gott und
chen angenehm; von allen seinen Kindern war
nur eine Tochter geblieben, die ihn in seinem
tröstete und nach ihm Erbin seines Reichs
sollte. Fatime hieß die Königstochter; sie war
und reines Herzens, und wenn aus dem Dun-
erauf ein Auge in unreiner Lust gegen sie ent-
ite und ihr Blick begegnete diesem giftigen Feuer-
, so kehrte er zurück und verzehrte sich in sich selbst.
atime hatte viele Liebhaber und ihre Erbschaft
um ihrentwillen zogen viele vornehme junge
er an Abulmaleks Hof, aber alle bewarben sich
ist um die schöne Fatime, denn es gefiel ihr
, und keiner gefiel ihrem Vater; aber alle wur-
sanft und gesittet, und die es nicht wurden,
en es doch zu seyn.
er der alte König wünschte doch seinen Nach-
zu wissen und die Tochter ihrer würdig ver-
t zu sehen, es quälte ihn, zu denken, daß die
igsten Gegenstände, die seine Seele liebte, sein
und seine Erbin, in schlimme Hände gerathen

sollten. Als er daher einst Fatime mit ihren Gespielinnen unter den Bäumen seines Gartens lustwandeln sah, rief er sie zu sich, führte sie auf einen Hügel, wo man die ganze Gegend übersehen konnte, und setzte sich mit ihr auf eine Rasenbank nieder, dann sprach er folgendergestalt:

Siehst du, meine Tochter! die Sonne, wie sie sich so ruhig und unvermerkt am heitern, unbewölkten Himmel dem fernen blauen Gebirge nähert? — sie hat die ganze weite Gegend diesen Tag über erleuchtet und gewärmt, und die ganze Natur war ruhig und froh in ihrem Lichte; diesem Tage gleicht mein Leben — keine Wolke, kein Sturm und kein Ungewitter hat auch meinen Lebenstag getrübt, ich habe meinen Lauf, so wie mir ihn die Vorsehung ausgezeichnet hat, eben so weit vollendet, wie jetzt die Sonne: ich nähere mich der Erde, die bald meinen irdischen Glanz bedecken soll.

Aber Fatime, was wird aus dem folgenden Tage werden? — Du bist ein Weib — und Weiber können nicht regieren, ohne regiert zu werden; wie gerne möchte ich deinen künftigen Führer, den Mann wissen, der nach mir über meinem Horizont glänzen soll. Ach, wenn er eine stechende, brennende Sonne wäre, die alles versengte und verdorrte, die schwüle, feuerfangende Dünste aus dem Meer, aus Sümpfen und Morästen herauszöge, und dann aus ihnen Donnerwetter brütete, die verheerende Blitze auf die Hütten der Armen und Elenden hinschleuderten! — Ach Fatime, erbarme dich deines Vaters und hilf mir diesen Jammer verhüten! —

Fatime seufzte tief, und Thränen wie Thautropfen entquollen ihren himmelblauen Augen. Nein! antwortete sie: Nein, mein Vater und mein König!

eine solche Sonne soll nie aufgehen, ich würde ihren ersten Morgenblick mit einem Schleier bedecken und ihr dann mit starker Hand den Weg zeigen, den sie gekommen wäre; aber befiehl mir, was ich thun soll?

Hast du noch nie, fragte der König, einen Jüngling gesehen, an den sich dein Herz anknüpfte?

Nein, sprach die Tochter, ich habe Tag und Nacht die Eingänge zu meinem Herzen bewacht und jede Vorstellung eines Mannes abgewiesen; ich darf nicht wählen, dies kommt nur dem zu, der das Glück der Menschen will.

Abulmalek küßte sie und sagte: aber doch ist es Zeit und unsere Pflicht, zu erforschen, ob uns Gott den Mann zeigen will, der dein und deines Volkes Schutz und Vater seyn soll; meiner Tage sind nicht viele mehr, und ich könnte nicht ruhig zu meinen Vätern gesammelt werden, wenn ich meinen Nachfolger nicht wüßte. Mache dich also fertig auf morgen, und wähle eine vertraute und verschwiegene Jungfrau unter deinen Gespielinnen, die dich bedient; wir wollen den heiligen Gomar Ibn Jasuf besuchen, er steht in dem Rufe, nähern und gemeinsamern Umgang mit Gott zu haben, als andere Menschen, er soll uns sagen, was wir thun sollen. Aber mache, daß Niemand erfährt, wohin wir reisen und was der Zweck unserer Reise ist.

Fatime gehorchte, und des andern Morgens früh waren sie schon bei dem Aufgang der Sonne eine gute Strecke von der Königsstadt Tdhafar entfernt; der Zug war klein, nur wenig Diener und eine Jungfrau begleiteten den König und seine Tochter.

Am dritten Tage gegen Mittag näherten sie sich dem Djäbel Minar, sie sahen dies Gebirge schwarz-

grün vor sich liegen und die kühlende Bergluft wehte ihnen freundlich entgegen, es war ihnen, als wenn ihnen Engel Gottes unsichtbar entgegen kämen und sie in der Sprache der Geister bewillkommten.

Hier befahl Abulmalek ein paar Stunden zu ruhen, um sich mit Speise und Trank zu erquicken; Bäume von mancher Art verbreiteten Schatten auf den grünen Rasen und dufteten Kühlung dem Wanderer entgegen.

Während der Zeit, daß die Bedienten Speise bereiteten, wandelte der König mit seiner Tochter, ins Gespräch vertieft, zwischen den Bäumen hin; beide hatten nichts an sich, das ihren Stand verrieth, denn sie waren wie Reisende gekleidet. Indem sie sich allmählig von der Gesellschaft entfernten, sahen sie nahe vor sich eine Waide, die rundum mit Bäumen umkränzt war; an der einen Seite dieser Bäume ruhte eine Heerde Schafe im Schatten und ihr Hirte nicht weit von ihr auf einem Rasenhügel; Abulmalek und seine Tochter näherten sich diesem Hirten, der nun aufstand und ihnen entgegen ging.

Hoch und männlich schritt der Jüngling einher, er war wie David Ibn Isai, bräunlich und schön, sein Angesicht sah aus, als wenn der Prophet Gottes bald kommen und ihm das heilige Salböl auf den Scheitel gießen könnte.

Mit einem reinen und männlichen Ton redete er die Beiden an und sprach:

Wenn ihr Fremde seyd, die Erquickung bedürfen, oder sich verirrt haben, so will ich Euch hier in der Nähe in die Wohnung meines Vaters führen und Euch Milch, Honig und Brod vorsetzen, damit Ihr Euch laben könnt, und dann will ich Euch wieder auf den rechten Weg führen.

Freundlich antwortete Abulmalek: wir danken dir, edler Hirte! wir haben Speise und Trank bei uns; hier in der Nähe halten unsere Kameele, wir gingen nur ein wenig spazieren, auch werden wir den Weg wohl finden, den wir ziehen wollen. Aber wie heißest du, mein Sohn, und wer ist dein Vater?

Mein Vater ist ein Landmann, den Gott mit Gütern gesegnet, weil er Ihn liebte, Ihm vertraute und seinen Knecht Abulmalek auch liebte und seinen Gesetzen gehorchte; er heißt Alberith und mein Name ist Hadar.

Abulmalek konnte den Hirten nicht genug ansehen, er gefiel ihm in seinem Herzen, und Fatime hatte auch für diesmal den Eingang zu ihrem Herzen nicht bewacht: denn die Vorstellung des Hirten war bis in den innersten Winkel hineingeschlüpft. Immer eilte ihr Auge zu den Blicken des Jünglings, die auch den ihrigen immer begegneten. Die Natur ging hier ihren freien Gang; sie kennt die Verhältnisse der Königstochter und des Hirten nicht und fordert nur ihre Menschenrechte.

Der König fragte ferner: kennst du den frommen Gomar, und weißt du den Weg zu seiner Wohnung?

O ja! versetzte freundlich der Hirte: er ist mein Freund und mein Lehrer; wenn Ihr ihn besuchen wollt, so will ich Euch zu ihm führen.

Abulmalek freute sich und Fatime noch mehr. Wohlan! fuhr der König fort, wir wollen dort unter den Bäumen ausruhen, in zwei Stunden komme zu uns und führe uns dann den Weg, den wir wandeln müssen.

Jetzt wandten die beiden Reisenden ihr Gesicht und kehrten wieder zurück. Auf dem Wege sprach Abulmalek kein Wort, seine Seele brütete auf

dem Geheimniß der Zukunft, er ahnete etwas, aber er konnte von der Schrift des Schicksals, die vor seinen Augen wehte, keinen Buchstaben lesen. Fatime schwieg auch, sie konnte die Schrift wohl lesen, aber nicht das Räthsel enthüllen, das sie enthielt, beide hofften auf die Auflösung, die ihnen Gomar geben würde.

Zur bestimmten Zeit kam Hadar der Hirte, er ritt auf einem edlen arabischen Rosse, in einiger Entfernung stieg er ab und kam zur Gesellschaft.

Nun begann der Zug bald gegen das Gebirge zu, das sie in zwei Stunden erreichten; sie ritten durch ein enges Thal hinauf, welches sie endlich auf eine erhabene Fläche brachte, die rundum mit waldigten Hügeln umgeben und mit fruchtbaren Bäumen bepflanzt war, unter welchen Gomar in den sanften Strahlen der Abendsonne umherging.

Der Einsiedler kannte den König und seine Tochter; da er aber mit Recht vermuthete, daß er in Gegenwart des Hirten nicht erkannt seyn wollte, so empfing er ihn mit Würde als einen Unbekannten, und grüßte dann auch seinen jungen Freund Hadar. Dieser schaute ihn sehnsuchtsvoll an und fragte: Vater Gomar! wann darf ich zu dir kommen? Morgen, wenn du willst, versetzte der Alte. Flugs schwang sich der Hirte auf sein Pferd und eilte wieder fort zu seiner Heerde.

Als nun Abulmalek und seine Tochter Fatime mit dem einsamen Weisen allein waren, so führte dieser die beiden Gäste in seine Hütte und fragte nun mit geziemender Ehrfurcht, was ihm sein König zu befehlen habe?

Der König antwortete: Wenn du mich kennst, Gomar, so wirst du auch vermuthen, daß diese

Jungfrau meine Tochter Fatime ist; und eben diese bewegt mich, mit ihr zu dir zu reisen, um mich bei dir nach dem Willen Gottes über sie zu erkundigen.

Gomar erwiederte: Der König, mein Herr, sage mir, seinem Knecht, sein Anliegen, so will ich dann antworten, was mir der Geist Gottes eingeben wird.

Du weißt, versetzte Abulmalek, daß meine Tochter Fatime mein einziges Kind, folglich auch die Erbin meines Reichs ist; du weißt auch, daß ein Weib nicht regieren kann, ohne regiert zu werden, sie mag heirathen oder nicht; nun würde meine Seele in ein ewiges Trauern versinken, wenn sie nicht heirathete und also mein Stamm mit ihr erlöschte, und dann Fremde meine lieben Unterthanen beherrschen und vielleicht verderben sollten; aber auch dann würden meine Gebeine im Grabe nicht ruhig schlummern und meine Seele die Freuden des Paradieses nicht genießen können, wenn sich etwa ein Tyrann meiner Tochter und meines Volkes bemächtigte; oder wenn ein Schwachkopf über ihr Herz siegte, der dann hernach durch seine Günstlinge den Jammer anrichtete, den er selbst aus Ohnmacht nicht anzurichten vermag.

Gomar heiterte seinen Blick, er schaute gen Himmel, dann auf seinen König und dessen Tochter hin und sagte:

Der Diener und Stellvertreter Gottes, Abulmalek, spricht, wie er sprechen soll, und seine Worte sind wie die Worte eines Engels; aber was willst du nun, daß ich thun soll?

„Du sollst Gott für uns anrufen, daß Er uns einen Mann zuführen möge, der mein Volk und meine Tochter glücklich macht, einen Mann, der von Herzen Gott fürchtet.“

Der Einsiedler antwortete: Gott wird das Gebet seines armen sündigen Knechts um der Tugenden des Königs und seiner Tochter und um seines Volks willen erhören. Ich will also thun, was du befohlen hast. Aber verzeihe mir, mein Herr und mein König, daß ich mich unterstehe, deine Absichten zu prüfen: denn wenn sie nicht ganz rein und lauter wären, so würde mich Gott nicht erhören; es kommt vornämlich darauf an, ob du der Vorsehung Bedingungen vorschreibst, die sie erfüllen muß, wenn du ihr folgen sollst?

Abulmalek und Fatime starrten Gomar an, und fast unwillig sagte der König: was sprichst du? kannst du nur wähnen, daß ich vermessen genug wäre, dem Allerhöchsten Bedingungen vorzuschreiben? — — Ich, der ich ja ein Laubblatt im Winde und ein Strohhalm in der Gluth bin? —

Der König zürne nicht über seinen Knecht, fuhr der Einsiedler fort, denn ich weiß, was ich rede.

Wie, wenn nun die Vorsehung einen gemeinen geringen Jüngling zu deinem Nachfolger und Fatimens Gemahl bestimmt hätte? Darauf versetzte der König: die Vorsehung hat mich einmal dazu verordnet, daß ich, so viel an mir ist, verhüten soll, daß meine Fatime und mein Volk nicht durch eine mißlungene Wahl meines Nachfolgers unglücklich gemacht werden; nun hängt aber dieses Unglück nicht vom gemeinen und geringen Stand, sondern vom bösen Herzen und schwachen Verstand ab; wenn mir daher Gott einen Mann anzeigt, der edel, tugendhaft, weise und ein Freund des Höchsten und Heiligsten und seiner Geschöpfe ist, so sey er der Sohn eines Königs oder eines Bettlers!

Gelobt sey Gott! rief Gomar mit Thränen der

innigsten Rührung; aber denkt auch die edle Königstochter eben so?

Fatime legte die Hand aufs Herz, richtete den Blick in die Höhe und sagte: Ja!

Nun, so vergönne mir sieben Tage Zeit, fuhr Gomar fort, damit ich mich auf eine Antwort gebührend anschicken könne, hernach will ich kommen und dir sagen, was mich Gott sagen heißt. Darauf setzte er dem Könige und seiner Tochter köstliche Früchte aus seinem Garten vor; sie genossen davon, beschenkten den Einsiedler, und zogen dann des Morgens wieder ihres Weges.

Fatime war aber auf dieser Rückreise stille, gedankenvoll und traurig; dies kränkte ihren Vater, er forschte also lange, von ihr zu erfahren, was ihr fehle? allein sie war zu schamhaft, es zu gestehen; als er sie aber beschwur, ihm ihre Gedanken zu entdecken, so verrieth sie ihm, daß sie nicht wachsam genug gewesen, und daher das Bild des Hirten in ihr Herz geschlichen sey, und sie könne seiner nicht wieder los werden.

Ich bin kein Weib, antwortete Abulmalek, und doch ist er auch in mein Herz so tief hineingeschlichen, daß ich seiner nicht mehr vergessen kann; allein höre die Stimme deines Vaters und merke wohl auf das, was ich dir sage! wir haben die ganze Sache der Vorsehung überlassen, jetzt dürfen wir in ihre Führung unsern eignen Willen nicht einmischen; ist nun unsere Neigung zum Hirten Hadar von ihr, so wird sie ihn zu uns führen und unsere Wünsche erfüllen, wo nicht, so ist es ihr Wille nicht, und wir müssen unsere Neigung bekämpfen und ihrem Befehl gehorchen.

Fatime erkannte die Wahrheit dessen, was ihr

Vater sagte, und sie versprach, dem Willen der Vorsehung zu folgen. In dieser frommen Gesinnung kamen beide in Tdhafar an, und erwarteten nun den Ausgang der sieben Tage.

Hadar, der edle Hirte, hatte aber auch seine Ruhe verloren, das Bild der fremden Jungfrau schwebte ihm immer vor Augen, und er eilte des andern Tages, um seine Herzensangelegenheit in den Schooß seines Freundes Gomar auszuschütten.

Der Einsiedler empfing ihn freundlich, denn er kannte ihn von Jugend auf und hatte seinen Trieben die gehörige Richtung gegeben. Da er nun Unruhe in den Augen des Jünglings bemerkte, so befahl er ihm, offen zu sagen, was er auf dem Herzen habe.

Ach Vater! fing Hadar an, ich kannte die Liebe noch nicht, ich war noch unbewaffnet gegen sie, daher hat mich gestern der Anblick der fremden Jungfrau bezaubert, ich liebe sie und sehe sie vielleicht nie wieder; ich war auch zu blöde, um ihr etwas zu entdecken, ich habe sogar nicht einmal gefragt, wer sie ist und wo sie her sey?

Gomar staunte und merkte den Weg, den ihm Gott zeigte. Er antwortete daher dem Jüngling und sprach: Höre mich, mein Sohn Hadar, und merke wohl auf das, was ich dir zu sagen habe! wenn die fremde Jungfrau dir von Gott zur Gattin bestimmt ist, so wird Er sie dir 'zuführen, und du wirst sie also zur rechten Zeit wieder finden; ist sie dir aber nicht bestimmt, so mußt du dich geduldig in den Willen der Vorsehung fügen. Eins aber weiß ich, das dir von Gott zur Pflicht aufgelegt ist, nämlich den großen Trieb, den Er in deine Seele schuf, auf viele Menschen zu ihrem Besten zu wir-

ken, nunmehr besser auszubilden und dich zu diesem großen Beruf geschickt zu machen; findest du nun auf diesem Wege deine Jungfrau wieder, so ist deine Liebe von Gott, findest du sie aber auf diesem deinem Wege nicht, so mußt du die Neigung bekämpfen und dein Sieg wird Gott wohlgefällig seyn. Hadar seufzte zwar, aber sein Vorsatz war fest, diesem väterlichen Rath, den er für richtig erkannte, treulich zu folgen; er hätte zwar gerne gewußt, wer die Geliebte seines Herzens sey? aber davon erfuhr er nicht den leisesten Wink. Nun trug ihm noch Gomar auf, seinen Vater zu grüßen und morgen mit ihm zu ihm zu kommen, und entließ ihn.

Des andern Morgens machte sich also Alberith mit seinem Sohn Hadar früh auf, und beide gingen zu Gomar ins Gebirge; als sie der Einsiedler von weitem kommen sah, so ging er ihnen entgegen, grüßte sie freundlich und führte sie dann in seine Hütte, wo er ihnen ein erquickendes Frühstück vorsetzte.

Nachdem sie dieses genossen hatten, so fing Gomar an: du weißt, Alberith! daß mich dein Sohn von Jugend auf besuchte und sich meiner Führung anvertraut hat; ich habe seine Seele ausgeforscht und in seinem Geist große Anlagen zur Beglückung der Menschen gefunden; derjenige, der diese Anlagen in ihm schuf, der will auch, daß er sie brauchen soll; überlasse mir nun diesen deinen Sohn, ich will ihn auf die rechte Bahn seiner Bestimmung leiten, damit der Wille Gottes an ihm erfüllet werde.

Alberith erwiederte: nichts kann mir lieber seyn, als wenn mein Sohn zum Werkzeug der Vorsehung wird, wodurch sie Menschen glücklich macht. Du bist ein Freund Gottes, ich übertrage dir mein väterliches Recht, der Leitung und Führung, und be-

halte mir nichts vor, als meine Liebe zu ihm. Solltest du Unterstützung an Geld und Gütern bedürfen, so fordre nur, Gott hat mich gesegnet.

Hierauf machte Gomar Anstalt zu seinem Vorhaben, und da er noch erst zum König reisen mußte, so bestellte er, daß Hadar erst nach Verlauf von vierzehn Tagen, und zwar reisefertig, bei ihm erscheinen sollte; Unterstützung an Geld verlangte er aber vor der Hand noch nicht.

Nachdem nun alles verabredet war, so ging Alberith mit seinem Sohn wieder nach Hause, Gomar aber zog zur bestimmten Zeit die Straße nach Tdhafar.

Als er dort angelangt war, so ging er zum König. Dieser empfing ihn sehr freundlich und führte ihn in ein abgelegenes einsames Zimmer, wohin sich Fatime schon voraus begeben hatte. Diese dachte nun Tag und Nacht nichts anders als Gott und den Hirten, und sie hatte nach langem Rathschlagen mit ihrem Vater es endlich dahin gebracht, daß er ihr, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit, erlaubte, mit dem heiligen Mann von Hadar zu reden.

Was bringst du uns für eine Antwort? fing Abulmalek mit Sehnsucht an.

Gomar antwortete: Gott hat mir einen Mann gezeigt, der dein Volk und deine Tochter glücklich macht, einen Mann, der von Herzen Gott fürchtet.

Der König und seine Tochter konnten sich nur halb freuen, weil sie den Hirten im Auge hatten; doch fragte der König mit frohem und forschendem Blick: kennen wir denn auch diesen Mann?

Zürne nicht, mein König! versetzte Gomar, wenn ich dir diese Frage nicht nach Wunsch beantworten kann; sowohl du und deine Tochter, als auch dein

Nachfolger, ihr müßt alle durch Prüfung, Gelassenheit und Ergebung in den Willen Gottes Euch Eures Schicksals würdig machen, daher dürft Ihr alle nichts erfahren, bis Ihr Euch am frohen Tage der Erfüllung seht. Ihr wißt, daß Gott die Zukunft aus weisen Ursachen vor unsern Augen verbirgt.

Aus dieser Rede hätte nun Fatime wohl schließen können, welche Antwort sie auf ihre Frage erhalten würde, allein sie fragte dennoch.

Mir hat der Hirte Habar so wohl gefallen, fing sie an: ich wünschte, daß mir ihn die Vorsehung zuführen möge.

Daß Gomar in diesem Augenblick das Gelingen seines Gott wohlgefälligen Plans voraus sah und daß er sich höchlich freute, das läßt sich leicht denken, doch ließ er sich nichts merken, sondern sagte: wenn deine Neigung von Gott ist, so wird Er sie gewiß erfüllen, aber eben diese Ungewißheit, o Königstochter! ist das Reinigungsfeuer, wodurch sie geläutert werden muß; übergib also deine Neigung zum Hirten Habar in die Hand der Vorsehung und mache deinen Willen ganz von dem ihrigen abhängig, so wirst du zufrieden seyn, der Hirte mag dein Gemahl werden oder nicht.

Sowohl dem König als seiner Tochter blieb nun nichts anders übrig, als Gott zu vertrauen und alle ihre Wünsche seinem Willen aufzuopfern.

Nun fügte noch Gomar die bedenklichen Worte hinzu: Heut' über's Jahr bring ich, wenn Gott will! den Erben des Königreichs Fartach und den Gemahl der Königstochter Fatime hieher und übergebe ihn in Eure Hände; so viel weiß ich, daß dann die Seele meines Königs und seiner holden Tochter so zubereitet und gestimmt seyn werden,

daß ihnen gerade derjenige, den ich bringe, recht seyn wird.

Abulmalek und seine Tochter faßten Muth und beschlossen fest, ganz willenlos den gesetzten Zeitpunkt abzuwarten; nachdem sich nun Gomar zur Rückreise hinlänglich gestärkt hatte, so zog er wieder seine Straße.

Nun rüstete er sich auch zur Abreise auf ein Jahr, übertrug einem alten treuen Freund die Aufsicht auf seine Einsiedelei und erwartete seinen Zögling Hadar, der auch zur gesetzten Zeit mit seinem Vater erschien, welcher ihm noch bis hieher das Geleit geben wollte. Alberith hatte ein unumschränktes Zutrauen zu Gomars Weisheit und Frömmigkeit, daher forschte er auch nicht nach dem Ziel ihrer Reise, nur so viel erfuhr er, daß nach Verlauf eines Jahres die beiden geliebten Personen zurückkehren würden, dann nahm er einen thränenvollen Abschied und kehrte nach seiner Heimath zurück.

Des folgenden Morgens früh sattelten beide Reisende ihre Kameele und nahmen noch ein drittes mit einem Knecht dazu, das ihre Sachen trug, und zogen nun die Straße, die gegen Mitternacht hinführt.

Am fünften Morgen ihrer Reise eröffnete erst Gomar dem Hirten seinen Zweck, insofern er ihm jetzt zu wissen nöthig war. Er nahm ihn allein und sprach: Höre mich, mein Sohn, und merke auf meine Rede! Wir gehen nach Sanna an den Hof des großen und weisen Imam Ibrahim, von dem du wohl gehört hast, daß er in einem Gesicht seinen Vater in der Hölle gesehen habe. Dieser König ist ein heiliger Mann und der beste Regent in der Welt; an seinem Hof kannst du alles lernen, was du bedarfst, er ist die beste Schule für dich; allein du

darfst weder deinen noch meinen wahren Namen nennen, — heiße mich Vater Mirza, ich nenne dich Dalec; daß wir Fartacher sind, können wir um der Sprache willen nicht läugnen, übrigens aber sey geheim und verschwiegen.

Auch dem Knecht wurde Verschwiegenheit anbefohlen und die neuen Namen bekannt gemacht.

Nach ihrer Ankunft in Sanna meldete sich Mirza mit seinem Sohn Dalec bei dem Imam, der sie auch alsobald vor sich kommen ließ; sie fanden an ihm einen ernsthaften, freundlichen Fürsten, der jedoch immer eine drückende Traurigkeit verrieth: alle Großen seines Reichs, die ihn umgaben, schienen lauter fromme Weltweisen zu seyn, und waren's auch; solch einen vortrefflichen Hof hatte sich Mirza nicht vorgestellt, es war ihm nicht anders, als wenn er da zu Hause wäre, auch Dalec fühlte das Wehen eines göttlichen Geistes, in dem es ihm wohl war.

Eigentlich war auch Ibrahims Hof eine Regierungsschule, so wie billig jeder Hof seyn sollte; jede Angelegenheit, jede Gerichts- oder Staatssache ward zur Frage gemacht, die jeder, der zu des Königs Räthen gehörte, für sich beantworten mußte; aus allen diesen Antworten wählte dann der Imam diejenige aus, die das Glück des Ganzen am meisten beförderte.

Auch waren viele junge Leute da, denen eben diese Fragen vorgelegt wurden, an deren Beantwortung sie sich üben mußten; unter die Zahl dieser Schüler ward nun auch Dalec aufgenommen.

Es währte nicht lange, so bemerkte der Imam die ganz vorzüglichen Talente dieses Jünglings, er würdigte ihn also seines vertrautern Umgangs und

sich und nach auch seiner innigsten Freundschaft. Da aber nun das Zutrauen eines solchen großen Monarchen auch die größte Erkenntlichkeit zur Pflicht macht, so wurde es Dalec unleidlich, dem Imam seine Herkunft nicht entdecken zu dürfen — zu Zeiten schien es auch letzterem wehe zu thun, daß sein junger Freund nicht recht offenherzig gegen ihn war; Mirza war also hier der einzige Mann, der Rath schaffen konnte, an diesen wendete sich Dalec und bat ihn, ihn dieser Pein zu entledigen.

Mirza versprach, mit dem Ibrahim seinetwegen zu sprechen und sie beide vollkommen zu beruhigen.

Der fromme Einsiedler erschien wenig am Hofe, nur zu Zeiten sahe er nach seinem Pflegsohn und beobachtete ihn die übrige Zeit aus einsamer Ferne; er war also da nur nach dem Ansehen und als Vater des jungen Dalec bekannt. Als er daher jetzt um Audienz bei dem Imam und zwar ohne Beiseyn eines Menschen bat, so wunderte sich jeder, was doch wohl der Alte vorzutragen haben möchte; selbst Ibrahim vermuthete nichts anders, als etwa eine einfältige Bitte zum Besten seines Sohnes, er gestattete ihm gerne sein Verlangen, und empfing ihn in seinem Kabinet.

Was bringst du mir, Mirza? fragte der König den hereintretenden Alten. Mirza antwortete mit dem Anstand und der Würde eines Mannes, der gewohnt ist, mit dem Herrn aller Herren umzugehen: Großer König der Gläubigen! du hast meinen Pflegesohn deiner besonderen Gnade gewürdiget, dafür segne dich der große und erhabene Gott! — damit du aber auch wissen mögest, wer der Jüngling ist, den du liebest, so will ich dir das, was ich von ihm sagen darf, entdecken: Dalec ist seiner Herkunft nach ein ge-

meiner Hirte, aber seinem Beruf nach zur höchsten Menschengröße bestimmt, und mich, einen armen Einsiedler, hat der einige wahre Gott, dem ich diene, gewürdigt, das Werkzeug seiner erhabenen Führung zu seyn; ich weiß, daß der Imam, der Vater der Gläubigen, Gott fürchtet, und auch eben deßwegen das Geheimniß der Zukunft ehrt, ohne es vor der Zeit enthüllen zu wollen; habe also die Gnade gegen mich, deinen Knecht, und suche nicht weiter zu erforschen, was ich, ohne die Vorsehung zu beleidigen, nicht sagen darf.

Der Imam wunderte sich, den bisher so unbedeutenden Mann so reden zu hören, er antwortete also:

Mirza! ich ehre das Geheimniß der Zukunft, aber du kannst auch leicht meine Pflichten erkennen und du mußt sie ebenfalls ehren — wie, wenn Ihr Beide, du und Dalec, nun Kundschafter wäret und schlimme Absichten gegen mich und mein Reich hättet? — Du siehest also leicht ein, daß ich fordern kann, genau und bestimmt Eure Absicht zu wissen.

Großer König! versetzte Mirza, schlimme Absichten kann auch der haben, von dem du Alles weißt, was du von ihm wissen willst; ein Regent aber, der, wie du, Gott fürchtet, die Tugend liebt, und weise regiert, darf keine Kundschafter fürchten.

Wenn ich meinem Dalec seine künftige Bestimmung sage, so wird er nicht so fähig dazu werden, als wenn er sie gar nicht weiß. Wirst du sie erfahren, so kannst du ihm nicht das große und göttliche Muster seyn, dem er sich nachbilden soll, und würden es auch die wissen, mit denen er dereinst in Verbindung treten soll, so würden auch sie dem großen Zweck nicht entsprechen. Du siehst also, würdiger Imam! daß wir mit Recht das Geheimniß der Zu-

kunst ehren, und daß der Weise, dem große Dinge anvertraut werden, auch in dem Stück Gott ähnlich werden müsse, daß er alles verschweigt, was nicht nothwendig gesagt werden muß.

Sey du wachsam, und wenn du uns verdächtig findest, so untersuche, findest du uns strafwürdig, so strafe, und findest du uns liebenswürdig, so liebe uns!

Ibrahim staunte über die Weisheit dieses Mannes und lud ihn ein, am Hof zu bleiben; allein Mirza schlug dies gnädige Anerbieten mit den Worten aus: ich habe mich gewöhnt, in der Einsamkeit mit Gott umzugehen, dies ist mir zur Nothdurft geworden, daher bin ich im beständigen Umgang mit Menschen nichts nütze. Der Imam beschenkte nun noch Mirza, und ließ ihn dann mit dem Versprechen, sein Geheimniß nicht zu erforschen, in seine Einsamkeit zurückkehren.

Dalec lernte bald, was er zu lernen nöthig hatte; er bildete sich nach dem Imam Ibrahim, ohne nur den Gedanken zu haben, daß ihm diese Bildung etwas helfen könne; der verborgene Trieb in ihm drängte ihn zur Nachfolge dieses königlichen Musters.

So verliefen Tage, Wochen und Monate, und bald, ehe man sich's versahe, war der Termin verflossen. Jetzt machten sich nun Mirza und Dalec zur Abreise bereit; sie beurlaubten sich von dem Imam, der um ihren Abschied trauerte und Dalec auftrug, ihm Nachricht zu geben, wenn sich das Räthsel seiner Bestimmung entwickelt hätte.

Mirza und sein Pflegesohn kehrten nun mit ihren Kameelen und mit ihrem Knecht wieder zurück in ihre Heimath, wo sich Alberith des Sohnes freute, aber nicht begreifen konnte, wie er ein so großer Herr geworden sey? — Noch unbegreiflicher war ihm

die Ursache, und wozu das nützen könnte? Gomar aber, der nun nicht mehr Mirza war, verwies ihn aufs Harren, so würde er alles erfahren; damit konnte Alberith für diesmal nach Hause gehen, Hadar aber blieb bei dem Einsiedler.

Als der bestimmte Tag herannahte, so sprach der Greis zu Hadar: der Zeitpunkt ist gekommen, an welchem dein großes Schicksal entschieden werden soll; mache dich fertig, morgen werden wir nach Tdhasar reisen!

Große und ungewohnte Empfindungen bestürmten das Herz des Jünglings, und hohe Ahnungen, deren Flammenzüge er aber nicht lesen konnte, wehten seinen Augen vorüber! — Aber Vater Gomar! — fing er an: was wird aus meiner Liebe? ein Königreich ist mir nicht Ersatz für den Verlust der geliebten Unbekannten.

Sey ruhig, mein Sohn, erwiederte Gomar, und folge dem Wink der Vorsehung, du wärest eines Königreichs nicht würdig, wenn du es eintauschen möchtest gegen eine reine lautere Neigung; scheint auch die göttliche Führung deinen Wünschen entgegen, am Ende wirst du mit hoher Freude erkennen, daß sie heilig und gut war.

Hadar schwieg und ergab sich gern in den Willen Gottes; am folgenden Morgen verließen beide das stille Thal, und gelangten nach drei Tagereisen in der Hauptstadt Tdhasar an.

Hier ließ nun der weise Mann den Jüngling zurück in der Herberge und befahl ihm, sich stille zu halten, nicht vor die Thüre zu gehen, auch mit Niemand zu reden, und begab sich sodann in den Palast des Königs. Abulmalek und seine Tochter freuten sich hoch der Ankunft des Einsiedlers, beiden, besonders

aber Fatimen, pochte das Herz ob der große
wicklung ihres Schicksals. Sie eilten in ihr ge
Kabinet, und Gomar enthüllte sein Geheimn
gendergestalt:

Gott verleihe dir, mein König! und dir, du
Königstochter! Glück, Heil und Segen! Mei
schäft ist glücklich vollendet; der Mann, den di
sehung zum Nachfolger Abulmaleks und zum
tigam seiner Tochter Fatime bestimmt hat, i
in Tdhafar; er heißt Dalec und ist ein wi
Schüler und Freund des großen Imams Ibr
von Yemen.

Der König und Fatime erblaßten, doch erho
Abulmalek bald und sprach: Gott segne den
Ibrahim, er ist ein frommer König, und
sey mir als Nachfolger und Schwiegersohn w
men! Die Wege Gottes sind anbetungswürd
weise!

Noch schwieg Fatime, doch da auch sie
mußte, so sprach sie: auch mir sey Dalec w
men, weil es Gott so haben will — gerne h
gegen die Hirtenhütte mein Königreich ver
wenn es meine hohe Pflicht erlaubte! — I
ehre den Willen des Erhabenen, denn Er w
mer das Beste.

Freudig erwiederte Gomar: große und edle
frau! du würdest ohne diese Gesinnung nicht
nen, Königin zu werden. Aber nun erlaubet mi
nen Dalec zu holen.

Gomar eilte zur Herberge. Hadar, so
er, der Zeitpunkt ist da, wo die Vorsehu
Schicksal enthüllt, verehre sie in tiefer Demu
verherrliche ihren erhabenen Gang durch Go
liche Handlungen! — Du bist der Nachfolger

malefs, Königs von Fartach, und der Bräutigam seiner Tochter Fatime!

Hadars Empfindungen mit Worten ausdrücken zu wollen, wäre eine eben so vergebliche Mühe, als wenn ein Gefangener, der lange im Finstern geschmachtet hat, bei seiner Ankunft in der freien Luft alsofort mit offenen Augen des Himmels Klarheit anstarren wollte. Erst nach und nach gewöhnte sich Hadar an diesen großen vielumfassenden Gedanken, allmälig konnte er einen Theil des Gemäldes nach dem andern betrachten, und endlich das Ganze ruhig in einen Blick fassen, doch es fehlte der alles belebende Geist seiner geliebten Unbekannten — er wiederholte seine ehemalige Aeußerung: Vater! fing er an: die Vorsehung erhebt mich auf eine Stufe, auf der mir schwindelt, aber deine Weisheit hat mich so geleitet, so gestärkt, daß ich diese Bürde auf meine Schulter nehmen und sie mit Gottes Hülfe tragen kann; nur das, was meine Seele liebt, fehlt mir — ich werde auf dem Thron in den Mittelpunkt meines Herzens schauen und da eine dunkle Leere finden, die Fatime nie ausfüllen wird.

„Höre mich, Hadar! Wenn uns Gott den Becher der Freuden voll süßen Weins schenkt, so mischt Er immer etwas Myrrhen darunter, damit er uns wohl bekomme, und wir uns daran den Magen nicht verderben mögen. Gehorche seinem Befehl und folge mir nun zum König!"

Ich gehorche, antwortete Hadar, Gottes Wege sind heilig und gut, und nie soll Fatime erfahren, daß ein anderes Bild in meiner Seele lebt.

Sie gingen nun nach dem Palast und in das Kabinet des Königs, wo Abulmalek und seine Tochter ihrer warteten; — da standen beide Menschenpaare

gegen einander über; — hier Gomar und Habar, dort Abulmalek und Fatime — überall den Himmel im Auge! Gomar! rief endlich der König: das war ein Meisterstück! Wer die Wege der Vorsehung Jahre lang studirt, antwortete der Weise: und dann so schweigen kann, wie sie, der vermag unter ihrer Leitung solche Meisterstücke; lebt nun lange glücklich, fürchtet Gott, und wandelt treulich seine Wege, so wird's Euch wohlgehen! —

Hierauf kehrte Gomar wieder in seine Einsamkeit zurück, und Habar ward ein frommer, weiser und glücklicher König.

15.

Der arme Leinweber.

Eine wahre Geschichte.

In einem von Straßen und Städten abgelegenen Dörfchen wohnte ein junger Leinweber, der war fromm und rechtschaffen, aber arm. Seine Frau, eben so fromm und gutherzig wie er, half ihm treulich am Handwerk mit Garnspulen vom Morgen bis an den späten Abend, und dennoch hatten die guten Leute oft Wochen lang nichts als abgekochte Kartoffeln mit Salz; aber sie waren glücklich, denn sie liebten sich und hatten ein gutes Gewissen. Der liebe Gott hatte ihnen drei hoffnungsvolle Kinder geschenkt, die sie mit Sorgfalt erzogen und zu allem Guten anleiteten; wer zu den braven Leuten kam, der freute sich ihres Frohsinns und ihres liebevollen Umgangs, und mancher nahm gerne mit Kartoffeln in ihrer Mitte vorlieb, um sich zu laben an den christlichen Gesprächen des jungen Paares.

Einstmals an einem schönen Sommerabend kam ein wohlgekleideter Mann zu dem Leinweber; er grüßte die Leutchen gar liebreich, und bat sie, ihm nicht übel zu nehmen, daß er noch so spät sie störe; ich mache eine Fußreise nach Weinsheim, sprach er, und kenne den Weg nicht, wollt Ihr wohl so

gut seyn, und mich eine Stunde weit begleiten? hernach kann ich den Weg wohl selber finden, ich will Euch reichlich dafür belohnen. Flugs sprang der Weber von seinem Stuhl, zog seinen abgetragenen, aber sauber geflickten Rock an, und schritt hurtig und freundlich vor dem fremden Herrn her.

Unterwegs sprachen die beiden von allerhand Sachen, und der Fremde war gar artig und zutraulich. Als es endlich ganz finster geworden war, stand der Unbekannte auf einmal still, zog ein Pfeifchen aus der Tasche, und pfiff so durchdringend, daß dem armen Leinweber ein kalter Schauer durch alle Glieder fuhr; in dem Augenblick stürzten acht bis zehn fürchterliche Kerls aus dem nahen Gesträuche hervor, und besprachen sich dann mit dem Fremden, der ihr Hauptmann war, über den Einbruch einer nahen Mühle, den sie in der kommenden Nacht vorhatten. Der Anführer stellte ihnen hierauf den armen Leinweber als einen neu angeworbenen Kameraden vor, der zwar etwas furchtsam sey, welches sich aber bald geben würde. Der unglückliche Mann fiel auf seine Kniee und flehte um Erbarmen, aber der Räuber setzte ihm die Pistole auf die Brust und brüllte: entweder gehe mit oder stirb! Dann faßten sie ihn zwischen sich und schleppten ihn mit fort. Gegen Mitternacht langten sie bei der Mühle an; es wurde eingebrochen, und der arme Leinweber nebst noch einem Andern mußten Schildwache stehen. Allein man war diesen Spitzbuben auf die Spur gekommen: hier war die Maas voll, der Hauptmann, der Leinweber und noch einige Andere wurden gefangen, die Uebrigen entflohen.

Indeß fing die arme Frau zu Hause an zu sorgen und zu zagen, ihr Mann blieb aus, und als er am Morgen

noch nicht zurückkehrte, so wurde ihre Angst unaussprechlich; die Nachbarn gingen aus, ihn zu suchen, aber sie hörten und sahen nichts von dem Unglücklichen. Das arme Weib war trostlos, und noch wußte sie nicht einmal, welche Schreckenspost sie erhalten sollte. Gegen den Abend erst erfuhr man den Einbruch in der Bölzheimer Mühle, und zugleich, daß der Leinweber mit dabei gewesen, nebst dem Anführer gefangen worden, und auf Tod und Leben im Gefängniß sitze. Jetzt ließ sich die Arme nicht mehr halten, sie überließ einer Nachbarin die Sorge für ihre Kinder, und lief, was sie laufen konnte, nach der Stadt hin, wo ihr Mann gefangen lag; ihr erster Gang war zu dem Amtmann, dem sie den Hergang der Sache erzählte, so gut sie ihn wußte, und ihn dann fußfällig bat, ihren armen unglücklichen Mann zu befreien. Aber der Amtmann, der zwar von Herzen Mitleid mit ihr hatte, konnte ihr nicht helfen, denn die Sache mußte förmlich nach den Rechten ausgemacht werden, doch erlaubte er ihr, ihn zu besuchen.

Unbeschreiblich ist der Auftritt, der nun erfolgte; die beiden Eheleute rangen die Hände zum Himmel, und riefen zu Gott dem Retter der Unschuld, dann suchte der Mann seine arme Frau zu beruhigen, und bat sie, sich fest an Gott zu halten, der sie gewiß in dieser schrecklichen Noth nicht verlassen würde, denn wenn er auch gefehlt hätte, indem er vielleicht lieber den Tod hätte vorziehen sollen, anstatt daß er mit den Räubern gegangen wäre, so sey doch auch dem Allwissenden bekannt, daß er nur um seiner Familie willen den Tod gescheut, und aus Liebe zu ihnen schwach geworden wäre, in der Hoffnung, Gott, der seine Unschuld wisse, werde ihn aus dieser Noth

erretten. Dann trennten sich die guten Leute, gestärkt im Vertrauen und im Aufblick zu ihrem himmlischen Vater, und die Frau kehrte wieder zu ihren Kindern zurück; doch besuchte sie ihren Mann oft, und bei jeder Zusammenkunft stärkten sie einander im Glauben und im gemeinschaftlichen Gebet.

Aber die Obrigkeit war durch viele auf einander folgende Einbrüche veranlaßt worden, die Gesetze zu schärfen, und nach diesen hatte auch der arme Leinweber den Strang verdient, weil er bei der Bande war ergriffen worden. Was aber das Schlimmste war, der Räuberhauptmann hatte mit seinen Kameraden verabredet, sie wollten den Leinweber an den Galgen bringen, es möge kosten, was es wolle; demnach waren sie untereinander einverstanden, was jeder bei dem Verhör seinetwegen aussagen sollte. Der Anführer behauptete, er sey schon bei mehreren Einbrüchen gewesen, und gab dann die Orte an, und mit dieser Aussage stimmten die Uebrigen überein; wenn dann der Amtmann Alle zusammen verhörte und der arme Leinweber seine Unschuld betheuerte, so wußten die Räuber ihre Behauptung so wahrscheinlich zu machen, daß kein Zweifel mehr übrig blieb, ja sie konnten ihm in's Angesicht sagen, ob er sich denn nicht vor Gott fürchtete, daß er so läugne? — So ging es von einem Verhör zum andern, und der arme unschuldige Leinweber hatte keine Vertheidiger als heiße Thränen.

Endlich wurden die Akten geschlossen und dem Blutgericht übergeben; dies verfaßte nun kaltblütig das Urtheil, der Leinweber sollte zuerst gehangen werden, und sodann auch die Uebrigen, nachdem sie die Hinrichtung des Ersten mit angesehen hätten; nur mit dem Unterschied, daß ihre Leichname gevier-

theilt und aufs Rad geflochten würden. Nachdem der Fürst dies Urtheil unterschrieben, wurde es den Gefangenen bekannt gemacht, und zugleich auch bestimmt, daß es in drei Tagen vollzogen werden sollte. Das Mitleiden mit dem Leinweber war in der ganzen Gegend allgemein: denn Jedermann hielt ihn für unschuldig; nur daß er nicht hätte mitgehen sollen, war die allgemeine Stimme; der Pfarrer, der ihn kopulirt hatte, besuchte ihn oft, und fand ihn, wie man leicht denken kann, in den traurigsten Umständen; er suchte ihn durch Trostgründe der Religion aufzurichten, und betete mit ihm auf die rührendste Weise, so daß der gute Mann endlich Muth faßte, und sich in die Vaterarme seines Gottes kindlich übergab. Seine Frau rief laut zum lieben Gott um Rettung, und am Tage vor der Hinrichtung lief sie so wie sie ging und stand, mit fliegenden Haaren, nach der Residenz und verlangte mit der Fürstin zu sprechen. Nun traf es sich gerade, daß des Mittags über Tafel eine Geschichte war erzählt worden von einem armen Hausvater, der unschuldig sey hingerichtet worden; dies hatte Anlaß gegeben, auch von dem armen gefangenen Leinweber zu reden, denn die Sache war auch am Hof bekannt und der Fürst darüber bedenklich geworden. Die Frau wurde augenblicklich vorgelassen. Ihr ehrliches, liebenswürdiges Gesicht und ihre Wehmuth sprachen so laut, daß der Fürstin sogleich die hellen Thränen über die Wangen liefen und sie von der Unschud ihres Mannes überzeugt wurde; sie führte augenblicklich das arme Weib zum Fürsten; auch er wurde zu Thränen gerührt und sagte: gute Frau! Euer Mann soll leben, ich will sogleich Jemand abschicken, der dem Amtmann diesen Befehl überbringt. Das war aber auch hohe

Zeit, denn es war Abend, und den andern Morgen um neun Uhr sollte der Leinweber zum Galgen geführt werden. Zudem hatte der Courier zehn Stunden zu reiten. Die Fürstin ließ darauf die Frau erquicken, und dann eilte diese mit Himmelsfreude und mit lautem Dank gegen Gott wieder fort; allein sie hatte kaum zwei Stunden gelaufen, so konnte sie nicht weiter, sie mußte also einige Stunden ausruhen, so daß sie erst am folgenden Morgen um zehn Uhr wieder zurückkam.

Der Courier aber, der Gnade für den Leinweber bringen sollte, stürzte mit dem Pferd, und hatte einen Fuß verrenkt, so daß er nicht weiter konnte; zum Glück war er nahe bei einer Poststation, er blieb also da und übergab dem Posthalter den Gnadenbrief, der ihn dann durch einen Postillon weiter schickte; dadurch wurde das Ueberbringen um etliche Stunden verspätet. Hiervon wußte der arme Leinweber nichts, und der Amtmann eben so wenig. Die Glocke schlug neun, und das Armesündergeläute tönte schauerlich in einzelnen Schlägen: die Schulknaben kamen mit ihren Lehrern und sangen Todtenlieder, dann kam der Leinweber von seinem Pfarrer begleitet, dann der Räuberhauptmann neben den übrigen Gefangenen, und endlich der Scharfrichter mit seinen Knechten. Eine Menge Volks aus der Stadt und der umliegenden Gegend folgten dem Zug, der sich, von einer Compagnie bewaffneter Bürger begleitet, langsam dem Hochgericht näherte. Der Leinweber sprach nichts, sein Kummer hatte weder Thränen noch Sprache, aber man sahe, daß er von dem Räuberhauptmann unaufhörlich beobachtet wurde. Nun kam der Zug am Galgen an und der Leinweber wurde zur Leiter geführt; — in dem Augenblick kam ein Postillon gesprengt und überreichte dem gegenwärtigen Amtmann einen großen Brief;

er riß ihn hastig auf und rief: Gnade! Gnade! für den Leinweber. Nun entstand ein Jubel unter den Tausenden, der kein Ende nehmen wollte.

Aber der Räuberhauptmann bat sich vom Amtmann die Erlaubniß aus, zum Volk reden zu dürfen; und nachdem es ihm gestattet war, trat er auf das Blutgerüst und winkte der Menge zur Stille. Alles horchte auf, so daß man keinen Laut mehr hörte, und der Räuber rief laut: Es ist ein Gott! und dieser Gott ist gerecht! — das glaubte ich nicht, daher fürchtete ich Ihn auch nicht und erlaubte mir alle Sünden und Verbrechen. Aber es kamen mir in meinem sündlichen Leben Dinge vor, aus denen ich wohl vermuthen konnte, es sey ein Gott, der die Welt regiere; dies wollte ich nun gewiß wissen, und dachte, wenn ich einen durchaus unschuldigen frommen Menschen zu meiner Gesellschaft brächte, und ihn zwänge, an allen unsern Verbrechen Theil zu nehmen, so könnte der gerechte Gott, wenn es anders einen gibt, unmöglich zugeben, daß ein solcher unschuldiger Mensch mit uns in gleiche Strafe verfiele; Er müßte ihn retten, wie auch jetzt wirklich geschehen ist: denn der Leinweber ist vollkommen unschuldig und ein frommer, rechtschaffener Mann. Mit ihm habe ich die Probe gemacht, und Gott hat ihn gerettet. Ja wahrlich! es ist ein Gott, und ein gerechter Gott! — Und nun bat er um die Gnade, wieder ins Gefängniß gebracht zu werden, indem er versicherte, er habe noch wichtige Geständnisse zu machen. Er wolle alsdann seine Strafe gerne leiden, die er doppelt und dreifach verdient habe. Dem Räuber wurde seine Bitte gewährt; er und seine Gefährten wurden wieder zurückgeführt und in Ketten geschlossen.

Unterdessen hatte man den Leinweber erquickt und gestärkt, und so wie man ihn aus dem Kreis brachte, liefen viele junge Männer herzu, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn in die Stadt; andere sammelten Geld für ihn, so daß er einige hundert Gulden bekam. So wie man ihn die Straße herauf trug, kam seine Frau von ihrer Reise in die Stadt; sie sahe das Zusammenlaufen der Leute und hörte das Rufen: sie bringen den Leinweber! er hat Gnade bekommen! und zugleich erblickte sie ihn auch von ferne, wie er, mit Freudengeschrei auf den Schultern getragen, einherzog. Mit lautem Weinen des Entzückens folgte sie dem Zug ins Wirthshaus. Der Willkomm der beiden Eheleute läßt sich nicht beschreiben. Sie wurden in einer Kutsche nach Haus gefahren, denn die schweren Leiden hatten sie so angegriffen, daß sie nicht gehen konnten. Durch das Geld, welches der Leinweber bekommen hatte, half er sich nun auf, und Gottes Segen war mit ihm; wenn er noch lebt, so kann er ein Greis von fast siebzig Jahren seyn.

Die Geschichte trug sich zu im Jahr 1788.

16.

Leonhard und Bernhardine.

„Was ist dir, lieber Leonhard? Warum bist du so traurig? Warum weintest du so still bei dir selbst, indem du längs dem Bache hin gingst? .... Ich sah es wohl und es that mir wehe. Kannst du deinen guten Vater noch immer nicht vergessen? — Wenn dir sonst etwas Uebels begegnete, konnte dich Bernhardine, wie du selbst sagtest, jederzeit trösten; aber nun .... Ich glaube, du willst deinen Schmerz ewig machen, und das ist doch nicht recht."

Liebe, gute Bernhardine! du weißt nicht, wie mir zu Muthe ist, ich kann's dir auch nicht sagen. Du warst meine einzige, meine beständige Jugendfreundin. Du stilltest so manchen Sturm meiner Seele. Gewiß, es thut mir herzlich leid, daß ich dich, gutes Mädchen, betrübte. Aber ich kann nicht anders. Oder sag' mir: wie soll ich's anfangen, wieder froh zu werden?

„Wünschtest du das wirklich, mein Leonhard? — Gut. Sieh' — hier tret' ich dir in den Weg der Schwermuth .... Schon wieder heftet sich dein Blick auf die Trauerweiden des Ufers. Wende ihn davon ab! Sieh', dort blühen Rosen und Lilien; mit stillem

Jubel feiern sie ihrem Schöpfer. So sollte Leonhard Kronhelm ihm auch feiern."

Ja, das sollt' ich. Kann ich es aber? o wie gerne thät' ichs! Mit glühenderm Dank als diese Rosen wollte ich ihm feiern — wenn — Bernhardine ....

„Nun?"

Ich kann das Wort nicht aussprechen.

„Aber doch denken. Und was du denken darfst, das darfst du mir auch sagen. Ich dächte, das wüßtest du doch."

Ja, meine Freundin, ja! und so höre denn: — — aber höre auch du, Vater der jungen Raben! meine Mutter und meine kleinen Geschwister leiden Noth — sie — hungern!

„Leonhard! .... die Sonne hat es gehört; sie wirft einen Schleier über ihr Angesicht; sie weint. Sieh', ihre milden Tropfen sind auf meine Hand gefallen. Fühlst du sie nicht auch? — Ja, sie weint. Der Gedanke thut mir wohl. — Komm, Leonhard! wir sind allein; wir wollen hier neben einander knieen und den großen Vater um Brod bitten. Unsere Schwester, die Sonne, betet mit uns. Auch meine Mutter, auch meine kleinen Geschwister drückt der Mangel."

Leonhard starrte bei diesem Geständniß Bernhardinen an, preßte seine Lippen auf einander und suchte seiner Empfindung Herr zu werden. Umsonst; ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen. Das holde Mädchen blickte heiter, trocknete Leonhards Wangen und zog ihn nieder auf den Rasen. Das schuldlose Paar kniete zwei unaussprechliche Minuten schweigend im dunkelsten Gebüsche des fürstlichen Gartens, nahe am silberhellen Bach, der die tiefe Stille nur durch sein leises Murmeln

unterbrach. Ob sie der, welcher das Ohr gemacht hat, gehört habe — das kann **derjenige** beantworten, der wirklich aus der Fülle des Herzens zu beten versteht; aber auch **der**, welcher diese meine Erzählung liest und sie für das nimmt, was sie ist — Wahrheit.

Jetzt standen sie auf und empfanden jenen tiefen, innern Frieden, dessen nur die bessern und reinern Seelen sich erfreuen, indem sie dem Urquell alles Lichts, aller Güte und aller Vortrefflichkeit sich nahen.

„Mir ist so leicht, sagte **Bernhardine**; es kommt mir vor, als sey unser Gebet erhört. Ich fühl' mich so ruhig, so heiter, als wenn wir alles genug hätten. Wie ist's dir, Guter?"

Eben so. Das Hungern scheint mir jetzt eine Kleinigkeit. Aber da fällt mir wieder etwas ein, liebe Bernhardine, das mir die Zeit her öfters in den Sinn kam. Ich schlug mir's allemal aus dem Kopf, denn es fehlte mir an Muth zur Ausführung. Jetzt fühl' ich, daß ich ihn habe. Mein guter Vater wollte mich, wie du weißt, studiren lassen. Er hätte es auch gekonnt, wenn er länger am Leben geblieben wäre. Nun aber fällt das weg, wiewohl ich alle nöthige Vorbereitungen dazu gemacht und sämmtliche Klassen des Gymnasiums durchlaufen habe. Freilich geht auch meine Neigung vorzüglich auf die Wissenschaften; aber es kann nicht seyn. Sieh' — statt dessen will ich jetzt geschwind ein Handwerk lernen. Ich bin jung, gesund, stark und begreife leicht etwas.

Das Lehrgeld kann ich aus meinen Büchern bestreiten. In ein paar Jahren bring' ich es so weit, daß ich meine Mutter und Geschwister hübsch ordentlich ernähren kann. Ich werde fleißig seyn und mich

der Arbeit nicht schämen. Vielleicht, liebe Bernhardine, segnet mich die Vorsehung gar so viel, daß ich (ihre Hand mit Wärme ergreifend) dich mit versorgen kann. Wirst du dann ganz die Meine seyn wollen? — Deine Mutter und deine Geschwister sollen es auch gut haben.

Bernhardinens Wangen erglühten höher; sie schlug das liebevolle, freundliche Auge nieder und lispelte ein leises Ja! Leonhard wollte sie umarmen, aber heilige Ehrfurcht vor dem reinen, himmlischen Wesen hielt ihn zurück. Jetzt hefteten beide den dankvollen Blick in die Höhe, ihre Hände ruhten ineinander, aber ihre Gefühle konnten keine Worte finden. Warm und mild strahlte die Sonne vom heitern Frühlingshimmel auf die Liebenden herab, sie hatte ihren Schleier weggelegt und ihre Thränen getrocknet. Der Hain schien verklärt, und göttlicher Friede rauschte fast hörbar herab von den ewigen Hügeln auf das junge Grün der Blätter.

Endlich unterbrach Bernhardine das Schweigen. „Lieber Leonhard," sagte sie, „ich hab' einen andern Einfall. Er kommt mir plötzlich und, glaub' ich, nicht von ungefähr. Du weißt, ich bin nicht ungeschickt im Putzarbeiten, es geht mir von der Hand; an Geschmack fehlt es mir auch nicht, und unsere beiden Mütter verstehen von der Sache gleichfalls etwas. Meine Schwester kann ich auch schon zuziehen. Was meinst du? ich will arbeiten, die Andern helfen so viel sie können, und du veräußerst dann dasjenige, was wir verfertigen; du gehst damit in die Häuser und stehst damit auch auf den Jahrmärkten aus. Mag unser Verkehr und unser Absatz im Anfang immer klein seyn; es wird sich schon bessern. Vielleicht hilft uns Gott, daß wir auf

die Art unsere beiden Familien ernähren können, ja wohl am Ende so viel vor uns bringen, daß du einen ordentlichen, mit weniger Beschwerden verknüpften, Handel führen kannst. Und das wäre, nach meiner Meinung, noch besser, als wenn du studirtest."

Braves, gutes Mädchen! sagte Leonhard nach einigem Bedenken, dein Plan ist recht hübsch; er gefällt mir, nur eins ist dabei zu erinnern.

„Und das wäre?"

Du hast nicht überlegt, daß wir ein schönes Stück Geld zum Einkauf der Waaren brauchen. Denn welcher Kaufmann oder Krämer wird dir borgen? Doch — meine Bücher können auch hier aushelfen.

„Nein, für's Erste sollst du sie wenigstens noch behalten. Sie sind dir so lieb; wir wollen sie nicht eher veräußern, bis wir gewiß wissen, es gibt kein anderes Mittel. Noch weiß ich deren keins; aber ich fühle, es wird gut gehen. Morgen wandere ich zum hiesigen Kaufmann Ringberg und bitte ihn, daß er mir für den Anfang etwas borgt."

Mit diesen Worten traten sie aus dem Gebüsche hervor; Ruhe und Heiterkeit strahlte von ihrem Angesicht; alles war Leben und rege Wonne um sie her, und über ihnen lief die Sonne ihren Weg wie ein Held, und begann sich von ihrer Höhe herabzusenken, um auch entfernten Nationen Wärme, Licht und Freude zu bringen.

Unbefangen wandelte das holde Paar Hand in Hand am Saume des Gebüsches hin. Das Winken, das Wispern, das zweideutige Lächeln der übrigen Spaziergänger, welche sie aus dem Dunkel des Hains hatten kommen sehen, kümmerte sie wenig; sie merkten nicht einmal darauf. Als aber nach einigen

Schritten ein Freund ihrer seligen Väter ihnen begegnete und ihnen die Erinnerung gab: „Junge Leute mögen noch so unschuldig seyn, sie müssen sich auch keinem Verdacht aussetzen" — da wurden sie bestürzt. Inzwischen sammelten sie sich bald, beantworteten die Warnung mit gebührendem Dank, und Leonhard setzte hinzu: „Wenn man zu Gott um Brod bittet, dann ist aller Verdacht der Art ungegründet." Bernhardine schlug blos die Augen auf; eine große Thräne zitterte in denselben, und durch diese strahlten Sittsamkeit und Herzensreine so überzeugend, daß der gutmeinende Freund es aufrichtig bereute, dem Zartgefühl dieser schönen Seele nur durch einen Laut zu nahe getreten zu seyn. Beiden drückte er mit inniger Theilnahme die Hand und sagte: „Gute Kinder! Gott weiß es, es geht mir nicht besser als euch auch!"

Schnell entfernte er sich; die jungen Leute blickten ihm mit staunendem Mitleid nach und schritten langsam weiter. Schrecklich! — sagte Leonhard — schrecklich! auch der ehrwürdige Rath Isbrand leidet Noth, Gott! wie vielen und großen Jammer kann ein einziger Mensch anrichten. Wehe dem Lande, dessen Fürst ein Kind ist! das kann man bei uns mit Recht sagen. Aber auch: wehe dem Vormund, wenn der Prinz einst volljährig wird! — „Ja wohl, entgegnete Bernhardine; dein Vater bei der Regierung, der meinige an der Kammer, und Isbrand bei der Justizkanzlei — alle drei waren von jeher dem Minister ein Dorn im Auge. Ich glaubte aber doch, der Rath hätte eigenes Vermögen. War das nicht der Fall, so hätte er auch sein Amt nicht niederlegen sollen." .... Liebe Bernhardine! fiel Leonhard ein, du urtheilst zu voreilig, ohne reife

Ueberlegung. Sag' selbst: soll ein ehrlicher Mann lieber Unrecht thun, als Mangel befürchten? oder lieber Mangel befürchten, als Unrecht thun? denn beim ehrlichen Mann bleibt es beim Befürchten, höchstens kommt es zu einigen dunkeln Prüfungsstunden, zum Verhungern gewiß nicht. Wie viel Muth, welches Vertrauen äußertest du selbst nicht vor wenigen Augenblicken? Du wiesest mich zurecht, ich dank' dir dafür, muß dich nun aber selbst darauf zurückführen.

Eine leichte Schamröthe überflog Bernhardinens Wangen, sie drückte ihrem Geliebten die Hand und sagte: „Verzeih' mir, Leonhard, das lieblose Urtheil. Gott ist mein Zeuge, ich will nicht wieder so vorschnell seyn. ..... Aber hör' einmal, wir kommen nahe bei Pastor Huldmanns Hause vorbei, sollen wir ihn nicht eben besuchen? Er hat so ganz mein Vertrauen, und über unsern vorhin gefaßten Entschluß möcht' ich gerne mit ihm sprechen. — Es waren doch schöne Tage, als er Hauslehrer unserer beiden Familien war; durch ihn machten wir nur ein Ganzes aus. Er bildete unsern Kopf, noch mehr aber arbeitete er auf unsere Herzen hin. Ohne ihn hätten wir schwerlich die schöne Stunde im Garten gehabt."

Du hast Recht, meine Gute! aber von unserer Liebe und daß du ganz die Meine werden willst — davon wollen wir ihm nichts sagen; er möchte das zu voreilig finden.

„Nein, davon wollen wir schweigen; die Freude wollen wir noch für uns behalten."

Sie wandten sich nach dem Pfarrhause; Huldmann stand am Fenster und sah, wie sie sich an der Hand führten, wie sie seiner Thür rasch und freudig zueilten. Er ahnete etwas Neues, und da

er jetzt die Umstände beider Familien genau kannte, so lief er ihnen entgegen und sagte: „Kinder! ihr seyd ja so traulich, so freundlich; was gibts?“ Leonhard erwiederte: Lieber Herr Pastor! Sie wissen um unsere gewiß nicht angenehme Lage. Um meine Schwermuth aufzuhellen, ging ich in den fürstlichen Garten. Ich wandelte einsam am Bache, da kam mir Bernhardine entgegen. Wir klagten einander unsere Noth; unsere Herzen waren voll; wir knieten im Dunkel des Gebüsches nieder und schütteten unser Anliegen vor dem aus, den Sie uns als den besten, liebevollsten Vater haben kennen gelehrt. Dadurch fanden wir uns wunderbar gestärkt und getröstet, in uns beiden regte sich ein lebhafter Trieb, irgend etwas anzufangen, um unsere Familien dadurch zu ernähren. Bernhardine will Putzarbeit machen und ich will durch das Land reisen, um sie zu verkaufen.

„Liebster, liebster Herr Kronhelm!.... Doch — ich will Ihnen keine Einwendungen, keine Schwierigkeiten machen. Sie haben gebetet und darauf ist Ihnen dieser Entschluß geworden. Gottes Wege gehen oft durch Gegenden der Unwahrscheinlichkeit am nächsten zum Ziele. — Aber wo bleibt nun das Studium?“

Es thut mir leid genug, es aufgeben zu müssen; allein wo sollt' ich das Geld dazu hernehmen? Und wenn das auch nicht wäre, wie lange würde ich auf ein Amt warten müssen? Wie lange würd' es dauern, bis ich meine Mutter und Geschwister ernähren könnte? Wenn aber auch alles gut ging....... Leonhard stockte und wurde roth; Bernhardine sah den Prediger von der Seite verlegen und schamhaft an. Der

gute Huldmann merkte, was dahinter steckte, fuhr aber fort: „Nun, was denn noch mehr?“

Stotternd versetzte Leonhard: Nun ja! so ist denn doch die liebe Lindheim'sche Familie noch nicht versorgt. Dazu ist Berhardine, als Frauenzimmer, zu schwach. — „Gott segne euch, meine Kinder! Behaltet euch einander nur recht lieb, und betragt euch so brav, wie bisher. Der Herr wird's versehen. Redet recht oft mit ihm, so wie ihr es heute gethan habt.“

Nun brachte auch Bernhardine ihr Anliegen vor. Sie fürchtete, Herr Ringberg möchte ihr nicht borgen, daher bat sie den Prediger, zu ihm hinzugehen und ein gutes Fürwort für sie einzulegen. Er versprach es. Mit leichtem Herzen sagte ihm das edle Paar Lebewohl, und jedes von ihnen ging mit freudiger Zuversicht nach Hause.

Hier wurde die Sache gleich in der ersten Wärme den beiden Müttern vorgetragen. Mit Thränen in den Augen erkannten diese die gute Meinung ihrer Kinder; allein die abhärmende Schwermuth ist ein Fieber, in welchem auch die kostbarsten Speisen bitter schmecken. Die Mütter zweifelten beide gar sehr am glücklichen Erfolg, doch legten sie den jungen Leuten keine Hindernisse in den Weg. Diese blieben fest und sagten, was Huldmann ihnen so oft eingeprägt hatte: „Dem Glauben ist alles möglich.“

Bernhardine konnte den folgenden Morgen kaum erwarten. Sobald sie glaubte, Herr Ringberg sey aus den Federn, lief sie hin und machte ihren Antrag. „Herr Ringberg,“ sagte sie, „Sie wissen, wie unsere Umstände sind. Gerne möcht ich nun mit Nähen, Sticken und Putzmachen etwas verdienen; aber dazu muß ich allerlei Sachen haben,

die man alle bei Ihnen bekommen kann; nur fehlt es mir an Geld. Wollen Sie mir wohl borgen? — So wie meine Arbeit verkauft ist, bezahl' ich Sie redlich.“ Nur stotternd und kaum hörbar brachte sie diesen Vortrag über ihre Lippen; auf ihren Wangen wechselte die Farbe jeden Augenblick. Mit weicher, gerührter Stimme antwortete Ringberg: Mamsell Lindheim! Holen Sie, was und wie viel Sie brauchen. Sie haben vollkommen Kredit bei mir.

Bernhardine trat einige Schritte näher und sagte mit nassen Augen: Herr Ringberg! Gott belohne diese That; ich kann es nicht.

„Wenn er das thut, mein gutes Kind, so kommt mir der Segen nicht zu statten. Sie haben einen andern Wohlthäter, der aber durchaus unbekannt bleiben will.“

Bernhardine stutzte über diese Aeußerung und grübelte ein paar Augenblicke darüber nach. Bald aber sah sie von dem Werkzeug ab und empor zu dem, der ihr Gebet so gnädig erhört hatte, und ihr jetzt gleichsam ein Unterpfand davon gab, daß alles gut gehen werde. Bescheiden nahm sie nur so viel aus, als sie zum Anfang schlechterdings gebrauchte. Sie brachte es voller Freude nach Hause und gab sich unter Lächeln und Scherzen an die Arbeit. Jeder, der helfen konnte, half. Der Kreis war so traulich; die Stimmung war so heiter; doppelt rasch ging es von der Hand.

Auch die edelsten Seelen gucken gerne durch das Schlüsselloch, was der Vater im Kabinet doch wohl mache? Auch Bernhardine und alle, die Theil an ihrem Schicksal nahmen, hätten gerne gewußt, wer jener großmüthige Wohlthäter sey? Anfangs riethen sie auf den Pastor Huldmann, allein der

hatte selbst nur ein nothdürftiges Auskommen; und Ringberg war, bei aller seiner Rechtschaffenheit, doch so sehr Kaufmann, daß er da nicht borgte, wo er keinen reellen Grund zur Erstattung wußte. Alles Gucken half also nichts; man mußte sich zufrieden geben und jenen Edlen im Dunkel lassen, in welches er sich selbst eingehüllt hatte. — Leonhard machte sich inzwischen zu seiner ersten Handelsreise fertig, damit er, sobald Bernhardine einen Transport bereit hätte, ihn sogleich aufpacken und seinen neuen Beruf antreten könnte.

Endlich war es so weit. Der gute Jüngling that seine Putzsachen sorgfältig in einen dazu gemachten Kasten, und Bernhardine setzte ihm den Preis jedes einzelnen Stücks in seine Schreibtafel. Seine Mutter weinte laut, als er den Kasten auf den Tisch stellte und seine Arme durch die Tragriemen schob. Er mußte ihn nämlich, der Größe wegen, auf den Rücken nehmen. Auch ihm standen Thränen in den Augen, aber er ermannte sich und sagte: „Liebe Mutter, wären Sie doch gestern bei unserem guten Huldmann in der Kirche gewesen. Er predigte darüber, wie man den Simon von Cyrene zwang, unserem Herrn das Kreuz nachzutragen. Da fiel ich mir selbst ein. Machen Sie doch nicht, daß man mich auch zwingen muß. Das Studiren wäre mir freilich weit angenehmer; aber es ist nun einmal so. Und gewiß, Mutter, es wird gut gehen.“ Er reichte ihr die Hand, küßte seine kleinen Geschwister und wanderte fort. Als er bei Bernhardinens Wohnung vorbeiging, stand das holde Mädchen in der Thür. Leonhard trat zu ihr, sie sprachen ein paar Augenblicke mit einander, dann drückte er schnell einen leisen Kuß auf ihre Wangen und schied mit ei-

ward noch mehr, als Herr Rußheim nun auch von einem ganz andern Handel mit ihm zu reden begann.

„Lieber Kronhelm, sagte dieser, ich weiß von Pastor Huldmann, aber auch noch aus andern Quellen, wozu Sie zu gebrauchen sind. Ich habe einen Sohn, der künftigen Herbst auf die Universität ziehen und die Rechtsgelahrtheit studiren soll. Sie sind ungefähr zwanzig und mein Sohn ist bald achtzehn Jahre alt. Sie können ihm nicht blos zum Gesellschafter, sondern schon zum Führer dienen. — Dazu wähle ich Sie, lieber Kronhelm, und ich hoffe, Sie werden diese Stelle nicht ausschlagen."

Wer beschreibt, was in diesen Augenblicken in Leonhards Seele vorging? — Als die erste Bestürzung vorüber war, entgegnete er: „Herr Rußheim, der Antrag, den Sie mir machen, ist so erwünscht, und Ihre Meinung von mir ist so vortheilhaft, daß ich auf Beides zu antworten nicht im Stande bin, sondern nur durch mein eifrigstes Streben für das Erste danken und das Zweite durch Gottes Hülfe bewahrheiten kann. Mit inniger Freude ergreife ich Ihren ehrenvollen Vorschlag; nur eine Bedenklichkeit steht mir im Wege. Ich verhehl' sie Ihnen nicht. Was würde in dem Fall aus der Lindheim'schen und aus meiner Familie? — Beide bedürfen meiner; ich bin mich ihnen schuldig."

„Für die ist gesorgt, lieber Kronhelm; jeder ist eine Pension von 400 Thalern bewilligt. Die Rescripte sind schon ausgefertigt."

Das war dem guten Jüngling zu viel; er wankte und mußte sich an einem Tische halten. Gern wäre er auf die Kniee gesunken — aber das ging nicht an: denn so etwas gehört in's dunkle Gebüsch, oder

ins Kämmerlein, wo man die Thüre hinter sich zuschließt. Ein Strom von Thränen schaffte seinem vollen Herzen Luft.

Nachdem er sich erholt hatte, sagte er: „Gott vergelte es dem, der diese Wohlthat für unsere Familien auswirkte! Wie war das aber nur beim Herrn Minister möglich?“

„Der ist dabei gar nicht gebraucht worden. Danken Sie Gott und überlassen dem die Belohnung Ihrer Wohlthäter: denn die wollen durchaus nicht bekannt seyn.“

Der Fremde, welcher bisher kein Wort gesagt hatte, setzte mit sanfter, aber eindringender Stimme hinzu: „Fahren Sie fort, so redlich zu denken und zu handeln, wie Sie bis jetzt gethan haben. Der Lohn dafür wird nicht ausbleiben.“

Nun machte Herr Rußheim Leonharden mit den Pflichten bekannt, die er in seiner künftigen Stelle zu erfüllen, so wie mit den Vortheilen, welche derselbe zu genießen haben sollte. Sie bestanden hauptsächlich in Folgendem: Er sollte mit dem jungen Rußheim alle nothwendigen Collegien besuchen und zu Hause das Gehörte mit ihm wiederholen; er sollte die Kasse führen und alle Ausgaben genau berechnen; er sollte dafür sorgen, daß der religiöse und moralische Sinn des ihm anvertrauten Jünglings vervollkommnet und dieser überhaupt zu einem gelehrten, rechtschaffenen und brauchbaren Manne gebildet werde. Dagegen hatte er eine vollkommen freie Station, jährlich 300 Gulden Gehalt, und nebenbei noch von Zeit zu Zeit etwas Außerordentliches zu erwarten. Leonhard fand dies bei seinem einfachen, genügsamen Charakter, mehr als reichlich. Von Herzen

war er mit Allem zufrieden, bezeigte dieses Herrn Rußheim, und sehnte sich nun in die Einsamkeit, um den Gefühlen seines Innern ungestört nachzuhängen. Deßwegen wollte er sich beurlauben, seinen Kasten aufpacken und noch diesen Abend den Rückweg nach Birkenhain antreten. Allein Herr und Madame Rußheim baten ihn, heute und morgen zu verweilen, und Ersterer fügte hinzu: „Vermuthlich kommt mit der morgenden Post das Rescript wegen den Pensionen für beide Familien, vom Obervormund, dem Herzog von Bellar, unterzeichnet. Sie können dann die frohe Nachricht Ihren Lieben um so viel gewisser überbringen." — Leonhard ließ sich bereden; vorzüglich auch darum, weil ihn die Seinigen noch nicht so bald erwarteten. — — Jetzt lernte er die treffliche Familie, mit der er in nähere Verbindung treten sollte, genauer kennen. Nach wenigen Stunden war er in ihrer Mitte völlig wie zu Hause. Sein künftiger junger Freund vereinigte viele der ausgezeichnetsten Eigenschaften in sich; sein Herz war eben so bieder, als sein Kopf offen. Leonhard empfand darüber die reinste, lauterste Freude. Herrn Rußheim gab er es zu wiederholten Malen zu verstehen, daß er ihn und keinen andern für seinen eigentlichen Wohlthäter halte; allein dieser Mann dachte viel zu edel, als daß er ihn nur einen Augenblick in diesem Irrthum hätte lassen sollen. „Lieber Kronhelm, sagte er, ich habe an allen jenen Wohlthaten nur einen sehr geringen Antheil. Forschen Sie nicht weiter; es wäre vergeblich. Ich muß es Ihnen wiederholen: Ihre Freunde wollen schlechterdings unbekannt bleiben." Heiter und traulich verfloß der Abend. Ehe Leonhard seine Augen schloß, sandte er die feurigsten Wünsche zum Allvergelter für diejeni-

gen, die ihn und seine Theuern unvermuthet und ungebeten so überschwenglich glücklich gemacht hatten.

Was man vermuthet hatte, geschah. Des andern Morgens langten die Rescripte zu Dosenburg an. Bei wem? — das wird sich zu seiner Zeit ausweisen. Genug, Rußheim erhielt sie, und zugleich die Nachricht, daß der Minister von Landwurm den gemessenen Befehl bekommen habe, die Rescripte strächlich zu befolgen.

Leonhard schickte sich nun zur Abreise; den Kasten aber mußte er zurücklassen, denn der sollte im Rußheim'schen Hause als ein Denkmal kindlicher Liebe aufbewahrt werden. Der genommenen Abrede gemäß sollte übrigens Leonhard in sechs Wochen sein neues Amt antreten, und dann noch ein Paar Monate in Dosenburg verweilen, um sich nebst seinem jungen Freunde mit Muße auf die Akademie vorbereiten zu können. Er versprach dies nochmals; steckte seine beiden Rescripte zu sich, nahm seinen Wanderstab, empfahl sich der trefflichen Familie, in deren Kreise ihm so wohl gewesen war, und ging nun, voll der seligsten Empfindungen, auf Birkenhain zu. Während des Gehens rief er alle guten Vorsätze, die er je gefaßt hatte, in seine Seele zurück. Er gelobte es sich selbst, treu zu seyn in seinem bevorstehenden Beruf; seine Zeit wohl anzuwenden, und all' seine Kräfte dahin zu vereinigen, daß er dereinst dem Staat und seinen Nebenmenschen als ein rechtschaffener und brauchbarer Mann nützlich werden könne. Seine guten, frommen Gefühle verwandelten sich in ein herzliches Gebet; er blieb stehen, nahm seinen Hut ab und heftete einen Blick voll Klarheit und Andacht zum Himmel.

In dieser edlen Stellung, ganz mit sich selbst be-

schäftigt, bemerkte er nicht, was um ihn vorging; bemerkte nicht, daß jener verdrießliche Reiter, der junge Landwurm, ihm abermals entgegen kam. Plötzlich war ihm dieser auf dem Leibe; auszuweichen war nicht mehr möglich; offen und unbefangen ging er also dem Baron entgegen. Dieser stürmte sogleich auf ihn los und rief ihm mit lachender Wuth zu: „Nun, Kerl, wo hast du deinen Bettelkasten gelassen? Vermuthlich irgendwo im Gebüsch?“.....

„Herr Baron! mäßigen Sie sich! Ihre Frage verdient keine Antwort.“

„Was? Du ....kerl!“ donnerte der Baron, kehrte seine starke, schwerbeschlagene Reitpeitsche um, und versetzte mit dem dicken Ende derselben dem guten Leonhard einen gewaltigen Hieb über den Kopf. Taumelnd sank dieser in den Graben neben der Chaussee; jener gab seinem Pferde die Sporen und beschloß mit einem fürchterlichen Fluche den empörenden Auftritt.

Leonhard kam inzwischen wieder zur Besinnung und kroch aus dem Graben heraus. Eben hatte er den Fußweg betreten und sich in die Höhe gerichtet, als ein Phaeton daher rollte und ihm zur Seite still hielt. In demselben saß ein ältlicher und ein junger Herr; beide betrachteten Leonharden sehr aufmerksam. Dieser erkannte sofort in dem ältern Herrn denjenigen, der bei Rußheim am Fenster stand, der an ihm und seinem Schicksal so liebreichen Antheil genommen und ihm eine so väterliche Ermahnung gegeben hatte.

„Mein Gott, lieber Kronhelm! sagte der Aeltere. War das nicht der junge Landwurm, der Sie so mißhandelte? Wir sahen es von ferne.“

„Ja, meine Herren, der war's.“

„Was haben Sie denn mit ihm? Wie kam er dazu?"

„Nie in meinem Leben hab' ich einen Wortwechsel, viel weniger eine Streitigkeit mit ihm gehabt. Vor ein Paar Tagen, als ich mit meinem Kasten nach Dosenburg ging, begegnete er mir fast auf dieser Stelle und spottete meiner auf eine bittere, niederträchtige Weise. Ich antwortete ihm in einem sanften Tone, und es blieb dabei. Jetzt machte er es eben so grob, und als ich ihm sagte, er sollte sich mäßigen, so erwiederte er das mit einem pöbelhaften Fluche und mit einem derben Hieb über meinen unbedeckten Kopf."

„Wenn er Ihnen nur keinen Schaden gethan hat. Sie müssen die Sache von einem geschickten Wundarzte untersuchen lassen, und dann — den wilden Bösewicht verklagen."

„Das Erste werd' ich thun, sobald ich nach Hause komme; aber in Ansehung des Zweiten werden Sie mir erlauben, meinen Grundsätzen und meiner Ueberzeugung zu folgen."

„Das heißt vermuthlich, Sie wollen nicht klagen? Aber warum nicht?"

„Einmal, weil es nichts helfen würde: denn er ist der Sohn des Ministers; und dann, weil ich mir es zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht habe, nie Selbstrache zu nehmen."

„Soll denn aber jeder Taugenichts Sie ungeahndet beleidigen und mißhandeln dürfen?"

„Dagegen wird mich derjenige schützen, auf dessen Befehl ich mich der Selbstrache enthalte."

En vérité, sagte jetzt der ältere Herr, indem er sich zum Jüngern wandte, je vous dis, que jamais je n'ai trouvé foi pareille. Der Jüngere beant-

wortete dies mit einem freundlichen, zustimmenden Kopfnicken, reichte Leonhard die Hand, und nöthigte ihn sehr verbindlich, den leeren Platz im Wagen einzunehmen. Leonhard that es nach einigen bescheidenen Weigerungen. Er würde es standhaft ausgeschlagen haben; allein der Kopf schmerzte ihn, und er befürchtete nicht ohne Grund, daß er sich im Gehen erhitzen und dadurch die Folgen seiner Quetschung verschlimmern möchte. Die Unterhaltung betraf während des Weges gleichgültige Gegenstände: denn als die beiden Fremden erfuhren, daß Kronhelm das Französische und Englische nicht blos verstand, sondern auch fertig redete, so konnten sie freilich von ihren eigentlichen Geschäften nicht sprechen. Doch fehlte es Leonhard deßwegen gar nicht an Gelegenheit, seine mannigfaltigen Kenntnisse und sein edles Herz, auch ungesucht, im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Seinen Begleitern blieb dies nicht unbemerkt; ihr Wohlgefallen an ihm und seiner Denkweise wurde mit jeder Stunde sichtbarer.

Hätte Leonhard, als er dem jungen Baron begegnete, seinen Hut aufgehabt, so würde der ihn geschützt haben; wenigstens wäre die Gewalt des Schlages gar sehr dadurch gebrochen worden. Jetzt aber schwoll sein Kopf zusehends, und zwar so, daß er, ehe sie Birkenhain erreichten, kaum mehr aus den Augen sehen konnte. Seine Begleiter erschöpften sich in herzlicher Theilnahme an seinem Unglück; versicherten ihn dabei aber auch sehr bedeutend, „daß Ahndung und Strafe gewiß nicht ausbleiben würden.“ — Vor dem Thor wollte der bescheidene Jüngling absteigen; dies litten die beiden Fremden durchaus nicht. Sie ließen vor der kleinen Wohnung vorfahren, welche seine Mutter nach dem Tode ihres Man-

nes bezogen hatte. Leonhard dankte ihnen auf's Gerührteste. Ehe er noch ausreden konnte, eilten jene weg und kehrten in einem benachbarten angesehenen Gasthofe ein.

Leonhards geschwollener Kopf setzte beim Hereintreten Alles in Bestürzung, und der Unwille war, als er den Vorfall erzählte — wie man leicht denken kann — nicht gering. Als aber ein Wundarzt den Schaden untersuchte, die beste Hoffnung gegeben, und auch Leonhard seine frohen Nachrichten mitgetheilt hatte, da verschlang die Freude jeden Kummer. Die beiden Mütter (denn Madame Lindheim war eben bei ihrer Freundin zum Besuch) waren vor Entzücken fast außer sich. Alle Noth hatte jetzt plötzlich ein Ende. Sie selbst waren anständig versorgt, und konnten nun mit Hülfe ihres Fleißes auch ihren jüngern Kindern eine gewünschte Erziehung geben. Wer schildert die Ergüsse ihrer vollen, überströmenden Seelen?

Das Erste, wornach Leonhard sich erkundigte, war Bernhardine. Man erzählte ihm, sie sey unvermuthet zu einer vornehmen Dame auf das Land geholt worden; dort sollte sie mehrere Putzarbeiten verfertigen und werde erst in einigen Tagen zur Stadt zurückkehren. Da man seine Fragen, die er in Absicht ihrer that, bestimmt und schnell beantwortete, so gab er sich zufrieden. Hätte man die reine Wahrheit gesagt, er würde dadurch in die lebhafteste Unruhe versetzt und seine Kopfwunde verschlimmert worden seyn. Deßwegen warnte man auch Jeden, der ihn besuchte, mit keinem Laut Bernhardinens Geschichte zu erwähnen. Mit dieser hatte es aber eigentlich folgende Bewandtniß:

Das holde Mädchen, welches in der ganzen Fülle

ihm zum ersten Mal auf dem Wege nach Dosenburg begegnete. Als dieser seine Stachelreden so kalt beantwortete, schwur er bei sich selbst hoch und theuer, daß er ihn noch am nämlichen Tage um Bernhardinen, oder wenigens um ihre Tugend betrügen wolle. Die Ausführung schien dem Baron leicht, denn das Putzmachen gab ihm den schönsten Vorwand, sie in seine Gewalt zu bekommen. Er war übrigens fest entschlossen, Alles zu wagen, um seine Lüste zu befriedigen.

Spät am Nachmittage kam dem zu Folge ein Dienstmädchen zu Bernhardinen und ersuchte sie im Namen ihrer Gebieterin, sich in ein bestimmtes Haus zu bemühen, woselbst eine vornehme Dame aus N. angekommen sey, die gerne einige Putzarbeiten gemacht haben wolle, und bei der Gelegenheit Mamsell Lindheim, von der sie so viel Gutes gehört hätte, persönlich kennen zu lernen wünsche. Bernhardine versprach zu kommen, und das um so bereitwilliger, da jenes Haus nicht anders als unter einem guten Rufe bekannt war.

Sorglos folgte das gute Mädchen der Führerin, die sie in die besagte Wohnung auf ein artiges hinteres Zimmer brachte, wo sie sie bat, eine Viertelstunde zu verweilen, indem ihre Dame zu einer Freundin gefahren sey, — aber binnen dieser Zeit zurückkehren werde. Bernhardine ließ sich dies gefallen, setzte sich hin und las in einem Buche, welches aufgeschlagen auf dem Tische lag. Plötzlich öffnete sich die Thüre und der junge Landwurm trat herein. Bernhardine erschrak, ein geheimer Schauder überlief sie; der junge Baron aber suchte sie zu beruhigen und versicherte, die fremde Dame sey mit ihm verwandt und er sey hier, ihr seine

Aufwartung zu machen. Bernhardine wollte sich deshalb beurlauben und bat den Baron, sie bis morgen bei der Dame zu entschuldigen. Dieser aber verwickelte sie immer aufs Neue in ein Gespräch und wußte seine Unterhaltung so interessant zu machen, daß Berhhardinens Widerwille sichtbar schwand. Jetzt trat ein Bedienter herein, brachte Wein und Konfekt; der Baron nöthigte Bernhardinen, von dem lieblichen, abet starken Getränke etwas zu genießen, setzte sich traulich neben sie und begann allmählig mit seinen eigenen Absichten hervorzurücken. Was er sagte, war in glatten Worten eingekleidet, und Bernhardine begriff in ihrer Unschuld nicht, was er im Grunde damit meinte. Sie schwieg; und diesem Schweigen gab Landwurm eine für sich günstige Erklärung; er fing an, deutlicher zu reden. Das Angesicht des holden Mädchens erglühte; eine Thräne floß über ihre Wange herab. Das Gefühl der tiefsten Kränkung erpreßte sie. Der Baron nahm es für den letzten Kampf der fallenden Tugend, warf mit Ungestüm seinen Arm um die kämpfende Jungfrau, und ein glühender Kuß brannte auf den nie entweihten Lippen. Wie ein gescheuchtes Reh sprang sie von ihrem Sitze auf, rief mit lauter Stimme: „Herr Baron, ich verachte Sie, ich verachte Sie von ganzer Seele!" — und sprang gegen die Thüre, aber Landwurm stellte sich ihr entgegen, und auf seinen Ruf erschien derselbe Bediente wieder. Jetzt stand der guten Seele die volle Schrecklichkeit ihrer Lage glühend vor den Augen. „Gott!" rief sie, „wie schändlich bin ich verrathen! Hülfe! Hülfe!" — Und Gott hörte das Schreien der kämpfenden Unschuld — und sandte Hülfe. — Ein benachbarter Bürger hatte den Angstruf gehört und war herbeigeeilt; in dem

Augenblick der größten Noth erschien er als retten-der Engel und führte die Jungfrau aus den Klauen des Bösewichts in die Arme der Ihrigen zurück. Alle die Auftritte, die während dem in dem Hause, welches die Gerettete verließ, vorgingen, übergehe ich; genug, der Baron wüthete und brütete fürchterliche Rache. Bernhardine aber verfiel nun in ein hitziges Fieber und lag noch in demselben, als Leonhard von Dosenburg zurückkam und der junge Landwurm seinen Ingrimm über den mißlungenen Plan an ihm, dem Unschuldigen, ausließ.

Man kann sich leicht vorstellen, daß diesem Taugenichts die Rache nicht schwer wurde, da ihm sein Vater mit all' seiner Macht zu Gebote stand. Das junge Paar sollte sie zuerst fühlen und dann wollte er aber auch seinen Muth mit Herzenslust an dem Biedermann kühlen, der die Ausführung seines ruchlosen Zweckes verhindert hatte. Einige Tage verstrichen darüber, und Leonhard so wie Bernhardine wurden in der Zwischenzeit wieder hergestellt. Sie schwiegen und hofften, Landwurm werde das Nämliche thun, und damit die ganze empörende Geschichte beendigt seyn. Allein — es sollte anders kommen. Ungefähr acht Tage nachher erschien der Amtsbote und citirte Leonhard und Bernhardinen vor den Polizeibeamten. Sie erschienen und mit ihnen ein Gerichtsdiener, der sie anklagte und auf Pflicht und Gewissen bezeugte, „er habe diese beiden jungen Leute im fürstlichen Garten auf eine höchst ungeziemende Weise zusammen angetroffen.“ Mit Abscheu und Entsetzen fuhr sie der scheinheilige Richter an und machte ihnen über ihre ärgerliche, sittenlose Aufführung die bittersten Vorwürfe. Bernhardine brach in einen Strom von Thränen aus;

Leonhard wollte antworten; allein das Unerwartete dieses Auftritts, so wie eine gewisse natürliche Furchtsamkeit, deren er sich nie ganz ermächtigen konnte, machten, daß er stotterte und gleichfalls sein thränendes Auge zum Himmel empor hob, gleichsam als wollte er von dort einen Zeugen ihrer Unschuld herab rufen. Man stellte sich, darin das Bekenntniß ihres Vergehens zu finden, und der von lauter Gerechtigkeit brennende Richter donnerte ihnen das Urtheil entgegen, „daß sie alsofort eine Stunde öffentlich an den Pranger sollten gestellt werden."

Noch sprach er, da rollte ein Wagen vor das Haus; die Thüre des Gerichtssaales öffnete sich, und die beiden Fremden, der ältliche und der junge Herr, traten herein. Der Beamte stutzte; ihn schwanete etwas. Doch faßte er sich gleich wieder und sagte: „Was berechtigt Sie, ungefordert hier herein zu kommen?" Der Aeltere antwortete ziemlich gelassen: „die Unschuld dieser beiden jungen Leute. Ich weiß, wessen sie beschuldigt werden. Sagt mir, Polizeidiener, wann habt Ihr den Beklagten gesehen?" Der Kläger gab die Zeit richtig an. — „Gut," fuhr jener fort, „auch ich war damals im fürstlichen Garten und saß auf einer Bank am Rande des Gebüsches. Als ich diese jungen Leute so angelegentlich mit einander reden hörte, schlich ich näher und behorchte sie von Anfang bis zu Ende. (Mit erhöhter Stimme:) Was diese edlen Seelen dort verrichteten, das ist wohl nie irgend einem von dem ganzen Landwurm'schen Otterngezüchte in den Sinn gekommen." Mit diesen Worten wendete er sich zu seinem jungen Begleiter und sagte: „Ew. Durchlaucht verzeihen

gnädigst, daß ich Ihnen in der Eile vorgriff. Der Eifer übermannte mich."

Mit hohem Anstand und edler Würde trat jetzt der vor wenig Tagen für volljährig erklärte Fürst Ferdinand hervor, reichte Leonhard und Bernhardinen, die wie versteinert da standen, seine beiden Hände und sagte: „Ihr habt Angst ausgestanden; früh seyd Ihr durch Leiden bewährt worden. Geht jetzt im Frieden nach Hause. Ich werde Eurer nicht vergessen; vergeßt auch meiner nicht. Und wenn Ihr wieder betet, und so oft Ihr es thut — schließt mich in Euer Gebet ein." Das junge Paar wollte in seinem Entzücken dem Fürsten die Hände küssen; dieser verhinderte es, drückte die ihrigen und hieß sie zu ihren Müttern eilen. — Der Beamte hatte sich inzwischen an die Wand in eine Ecke retirirt und bat von dort aus um Gnade. Fürst Ferdinand würdigte ihn keiner Antwort, sondern rief: „Unteroffizier!" Ein Sergeant und zwei Grenadiere mit geschultertem Gewehr traten herein. „Da, den Beamten nehmt in Verhaft und führt ihn zu den Landwurms, aber in ein besonderes Zimmer. Ihr kommt dann hierher zurück." —

Wie ein Wetterstrahl das dunkle Gewölbe des Himmels durchzuckt, so fuhr die frohe Nachricht in alle, auch die entferntesten Winkel der Stadt: „Der Erbprinz ist da; er ist regierender Herr geworden; die Landwürme und ihr ganzer Anhang sind gefangen; sie werden ihren verdienten Lohn bekommen; der Geheimerath von Preiswerk, der den Fürsten erzogen und auf allen seinen Reisen begleitet hat, ist erster Minister geworden." Dies erzählte Einer dem Andern, und der Taumel der Freude war allgemein.

Leonhard und Bernhardine beruhigten ihre bekümmerten Mütter und flogen dann zu dem dunkeln Tempel der Natur, in jenes Gebüsch, wo sie vor Kurzem ihre Sorgen ausgeschüttet und den Bund der reinen, ewigen Liebe beschworen hatten. Thränen des Dankes und der Freude strömten über ihre Wangen; eine heilige Gluth durchdrang ihr ganzes Wesen; ihre frommen Wünsche wurden eben so viele Gebete für den ächt menschlichen Fürsten und dessen trefflichen Minister.

Wer die Geschichte des jungen Paares hörte, der bekannte: Glauben und Vertrauen haben ihren großen, ihren sichern Lohn.

Dir aber, lieber Leser, der du an Leonhard und Bernhardinen Theil nimmst, erzähl' ich vielleicht in Zukunft noch mehr von ihrer Geschichte. —

17.

Gotthard und seine Söhne.

Eine wahre Geschichte.

———

einer abgelegenen Gegend in Baiern, ab-
eden von der großen und glänzenden Welt, um-
von blühenden Auen, volkreichen, wohlhabenden
rn, voller glücklicher Landleute, und nicht so
von den südostwärts liegenden himmelhohen
ler Gebirgen entfernt, daß sich ihre gähen Ab-
e und zackigten Spitzen dem staunenden Auge
hen könnten, wohnte Gotthard, ein Land-
er, in einer uralten beinahe verfallenen Burg.
atte viele Kinder, ein kleines Gehalt, ein zar-
ewissen und gar keine Schulden; wenn er sich
lbend schlafen legte, so war sein Hauptkissen
und beim Erwachen am Morgen konnte er zu-
ber das glückliche, weite Thal hinschauen; denn
Gegenstand brachte ihm Erinnerungen, die wie
Gottes seiner Seele hohen Frieden zuflüsterten.
otthard hatte drei Söhne; Franz war der
, Benedict der zweite, und Max der dritte.
rei wuchsen heran. Der älteste war völlig reif,
ie Universität zu gehen, die beiden andern bei-
die ganze Familie war katholisch; Niemand
mte Religionspflichten, Alle aber hatten auch

protestantische Schriften, besonders Stillings Leben und Sophiens Reisen gelesen. Alle dachten rein aufgeklärt, und Alle waren weise genug, den Schatz der Wahrheit zu bewahren, und so wirken zu lassen, daß er Niemand durch seinen Glanz in den Augen wehe that; zudem waren die Söhne von einem rechtschaffnen Kaplan unterrichtet und zu der Universität vorbereitet worden.

An einem schönen Nachmittag im August ließ der Amtmann seine drei Söhne in seine Schreibstube kommen. So wie sie hereintraten, wendete sich der Vater auf seinem Armsessel herum; er sah sie mit nassen Augen an und sagte: Kinder, ich habe zu Gott geweint — „Du, Franz, mußt nun diesen Herbst nach Ingolstadt auf die Universität ziehen, deine Mutter wird dich mit nöthigen Kleidern und Wäsche versehen, und ich mit Büchern: aber — Geld! — lieber Gott! das hab' ich nicht; ich habe Gott vertraut. Er hat mir geholfen. Nie hab' ich Jemand gedrückt, und lieber gegeben, als genommen; ich werde alt, kann mit Aktenarbeit und Kommissionen nebenher nichts mehr verdienen, und Ihr müßt doch alle drei etwas lernen, damit Ihr euch einst ernähren könnt. Mache du es jetzt wie Stilling; gehe im Namen Gottes mit dem Wenigen, was ich dir mitgeben kann, auf die Universität; dann bet' und trau' auf Gott. Wir wollen das hier auch thun, und so weiß ich, Er wird uns nicht verlassen."

Den drei Jünglingen standen die Thränen in den Augen; stillschweigend gingen sie wieder hinaus, und Franz winkte den beiden in's Feld. „Wir wollen spazieren gehen," sagte er, „und nachdenken über das, was uns der Vater gesagt hat." — In einer schwermüthigen Seelenstimmung wandelten sie zwischen den

in der Erndte stehenden Getraidefeldern hin. Jeder dachte für sich der Sache nach, ohne ein Wort zu reden, bis endlich Franz das Stillschweigen unterbrach und sagte: „Seht Ihr, Brüder! alle diese Aehren da, wie sie sich oben herüber gegen die Erde bücken? — Die da so gerad emporstreben, sich über die Andern hinaus erheben, die enthalten entweder gar keine, oder doch sehr magere Kerne; aber die gebeugten und gebückten Aehren, die sind gar reich an Nahrung für Menschen und Vieh. So eine Aehre ist unser guter Vater — möchte nur der Halm unter der Last der Früchte nicht knicken! — Wir drei sind Aehren, die erst anfangen zu blühen. Ach!" — Thränen erstickten die Worte; er schwieg, und die Anderen beiden weinten stille mit ihm. Nach einer kleinen Weile trocknete Franz seine Augen; er stärkte sich, trat seinen Brüdern in den Weg und sagte: „Hört, Brüder! ich hab einen Entschluß gefaßt; wir wollen ein Bündniß mit einander schließen, daß wir alle drei ordentlich studiren wollen, ohne von unserm Vater einen Heller zu begehren und ohne ihn das Geringste zu kosten. — Seht, wir singen alle gut, verstehen alle Musik, und Jeder spielt sein Instrument ohne grobe Fehler; damit wollen wir uns durchbringen; ich gehe nun nach der Universität, ich werde suchen, bei der Kirchenmusik unterzukommen; werde Unterricht geben, und wenn's Noth thut, Wasser und Brod genießen und damit zufrieden seyn. So werde ich Euch mit einem guten Beispiel vorgehen. Jetzt gebt mir die Hand darauf und schwört mir, daß Ihr's auch so machen wollt." Beide freuten sich über diesen vortrefflichen Vorsatz; beide schwuren, und alle drei fühlten in ihren Seelen den hohen Wink des Beifalls des Menschenvaters. Unüberwindlich gestärkt kehrten

sie auf der Stelle um und eilten nach Haus, um dem Vater zu sagen, was sie sich untereinander vorgenommen und beschworen hatten. Sie fanden ihn im Garten bei der Mutter stehen, die gerade Salatköpfe ausstach. Freudig erzählten sie beiden, was geschehen war und baten um die Bestätigung ihres Vorsatzes. Gotthard und seine Gattin sahen sich an, staunten, Thränen rollten ihnen die Wangen herab; sie billigten das Vorhaben ihrer Söhne mit herzlichen Umarmungen und mit Ausdrücken des Segens. Ob nun gleich Gotthard sowohl an der Beständigkeit ihres Vorsatzes, als an der Möglichkeit der Ausführung zweifelte, so wollte er doch die edlen Jünglinge nicht irre machen. Er schwieg also und sagte: „Gott begleite Euer Vorhaben mit seinem reichen Segen!" — Franz ging nun auf die hohe Schule; er hielt Wort, sein Vater braucht' ihn nicht zu unterstützen. Er studirte die Theologie und ward bald Kaplan bei einem großen Fürsten.

Benedikt folgt' ihm das folgende Jahr nach; er studirte die Rechte. Auch er hielt Wort, er kostete seinen Vater nichts, und nach geendigten Studien bekam er bald ein Amt, das ihn nährte.

Nun kam auch die Reihe an Max; er ging ebenfalls nach Ingolstadt, um die Rechte zu studiren. Freudig trat er in die Fußstapfen seiner Brüder, so daß er sich mit Singen und mit der Musik durchbrachte. Indessen kam ihm die Lust an, ein Cameralist zu werden, und zu dem Ende auf die Heidelberger Universität zu ziehen, wo damals Stilling Lehrer der Staatswirthschaft war. Er kam im Herbst dahin, und bald in den ersten Tagen seines dortigen Aufenthalts legt' er seinen ersten Besuch an einem Abend in Stillings Hause ab. Er gefiel im ersten Augen-

blick. Sein reiner und wohlgeordneter Anzug, seine bescheidene und angenehme Art zu reden, seine feine, ungezwungene Lebensart, die nichts an sich hatte, das eine ländliche Erziehung, aber auch nichts Geschmücktes, Städtisches verrieth, verbunden mit so viel Entschlossenheit, die einen Hauptzug des Baierschen Nationalcharakters ausmacht, und mit so viel wahrer reiner Aufklärung, gewann ihm Stillings und seiner Gattin Herzen gleich in der ersten Stunde. Sie baten ihn, oft zu kommen und ihr Haus als sein elterliches anzusehen. Dieses Anerbieten nahm er mit gerührter Seele auf; aber er machte vor der Hand nicht viel Gebrauch davon, so wie er auch noch zur Zeit ganz und gar nichts von seinen Umständen entdeckte; selbst seine Landsleute, deren etliche dort studirten, wußten von seiner wirthschaftlichen Verfassung nichts, wenigstens sagten sie nichts davon.

Einige Wochen hernach, im Spätherbst, gingen Stilling und Selma eines Abends nach dem Essen zu einem Freund, mit dessen Hause sie in vertraulichem Umgang lebten. Sie fanden die edle Familie in einer festlichen Freude, welche die Feier eines Geburtstages zum Grund hatte. Sie setzten sich zu dem traulichen Kreis und freuten sich mit. Nach einer kleinen Weile begann im Nebenzimmer, allen unerwartet, eine Laute so angenehm und schmelzend zu girren, daß Alles auf einmal still und ganz Ohr ward. Bald mischten sich zwei unvergleichliche männliche Stimmen dazu, die eine passende Duett-Arie vortrefflich und kunstmäßig sangen; dieser Gesang war so rührend, daß jedes Auge sich mit Thränen füllte. Nach Endigung desselben trat Max mit seiner Laute herein. Sanft und bescheiden verbat er sich alle Aeußerungen des Beifalls, aber den allgemeinen Bitten,

noch mehr zu singen, gab er nach, er sang mit unbeschreiblicher Anmuth einige Romanzen, von ihm selbst sehr schön componirt; kurz, Max gewann alle Herzen. Sein Mitsänger war einer seiner Landsleute, ein junger Baron, auch von dem edelsten Charakter.

Von nun an ward Max als ein vertrauter Freund beider Häuser angesehen; doch kam er selten, auch ließ er sich nie zum Essen einladen, überhaupt hielt er sich von allen Gesellschaften entfernt und studirte mit beispiellosem Fleiß.

Abermals, ein paar Wochen hernach, ließ er sich im Konzert hören; er sang so, daß des Klatschens kein Ende war und Jedermann für den edlen jungen Mann und seinen entzückenden Gesang eingenommen war. Kurz darauf besuchte er Stilling und Selma; er wünschte mit ihnen allein zu seyn, und nun erzählt' er seine Geschichte und seine Lebensart in Heidelberg. Beide erstaunten und bewunderten den entschlossenen Muth dieses vortrefflichen jungen Mannes. Sie erboten sich, alsofort ihm wöchentlich einen Tag den Mittags- und Abendtisch zu geben, auch andere Freunde zu bereden, das Nämliche zu thun. Mit Rührung, aber mit eben so viel Festigkeit sagte er: „Haben es der Herr Professor in Straßburg auch so gemacht? — Nein! — Ich folge Ihrem Beispiel und dem Beispiel meiner Brüder. Wer Gott vertraut, muß, so lang es nur immer möglich ist, ja Niemand zur Last fallen; und zudem würde ich dann auch im Kampf gegen meine Sinnlichkeit erliegen. Jetzt laß ich mir auf mein Zimmer an Speise und Trank holen, was ich bezahlen kann; ich sehe da nicht auf das, was mir schmeckt, sondern auf das, was mich nährt und gesund erhält. Wenn ich nun heute delikate Speisen und Wein genossen hätte, und

morgen müßt' ich dann wieder zu meiner mageren Mahlzeit zurückkehren, so würde mir das Leiden machen, die ich jetzt sehr leicht vermeiden kann; und vielleicht würde ich nicht einmal diese Probe bestehen können. Haben Sie nur die Güte, mich Ihrer Freundschaft zu würdigen; im Uebrigen aber bekümmern Sie sich um mich nicht weiter. Doch habe ich eine Bitte an Sie! wollen Sie nicht die Güte haben und mit Herrn A. N. M. reden? Sie sind bekannt mit ihm, ich möchte gerne Sänger in der H. G. Kirche werden, jetzt ist gerade eine Stelle vakant, denn der ..... ist gestorben." Stilling versprach ihm das, und säumte auch nicht, mit dem Herrn M .... zu reden, der im Augenblick willig war, den jungen Gotthard zu empfehlen.

Mit einem Wort, Max ward Sänger, und dieses Aemtchen trug ihm hundert Gulden ein, ohne ihm im Geringsten an seinen Studien zu schaden. Er brachte sich zwei Jahre durch, ohne einen Heller Schulden zu machen, und ein vortrefflicher Kopf und vorzüglicher Fleiß waren Ursache, daß ihn Jeder verehrte und ihm mit Grund eine baldige Versorgung weissagte.

Zu eben der Zeit studirte auch ein Bairischer Graf von L.... in Heidelberg. Dieser besuchte Stillingen auch zuweilen, wo dann er und Selma oft Gelegenheit fanden, ihren Freund Gotthard zu empfehlen. Der Graf hörte das mit einer bedeutenden Miene an, und endlich sagte er im Vertrauen: er stände jetzt noch unter der Gewalt seines Hofmeisters und seiner Vormünder; in einem Jahr werd' er majorenn, und dann sollte Max in seine Dienste treten, und bald Amtmann auf einem seiner Güter werden. Er habe ihm zuweilen Unterstützung angeboten, aber

er kenne nichts bei ihm anbringen. Indessen möchte man ihm ja nichts von seinem Vorhaben sagen. Auch dieser vortreffliche junge Mann machte Stilling Freude; überhaupt hat die Baier'sche Nation ungemein viel Edles, und keine ist zur wahren Aufklärung fähiger, als sie.

Daß Stilling viel mit Starroperationen zu thun hat, die er unentgeldlich verrichtet, ist aus seiner Lebensgeschichte bekannt. Dies bemerkte auch unser junge Gotthard; mit Thränen der Rührung kam er daher an einem Abend zu Stilling. „Herr Hofrath, fing er an: durch Ihre Hülfe werden so viele Leute sehend; besonders hat mich der blinde Weingärtner gerührt, den Gott durch Sie seiner Familie wieder geschenkt hat, und der nun seine Dankbarkeit nicht anders zu äußern wußte, als daß er bei trockenem Brod und Wasser für Sie nach Wallthüren wallfahrtete, um dort kräftiger um Segen für Sie flehen zu können. Die Meinung war doch gut — und sein Opfer ist gewiß Gott angenehm gewesen. Solche Fürbitter möcht' ich mir auch erwerben; es ist doch gut, wenn wir ungerechte Haushalter, die wir doch im Grund alle sind, dereinst Bürger finden, die uns in ihre ewige Hütten aufnehmen; können Sie mich nicht auch die Staaroperationen lehren?"

Stilling drangen Thränen in die Augen. „Ja!" sagte er: „ich will Sie darin unterrichten." Jetzt wurde auch diese Sache vorgenommen. Stilling nahm den jungen Gotthard zu allen Operationen mit, unterrichtete ihn treulich in allem, und ließ ihn an todten Kälberaugen so lange operiren, bis er alle Lenkungen beider Hände inne hatte. Auch unterwies er ihn in der nachherigen Kur, worauf so viel ankommt. Max war voller Freude und Munterkeit, daß

ihm in allen Stücken alles glückte, was er anfing. Nun ließ er sich auch alle Instrumente machen, die er brauchte, und das Geld dazu ersparte er sich aus seinem kleinen Gehalt.

Die Zeit seiner Abreise war auf den Herbst 1786 bestimmt, wo in der ersten November-Woche das bekannte Universitäts-Jubiläum zu Heidelberg gefeiert wurde. Max wäre gerne vorher abgereist, allein aus Mangel an Reisegeld konnt' er nicht. Er mußte erst ein Quartal seiner Besoldung erwarten, folglich die ganze Zeit über und noch ein paar Wochen länger da bleiben; jetzt gerieth er in Verlegenheit. Die Menge der Menschen, welche zuströmten, machte die Zimmer außerordentlich theuer; sein Wirth gebot ihm, auszuziehen, weil er doch den Winter nicht da bleiben konnte, zudem fiel ein tiefer Schnee und es wurde sehr kalt. Jetzt kam er zu Stilling und flehte um Rath. Selma lächelt ihn an und sagte: „Getrost, Freund! ich habe das Haus voller Fremden, also kein Bett mehr, aber kommen Sie zu uns, hier dieser Sopha soll Ihr Bett seyn." Mit tiefer Rührung küßt' er ihr die Hand. „Ja das kann, das will ich annehmen; nur verschonen Sie mich mit Ihrem Tisch, ich kann nicht mit Ihnen speisen." — Aber ist das nicht Eigensinn? — fiel Stilling hastig ein. „Nein! es ist nicht Eigensinn, versetzte Max ruhig, ich bin durch hohe Pflichten gebunden, so zu handeln." Stilling verehrte diese Pflichten und schwieg.

Der junge Gotthard ward also drei Wochen lang Stillings Hausgenosse. Als nun seine Abreise herannahte, so machte er sich dazu geschickt, und er war willens, in dem harten Winter zu Fuß nach Haus zu reisen. Jetzt kam aber Graf L.... Mit einer

ganz andern Miene als sonst, fing er an: „Ich bin majorenn; das Erste, was ich gethan habe, besteht darinnen, daß ich meinen Hofmeister auf eine gute Manier fortgeschickt habe. Nun brauche ich aber Jemand, der mir in meinen Geschäften hilft, denn ich trete auch die Verwaltung meiner Güter an und habe Niemand, der sich dazu schickt.“ — Der edle Mann wandte sich hier gegen Gotthard, der auch zugegen war, und sagte mit einem Ton, der durch die Seele ging: „Lieber Herr Landsmann! erzeigen Sie mir doch die Gefälligkeit und treten Sie von diesem Augenblick an in meine Dienste. So einen Mann, wie Sie, brauch' ich gerade, aber schlagen Sie mir doch ja diese Bitte nicht ab.“

Da standen Alle und feierten — und gewiß sang ein Engel geflügeltes Ungestüm in seine Harfe. Stilling stürmt' auf einmal dem Grafen um den Hals und erstickt' ihn fast mit Küssen. Auch Selma umarmte ihn mit Thränen; Gotthard aber stand da mit emporgerichtetem Thränenblick und gefalteten Händen, stumm und staunend. Jetzt griff ihn der Graf an der Hand — „Nun, wie ists?“ sagte er mit lachendforschender Miene; — Gotthard ermannte sich, beugte sich und antwortete: „Ja, Herr Graf! ich bin zu Ihren Diensten, Gott belohne und segne Sie!“ — Das war ein Abend! Allmälig gerieth man nun in vertrauliche Gespräche; endlich fing Selma an: „Nicht wahr, Herr Graf! Sie nehmen diesen Abend mit uns vorlieb?“ — „Sehr gerne!“ versetzte er. Sie fuhr fort: Den Herrn Gotthard bitte ich nicht mehr zu Gaste, denn ich weiß, daß ich einen Korb bekomme.“ — „Nein jetzt nicht, Frau Hofräthin! antwortete er. Von nun an

darf ich wohl mit einem guten Freunde speisen.“ Man schwieg, ohne fernere Erklärung zu verlangen.

Als nun der Tag der Abreise erschien, versah Selma die beiden lieben Reisenden mit zween Krügen vom besten Niersteiner Wein, mit Schinken, Würsten u. dergl. Sie nahmen einen thränenreichen Abschied und gingen fort.

Auf der Reise bat Max den Grafen, da er sich doch aus dem Wein nicht viel mache, so möchte er ihm doch die zween Krüge allein überlassen, er wolle sie gerne seinem alten Vater mitbringen, denn er habe in seinem Leben wenig, und solch' einen Wein noch nie gekostet. Ja, Freund! erwiederte L...., den sollen Sie haben, und in Zukunft soll Ihnen ein solcher Wein nicht mehr selten seyn. Gotthard freute sich herzlicher, als eine Mutter am Christabend, wenn sie ihren Kindern die Weihnachtsgeschenke bereitet.

Gotthard half den Winter über dem Grafen seine Geschäfte in Ordnung bringen, auch besuchte er bald seinen alten Vater mit den zween Krügen Wein. Die beiden Grauköpfe lebten auf, und die Freude des guten Gewissens, verbunden mit der Seligkeit über glückliche und wohlgerathne Söhne, verjüngte sie wie die Adler.

Gegen das Frühjahr aber trat Graf L.... an einem Morgen mit einem Papier und frohem Gesicht in Gotthards Zimmer. „Da, Freund!“ sagte er: lesen Sie!“ Gotthard las mit der äußersten Bestürzung; es war die Vokation zu einer Maltheserordens-Amtmanns-Stelle mit einem außerordentlich hohen Gehalt. „Nein!“ rief Max, „ich bleibe bei Ihnen.“ L.... versetzte: „Nein, Sie bleiben nicht! So kann ich Sie nie versorgen. Das bitt' ich mir aber aus, daß Sie auch mir zugleich in meinen Ge-

schäften beistehn.“ — „Wenn das ist,“ sagte Max freudig, „so nehme ich's in Gottes Namen an.“

Dort lebt nun der edle Mann in Segen; auch hat er mit Glück einigen armen blinden Familienmüttern ihr Gesicht wieder gegeben. Graf L.... besuchte vor mehreren Jahren Stillingen in Marburg, wo er ihm Gotthards Geschichte von ihrer Abreise an erzählte; auch schrieb Max selbst hieher an seinen ehemaligen Lehrer und jubelte über seine wohlgelungenen Staarkuren, und überhaupt über die glückliche Lage, seinem alten Vater einen ruhigen und heitern Lebensabend verschaffen zu können.

Sey mir gegrüßet, edler Mann! wie will ich dich an's Herz drücken, wenn wir bei'm Feierabend unsern Groschen empfangen!

18.

Theodor.

Theodor hatte die Höhe eines waldigten Gebirges erreicht; hier befand er sich auf einem grünen, gegen Westen abhängigen Rasenplatz, der von einem düstern Buchenwald umkränzt wurde, über welchen hin sich seinem matten Thränenauge eine unermeßliche Aussicht eröffnete. Städte, Dörfer, Felder, Wiesen, Wälder und Wäldchen, die ein fernes blaues Gebirge begränzte, lagen da vor ihm wie ein buntes Gemälde, das die dem Untergang sich nahende Sonne höchst malerisch beleuchtete.

Theodor, müde von Laufen und Weinen, ließ sich auf dem Rasenplatz nieder; er schaute trübe in die schöne Natur hin und sprach: O himmlischer Vater! welche Schönheit und welch' ein Reichthum! — ich Armer bin müde, hungrig, durstig, betrübt bis zum Sterben, und alle diese Schönheit, dieser Reichthum hat für mich kein Krümchen Brod und keinen Trunk Wasser übrig. O Du, der Du einst so viele Tausend Menschen mit wenig Brod und ein Paar Fischlein speistest; erbarme Dich mein! aber hier ist leider nichts, was Du segnen und mich damit sättigen könntest, und ich Armer kann nicht weiter.

In dem Augenblick neigt sich der Kopf eines alten

Mütterchens zur Seite her und sprach mit heischerer Stimme: es sind doch noch Krümchen Brod und Quellen in der Nähe, die Er segnen kann, komm mit mir und siehe es. Theodor erschrack wie vor einer Erscheinung aus der Geisterwelt, er fuhr auf, schwieg und staunte; er sahe da vor sich eine ehrwürdige alte Frau, arm aber reinlich gekleidet; unter ihrem Silberhaar waltete Weisheit, auf ihrer Stirne sahe man die Trophäen sieggewohnter Kämpfe, in ihren Augen spiegelte sich des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht, und um ihren Mund her spielte die himmlische Liebe im frommen Lächeln.

Der fünfzehnjährige Knabe Theodor konnte freilich diese Sprache noch nicht lesen, aber doch empfinden; er fing laut an zu weinen und rief: O Herr Gott, ich danke Dir!

Die alte Frau hatte am linken Arm ein Körbchen mit rohen Kartoffeln hangen und in der rechten Hand hielt sie einen Krückenstab, auf den sie sich stützte; nun komm, du Engel! sagte sie lächelnd, und stieg dann krumm und mühsam vorwärts; Theodor folgte mit den Worten: Ach liebe gute Mutter! ich bin kein Engel, ich bin nur ein armer sündiger Junge.

Sie. Desto besser! Die armen sündigen Jungen können noch Engel werden, komm du mit mir: mir bist du jetzt schon ein Engel — bei diesen Worten nickte sie ihm freundlich zu und lächelte.

Theodor wußte nicht, was er sagen und denken sollte; halb furchtsam und schüchtern folgte er ihr und dachte an Feen-Mährchen, die er ehemals hatte erzählen hören. Die alte Frau führte ihn auf einem kaum sichtbaren Fußpfad rechts, links, aufwärts, abwärts, durch den düstern Wald in ein einsames, mit Bäumen

umkränztes Wiesenthälchen, an dessen obern Ende ein kleines mit Stroh bedecktes Häuschen stand, in dessen Glasfensterchen die Strahlen der eben untergehenden Sonne glitzerten. An der einen Seite war ein Gemüßgärtchen und an der andern ein Höfchen mit einigen Obstbäumen. Vor der Thür stand eine schattigte Linde, und daneben ein immerlaufender und plätschernder Röhrbrunnen.

Dies Oertchen war so heimlich-freundlich und einladend, daß es dem guten Jüngling wohl um's Herz wurde.

Unter der Linde saß ein alter Greis, welcher sein Pfeifchen rauchte. Die Alte sah ihn freundlich an und sagte: Jakob! Da bring' ich einen Gast, er will mit unserm Herrn diesen Abend essen und bei Ihm herbergen, es fehlte ihm nur an wenig Brod und ein paar Fischchen, die er Ihm bringen könnte, um sie zu segnen, ich denke, damit helfen wir ihm aus. Der Greis neigte das Haupt, anstatt Ja zu sagen, und schwieg. Theodor folgte der Alten in das reinliche Stübchen, er setzte sich und die Ruhe, im Gefühl der Sicherheit, that ihm so wohl, daß er mit Seufzen und Thränen Gott dankte. So traf ihn die Matrone, die mit einem Kümpchen süßer Milch und einem Stück Brod in den Händen hereintrat und es ihm freundlich mit den Worten vorsetzte: Iß und trink, der Herr segne es Dir! Theodor ließ sich das nicht zweimal sagen, er aß und trank.

Mittlerweile fand sich noch eine vierte Person ein; ein junger schöner Mann im leinenen Kittel, er schritt rasch zur Thür herein, grüßte den Theodor freundlich, nahm den Quersack von der Schulter, hing ihn da an einen hölzernen Pfahl, zog dann den Kittel aus und hing ihn dazu, dann ging er wieder hinaus

ohne weiter ein Wort zu sagen. Theodor wunderte sich sehr; einen solchen Schlag Menschen hatte er noch nie gesehen. Eine Stunde später deckte die Großmutter den Tisch, der Patriarch kam auch und dann auch der Sohn, der das Essen in einer irdenen Schüssel auf den Tisch setzte; es war eine gebrannte Mehlsuppe, die dem guten Theodor lieblich entgegen duftete. Indessen er hatte schon gegessen und getrunken und war auch zufrieden. Ehe sich die drei niedersetzten, stellte der Sohn einen vierten Stuhl an den Tisch, und nun sagte der Alte mit einer ernsthaften Baßstimme: komm, setze dich hieher, mein Sohn! Blöde und schüchtern erwiederte Theodor: ich danke, ich hab' gegessen. Nun wendete sich der Alte zu seiner Frau und sagte: Wie war das, Elisabeth! mit dem wenigen Brod und ein Paar Fischchen? — Freundlich wie die aufgehende Frühlingssonne blickte sie den guten Jüngling an und sprach: Komm, mein Engel! Du empfingst vorhin das wenige Brod und die Fischchen, jetzt will es Dir der Herr segnen. Theodor konnte vor inniger Rührung der Thränen nicht los werden.

Nun erhob sich der Hausvater; alle vier standen; er betete mit einer solchen Kraft und Salbung, wie es Theodor noch nie gehört hatte, und doch war seine selige Mutter eine große Beterin gewesen, die diesen ihren Liebling oft ihrem Erlöser zum ewigen Eigenthum übergeben hatte.

Während dem Essen beobachteten alle drei ihren Gast genau; dann sahen sie sich zuweilen an und lächelten freundlich, so, als ob sie etwas Angenehmes an ihm entdeckten.

Nach Tisch machten Vater und Sohn ihre Tabackspfeifen zurecht, und die Mutter holte ihre Kunkel und

Spindel und rüstete sich zum Spinnen. Nachdem die Pfeifen an der Oellampe angezündet waren und man sich wieder gesetzt hatte, so forderte der Greis den Theodor zur Erzählung seiner Geschichte auf, wenn er aber zu müd wäre, so möchte er es anstehen lassen bis morgen. Dies war dem Jüngling eben recht, denn die Rede hatte ihn schon in seinem Bauch geängstigt, wie ehemals den Elihu, aber die Ehrerbietung vor diesen Leuten hatte ihm nicht erlaubt, aus eigenem Trieb ein Wort zu reden.

Mit einem tiefen Seufzer fing der gute Jüngling an: Ich bin von Hillshofen und heiße Theodor Killsberg — die beiden Männer nahmen die Pfeifen aus dem Mund und starrten den Erzähler an, die Mutter saß da wie eine Bildsäule, die Spindel in der Rechten und den Hanf in der Linken, und bohrte mit ihren Sternenaugen Theodor ins Angesicht.

Dieser erschrack und schwieg.

Allmählig nahten sich die Pfeifen wieder dem Mund, die Spindel wurde gedreht und der Hanf gezupft.

Nun weiter! sagte jeder.

Theodor fuhr fort: Mein Vater war herrschaftlicher Pächter auf dem dortigen großen Domainengut, und meine Mutter war die Tochter sehr frommer Eltern, die sich auf einem kleinen Gütchen in Hillshofen ehrlich nährten. Mein Vater war sehr gottesfürchtig, und da meine Großeltern öfters erbauliche Zusammenkünfte in ihrem Hause hielten, so ging mein Vater oft dahin; da hatte er meine Mutter kennen lernen und sie geheirathet.

Der Pächter zu Hillshofen hatte den Amtmannstitel und die Gerichtsbarkeit über das ganze Dorf, deßwegen mußte er sich einen Rechts-

gelehrten halten, der Gerichtsverwalter ge
Mein Vater hatte einen alten braven
hieß Gotthold, und der alte selige Für
den Rathstitel gegeben, weil er so auß
treu und rechtschaffen war.

Als ich zwei Jahr alt war, so starb de
sein Bruder Prinz Johann wurde Vo
jungen Prinzen und bekam auch die Reg
er aber dem geheimen Rath von Wildha
trug, dann den Prinzen mit seinem Hofm
Baron Tellsburg, auf Reisen schickte, er
ging nach Paris, wo er auch noch ist; b
starb mein Vater, als ich ungefähr drit
alt war. Als die Trauerzeit vorbei war,
ein schöner junger Mann ein, der ein
Vermögen hatte und meiner Mutter einen
von Frömmigkeit vorheuchelte. Er besuch
Versammlungen bei meinen Großeltern
sie alle, bis er meine Mutter geheirathet
zeigte er, wer er war; der ehrliche Rath
wurde zur Ruhe gesetzt, er lebte aber
mehr, sondern er starb bald; an seine
ein junger Mensch, der weder Himmel
glaubte, und man sagt, daß er ein unehe
vom geheimen Rath Wildhausen sey,
auch alles galt. Jetzt fing nun der Jamme
hofen an. Das Erste, was der neue
walter vornahm, war, daß er meine Groß
jagte, weil sie verbotene Zusammenkünfte
welchen allerhand unerlaubte Sachen vo
halfen keine Entschuldigungen, keine Zeuge
Beweise, genug, sie waren meinem Sti
seinem Freund Gerichtsverwalter ein D
Augen, sie mußten ihr Gütchen verkauf

Land meiden; sie duldeten alles christlich und zogen dann nach Amerika. Seit der Zeit haben wir nichts mehr von ihnen gehört.

Die Leiden meiner Mutter stiegen nun aufs höchste, ich war nächst Gott ihr einiger Trost; sie betete täglich ein paarmal auf den Knieen mit mir und für mich. Meinen Stiefvater bekam ich selten zu sehen, weil er mich immer entweder mit Worten oder mit der That mißhandelte, so oft er mich sahe. Ich war also den ganzen Tag in der Schule, und der Pfarrer, ein recht guter braver Mann, den mein seliger Vater noch dahin berufen hatte, tröstete mich oft, wenn meine Leiden zu schwer wurden. Endlich vor einem Jahr stiegen sie auf die höchste Stufe: Meine Mutter erlag endlich unter dem schweren Druck; sie starb aus Kummer, der ihr eine Auszehrung zugezogen hatte, und sobald es nur eben anging, holte er eine alte Kammerjungfer der Frauen Geheimenräthin von Wildhausen und heirathete sie. Ihr könnt nun denken, was ich seit der Zeit ausgestanden habe. — Wegschicken konnten sie mich nicht, daher mußte ich Knechtsdienste thun; man bürdete mir Arbeiten auf, die meine Kräfte überstiegen, und hoffte, ich würde endlich weglaufen, ich bekam nur halb satt und schlecht zu essen, und eben so knapp ging es mir mit den Kleidern.

Vor etlichen Tagen aber schickte mich mein Stiefvater in sein Zimmer, um aus seinem Schreibpult ein Papier zu holen. Dies that ich Vormittags, am Nachmittag aber entstand ein Lärmen im Haus, es seyen hundert Gulden aus der Kasse gestohlen worden. Jetzt merkte ich, was man im Sinne habe, mit Weinen und Schluchzen lief ich zum Pfarrer; dieser rieth mir, mich alsofort aus dem Land zu machen,

sonst sey ich verloren; ich würde zwar dadurch von aller Welt für schuldig gehalten, allein das wäre für jetzt das geringere Uebel, meine Unschuld würde gewiß an den Tag kommen; Steckbriefe würde man mir nicht nachschicken, denn man würde froh seyn, wenn man meiner los wäre. Ich lief also gleich fort. Der Pfarrer gab mir ein paar Batzen, er ist selber arm. Die hab ich in verwichener Nacht verzehrt; heute habe ich den ganzen Tag gelaufen, ohne etwas zu essen und zu trinken; Kleider habe ich keine, als was ich auf dem Leib trage; was das nun geben soll, das weiß Gott allein, der mich ja nicht verlassen wird.

Der alte Jakob nahm die Pfeife aus dem Mund und sprach mit zutraulicher Rührung zu seinem Sohn: Thomas! du nimmst ihn morgen mit in den Wald! du lässest ihn die leichtere Arbeit verrichten, Bäume und Aeste ausschneiden und dergleichen. Er bleibt bei uns, bis wir sehen, was der Herr mit ihm vorhat. Die alte Elisabeth fügte noch hinzu: für Hemder und Kleider werde ich sorgen; sey du vergnügt, Theodor, und traue auf Gott.

Nun waren die Pfeifen geraucht und an den Schuhen ausgeklopft. Thomas stund auf und ging bei eine große hölzerne Uhr, die an der Wand hing, an welcher er ein Stiftchen drückte, worauf sie leise zu rasseln anfing und nun einen vortrefflichen Choral vierstimmig flötete, den dann die drei mit einem schönen Abend-, Dank- und Gebetlied begleiteten; und dann betete der Alte auf den Knieen mit solcher Inbrunst, daß man glaubte, die Annäherung glänzender Thronfürsten des Himmels zu ahnen.

Die Uhr hatte Thomas in den langen Winterabenden selbst gedrechselt und geschnitzelt.

Theodor befand sich im Vorhof des Himmels. Er gewöhnte sich in diese Einöde und bekümmerte sich um die ganze Welt nicht mehr. Die Religion glänzte hier in ihrer Urschönheit, wie die Sonne am schönsten und heitersten Frühlingsmorgen. Er saß in ihren Strahlen, sonnte und wärmte sich, und athmete die aus dem ewigen Osten herüberfächelnde Lebensdüfte mit vollen Zügen ein.

Ein halbes Jahr hatte er bei diesen himmlischen Einsiedlern zugebracht, als er an einem Abend mit seinem Freunde Thomas bei ihrer Heimkunft einen Herrn bei dem alten Vater antraf, der mit diesem in einem vertrauten erbaulichen Gespräch begriffen war, welches aber bei der Ankunft der beiden Holzmacher aufhörte. Thomas grüßte den Fremden mit Händedruck ganz zutraulich und bekannt; der fremde Herr blieb die Nacht da. Es fielen Gespräche vor, den gegenwärtigen und den künftigen Zustand des Reichs Gottes betreffend, die dem jungen Theodor durch Mark und Bein drungen; allen fünfen kam diese Nacht kein Schlaf in die Augen, und als am Morgen der Tag grauete, so spielte die Uhr die schöne Melodie des Lieds: Wie wohl ist mir o Freund der Seelen, wenn ich in Deiner Liebe ruh! Alle Fünfe sangen das Lied dazu, beteten dann miteinander, während dem Theodor etwas bemerkte, das in ihm eine ahnende Erwartung weckte.

Der Fremde nahm nun Abschied, er war ein reicher Mennonit aus Holland, der einen großen Holzhandel hatte, auf welchen seine jetzige Reise auch Bezug hatte.

Thomas und Theodor gingen nun wieder in den Wald an ihre Arbeit, als sie aber des Abends wieder kamen, so rief der alte Jakob Theodorn

und Thomas; dies war nun der Jüngling schon gewohnt, und so bildete er sich auch ganz nach diesem erhabenen Beispiel.

Immanuel van der Horst wohnte auf einem Landgut an der Yssel in Holland, Breedenshoope genannt; es bestund aus einem hübschen geräumlichen Wohnhaus, ein paar großen Windmühlen, auf denen die großen Bäume, welche den Rhein herab, dann auf der Yssel dahin geflößt wurden, zu Dielen, Brettern, Latten, Zimmer- und Schiffbauholz geschnitten wurden, und dann aus einigen Häusern, worinnen die Arbeitsleute wohnten, welche alle sehr fromme Mennoniten waren und eine kleine Gemeine bildeten, deren Vorsteher und Lehrer van der Horst selbst war. Dieser hatte mit seiner Frauen zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, welche beide ungefähr von Theodors Alter waren; David mochte etwas älter, Sarah aber ein paar Jahr jünger seyn. Mit dem einförmigen, aber himmlischen Leben, welches Theodor hier verlebte, mag ich meine Zuhörer nicht aufhalten; er bildete sich hier zu einem Christen im erhabenen Sinn des Worts; und da es ihm an Talenten nicht fehlte, so verschaffte er sich auch nützliche Kenntnisse aller Art, so daß er zu einem Mann erreifte, den der Herr als ein sehr nützliches Werkzeug zur Menschenbeglückung brauchen konnte. Mit David und Sarah lebte er brüderlich: denn der Vater wollte durchaus keinen Unterschied zwischen ihnen dulden. Er bekam die nothdürftige Kleidung und Wäsche im Ueberfluß und monatlich ein hübsches Taschengeld, welches er aber zum Wohlthun verwendete. Von einem Jahrgehalt war hier die Rede nicht. Mit den alten Einsiedlersleuten

blieb er in Verbindung, indem er mit Thomas eine vertraute Correspondenz führte.

Theodor mochte etwa drei Jahr zu Breedenshoope gewesen seyn, als ihm Thomas schrieb, er möchte schleunig nach Haus kommen, der junge Fürst sey wiedergekommen, habe die Regierung angetreten und eine Commission niedergesetzt, welche die bisherige Verwaltung des Ministers von Wildhausen untersucht und solche Verbrechen entdeckt habe, die den Fürsten bewogen hätten, ihn mit lebenslänglicher Gefangenschaft zu bestrafen. Seine Stiefeltern seyen ebenfalls gefangen und ihr gottloser Gerichtsverwalter sitze in Ketten und Banden. Nun sey noch verschiedenes zu berichtigen, wobei seine Gegenwart durchaus erfordert werde. Theodor berathschlagte sich mit seinem Prinzipal und dessen Familie, welche alle die Reise für nöthig hielten, aber auch sehr wünschten, daß er sich zu Haus durch nichts fesseln lassen, sondern so bald als möglich wieder zu ihnen kommen möchte. Theodor antwortete: Irdische Vortheile können mich nicht von Ihnen trennen, wohl aber die Erfüllung höherer Pflichten, deren ich aber jetzt keine errathen könnte. Nun machte er sich reisefertig und begab sich auf den Weg. Während unser Theodor reist, muß ich erzählen, was im Fürstenthum Stralenburg und zu Hillshofen vorgegangen war. Prinz Johann war in Paris und bekümmerte sich um die Regierung gar nicht, dem geheimen Rath von Wildhausen war alles überlassen; dieser gewissenlose Wollüstling hatte also keinen andern Zweck, als seine Lüste zu befriedigen, seine Familie emporzubringen und zu bereichern.

Den Baron Tellsburg hatte der alte fromme Fürst seinem Sohn Christian zum Führer und

Hofmeister gegeben, weil er ein wahrer Christ und in der Staatskunde äußerst erfahren war. Da er nun oft zu Hillshofen gewesen war und den alten Jakob Kernmann wohl gekannt und auch seinen häuslichen Erbauungsstunden oft mit Segen beigewohnt hatte, so hatte er ein unumschränktes Zutrauen zu ihm; als er daher mit dem Erbprinzen auf Reisen ging, so verabredete er mit Kernmann, daß er ihm von Zeit zu Zeit schreiben möchte, wie es im Lande zuging, und da die Reise über Holland nach England ging, so schlug Kernmann den Mennoniten van der Horst vor, an den beide ihre Briefe couvertiren wollten. Als nun Kernmann von Hillshofen vertrieben wurde und sein Gütchen verkauft, so sagte er Niemand, was er vorhabe; da nun damals viele Leute nach Amerika zogen, so urtheilte man von ihm auch nicht anders; er ließ die Leute in dem Wahn und zog in die benachbarte Grafschaft Wüstenhagen, wo er sich in der abgelegensten Gegend der Waldung die Einsiedelei einrichtete, die wir aus dieser Geschichte schon kennen.

Tellsburg wußte also alles haarklein, was im Land vorgegangen war, und hatte auch den Fürsten vor dem Antritt seiner Regierung davon unterrichtet, daher konnte nun auch die Commission in allen Punkten gar leicht aufs Reine kommen.

Theodor beschloß, zuerst die liebe Einsiedelei zu besuchen, weil sie nicht weit aus dem Wege lag und weil es auch der alte Jakob verlangt hatte. So wie er am Abend da ankam, eilten ihm alle drei, nicht mehr geheimnißvoll, sondern offen und heiter entgegen; Jakob kam mit offenen Armen und sagte: komm an mein Herz, ich bin dein Großvater

Jakob Kernmann; Theodor staunte und konnte kein Wort sagen; dann riß ihn auch die alte Elisabeth in ihre Arme und sagte: bist du nun nicht mein Engel? und segnet der Herr die paar Brode und zween Fische nicht reichlich? Endlich umarmte ihn auch der Oheim Thomas mit wenigen Worten und vielen Thränen.

Des andern Morgens gab der Großvater seinem Enkelsohn einen Brief an den Herrn von Tellsburg mit, der nun Minister war, und sagte: Gott sey mit dir! rathen kann ich dir nicht, gib nur immer auf dein Herz acht, bleib betend im Andenken an den Herrn, so wird dir in jedem Augenblicke klar werden, was sein Wille ist.

Dem Theodor war diese Uebung nicht fremd; er nahm Abschied von seinen Verwandten und reiste nun mit ganz andern Empfindungen in sein Vaterland, als diejenigen waren, mit denen er ehemals herausging; er fand die ganze Natur viel schöner, als damals. Er ging geradezu nach Stralenburg. Der Minister empfing ihn als einen Freund, und als er den Brief gelesen hatte, so sagte er: Freund Killsberg, Sie logiren bei mir, so lang Sie hier sind. Dann erzählte er ihm, wie die Sachen zu Hillshofen stunden. Seine Stiefeltern waren der Herrschaft die Pacht von mehrern Jahren schuldig und an Theodor hatten sie dreitausend Gulden zu bezahlen. Man hatte all' ihr Eigenthum an den Meistbietenden verkauft und doch nicht den vierten Theil der Schulden damit tilgen können. Nun fügte der Minister noch hinzu: der Fürst werde ihm, dem Theodor, die Hälfte von dem Erlös baar bezahlen: denn er verlange keinen Vorzug vor andern Creditoren, und am wenigsten vor ihm.

Theodor antwortete: ich schenke meinen Stiefeltern die ganze Schuld und verlange keinen Heller von ihnen. Seiner Durchlaucht danke ich ebenfalls für solche gnädige Gesinnung, ich werde nichts von dem Geld annehmen.

Tellsburg erwiederte: man hat aus dem Verkauf tausend Gulden gelöst; fünfhundert müssen Sie annehmen; eine abschlägige Antwort würde dem Fürsten mißfallen. Theodor schwieg, das Geld wurde ihm ausbezahlt.

Nun war die Rede von der Uebernahme der Pachtung der Domaine Hillshofen, auf welche Theodor vermöge alter Verträge Anspruch machen konnte. Hierüber erklärte sich der edle Jüngling folgendergestalt: Ich übertrage mein Recht an diese Pachtung an meinen Oheim Thomas Kernmann. Er hat nur ein Gut, das er als Caution stellen kann, und das ist kluge Wirthschaft und unerschütterliche Rechtschaffenheit; wenn Ihro Excellenz damit zufrieden sind, so ist der Pachtkontrakt bald geschlossen.

Dem Minister drangen die Thränen in die Augen; Sie sind ein Engel, Killsberg! rief er. — Der Fürst wird sich an Edelmuth nicht übertreffen lassen. Auf der Stelle gab der Minister Befehl, daß der Kontrakt ausgefertigt würde; das Pachtquantum blieb beim Alten. Diesen Kontrakt überreichte Tellsburg dem Fürsten und erzählte ihm dabei, was für eine edle Seele jetzt unter seinem Dach lebte. Der Fürst unterschrieb den Kontrakt und ließ dann Theodor zu sich kommen, den er mit den gnädigsten Ausdrücken bewillkommte und ihn dann aufforderte, in seine Dienste zu treten. Hierauf antwortete Theodor: ich danke Ew. Durchlaucht für das gnädigste Zutrauen; ich suche jeden

Augenblick dem Willen Gottes gemäß zu handeln und kümmere mich um die Zukunft nicht; wird mich nun die erhabene Vorsehung in Ew. Durchlaucht Dienste führen, so werde ich willig folgen, nur jetzt ist das der Fall noch nicht. Die bescheidene Würde, mit welcher Theodor sprach, respektirte der Fürst, er drückte ihm die Hand und entließ ihn.

Von Stralenburg begab sich nun Theodor nach Hillshofen, wo seine Stiefeltern nebst ihrem saubern Gerichtshalter gefangen saßen; er kehrte bei seinem lieben alten Freund, dem Pfarrer Grünenthal ein, der ihn mit Freudenthränen und öfterer Umarmung empfing. Nun erkundigte er sich zuerst nach den Gefangenen und erfuhr, daß sie blos der Schulden wegen gefangen säßen, was aber den guten Jüngling bis zu den Thränen freute, war, daß ihm der Prediger versicherte: beide hätten sich im Gefängniß gründlich bekehrt. Nun verlangte sie Theodor zu sehen und zu sprechen, er bat also den Pfarrer, er möchte vorher zu ihnen gehen und sie auf den Besuch vorbereiten; dann gab er ihm die fünfhundert Gulden, die er vom Fürsten empfangen hatte, und bat ihn, die Eltern damit zu unterstützen, damit es ihnen am Nöthigen nicht fehlen möchte. Dem Pfarrer war die Last der Empfindung beinahe zu schwer, er konnte kein Wort sagen, sondern nur weinen, und so lief er fort zu den Gefangenen. Beide krümmten sich im Staube; das Gefühl ihrer Sünden und ihrer Unwürdigkeit preßte ihnen blutige Thränen aus, als ihnen der Pfarrer alles erzählte, er mußte alsofort den Theodor holen — den Auftritt vermag ich nicht zu schildern. Es war ein Ringen der Demuth und der Liebe — ein Kampf, der die Seligkeit der Engel erhöht,

und in welchem der Sieger den Besiegten und dieser auch jenen krönt.

Bei dem Abschied sagte Theodor: seyd getrost, liebe Eltern! bleibt auf dem Buß- und Verläugnungsweg, den ihr betreten habt, und kämpft redlich, ich werde suchen, Euch zu befreien und dann auch weiter sorgen. Beide fielen auf dem kalten Pflaster aufs Angesicht und verstummten. Theodor riß sich los und eilte wieder nach Stralenburg zum Minister, dem er erzählte, wie er seine Eltern gefunden hätte, und nun schüchtern und schamroth fragte: ob ihnen der Fürst wohl auf seine Bürgschaft die Freiheit schenken würde? Der Minister lächelte und erwiederte: Ich zweifle nicht daran, denn Sie können ja die nämliche Kaution stellen, wie Ihr Oheim Thomas? Theodor lächelte auch mit einer tiefen Verbeugung und schwieg. Kurz, auch dieser Punkt wurde ausgemacht und bewilligt, und seine Eltern in Freiheit gesetzt. Diesen war nun zu Muth, wie dem verlornen Sohn, als ihm sein Vater entgegen lief und ihn in seinen Lumpen ans Herz drückte.

Theodor eilte nun wieder zu seiner Einsiedelei, wo er den Abend spät ankam, eben als seine Großeltern und Thomas sich zum Abendessen rüsteten. Er erzählte ihnen überhaupt seine Reisegeschichte; nach Tisch aber überreichte er seinem Oheim den Pachtkontrat mit den Worten: Leset diesen Brief und erlaubt mir, daß ich mich zu Bett lege, ich bin müde, gute Nacht! — Thomas las — Staunen, Bewunderung, Anbetung, Dank und Hallelujah strömte aus jedem Munde, die Empfindung wollte sie hinreißen zum Bette des edlen Jünglings, aber sie enthielten sich und respektirten seine bescheidene Abwesenheit. Des Morgens früh aber hielt sich

Elisabeth nicht mehr, sie eilte an Theodors Bette, umarmte und küßte ihn unzähligemal und sagte: hatte ich nun Unrecht, als ich dich einen Engel nannte, den wir beherbergen würden? Theodor antwortete: liebe Großmutter! ich bitte Euch, verschont mich! ich bin noch nicht stark genug, Lob zu ertragen; Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich meinen Lohn jetzt schon dahin nehmen soll! — Elisabeth schwieg und ging; ihrem Mann und Sohn sagte sie Theodors Antwort, die nun auch ihre Maßregeln darnach nahmen.

Als Theodor in die Stube trat, so kam ihm der alte Jakob entgegen und sprach mit Thränen in den Augen: Theodor! du sollst deinen Lohn nicht dahin nehmen, aber ich will den großen Vergelter bitten, daß Er ihn dir im Himmel und auf Erden vervielfältigen soll. Thomas aber drückte ihm die Hand und sagte: Nun Vetter, gib mir Aufträge, was willst du, daß ich thun soll? Theodor antwortete: daß Ihr nur Eurem Verstand und Herzen in Befolgung des Willens Gottes treu bleibt, und wenn ich bitten darf, meinen armen bußfertigen Eltern dieses Euer Häuschen und Gütchen überlaßt. Das sollen sie haben, sagte der alte Jakob. Theodor fuhr fort: aber Eins fällt mir bei, liebe Großeltern! wenn mein Oheim die Pachtung nun antritt, so muß er doch Geld in der Hand haben und sich noch vieles an Hausrath, Schiff und Geschirr anschaffen, auch dafür muß ich noch sorgen. — Nein! versetzte der Großvater, dafür brauchst du nicht zu sorgen, dafür ist gesorgt. Nun bereitete sich Theodor wieder zur Reise nach Holland, die er den folgenden Morgen antrat.

Wenn ein Kämpfer gesiegt oder ein großer Ge-

neral eine entscheidende Schlacht gewonnen hat, so freut er sich; aber diese Freude kommt derjenigen nicht bei, die der wahre Christ genießt, wenn ihm eine edle That gelungen ist. Theodors Empfindungen waren Vorgefühle der Seligkeit; es war ihm, als ob ihn Mahanaim (1. Mos. 32.) begleiteten. Man freute sich da nicht seiner eigenen Wirksamkeit, sondern daß uns der Herr würdigt, ein Werkzeug des Segens in seiner Hand zu seyn.

Gesund und vergnügt kam Theodor zu Vreedenshoope wieder an, und er wurde von allen Vieren wie ein geliebter Sohn und Bruder empfangen und in den Schoos der Liebe und Freundschaft wieder aufgenommen. Nun mußte er seine Geschichte erzählen, welches er mit der gehörigen Bescheidenheit that, so daß er so viel möglich das verschwieg, was ihn hätte der Eitelkeit verdächtig machen können. Van der Horst war aber klug und erfahren genug und er kannte Theodor hinlänglich, um das Uebrige zu errathen. Nach Endigung der Erzählung fing er an: Du bist also dem Fürsten für die Schulden deines Vaters Bürge geworden, wie hoch belaufen sie sich? Theodor antwortete: Sechstausend Gulden. — Woher willst du die nehmen? fuhr van der Horst fort. Der edle Jüngling versetzte: ich bezahle einstweilen die Interessen von meinem Taschengeld, bis mir der Herr zum Kapital verhilft, und das wird er thun, sobald es nöthig ist, denn ich hab' mich nicht aus Leichtsinn, sondern im Glauben und Vertrauen auf Ihn verbürgt. Gut! erwiederte der Vater, ich will dir einstweilen die Summe vorschießen, so lang, bis dir der Herr dazu verhilft. Theodor dankte mit Thränen, und der edle Mann schickte nun das Geld in Wechseln an den Minister

von Tellsburg. Der Fürst, durch so viel Edelmuth von allen Seiten gerührt, schenkte diese Summe dem Armenhaus zu Stralenburg.

Theodor lebte und wirkte nun in dem van der Horst'schen Hause im Segen fort; zu Zeiten machte er Reisen nach England, Frankreich und ins nördliche Deutschland, auch einmal nach Amerika, und so nahm er an Welt- und Menschenkenntniß, aber auch im innern Wachsthum an Gnade und Wahrheit zu.

Endlich, nachdem er sechs Jahre in diesem Verhältniß verlebt hatte, ließ ihn van der Horst zu sich in sein Kabinet kommen; tief gerührt sprach er: setze dich zu mir, mein Sohn! Mit gespannter Erwartung setzte sich Theodor neben ihn. Nun fuhr der Vater fort: Ich und meine Frau kränkeln schon lange an Geschwüren in den innern edlen Theilen des Körpers, und wir müssen täglich gewärtig seyn, daß uns der Herr abruft, ich muß dir also sagen, was ich in Ansehung deiner beschlossen habe; du hast mir treu gedient und dich wie ein Kind in Haus und Handlung betragen; du bist ein Christ und mit uns einstimmig, ich nehme dich also für mein drittes Kind an; du hast von nun an in allen Stücken gleiche Rechte mit meinen beiden Kindern. Diese und meine Frau freuen sich dieses Entschlusses, und du wirst auch hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben.

Theodor staunte, so etwas hatte er nicht erwartet; Thränen des Danks flossen seine Wangen herab. Er wollte reden, fand aber keine Worte.

Immanuel fuhr fort: wenn du heirathen willst, so wähle dir eine Jungfrau, die zu uns paßt; mein Sohn ist kränklich und wird nie heirathen.

Theodor ermannte sich. — „Darf ich wählen wie und wo ich will?"

Das darfst du allerdings!

„Nun so wähle ich diejenige, die am allerbesten zu uns paßt."

Ich verstehe dich, Theodor; aber kennst du Sarah's Gesinnung über diesen Punkt?

„Ich kenne Sarah als eine weitgeförderte Christin; und in diesem Verhältniß darf kein Gedanke der Art im Herzen aufkeimen, viel weniger sich über die Zunge wagen."

Vortrefflich! nun so werde ich den Gedanken wecken und herauslocken.

Theodor hatte nichts Nöthigers zu thun, als ins Kämmerlein zu eilen, wo man die Thür hinter sich zuschließt. Vater van der Horst aber ging zu seiner Tochter:

Sarah! ich komme jetzt nicht als Vater, sondern als rathgebender Freund. Ein edler frommer junger Mann wird um dein Herz und deine Hand bitten. Erröthend schlug Sarah die Augen nieder:

„Ist der junge Mann so beschaffen, daß ihn meine Eltern als ihr eigen Kind lieben können?"

Er ist schon unser eigen Kind und wird herzlich geliebt.

„Ich verstehe Sie, lieber Vater! nun so geschehe dann der Wille Gottes."

Die Eltern freuten sich dieser schönen Verbindung und beide junge Leute auch.

Haushaltung und Handlung wurden nun wie bisher fortgesetzt.

Die beiden Eltern kränkelten noch ein Jahr lang, dann gingen beide bald nach einander in ihr wahres Vaterland hinüber, und ein Vierteljahr hernach folgte ihnen auch ihr Sohn.

Theodor und Sarah waren nun die Erben eines ansehnlichen Vermögens, und sie verbanden sich vor dem Herrn, daß sie es ganz zu seiner Ehre und zu seiner Verherrlichung anwenden wollten. Nun wurde die Handlung aufgegeben und Vreedens-hoope verkauft; alles wurde in Kapitalien verwandelt und vor der Hand in der Amsterdamer Bank niedergelegt. Dann zogen beide nach Hillshofen, wo sie einstweilen bei dem Oheim Thomas einzogen und in die Kost gingen, bis sie sich eine eigene Wohnung verschafft haben würden.

Das Erste, was nun Theodor vornahm, war, daß er nach Stralenburg zum Fürsten und seinem Minister ging, um ihnen seine Wohlthätigkeits-plane zur Genehmigung vorzulegen. Alles wurde mit hoher Freude aufgenommen und Theodor mit Gnadenbezeugungen überhäuft. Ehrentitel, Orden und Aemter schlug er aus und begnügte sich blos mit seinem ehrlichen Namen.

Es würde langweilig seyn, alle edle Anstalten und Handlungen dieses Ehepaars ohne Gleichen der Länge nach zu beschreiben: sie bezogen sich alle auf Versorgung der Armen, der Pfarrer- und Schullehrers-wittwen; auf Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens, und endlich auf die Ausführung ihrer Lieblingsidee, nämlich zwei Erziehungsinstitute, eins für Knaben und das andere für Mädchen zu stiften; in beiden sollte die wahre praktische Christusreligion der Grund seyn, auf welchen alle übrige nützliche Kenntnisse gebaut werden sollten. Dies alles wurde nun auch nach Wunsch ausgeführt; Theodor dirigirte das Knaben- und Sarah das Mädcheninstitut, und beide befanden sich in Stralenburg in zweien verschiedenen Häusern, wo auch sie selbst in einem

schönen herrschaftlichen Hause wohnten, das ihnen der Fürst geschenkt und gleichsam aus Dankbarkeit aufgedrungen hatte.

Beide Lieben und Geliebten lebten in diesem ihrem Element gesegnet und vergnügt; sie wurden oft an Hof gebeten und der Fürst besuchte sie oft in ihren Anstalten; doch auch hier zeigte sich das Unvollkommene aller irdischen Glückseligkeit: der Fürst bekam die Blattern und starb. Der Minister legte seine Aemter nieder und ging auf seine Güter. Prinz Johann kam und trat die Regierung an. Wildhausen wurde wieder Minister, und der ungerechte Gerichtshalter kam zu Ehren.

Unter diesen Umständen hatten Theodor und Sarah viel zu fürchten, aber sie verließen sich auf Gott und fürchteten sich nicht; und da dem neuen Fürsten umständlich berichtet wurde, was Theodor und seine Frau geleistet hatten, so nahm er sie in seinen besondern Schutz. Auch er besuchte ihre Anstalten, bei welcher Gelegenheit ihm Theodor die wichtigsten Wahrheiten der Religion und Staatskunde warm ans Herz legte. Von dem allem hatte er in seinem Leben und sogar in Paris gar nichts gehört, daher ergriff ihn das Alles so, daß er ordentlich bei Theodor in die Schule ging, ganz ein anderer Mensch und ein vortrefflicher Regent wurde. Jetzt wurde Wildhausen wieder zur Ruhe gesetzt, seine Kreaturen entfernt und Tellsburg wieder Minister. So ging also alles seinen gesegneten Gang ohne Aufenthalt fort.

Es wird mehr Freude im Himmel seyn über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Diese Wahr-

heit fühlte jetzt das ganze Land; alle Unterthanen hatten gezittert, als Prinz Johann Fürst wurde, und nun freute sich jeder noch viel mehr, als er fand, daß seine Furcht ungegründet gewesen.

In diesem vergnügten und gesegneten Zustand lebten Theodor und Sarah eine Reihe von Jahren und ihre Ehe wurde nicht mit Kindern gesegnet, so daß sie also für diese nicht zu sorgen brauchten.

Einstmals wurden beide zur fürstlichen Tafel geladen, welches nicht selten geschahe. Während dem Essen überfiel ihn eine sonderbare Traurigkeit; es war ihm genau zu Muth wie einem, der einem großen Glück in seinem Vaterland entgegengehen und von sehr lieben Freunden Abschied nehmen soll. Sarah saß gegen ihm über, sie schaute ihn oft seelenvoll an, er sie auch, und er bemerkte Thränen in ihren Augen. Als sie nach der Tafel nach Haus gingen, erklärten sie sich gegen einander, und fanden nun, daß ihre Empfindungen einerlei waren; zu Haus geriethen sie bei dieser Gelegenheit in himmlische Gespräche und es wurde ihnen innig wohl.

Gegen acht Uhr des Abends kam ein Bedienter aus dem Schloß, brachte eine Empfehlung von dem Fürsten mit der Einladung, sie möchten ihm beide das Vergnügen machen und morgen mit ihm nach der Erichsburg fahren, die Frau von Tellsburg führe auch mit. Beide mußten dies Anerbieten annehmen, ob es ihnen gleich nicht ganz recht war; doch glaubten sie, es könne ihnen zur Aufheiterung dienen; sie sagten also dem Bedienten zu.

Des folgenden Tags um eilf Uhr wurde die Lustreise angetreteu. Die Erichsburg war ein uraltes, zum Theil schon ruinirtes Schloß, das auf

einer Höhe lag, von der man eine unvergleichliche Aussicht hatte; es war drei Stunden von Stralenburg entfernt. Es wurde Essen dahin gebracht, weil man auf dem alten Rittersaal speisen wollte. Nach der Tafel stund der Fürst mitten im Saal und sprach mit dem Minister von Tellsburg; Theodor aber unterhielt sich am Fenster mit den beiden Damen von der schönen Aussicht; auf einmal bemerkte er ein Krachen oben in der Zimmerdecke und es rieselte Korn herab. Flugs sprang er hin, stieß den Fürsten mit den Worten: Fort! fort! vorwärts gegen die Thür. Er und der Minister liefen instinktmäßig hinaus. Theodor wendete sich, um auch die Damen noch zu retten, aber die Decke stürzte ein und erschlug Theodor, Sarah und die Frau von Tellsburg; ein Fruchtspeicher über dem Saal war die Ursache dieses Unglücks.

Der Fürst und der Minister waren untröstlich, man räumte den Einsturz weg und fand alle drei todt. Theodor und Sarah hatten sich fest umschlungen, und der Fürst befahl, daß man die Körper nicht trennen, auch nicht auskleiden, sondern sie so in dieser Attitüde in einen Sarg legen und begraben sollte. Ihr Leichenbegängniß war feierlich: der Fürst ging voran in Trauerkleidern, das ganze diplomatische Korps und die Bürgerschaft folgten nach. Sie wurden auf den Kirchhof begraben.

Auf ihr Grab ließ der Fürst einen Sarkophag aus schwarzem Marmor mit roth und weißen Streifen setzen, auf demselben stand die Inschrift mit goldenen Buchstaben:

Hier schlummern dem frohen Erwachen entgegen
die Eheleute
Theodor Killsberg und Sarah, geborne van
der Horst,
Engel des Segens fürs Vaterland.
Und
Er Leibes- und Seelenretter seines Fürsten
Johannis von Stralenburg,
der ihnen beiden dies von ihm bethränte Denkmal weiht.

19.

Tillmann und seine Familie.

In einem der einsamsten Thäler des Schwarzwaldes lebte seit vielen Jahren eine fromme Bauernfamilie in seliger Abgeschiedenheit oben in einer Ecke, wo sie im Winter beinahe ein Vierteljahr die Sonne nicht beschien, deren Hinscheiden im Herbst und Wiederkommen im Frühling, der steigende und sinkende Schatten am gegenüberstehenden Berg so genau bezeichnete, daß Vater Tillmann dadurch beinahe einen Kalender entbehren konnte: denn wenn der Schatten bis an eine gewisse Klippe gestiegen war, so fing der November an, und stand er droben an der großen Eiche, so war der kürzeste Tag, und dann fing er wieder an zu sinken. Einen Kalender kaufte er aber doch alle Jahr, um darin zu lesen, was in der Welt vorging. Uebrigens bestand seine Bibliothek aus einer großen Baseler Bibel mit Kupfern, in welcher vorn auf einigen weißen Blättern die Stammtafel seiner Familie bis auf hundert Jahre hinauf treulich aufgezeichnet war, aus Johann Arnd's wahrem Christenthum, dessen Paradiesgärtlein, einer alten Hauspostill, dem hundertjährigen Kalender und noch einigen andern, halb abgenutzten, weniger bedeutenden Büchern. Till-

mann war jetzt 50 Jahr alt, seine Frau zählte einige weniger; seine Familie bestand aus zwei Söhnen und drei Töchtern, wovon der Aelteste, ein Sohn, drei und zwanzig, und die Jüngste, eine Tochter, fünfzehn Jahre hatte. Alle waren fromme, unschuldige Menschen, sie hatten nie die Gefahren der Welt kennen lernen, aber dafür waren alle in der Religion wohl unterrichtet, sie wohnten von der Kirche und Schule nur eine Viertelstunde entfernt, und beide waren von der ganzen Familie von jeher vortrefflich benutzt worden.

Bisher hatte Tillmann, seine Eltern und Voreltern in der Welt kein Aufsehn gemacht, ihre ganze Geschichte war in den Worten begriffen: es sind fromme, rechtschaffne Leute; außer gewöhnlichem Hauskreuz, sterben und geboren werden, war auch nie etwas Bedeutendes vorgefallen, außer daß Tillmanns Großvaters Bruder unter dem Prinzen Eugen von Savoyen als Husar gegen die Türken gedient hatte, mit dessen Geschichte man sich in den langen Winterabenden zu unterhalten pflegte. Jetzt aber fand es die erhabene Vorsehung der Mühe werth, diese guten Menschen durch hohe und heiße Prüfungen zu läutern, um sie alle zu einer größern Bestimmung zu führen.

Tillmann besaß ein kleines Bauerngut, welches er gut baute und bestellte; dabei war er ein Holzarbeiter, er und seine Söhne drechselten und schnitzten und verfertigten manches hübsche Stück Hausrath, als Spinnräder, Häspel, hölzerne Löffel, Teller, Schüsseln u. dgl., welches alles bei ihnen abgeholt und gut bezahlt wurde.

Einstmals, als Bernhard, der älteste Sohn Tillmanns, an einem heitern Herbsttag mit der

Art den Wald hinanstieg, um einen schönen Ahornstamm zu fällen, hörte er in der Nähe das Angstgeschrei eines Frauenzimmers; er eilte dahin und erblickte nun einen Mann, der sein Jagdmesser zückte, um ein junges Weib zu erstechen. Bernhard säumte nicht und schlug ihn mit seiner Axt so derb auf die eben ausgeholte Faust, daß der Hirschfänger weit wegflog und der Arm des Fremden niedersank; ein fürchterliches Fluchen und Schimpfen des Letztern war die Folge; er warf Bernhard in den heftigsten Ausdrücken vor, warum er sich in Sachen mische, die ihn nichts angingen, und hätte gern seinen Hirschfänger gegen seinen Gegner gebraucht, wenn sein Arm ihn zu führen fähig gewesen wäre; Bernhard entgegnete ihm ruhig, daß er das Recht nicht habe, eine wehrlose Person anzufallen, und die Ursache möge seyn, welche sie wolle, er führe das Frauenzimmer zu seinen Eltern, unter deren Schutz sie bleiben müsse, bis ihre Schuld oder Unschuld untersucht sey, er möge nun gehen und klagen, wo er wolle. Mit diesen Worten führte der muthvolle junge Mann die Fremde mit sich fort und nach Hause; der Wütherich aber hatte auf einmal den Muth verloren und schlich sich weg. Tillmann aber und seine Familie nahmen die Unglückliche liebreich auf. Sie erfuhren von ihr, daß der oben erwähnte Mensch ihr Mann sey, der ihr Vermögen durchgebracht und sie täglich schrecklich mißhandelt habe; durch vieles Leiden schwächlich geworden, hatte sie sich bereden lassen, in ein Bad zu reisen, ihr Mann hatte sie begleitet, und am Wald waren sie ausgestiegen, um den Weg abzukürzen und den gefährlichen Fahrweg zu vermeiden; mitten im Walde aber habe er sie plötzlich angefallen und würde

sie sicher ermordet haben, wenn nicht Bernhards Unerschrockenheit sie gerettet hätte. Sie dankte Gott für seine gnädige Hülfe und wandte sich dann an ihre Obrigkeit, und bat um ihren Schutz, der ihr auch gewährt wurde; ihren Mann suchte man vergeblich auf, er hatte sich auf und davon gemacht, keine Steckbriefe konnten ihn erreichen, denn er war über den Rhein, nach Frankreich, und dann nach Holland geflüchtet, wo er Kriegsdienste nahm und nachher zu Dordrecht in Garnison lag.

Bernhard holte nun ein ander Mal seinen Ahornstamm nach Hause, und unsre Familie Tillmann arbeitete wieder ruhig fort. Bekanntlich wird viel Holz aus dem Schwarzwalde auf dem Rhein nach Holland geflößt, welches zum Theil durch Schwarzwälder Arbeitsleute dahin gebracht wird. Auf einmal kam Bernhard auf den Gedanken, sich auf eine Holzfloße zu verdingen, um doch auch einmal die Welt zu sehen. Vater Tillmann suchte ihm das auszureden und stellte ihm vor, wie glücklich sie und ihre Voreltern bisher in ihrem einsamen Thal gelebt hätten, er möchte doch auch ihre bisherige Lebensart beibehalten; doch alles liebreiche Zureden des Vaters und das wehmüthige Flehen der besorgten Mutter und Geschwister machten keinen Eindruck auf Bernhard, er hielt so lange an mit Bitten, bis man endlich einwilligte. Der Vater suchte ihm etwas Geld zusammen, die Mutter und Schwestern besorgten die Kleider und Wäsche, und nun rückte der gefürchtete Tag des Abschieds heran. Die ganze Familie trauerte, jedes Glied derselben suchte sich mit dem Gedanken zu beruhigen, die Reise währe ja nicht lange, in wenigen Wochen würden sie ihren Bernhard wieder

haben; aber dieser Trost haftete nirgends, die Ahnung einer traurigen Zukunft lastete wie ein Gebirge auf jedem Herzen, Bernhard selbst wankte schwermüthig wie ein Trunkener, doch riß ihn sein Schicksal fort, er ging.

Von diesem Augenblick an war in Tillmanns Hause die Ruhe verschwunden, Jedes trauerte und die Geschäfte gingen träge von Statten. Bernhard schwamm indessen auf seiner Holzfloße den Rhein hinab. Die schönen Landschaften, Städte und Dörfer weideten seine Augen, seine Schwermuth schwand hin, wie ein Donnergewölke, aber es fand sich kein Bundesbogen, denn es kehrte mit verdoppelten Schlägen, Sturm und Blitzen wieder zurück; die Holzfloße hielt zu Dordrecht an, wo Schweinfurth, der eben erwähnte Bösewicht, eben am Thor die Wache hatte; er betrachtete die Holzflößer, ob er nicht den Einen oder den Andern kennte, und nun fiel ihm Bernhard in die Augen. Ein hungriger Tieger kann sich nicht mehr über einen wohlgelungenen Fang freuen, als er bei dieser Entdeckung, er sann auf Rache und fand sie bald; selbst durfte er sich nicht sehen lassen, aber ein Kamerad von ihm, der ein eben so abgefeimter Bursche war, verstand sich bald zu einem Bubenstück, da er das Versprechen erhielt, das daraus gelößte Trinkgeld zu theilen; diesem zufolge wußte er den edlen, unerfahrnen Jüngling bei Seite und in die Falle der Seelenverkäufer zu locken; fort war er, alle Mühe, alles Nachforschen des Floßenführers war vergeblich, keine Spur war von ihm zu entdecken.

Es läßt sich kaum vorstellen, welchen Jammer diese Nachricht in Tillmanns Haus verursachte; wäre Bernhard gestorben, oder auch ertrunken, so hätte

man ihn mit Wehmuth betrauert, jetzt aber, da man weder von seinem Leben noch von seinem Tode etwas wußte und immer das Schlimmste ahnte, jetzt drückte die Ungewißheit zehnmal schwerer. Die Vermuthung der Holzflößer, daß Bernhard den Seelenverkäufern in die Hände gerathen sey, fand Jedermann wahrscheinlich, und dies vermehrte noch den Kummer seiner Familie. Doch endlich kam ein Brief aus Amsterdam an Tillmann, in welchem ihm die Nachricht mitgetheilt wurde, daß sein Sohn Bernhard an einem hitzigen Fieber gestorben und dort auf dem Gottesacker christlich begraben worden sey. Freilich verbreitete dieser Brief wieder neue Trauer in der Familie, aber so wie die schmerzhafte Oeffnung eines brennenden Geschwürs, auf welche dauerhafte Linderung folgt. Tillmann und die Seinigen wußten nun, woran sie waren; sie wurden allmählig wieder beruhigt, und Bernhards Geschichte half nun, so wie die des ehemaligen Husaren, die Winterabende verkürzen.

Indessen schien es, als ob mit Bernhard aller Segen verschwunden sey; Mißwachs, Viehsterben, Krankheiten und Unfälle aller Art lösten sich einander ab, so daß nun Mangel und Armuth die fromme Familie zu drücken begann. Endlich, zehn Jahre nach Bernhards Abreise, wurde es Tillmann zu Muth, wie der Seidenraupe, wenn sie sich zum Spinnen ängstet: seine Töchter wurden von Niemand gesucht, weil sie arm waren, denn Schönheit und Frömmigkeit machte keinen Eindruck auf die Nachbarschaft, und sein noch einziger Sohn Reinhard konnte auch keine schickliche Gelegenheit finden, auch konnte ihn der Vater bei seinen Berufsgeschäften nicht entbehren; kurz, Tillmanns

Haushaltung war einem schwer beladenen und dazu noch gebrechlichen Wagen gleich, der im Morast steckt und weder vor noch hinter sich herausgezogen werden kann.

An einem Sonntag, als Tillmann mit seinen Töchtern aus der Kirche kam (seine Frau war zu Hause geblieben, um das Mittagsessen zu bereiten, und Reinhard hatte den Ochsen gehütet), war er ungewöhnlich still und nachdenkend. Barbara, sein braves Weib, und seine Kinder waren dessen gar nicht gewohnt, doch mochten sie ihn auch nicht fragen; als es aber endlich zu lang währte, fing Barbara an: Lieber Mann! was fehlt Dir doch? Du bist ja Dein Lebtag nicht so gewesen wie jetzt.

Tillmann. Ha! es ist mir halt traurig zu Muth, ich hab' da heut' eine Predigt gehört über den Text: alle eure Sorgen werfet auf Ihn, denn Er sorget für Euch. Da hab' ich nun recht herzlich gebetet, der liebe Gott möchte doch auch unsre Sorgen auf sich nehmen und uns nur die tägliche Nothdurft, Nahrung und Kleidung verleihen und uns vor Schulden bewahren. Da kam mir auf einmal der Gedanke so lebhaft ins Gemüth, ich müsse nach Amerika ziehen und hier Haus und Hof verkaufen, daß ich ganz und gar nicht mehr auf die Predigt Acht geben konnte und nicht weiß, was hernach gebetet und gesungen worden. Aus der Kirche ging ich in Martins Haus, um mit dem Förster zu sprechen; dort fand ich einige Bauern beisammen, die einen Brief lasen, welchen ein Würtemberger aus Amerika geschrieben hat, und worin er erzählt, wie er dort so glücklich geworden und an Allem Ueberfluß habe; da schlug mir das Herz, und da es sich gerade so traf, daß mir in der Kirche der

Einfall gekommen war, und nun dieser Brief dazu kam, so war ich in meiner Seele überzeugt, daß es Gottes Wille wäre, wenn wir zusammen nach Amerika zögen. Barbara gerieth über diese Worte in tiefes Nachdenken, und die Kinder sahen sich erstaunt an und die Thränen traten ihnen in die Augen. Endlich versetzte Barbara: ich habe nichts dagegen, wenn nur das große Wasser nicht wäre; Tillmann antwortete: es sind schon so viele glücklich über das große Wasser gekommen, wir werden auch hinüber kommen, denn ich bin überzeugt, daß diese Sache von Gott ist. Es wurde nun noch Vieles darüber gesprochen, und endlich waren Alle nicht nur zufrieden, sondern sie freuten sich auf die Reise. Daher bot nun Tillmann Haus und Hof feil, löste daraus 3000 Gulden und machte sich zu der großen Reise bereit; Anno 1756 verließ er mit Frau und Kindern unter tausend Thränen das friedliche, heimathliche Thal, in welchem seine Vorfahren seit Jahrhunderten so glücklich gelebt hatten, und begab sich auf einem Leiterwagen, mit allem gehörigen Geräthe versehen, auf den Weg. Am dritten Tage Abends fanden sie in dem Wirthshause einen reisenden Kaufmann aus Bremen, welcher eine Handelsreise in's südliche Deutschland, in die Schweiz und nach Italien machen wollte; als dieser Tillmanns Vorhaben erfuhr, setzte er sich zu ihm und sprach mit ihm über Alles, was zu seinem Nutzen dienen konnte; dann rieth er ihm, nach Bremen zu gehen und von dort mit einem Schiff, von welchem er wußte, daß es bereit lag, nach Baltimore abzugehen, seine Reise fortzusetzen, er gab ihm einen Brief an einen Kaufmann in Bremen, in welchem er diesem die guten Leute empfahl,

und mit diesem versehen, reiste nun unsere Familie auf ihrem Leiterwagen mit neuem Muth und der festen Ueberzeugung, daß Gott sie an Seiner Hand leite, nach Bremen. Dort meldeten sie sich sogleich bei dem Kaufmann, an welchen sie das Empfehlungsschreiben hatten; er war ein frommer Mann, ging ihnen mit Rath und That an die Hand, und versah sie, nachdem er zu ihrer fernern Reise alles besorgt hatte, wieder mit Empfehlungen an einen Freund in Baltimore, der für ihre Unterkunft sorgen sollte.

Zu Bracke, einige Meilen unterhalb Bremen, setzten sie sich zu Schiff. Von ihrem Erstaunen über das große Wasser, von ihrer Verwunderung über das Schiff und seine Einrichtung sage ich nichts, genug, aller Seekrankheit ungeachtet, langten sie nach neun Wochen glücklich in Baltimore an, wo sie von dem Bremer Schiffer an ein Haus angewiesen wurden, in dem sie sich aufhalten könnten, bis sie von dem Kaufmann, an den sie einen Empfehlungsbrief hatten, Nachricht bekämen, was ferner für sie zu thun sey; dann nahm der Schiffer Abschied von den guten Leuten und ging seinen Geschäften weiter nach. Tillmann hatte nun nichts Nöthigers zu thun, als sich nach dem Kaufmann zu erkundigen, an den er durch seinen Brief angewiesen war. Unter der Menge Menschen, welche sich bei der Ankunft eines Schiffes am Ufer versammelte, befand sich diesmal ein Menschenhändler; er sah Tillmann, seine Frau und vier Kinder aussteigen; diese schöne, starke Menschen stachen ihm in die Augen, und er freute sich schon über den Fang und über den Gewinn, den er da zu machen hoffte. Dieser Gaudieb hörte nun, daß Tillmann, sowie

er selbst, ein Deutscher war, und nach dem Kaufmann fragte, an den er den Brief hatte; er kam also gar freundlich zu ihm, bewillkommte ihn als Landsmann und sagte: ich diene auf dem Comtoir des Herrn Wilsons, kommt Ihr alle mit mir, ich führe Euch hin, man wird für Euer Glück sorgen. Wer war froher, als Tillmann und die Seinigen? sie dankten Gott von Herzen. Bald brachte sie ihr Führer an ein etwas abgelegenes Haus, wo er ihnen ein Zimmer anwies und dann hinging, um den Herrn des Hauses zu benachrichtigen, was für einen Fang er gethan habe; bald darauf kam dieser, empfing die Familie freundlich und gab sich für Herrn Wilson aus; er versicherte, er könne sie auf der Stelle in Jamaika versorgen, sie müßten aber wieder zu Schiffe gehen, dann würden sie in wenigen Tagen an Ort und Stelle anlangen. Jetzt wurden nun ihre Sachen im Wirthshause abgeholt und dann alle zusammen in ein Zimmer hinten im Hause eingesperrt und streng bewacht. Ob nun zwar Tillmann in allen Ränken der Welt unerfahren war und wohl wußte, wie väterlich ihn die Vorsehung bisher geleitet hatte, so bemeisterte sich doch die Angst seines Herzens, er äußerte auch den Seinen seine Furcht und ermunterte sie zum unablässigen Gebet. Was sie zu befürchten hatten, davon ahneten sie nichts, denn sie wußten nicht, was Sclaven sind und wozu man sie braucht.

In der folgenden Nacht kamen etliche Schiffleute, die scharf bewaffnet waren; diese befahlen ihnen mit rauher Stimme, augenblicklich zu folgen und bei Todesstrafe keinen Laut von sich zu geben, ihr Geräthe, sagte man, würde man ihnen nachschicken. Jetzt fing man an zu flehen, zu weinen und zu jammern,

allein die gezogenen Schwerter befahlen Stillschweigen; so wurden alle sechs einige Stunden zu Fuß fortgeführt, und dann, als sie an dem Ufer des Meeres angekommen waren, in einer Schaluppe, die sie hinter dem Gesträuche fanden, nach dem Schiff geführt, das sich hinter einem Felsen versteckt hielt. Der Hauptmann desselben empfing sie mit Freuden und belohnte ihre Führer reichlich; als er sie aber genau ins Auge gefaßt hatte, fragte er sie auf deutsch: wo sie her wären? Tillmann sagte es ihm und bat auf den Knieen um Erbarmen, allein das war tauben Ohren gepredigt, der Wütherich lachte und befahl, sie in den untersten Schiffsraum zu bringen und ihnen Fesseln anzulegen. Nun wurde der Jammer der armen Familie unaussprechlich, aber derbe Peitschenhiebe nöthigten sie bald zum Schweigen. Da lagen sie nun ohne Licht und auch beinahe ohne Luft; sie rangen im Gebet zu Gott und flehten nun zu dem um Erbarmung, der sie allein befreien konnte. Auf einmal fing Cleophä, die jüngste der Töchter, an: da ist eben ein Engel bei mir gewesen, habt ihr denn nicht gesehen? Er glänzte wie die Sonne und sagte: Seyd getrost, Ihr Lieben! dieser Weg führt Euch zu Eurem Glück und Frieden. Diese Worte waren Allen ein Labetrunk in dem brennendsten Durst, sie fingen an leise zu singen: Nun danket alle Gott! und dann das schöne Lied: Befiehl du deine Wege; und es ward ihnen ruhig dabei um's Herz, als auf einmal oben vom Schiff herab die Donnerworte erschollen: man würde ihnen das Singen bald vertreiben. Sie schwiegen also, aber sie fühlten sich wunderbar gestärkt, und die große Erfahrungswahrheit, daß keine Beförderung auf dem Wege zum

Himmel, und auch kein wahres Glück auf Erden ohne Geburtsschmerzen geboren werden könne.

Herr Wilson in Baltimore, der durch den Bremer Schiffer noch mehrere Briefe bekommen hatte, in welchen ihm auch die reisende Familie empfohlen wurde, wunderte sich, daß sie sich nicht bei ihm meldete; er vermuthete die Wahrheit, denn es schwärmte seit einiger Zeit ein Seeräuber auf dasigem Gewässer, dem auch einige amerikanische Schiffer aufpaßten; dieser hatte seit Kurzem mehrere Neger und weiße Leute auf eine solche Art weggekapert. Wilson ging deßwegen zum Kommandanten und zeigte ihm seine Vermuthung an; der Kommandant beorderte augenblicklich den Kapitän einer Fregatte, auszulaufen und nicht eher zu ruhen, bis er den Seeräuber genommen habe.

Indessen hatte noch ein anderer Schiffskapitän den Räuber bemerkt und ihn verfolgt, so daß er nun von zwei Seiten her gejagt wurde, ohne daß er es wußte; er segelte also unbesorgt nach einer kleinen, unbewohnten Insel, wo von Zeit zu Zeit Spanier und Franzosen hinkamen, mit denen er im Verständniß war und die ihm seinen Raub abkauften. Dieser verbotene Handel wurde sehr heimlich getrieben, weil er gegen die Verträge aller Nationen war, die in Amerika Besitzungen haben. Beide Schiffskapitäne ereilten den Räuber, noch ehe er auf der Insel anlandete, der Kampf währte nicht lang, das Raubschiff wurde geentert und der Räuber mit seinem Volk, etwa dreißig Mann, gefangen genommen und auf eins der Baltimorischen Fahrzeuge gebracht. Bei der Durchsuchung des Schiffs fand man nun auch unsern Tillmann und seine Familie; man befreite sie von ihren Banden,

und sie dankten Gott und ihren Rettern auf ihren Knieen mit tausend Thränen, dann legten sich die Schiffe an der Insel vor Anker und schickten sich zu der Heimfahrt an. Während dieser Beschäftigung nahte sich auch ein Jamaika'sches Kauffahrteischiff der Insel, es ankerte neben den andern, und seine Mannschaft stieg aus; ein vornehmer, ansehnlicher Mann grüßte die Kapitäns, und indem er sich auch nach den andern Leuten umsahe, so entdeckte er Tillmann, seine Frau und Töchter; er staunte, trat ihnen näher, und nun entstand ein Auftritt, der sich nicht beschreiben läßt; kennt ihr euern Bernhard nicht mehr? rief der entzückte Sohn und flog seinen Eltern und Geschwistern in die Arme; jedes Bild ist zu schwach, den Jubel der lang geprüften und getrennten Familie zu schildern, sie konnten nicht fertig werden zu staunen, zu fragen und zu preisen. Bernhard wollte endlich auch die Gefangenen sehen, die seine Familie so gepeinigt hatten; man führte ihn in das Schiff, wo sie gefesselt lagen. Hier gab es aber einen Auftritt von ganz anderer Art: denn als Bernhard den Seeräuber sahe, so entsetzte er sich, schwieg eine Weile, dann sprach er zu ihm: Armer, armer Schweinfurth! wie früh und wie schrecklich endigst du deine fürchterliche Laufbahn? — Du ließest dich zum Werkzeug des Satans brauchen, Menschen zu verderben, und nun siehst du vor Augen, wie mächtig mein Gott und Erlöser mich und die Meinen aus deinen Händen errettet hat; denn du mußt wissen, daß die brave, fromme Familie, die du raubtest, meine Eltern und Geschwister sind. Du suchtest dein Glück im Unglück deiner Mitmenschen, und machtest sie, gegen deinen Wil-

len, glücklich, und dich in Zeit und Ewigkeit höchst unglücklich, denn jetzt ist dein trauriges Schicksal entschieden.

Schweinfurth sah ihn starr an, sank dann in ein taubes Hinbrüten und schwieg still. Er wurde nach Baltimore gebracht, wo man ihm den Proceß machte und hinrichtete. Seine Geschichte besteht kürzlich darinnen, daß er auf dem Schiff eines holländischen Kapers Dienste nahm, durch Betrug und Räubereien aller Art ein großes Vermögen sammelte und nun selbst ein Schiff bemannte und ausrüstete, und damit auf den Raub ausging; allein dazu war er doch nicht gewandt genug, denn er hatte das Handwerk noch nicht lange getrieben, als er schon gefangen wurde und seinen verdienten Lohn empfing.

Bernhard dankte den Kapitäns für die Rettung seiner Familie; er wollte ihnen ansehnliche Geschenke machen, allein sie schlugen sie auf eine edle Art aus; er nahm also seine Eltern und Geschwister zu sich in sein Schiff und fuhr nach Jamaika ab. Es ist leicht zu denken, daß er nun zuerst ihre Neugier befriedigte und seine bisherigen Schicksale erzählte. Die Seelenverkäufer hatten ihn nach Amsterdam gebracht und auf ein ostindisches Schiff geliefert, wo er, wie gewöhnlich, unter die Matrosen aufgenommen, und auch ebenso, wie sie, behandelt und mißhandelt wurde. Nun befand sich aber ein ansehnlicher Reisender auf dem Schiff; ob er ein Kaufmann oder Gelehrter, oder beides zugleich war, das wußte Niemand. Dieser Mann beobachtete Bernhard, sprach oft mit ihm, erfuhr sein Unglück, aber auch die Güte seines Herzens, seinen religiösen Sinn, seinen Verstand und seinen vortrefflichen Charakter. Dieser Herr nannte sich Kla-

renstern, ob das aber sein wahrer Name, und wo er her war, das wußte Niemand; mit dem Kommandanten des Schiffs war er in vertrauter Freundschaft, und dadurch brachte er es dahin, daß Bernhard's Lage ganz erträglich wurde. Am Vorgebirge der guten Hoffnung blieb Klarenstern zurück, besorgte für Bernhard einen andern tüchtigen Matrosen und behielt ihn dann bei sich. Hier hielt er sich ein halbes Jahr auf, besorgte allerhand Geschäfte, und reiste dann mit seinem Bernhard nach Jamaika in Amerika ab; diesen behandelte er als seinen Freund, und gewann ihn endlich so lieb als seinen eigenen Sohn.

Herr Klarenstern kaufte hier ein sehr angenehmes Landgut, nahm ein paar Bedienten an und ließ sich aus der nahegelegenen Wohnung eines Pflanzers speisen. Hernach aber kaufte er im Innern des Landes eine große Pflanzung in einer der angenehmsten, ruhigsten und fruchtbarsten Gegenden der Insel, baute ein großes und schönes Haus nebst den dazu gehörigen Gebäuden, und fing eine große Wirthschaft an; nun erklärte er Bernhard für seinen adoptirten Sohn, der bald darauf die fromme Tochter eines benachbarten Pflanzers heirathete, und in ihr eine tüchtige Hausfrau und treue Gattin fand. Nach einigen Jahren starb Herr Klarenstern als ein Heiliger, und man erfuhr nie, wer er war, eben so wenig sein wahres Vaterland. Bernhard nahm seinen Namen an und wurde sein einziger Erbe.

Die ehemalige Nachricht von Bernhards Tod hatte Schweinfurth geschmiedet, weil er fürchtete, Tillmann möchte seinen Landesfürsten um Rettung seines Sohnes ansprechen, und dieser dann denselben bei den Generalstaaten zurückfordern.

Bernhard und seine Familie kamen glücklich in Jamaika und auf seinem schönen Gut an, dem er den Namen Klarenstern gegeben hatte; seine Gattin empfing die Ankommenden mit herzlicher Freude und Liebe. Tillmann übernahm die Aufsicht über die Neger und die männlichen Bedienten, und die Töchter unterstützten die Hausfrau. Reinhard heirathete die einzige Tochter eines Pflanzers, und seine drei Schwestern wurden auch nach und nach wohl versorgt; eine Reihe von Jahren lebten die Alten noch ruhig, und höchst zufrieden, und starben dann selig in den Armen ihrer Kinder.

So gehen die Wege der Vorsehung durch schwere Prüfungen; nicht immer führen sie zu zeitlichem Glück und Ehren, aber immer zum ewigen Wohl, wenn sie gehörig benutzt werden.

20.

Elanban.

Eine arabische Erzählung.

Unter den Imams von Yemen war ehemals Elauban bei weitem der glänzendste; sein Vater war ein streitbarer Fürst gewesen, und er hatte das Reich seinem Sohn in Ruhe und Wohlstand hinterlassen. Elauban bestieg den Thron ohne Hinderniß; alle Emirs umher brachten ihm Geschenke und leisteten ihm den Eid der Treue; seine Schatzkammern waren angefüllt, und allenthalben herrschte Friede und Emsigkeit. Nun fand der junge König nichts mehr zu thun, denn man hatte ihn blos zu den Waffen erzogen; von der großen Regentenpflicht, sein Volk zu beglücken, wußte er wenig; alle Fürsten und Räthe seines Vaters waren Krieger, er konnte sie nicht mehr brauchen; eine Zeitlang spielte er noch mit seinen Truppen, indem er sie musterte und bald hie, bald da Lustlager aufschlagen ließ; allein er ward dieses Spiels bald müde, und der böse Geist, der so viel Uebels an den Höfen anrichtet, die Langeweile, fing an, ihn zu plagen.

Jetzt merkten die alten Diener, daß sie bei dem neuen Könige überflüssig waren; sie zogen sich also allmälig zurück, und an ihre Stellen kamen junge

Leute von allem Schlage: der eine hatte hohe Ehrenstellen, der andere Reichthümer, und der dritte Wollust zum geheimen Zweck; alle aber heuchelten treue Anhänglichkeit an den König und Vaterlandsliebe, und jeder gab sich alle ersinnliche Mühe, die Neigungen seines Herrn auszuspähen, und dann alles aufzubieten, sie zu befriedigen.

Bei diesen Umständen wurde der Hof Elaubans bald der Sammelplatz aller Wollüstlinge, aller Witzlinge und emporstrebenden Geister; die Furie Kabale stieg aus der Hölle herauf und schwebte unsichtbar um den Thron her, wo sie alles mit verzehrendem Neid, Mißtrauen, Rache und Verzweiflung anfüllte. Der Harem wurde von Tag zu Tag zahlreicher, aber auch die Kassen immer leerer, jeder suchte zu genießen, folglich auch sich zu bereichern; Arabien und Ostindien mußten das Seltenste und Kostbarste aus allen drei Naturreichen hergeben, um Elaubans Schlösser und Lusthäuser zu zieren, die Weiber seines Harems zu schmücken, und seine Tafel für ihn und seine Günstlinge genießbar zu machen.

Endlich waren alle Schätze erschöpft, aber nicht der Trieb, zu genießen, folglich mußten nun die Unterthanen unter allerhand scheinbaren Vorwänden geplündert werden; der Hof wurde also immer glänzender, aber das Volk auch immer ärmer; die Freude floh aus jeder Hütte an den Hof, aber auch hier fand sie keine bleibende Stätte, weil sie sich mit der dort herrschenden Kabale, ihrer Erbfeindin, durchaus nicht vertragen konnte. Elaubans Hof war ein Drache, der die ganze Gegend umher verwüstete, und dessen Hauch weit und breit die Luft verpestete: denn der Luxus verbreitete sich durch alle Stände,

und dies glänzende Elend zehrte an den Eingeweiden der bürgerlichen Verfassung.

Unter den vielen Söhnen und Töchtern, die Elauban mit seinen Weibern zeugte, war Ibrahim der älteste, und also auch der künftige Thronerbe; nun lebte aber ein weiser Mann, nicht weit von der Residenz des Königs, auf seinem Landgut, er hieß Sophar, und hatte dem vorigen König gegen das Ende seiner Regierung als Geheimschreiber gedient; dieser Sophar hatte sich von allen Geschäften entfernt, weil er überzeugt war, daß er sich selbst unglücklich machen, aber Niemand nützen würde; jetzt aber, als Prinz Ibrahim aus dem Harem kam und nun eine männliche Erziehung erhalten mußte, jetzt trieb ihn die Vaterlandsliebe an, alles zu versuchen, um den künftigen Regenten aus dem Verderben des Hofs zu erretten.

Ich übergehe alle die Mittel und Kunstgriffe, die er anwenden mußte, um zum Zweck zu gelangen, genug, es glückte ihm: Prinz Ibrahim ward ihm übergeben, und man setzte ihm und seinem Eleven einen sehr mäßigen Gehalt aus, weil der neue Schatzmeister den unnöthigsten Aufwand einschränkte, und daher dieser, natürlicher Weise, bei der Erziehung des Kronprinzen den Anfang machte.

Indessen bedient sich die Vorsehung gar oft solcher Mittel zu ihren heiligen Absichten: das, was man am mehrsten vernachläßigte und auch vielleicht vernachläßigen wollte, das gerieth am besten; Ibrahim wurde vom Hof entfernt, und doch demselben so nahe erzogen, daß er alle seine Gräuel kennen lernen konnte, ohne von ihm angesteckt zu werden. Sophar lehrte ihn die Gewerbe der Unterthanen als die einzigen Quellen alles Wohlstandes eines

Staats kennen; er zeigte ihm allenthalben ihre Fehler und wie sie verbessert werden können, er machte ihn empfindsam gegen das Unglück seines Mitmenschen, und zeigte ihm die leichten und ausführbaren Mittel, wie er sich dereinst durch die Beglückung seiner Unterthanen Gott ähnlich machen könne, mit einem Wort, er lehrte ihn regieren und den Luxus entbehren, indem er ihn mit dem erhabensten Vergnügen der Pflicht-Erfüllung bekannt machte.

Indessen eilte der Hof auf dem Wege der allerzügellosesten Ueppigkeit zum Verderben; das ganze Land war ausgesogen und Niemand zufrieden und glücklich; selbst Imam Elauban unter allen am wenigsten; er hatte sein Lebenlang das Glück gesucht und nicht gefunden, aber er fand es auch nie, denn mitten in den rauschenden Lustbarkeiten des Hofs überfiel ihn ein hitziges Fieber; Elauban starb plötzlich und hinterließ alles in der größten Verwirrung und Bestürzung.

Prinz Ibrahim war damals gerade zwanzig Jahr alt; sein treuer Sophar kannte die Welt, er eilte mit seinem Zögling an Ort und Stelle, ehe die Kabale Schwierigkeiten ausbrüten konnte. Ibrahim setzte sich also auf den Thron seiner Väter, und Sophar war sein erster Rathgeber. Der neue Imam hatte nicht gelernt, irgend Jemand unglücklich zu machen, er entfernte also allmälig alles Ungeziefer von seinem Hof, und sammelte weise und treue Männer um sich her, wodurch dann nach und nach jeder von selbst weg ging, der es im Zirkel der Rechtschaffenen nicht lange aushalten konnte.

Jetzt trat nun allenthalben eine vernünftige Sparsamkeit an die Stelle der Ueppigkeit; Gelehrte und Rechtschaffene erhielten nach dem Verhältniß der

Güte ihres Charakters Aemter, die Unterthanen wurden erleichtert und ihre Gewerbe verbessert, so daß also das Königreich Yemen in einer Reihe von Jahren zu einem Wohlstand und zu einer Stärke gelangte, wovon man in der Geschichte noch kein Beispiel hatte.

Lange hatte Ibrahim mit Glück und mit Segen regiert, und lange war schon sein treuer Sophar zur ruhigen Wohnung der Vollendeten übergegangen, als er einsmals auf einem einsamen Lustschloß, wo er zu Zeiten einige Tage in Gesellschaft etlicher seiner Getreusten von den schweren Regierungsgeschäften ausruhte, von einem geheimen Kummer und von einer ihm selbst unerklärbaren Schwermuth überfallen wurde: er konnte der Sehnsucht, das Schicksal seines Vaters in der andern Welt zu erfahren, nicht los werden; und doch empfand er auch tief das Unschickliche seiner Forderuug; er kämpfte also mit sich selbst, konnte aber seinen Trieb nicht überwinden. Endlich entdeckte er einem alten Greis, den er wegen seiner Weisheit und Redlichkeit immer bei sich hatte, seinen Wunsch, und bat ihn, ihm mit seinem frommen und vernünftigen Rath beizustehen.

Großer König der Rechtgläubigen! antwortete ihm Abarim, jeder Vorwitz beleidigt Gott; da aber dein Trieb ohne dein Suchen gekommen ist, und du ihm männlich widerstanden hast, ohne ihn überwältigen zu können, so muß er wohl von höherer Hand herkommen.

So scheint es mir, mein guter Abarim! versetzte der Imam; vielleicht will mich Gott von einer Krankheit heilen, die mich seit einiger Zeit überfallen hat.

Mit Bestürzung erwiederte Abarim: Eine Krankheit, mein König! dafür bewahre dich der große

Gott! Ja wohl! versetzte Ibrahim, mich wandelt seit geraumer Zeit ein Eckel an Regierungsgeschäften an, und ich fühle eine starke Neigung zur Befriedigung meiner sinnlichen Lüste.

Abarim lächelte und sagte: Ja so! — das ist aber eine schlimme, und noch dazu eine ansteckende Krankheit, auch dafür bewahre dich Gott, dein Reich und uns. Wenn du also deinen jetzigen Trieb befriedigen willst, so entferne dich an einen einsamen Ort; dort faste drei Tage bei Wasser und Brod und bleibe beständig im Gebet, so wird dir Gott ferner zeigen, was du thun sollst.

Der Imam gehorchte diesem Rath, er ließ sich Wasser und Brod für drei Tage in eine einsame Felsenhöhle tragen, die sich hinter dem Garten des Schlosses im Walde, an einem wilden Abhang, befand, begab sich dahin, und befahl, daß ihm innerhalb dreien Tagen Niemand folgen sollte, die Seinigen aber mußten ihn diese Zeit über im Schlosse erwarten. Drei Tage vergingen, ohne daß man von dem Imam etwas sahe oder hörte; am Morgen des vierten Tages aber kam er blaß, entstellt und voller Schrecken wieder; einige Stunden ging er mit Händeringen und mit Thränen in den Augen umher, dann aber versammelte er seine wenigen Getreuen um sich her und vertraute ihnen sein schreckliches Geheimniß; er befahl, daß man es niederschreiben, versiegeln und im Archiv bis nach seinem Tode aufbewahren, hernach aber allemal bei der Thronbesteigung seiner Nachfolger dem neuen Könige vorlesen sollte; dann erzählte er, was ihm widerfahren war.

Ibrahim hatte bis an den Abend des dritten Tages im Fasten und im Gebet verharrt, als ihn auf einmal ein matter Schimmer umglänzte; mit schre-

ckenvollem Staunen blickte er um sich her, und siehe! hinter ihm, ein wenig zur Seite, stand ein himmlischer Jüngling, ein Engel mit einer sehr ernsten Miene. Ibrahim fiel auf sein Angesicht und betete zu Gott um Gnade; jetzt rührte ihn der Engel an und sprach: stehe auf Ibrahim, und höre, was ich dir im Namen Gottes verkündigen soll. Ehrfurchtsvoll stand der Imam auf und war aufmerksam; nun fuhr der Himmlische fort: Gott hat deine Treue in deinem Amt mit Gnade und Erbarmen angesehen; da aber deine Seele anfängt des guten Weges, auf dem du wandelst, überdrüßig zu werden, so soll ich dir das Schicksal deines Vaters zeigen, komm also und folge mir!

Ibrahim bebte für Entsetzen, doch stärkte ihn der Engel, indem er ihn versicherte, daß ihm nichts Uebels widerfahren sollte; der Imam gehorchte also der Stimme des Engels und folgte ihm. Vor der Höhle umgab sie Beide eine dämmernde Wolke, mit welcher sie sich, wie auf einem Donnerwagen Gottes, emporschwangen; um sie her heulte der Sturm in der Nacht, zuweilen schossen Blitze aus der Wolke heraus, und es war dem Imam, als wenn er mit der Wolke wie ein Pfeil vom Bogen dahin führe; immer aber stand ihm der Engel zur Seite, der ihm freundlich zuredete und sprach: Fürchte dich nicht, Ibrahim! dir soll kein Leid widerfahren!

Nach Verlauf etwa einer halben Stunde, so lang kam dem Imam ungefähr die Zeit seiner schauervollen Reise vor, zertheilte sich die Wolke um ihn her; und er befand sich an der Seite des Engels auf einem wilden und zackigten Felsengebirge; der ganze Himmel war roth, wie von einer schrecklichen Feuersbrunst in der Nacht, und eben daher durchdämmerte

[illegible] ein fürchterlicher Schimmer die ganze Gegend so viel, daß man die Gegenstände hinlänglich erkennen konnte; vor sich hin in die Ferne entdeckte er ein noch höheres Gebirge, wo Felsen auf Felsen gethürmt waren, deren ungeheuere Massen jeden Augenblick herab in den Abgrund zu stürzen drohten, und hinter welchen die ewige Feuerglut himmelan zu steigen schien; ein immerwährender siebenfacher Donner grollte von dort her in's Unendliche herüber, und hin und wieder stürzten Berge über einander her, daß von ihrem Geprassel die Grundveste erbebte.

Vor sich hin bis an jenes Gebirge, und rechts und links bis in eine unabsehbare Weite, überschaute er ein weites Thal voller ungeheurer Felsentrümmer, zwischen welchen sich enge und tiefe, finstere Thäler hindurch drängten; das Ganze war ein Weltruin, der durch ein allgemeines Feuergericht gegangen ist.

Hier in diesem Thal (sprach nun der Engel zum Imam), hier ist die Wohnung deines Vaters und seiner ehemaligen Höflinge — komm und steig mit mir hinab: denn du mußt ihr Schicksal kennen lernen; zugleich faßte ihn der Engel mit starkem Arm um den Leib und schwang sich mit ihm in die furchtbaren Abgründe hinunter. Hier befanden sie sich nun in einem engen Thal, wo auf beiden Seiten steile und überhangende Felsen in die Höhe stiegen; sie wandelten auf einem Aschenboden in nächtlicher Dämmerung fort, und nun bemerkte Ibrahim eine grosse Menge mißgestalter menschlicher Wesen, deren abscheuliche Formen Grausen und Abscheu erregten; kein Theil der menschlichen Figur war mehr regelmässig, und man fand keine Spur mehr an ihnen von dem anerschaffenen Ebenbild der Gottheit; jeder Körper hatte sich je nach seinen herrschenden Leiden-

schaften der Gestalt der Thiere genähert, denen er am ähnlichsten gewesen war.

Alle diese Unseligen hausten in den Höhlen und Klüften auf beiden Seiten des Thals; ihre Betriebsamkeit, ihre Unruhe und ihr Getobe war entsetzlich, und doch schienen sie für Ermüdung zu Boden sinken zu wollen; bald entdeckte er eine Gruppe, wo man ein friedliches Mahl mit einander zu genießen schien, auf einmal aber, und ehe man sich's versahe, fielen sie wie grimmige Thiere über einander her und suchten sich zu zerfleischen, bis der eine hierhin, der andere dorthin in die wilde wüste Einöde floh.

In einem andern dunkeln und abgelegenen Winkel buhlten ein männliches und weibliches Wesen mit einander, er schien ihr seine Liebe zu klagen, und sie schien ihn endlich zu erhören; mit der rasendsten Wuth der Leidenschaft umarmte er sie, und sie ihn, aber in dem Augenblick sah eins im andern den scheußlichsten, drachenähnlichen Wurm, in dessen Krallen jedes eingeschlossen war; mit Beben schauderte jedes zurück, und mit Heulen und Wehklagen flohen diese ehemaligen Verliebten weit von einander in entlegene Oerter.

Weiterhin entdeckten sie seitwärts in einer Weitung eine Anstalt, die mit der Anlage einer Lustgegend etwas Aehnliches hatte: auf einem Felsen war etwas, das einer Burg ähnlich war, und eine Strecke hinaus hatte sich ihr Bewohner einen Garten angelegt, es schienen auch Gewächse daselbst aufzukeimen; allein wenn diese jämmerliche Nachahmung kaum im Werden war, so stürzte alles von den unaufhörlichen Erderschütterungen dem Besitzer über dem Haupt zusammen.

Dort gingen Mann und Weib in traulicher Ein-

tracht Hand an Hand spazieren, sie schienen sich unter einander die Seligkeit ihres ehemaligen Erdenlebens zu erzählen; nun erschien aber ein Ungeheuer vor ihnen, das ihnen entgegenbrüllte: verflucht seyd ihr, daß ihr mich erzeugt und durch eure schlechte Erziehung in diesen Ort der Qual gestürzt habt! — Plötzlich fuhren sich die Ehegatten wie rasende Furien an, der Sohn peitschte auf sie zu, und endlich stäubten alle drei auseinander.

Darauf kamen sie auf einen geräumigen Platz, wo viel Volks beisammen stand und sich an einem Schauspiel zu ergötzen schien. Bei einer nähern Untersuchung fand Ibrahim, so wie es ihm der Engel erklärte, daß da ein ehemals Mächtiger der Erde von seinem Harem gezüchtiget würde: über hundert Furien flatterten wie große Fledermäuse um ihn herum, erst küßten und schmeichelten sie ihn, dann kniffen und pfetzten sie ihn mit ihren Krallen, so daß er wie im Fieberfrost mit den Zähnen klapperte und für schrecklichen Schmerzen brüllte und tobte; nach und nach entwand er sich ihnen und floh mit seelzagendem Seufzen in die endlose Weite.

Auch entdeckte der Imam viele Bettler, die, vom Hunger ausgezehrt, wie Todtengerippe umher irrten und Speise heischten, aber keine bekamen, sondern mit Spott und Schande abgewiesen wurden. Diese waren ehemals auf Erden reiche Schlemmer gewesen, die das Ihrige verpraßt und die Armen von ihren Thüren weggejagt hatten; mit Wuth rafften sie Asche und Moder vom Boden auf und verschlangen den Wust gierig, aber dann schauderten sie für Eckel und gaben mit Zuckungen den Gräuel wieder von sich.

Endlich gelangten die beiden Wanderer an einen Ort, wo sich das Thal in ein großes Becken erwei-

rte und rund umher mit erschrecklichen Felsenge-
rgen umzingelt war; ein warmer Leichengeruch
rfüllte den ohnehin verpesteten Dunstkreis, und
brahim würde auf der Stelle des Todes gewesen
eyn, wenn er nicht in der Atmospäre eines Engels
eathmet hätte. Hier wimmelte es von mensch-
chen Ungeheuern aller Art, die alle mit ewiger Un-
uhe durcheinander tobten, als wenn sie sich unter
inander zerreißen wollten.

Dieses sind deine Landsleute! — sagte der Engel,
nd Ibrahim seufzte tief.

Dort im Dunkel an der Seite des Felsen stand
uf einem steilen Absturz eine halb ruinirte Burg,
ie traurige Wohnung des Imam Elaubans;
brahim schauderte, sich ihr zu nahen, aber der
Engel wollte es und er mußte. Nun ging sein Füh-
er voran, das Getümmel wich auf beiden Seiten
urück, und wenn sich der Eine oder der Andere
nterstand, näher zu kommen, denn viele schienen
brahim zu kennen, so fuhr ein Strahl vom Engel
us, der ihn weit wegblitzte.

So kamen sie endlich in den schrecklichen Behäl-
r des ehemaligen Fürsten; er saß auf einem erhöh-
n Platz, der sich in einem dämmernden Gewölbe
efand, welches beständig den Einsturz drohte; das
ing, welches seinen Thron vorstellen sollte, war
us zackigten Bimssteinen und Schlacken zusammen-
estückelt, er selbst aber schien wie vom Opium be-
äubt, einen schweren Schlaf zu schlafen. Sein An-
hen war scheußlich, er glich einem ungeheuer dicken
werg, mit einem weiten Löwenmaul, und seine
Krötenfigur war über und über mit Eiter und Schwä-
en bedeckt.

Da stand nun Ibrahim gegen seinem Vater über!

seine Seele wollte ihm für Jammer aus dem Leibe fahren, aber der Engel stärkte und tröstete ihn; der Kerker war mit seinen ehemaligen Hofbedienten angefüllt, die nun seine Peiniger waren; alle hatten wenig mehr von der menschlichen Gestalt an sich, sondern ihre Leidenschaften hatten sie zu scheußlichen Ungeheuern umgebildet, die sich auch die ausschweifendste Einbildungskraft, ohne sie gesehen zu haben, nicht schrecklich genug vorstellen kann. Jetzt mußten sie von ihrem unseligen Qualgeschäfte ausruhen, so lange Ibrahim zugegen war: denn eine himmlische Macht hatte sie so lange mit unsichtbaren Banden gefesselt; aber sie knirschten und blöckten ihren ehemaligen Fürsten an, als wenn sie, wie Tieger, nach seinem Blute lechzten.

Da es nun der Wille der Vorsehung war, daß Ibrahim aus seines Vaters Munde eine Warnung bekommen sollte, so warf der Engel einen sanften Lichtstrahl auf ihn hin, der ihn stärkte, erquickte und ermunterte.

Schwerathmend, wie ein Fieberkranker, der aus dem Delirium der Hirnwuth von schrecklichen Träumen erwacht, richtete sich Elauban auf; mit einem unbeschreiblichen Blick schaute er auf den Engel und seinen Sohn hin, den er aber nicht kannte; er schien etwas sagen zu wollen, allein er stammelte heischer unverständliche Worte.

Sanft und mitleidsvoll sprach nun der Engel: Elauban! der große und gerechte Gott hat mich mit diesem deinem Sohne, dem Imam Ibrahim, zu dir gesandt, um ihm zu zeigen, was für ein schreckliches Schicksal nach dem Tode auf einen schlechten Fürsten wartet; hast du ihm nun etwas zu sagen

und ihn zu warnen, so thue es, denn unsere Zeit ist kurz.

Mit kaum verständlichen Worten, die sich von der lechzenden Zunge kaum loszuwinden vermochten, antwortete Elauban: Ach, wehe mir himmlische Lüfte zu, damit ich gestärkt werde, zu reden! —

Noch einmal floß ein himmlischer Lichtstrahl zu ihm hinüber, er ward gestärkt und sprach:

Ibrahim! Niemand ahnet die Zukunft, und weder das Glück noch das Unglück, das auf den Menschen, je nachdem er in seinem irdischen Leben gehandelt hat, nach seinem Tode wartet, ist je in irgend eine Seele gekommen; besonders aber ist das Loos der Fürsten, die ihre Unterthanen durch Beispiel und Ueppigkeit sittenlos und arm gemacht haben, wie du an mir siehst, fürchterlich. Hüte dich! damit du nicht auch an diesen Ort der Qual kommest, und doch ist mein Jammer schon um Vieles erleichtert worden, seitdem du regiert und Vieles von dem, was ich verdorben, wieder gut gemacht hast; gehe hin und mache Menschen fromm und glücklich, und hüte dich, daß du mich nie wieder siehest!

Den Engel aber fragte Elauban: ist denn keine Rettung für mich zu hoffen?

Ich habe keine weitern Aufträge an dich, antwortete der Engel; aber kannst du dereinst diejenigen lieben, die dich quälen, so wird sich dein Leiden mindern, deine Gestalt wird wieder menschlicher werden, und so wie das geschieht, wirst du auch dem besänftigenden Lichte immer näher kommen.

Dem Imam Ibrahim war die Zunge gelähmt, er konnte für unsäglichem Jammer nicht reden; schnell führte ihn der Engel in der Wolke wieder zurück,

Staats kennen; er zeigte ihm allenthalben ihre Fehler und wie sie verbessert werden können, er machte ihn empfindsam gegen das Unglück seines Mitmenschen, und zeigte ihm die leichten und ausführbaren Mittel, wie er sich dereinst durch die Beglückung seiner Unterthanen Gott ähnlich machen könne, mit einem Wort, er lehrte ihn regieren und den Luxus entbehren, indem er ihn mit dem erhabensten Vergnügen der Pflicht-Erfüllung bekannt machte.

Indessen eilte der Hof auf dem Wege der allerzügellosesten Ueppigkeit zum Verderben; das ganze Land war ausgesogen und Niemand zufrieden und glücklich; selbst Imam Elauban unter allen am wenigsten; er hatte sein Lebenlang das Glück gesucht und nicht gefunden, aber er fand es auch nie, denn mitten in den rauschenden Lustbarkeiten des Hofs überfiel ihn ein hitziges Fieber; Elauban starb plötzlich und hinterließ alles in der größten Verwirrung und Bestürzung.

Prinz Ibrahim war damals gerade zwanzig Jahr alt; sein treuer Sophar kannte die Welt, er eilte mit seinem Zögling an Ort und Stelle, ehe die Kabale Schwierigkeiten ausbrüten konnte. Ibrahim setzte sich also auf den Thron seiner Väter, und Sophar war sein erster Rathgeber. Der neue Imam hatte nicht gelernt, irgend Jemand unglücklich zu machen, er entfernte also allmälig alles Ungeziefer von seinem Hof, und sammelte weise und treue Männer um sich her, wodurch dann nach und nach jeder von selbst weg ging, der es im Zirkel der Rechtschaffenen nicht lange aushalten konnte.

Jetzt trat nun allenthalben eine vernünftige Sparsamkeit an die Stelle der Ueppigkeit; Gelehrte und Rechtschaffene erhielten nach dem Verhältniß der

Güte ihres Charakters Aemter, die Unterthanen wurden erleichtert und ihre Gewerbe verbessert, so daß also das Königreich Yemen in einer Reihe von Jahren zu einem Wohlstand und zu einer Stärke gelangte, wovon man in der Geschichte noch kein Beispiel hatte.

Lange hatte Ibrahim mit Glück und mit Segen regiert, und lange war schon sein treuer Sophar zur ruhigen Wohnung der Vollendeten übergegangen, als er einsmals auf einem einsamen Lustschloß, wo er zu Zeiten einige Tage in Gesellschaft etlicher seiner Getreusten von den schweren Regierungsgeschäften ausruhte, von einem geheimen Kummer und von einer ihm selbst unerklärbaren Schwermuth überfallen wurde: er konnte der Sehnsucht, das Schicksal seines Vaters in der andern Welt zu erfahren, nicht los werden; und doch empfand er auch tief das Unschickliche seiner Forderuug; er kämpfte also mit sich selbst, konnte aber seinen Trieb nicht überwinden. Endlich entdeckte er einem alten Greis, den er wegen seiner Weisheit und Redlichkeit immer bei sich hatte, seinen Wunsch, und bat ihn, ihm mit seinem frommen und vernünftigen Rath beizustehen.

Großer König der Rechtgläubigen! antwortete ihm Abarim, jeder Vorwitz beleidigt Gott; da aber dein Trieb ohne dein Suchen gekommen ist, und du ihm männlich widerstanden hast, ohne ihn überwältigen zu können, so muß er wohl von höherer Hand herkommen.

So scheint es mir, mein guter Abarim! versetzte der Imam; vielleicht will mich Gott von einer Krankheit heilen, die mich seit einiger Zeit überfallen hat.

Mit Bestürzung erwiederte Abarim: Eine Krankheit, mein König! dafür bewahre dich der große

Gott! Ja wohl! versetzte Ibrahim, mich wandelt seit geraumer Zeit ein Eckel an Regierungsgeschäften an, und ich fühle eine starke Neigung zur Befriedigung meiner sinnlichen Lüste.

Abarim lächelte und sagte: Ja so! — das ist aber eine schlimme, und noch dazu eine ansteckende Krankheit, auch dafür bewahre dich Gott, dein Reich und uns. Wenn du also deinen jetzigen Trieb befriedigen willst, so entferne dich an einen einsamen Ort; dort faste drei Tage bei Wasser und Brod und bleibe beständig im Gebet, so wird dir Gott ferner zeigen, was du thun sollst.

Der Imam gehorchte diesem Rath, er ließ sich Wasser und Brod für drei Tage in eine einsame Felsenhöhle tragen, die sich hinter dem Garten des Schlosses im Walde, an einem wilden Abhang, befand, begab sich dahin, und befahl, daß ihm innerhalb dreien Tagen Niemand folgen sollte, die Seinigen aber mußten ihn diese Zeit über im Schlosse erwarten. Drei Tage vergingen, ohne daß man von dem Imam etwas sahe oder hörte; am Morgen des vierten Tages aber kam er blaß, entstellt und voller Schrecken wieder; einige Stunden ging er mit Händeringen und mit Thränen in den Augen umher, dann aber versammelte er seine wenigen Getreuen um sich her und vertraute ihnen sein schreckliches Geheimniß; er befahl, daß man es niederschreiben, versiegeln und im Archiv bis nach seinem Tode aufbewahren, hernach aber allemal bei der Thronbesteigung seiner Nachfolger dem neuen Könige vorlesen sollte; dann erzählte er, was ihm widerfahren war.

Ibrahim hatte bis an den Abend des dritten Tages im Fasten und im Gebet verharrt, als ihn auf einmal ein matter Schimmer umglänzte; mit schre-

ckenvollem Staunen blickte er um sich her, und siehe! hinter ihm, ein wenig zur Seite, stand ein himmlischer Jüngling, ein Engel mit einer sehr ernsten Miene. Ibrahim fiel auf sein Angesicht und betete zu Gott um Gnade; jetzt rührte ihn der Engel an und sprach: stehe auf Ibrahim, und höre, was ich dir im Namen Gottes verkündigen soll. Ehrfurchtsvoll stand der Imam auf und war aufmerksam; nun fuhr der Himmlische fort: Gott hat deine Treue in deinem Amt mit Gnade und Erbarmen angesehen; da aber deine Seele anfängt des guten Weges, auf dem du wandelst, überdrüßig zu werden, so soll ich dir das Schicksal deines Vaters zeigen, komm also und folge mir!

Ibrahim bebte für Entsetzen, doch stärkte ihn der Engel, indem er ihn versicherte, daß ihm nichts Uebels widerfahren sollte; der Imam gehorchte also der Stimme des Engels und folgte ihm. Vor der Höhle umgab sie Beide eine dämmernde Wolke, mit welcher sie sich, wie auf einem Donnerwagen Gottes, emporschwangen; um sie her heulte der Sturm in der Nacht, zuweilen schossen Blitze aus der Wolke heraus, und es war dem Imam, als wenn er mit der Wolke wie ein Pfeil vom Bogen dahin führe; immer aber stand ihm der Engel zur Seite, der ihm freundlich zuredete und sprach: Fürchte dich nicht, Ibrahim! dir soll kein Leid widerfahren!

Nach Verlauf etwa einer halben Stunde, so lang kam dem Imam ungefähr die Zeit seiner schauervollen Reise vor, zertheilte sich die Wolke um ihn her, und er befand sich an der Seite des Engels auf einem wilden und zackigten Felsengebirge; der ganze Himmel war roth, wie von einer schrecklichen Feuersbrunst in der Nacht, und eben daher durchdämmerte

auch ein fürchterlicher Schimmer die ganze Gegend so viel, daß man alle Gegenstände hinlänglich erkennen konnte; vor sich hin in die Ferne entdeckte er ein noch höheres Gebirge, wo Felsen auf Felsen gethürmt waren, deren ungeheuere Massen jeden Augenblick herab in den Abgrund zu stürzen drohten, und hinter welchen die ewige Feuerglut himmelan zu steigen schein; ein immerwährender siebenfacher Donner grollte von dort her in's Unendliche herüber, und hin und wieder stürzten Berge über einander her, daß von ihrem Geprassel die Grundveste erbebte.

Vor sich hin bis an jenes Gebirge, und rechts und links bis in eine unabsehbare Weite, überschaute er ein weites Thal voller ungeheurer Felsentrümmer, zwischen welchen sich enge und tiefe, finstere Thäler hindurch drängten; das Ganze war ein Weltruin, der durch ein allgemeines Feuergericht gegangen ist.

Hier in diesem Thal (sprach nun der Engel zum Imam), hier ist die Wohnung deines Vaters und seiner ehemaligen Höflinge — komm und steig mit mir hinab: denn du mußt ihr Schicksal kennen lernen; zugleich faßte ihn der Engel mit starkem Arm um den Leib und schwang sich mit ihm in die furchtbaren Abgründe hinunter. Hier befanden sie sich nun in einem engen Thal, wo auf beiden Seiten steile und überhangende Felsen in die Höhe stiegen; sie wandelten auf einem Aschenboden in nächtlicher Dämmerung fort, und nun bemerkte Ibrahim eine große Menge mißgestalter menschlicher Wesen, deren abscheuliche Formen Grausen und Abscheu erregten; kein Theil der menschlichen Figur war mehr regelmäßig, und man fand keine Spur mehr an ihnen von dem anerschaffenen Ebenbild der Gottheit; jeder Körper hatte sich je nach seinen herrschenden Leiden-

schaften der Gestalt der Thiere genähert, denen er am ähnlichsten gewesen war.

Alle diese Unseligen hausten in den Höhlen und Klüften auf beiden Seiten des Thals; ihre Betriebsamkeit, ihre Unruhe und ihr Getobe war entsetzlich, und doch schienen sie für Ermüdung zu Boden sinken zu wollen; bald entdeckte er eine Gruppe, wo man ein friedliches Mahl mit einander zu genießen schien, auf einmal aber, und ehe man sich's versahe, fielen sie wie grimmige Thiere über einander her und suchten sich zu zerfleischen, bis der eine hierhin, der andere dorthin in die wilde wüste Einöde floh.

In einem andern dunkeln und abgelegenen Winkel buhlten ein männliches und weibliches Wesen mit einander, er schien ihr seine Liebe zu klagen, und sie schien ihn endlich zu erhören; mit der rasendsten Wuth der Leidenschaft umarmte er sie, und sie ihn, aber in dem Augenblick sah eins im andern den scheußlichsten, drachenähnlichen Wurm, in dessen Krallen jedes eingeschlossen war; mit Beben schauderte jedes zurück, und mit Heulen und Wehklagen flohen diese ehemaligen Verliebten weit von einander in entlegene Oerter.

Weiterhin entdeckten sie seitwärts in einer Weitung eine Anstalt, die mit der Anlage einer Lustgegend etwas Aehnliches hatte: auf einem Felsen war etwas, das einer Burg ähnlich war, und eine Strecke hinaus hatte sich ihr Bewohner einen Garten angelegt, es schienen auch Gewächse daselbst aufzukeimen; allein wenn diese jämmerliche Nachahmung kaum im Werden war, so stürzte alles von den unaufhörlichen Erderschütterungen dem Besitzer über dem Haupt zusammen.

Dort gingen Mann und Weib in traulicher Ein-

tracht Hand an Hand spazieren, sie schienen sich unter einander die Seligkeit ihres ehemaligen Erdenlebens zu erzählen: nun erschien aber ein Ungeheuer vor ihnen, das ihnen entgegenbrüllte: verflucht seyd ihr, daß ihr mich erzeugt und durch eure schlechte Erziehung in diesen Ort der Qual gestürzt habt! — Plötzlich fuhren sich die Ehegatten wie rasende Furien an, der Sohn verfolgte auf sie zu, und endlich stäubten alle drei auseinander.

Darauf kamen sie auf einen geräumigen Platz, wo viel Volks versammelt war und sich an einem Schauspiel zu ergötzen schien. Bei einer nähern Untersuchung fand Serafim, so wie es ihm der Engel erklärte, daß [illegible] Mädchen der Erde von [illegible] Herrn [illegible] über hundert [illegible] her[illegible] knis[illegible] daß [illegible] und [illegible] nach [illegible]

[illegible]

rte und rund umher mit erschrecklichen Felsenge-
rgen umzingelt war; ein warmer Leichengeruch
füllte den ohnehin verpesteten Dunstkreis, und
brahim würde auf der Stelle des Todes gewesen
yn, wenn er nicht in der Atmospäre eines Engels
athmet hätte. Hier wimmelte es von mensch-
hen Ungeheuern aller Art, die alle mit ewiger Un-
he durcheinander tobten, als wenn sie sich unter
ıander zerreißen wollten.

Dieses sind deine Landsleute! — sagte der Engel,
d Ibrahim seufzte tief.

Dort im Dunkel an der Seite des Felsen stand
f einem steilen Absturz eine halb ruinirte Burg,
: traurige Wohnung des Imam Elaubans;
›rahim schauderte, sich ihr zu nahen, aber der
ıgel wollte es und er mußte. Nun ging sein Füh-
· voran, das Getümmel wich auf beiden Seiten
·ück, und wenn sich der Eine oder der Andere
terstand, näher zu kommen, denn viele schienen
›rahim zu kennen, so fuhr ein Strahl vom Engel
s, der ihn weit wegblitzte.

So kamen sie endlich in den schrecklichen Behäl-
des ehemaligen Fürsten; er saß auf einem erhöh-
ı Platz, der sich in einem dämmernden Gewölbe
and, welches beständig den Einsturz drohte; das
ing, welches seinen Thron vorstellen sollte, war
s zackigten Bimssteinen und Schlacken zusammen-
stückelt, er selbst aber schien wie vom Opium be-
ıbt, einen schweren Schlaf zu schlafen. Sein An-
ıen war scheußlich, er glich einem ungeheuer dicken
verg, mit einem weiten Löwenmaul, und seine
·ötenfigur war über und über mit Eiter und Schwä-
ı bedeckt.

Da stand nun Ibrahim gegen seinem Vater über!

seine Seele wollte ihm für Jammer aus dem Leibe fahren, aber der Engel stärkte und tröstete ihn; der Kerker war mit seinen ehemaligen Hofbedienten angefüllt, die nun seine Peiniger waren; alle hatten wenig mehr von der menschlichen Gestalt an sich, sondern ihre Leidenschaften hatten sie zu scheußlichen Ungeheuern umgebildet, die sich auch die ausschweifendste Einbildungskraft, ohne sie gesehen zu haben, nicht schrecklich genug vorstellen kann. Jetzt mußten sie von ihrem unseligen Qualgeschäfte ausruhen, so lange Ibrahim zugegen war: denn eine himmlische Macht hatte sie so lange mit unsichtbaren Banden gefesselt; aber sie knirschten und blöckten ihren ehemaligen Fürsten an, als wenn sie, wie Tieger, nach seinem Blute lechzten.

Da es nun der Wille der Vorsehung war, daß Ibrahim aus seines Vaters Munde eine Warnung bekommen sollte, so warf der Engel einen sanften Lichtstrahl auf ihn hin, der ihn stärkte, erquickte und ermunterte.

Schwerathmend, wie ein Fieberkranker, der aus dem Delirium der Hirnwuth von schrecklichen Träumen erwacht, richtete sich Elauban auf; mit einem unbeschreiblichen Blick schaute er auf den Engel und seinen Sohn hin, den er aber nicht kannte; er schien etwas sagen zu wollen, allein er stammelte heischer unverständliche Worte.

Sanft und mitleidsvoll sprach nun der Engel: Elauban! der große und gerechte Gott hat mich mit diesem deinem Sohne, dem Imam Ibrahim, zu dir gesandt, um ihm zu zeigen, was für ein schreckliches Schicksal nach dem Tode auf einen schlechten Fürsten wartet; hast du ihm nun etwas zu sagen

und ihn zu warnen, so thue es, denn unsere Zeit ist kurz.

Mit kaum verständlichen Worten, die sich von der lechzenden Zunge kaum loszuwinden vermochten, antwortete Elauban: Ach, wehe mir himmlische Lüfte zu, damit ich gestärkt werde, zu reden! —

Noch einmal floß ein himmlischer Lichtstrahl zu ihm hinüber, er ward gestärkt und sprach:

Ibrahim! Niemand ahnet die Zukunft, und weder das Glück noch das Unglück, das auf den Menschen, je nachdem er in seinem irdischen Leben gehandelt hat, nach seinem Tode wartet, ist je in irgend eine Seele gekommen; besonders aber ist das Loos der Fürsten, die ihre Unterthanen durch Beispiel und Ueppigkeit sittenlos und arm gemacht haben, wie du an mir siehst, fürchterlich. Hüte dich! damit du nicht auch an diesen Ort der Qual kommest, und doch ist mein Jammer schon um Vieles erleichtert worden, seitdem du regiert und Vieles von dem, was ich verdorben, wieder gut gemacht hast; gehe hin und mache Menschen fromm und glücklich, und hüte dich, daß du mich nie wieder siehest!

Den Engel aber fragte Elauban: ist denn keine Rettung für mich zu hoffen?

Ich habe keine weitern Aufträge an dich, antwortete der Engel; aber kannst du dereinst diejenigen lieben, die dich quälen, so wird sich dein Leiden mindern, deine Gestalt wird wieder menschlicher werden, und so wie das geschieht, wirst du auch dem besänftigenden Lichte immer näher kommen.

Dem Imam Ibrahim war die Zunge gelähmt, er konnte für unsäglichem Jammer nicht reden; schnell führte ihn der Engel in der Wolke wieder zurück,

und ehe er vor der Höhle von ihm schied, sagte er: Ibrahim, ich bin Sophar, dein ehemaliger Führer und Freund, sey fromm und weise! — und dann verschwand er.

Jetzt war es Morgen, Ibrahim hatte nun seinem innern Triebe der Schwermuth gefolgt, und war auf eine furchtbare Weise belehrt und gewarnt worden; von nun an ward er ein noch besserer Regent als vorher; er regierte lang und glücklich, und starb endlich ruhig und im Frieden.

21.

Der Schatzgräber.

In einer der gebirgigten Gegenden Deutschlands lag ein Dörfchen, dessen Einwohner gute aber etwas leichtgläubige und abergläubige Menschen waren, die zuweilen erst durch Schaden klug, und durch Erfahrungen mancher Art auf den seligen Mittelweg zurückgeführt werden mußten. Einsmals im Sommer, in der schönsten Jahreszeit, kamen zwei fremde Männer nach Buchenberg, sie waren gut gekleidet und sahen ganz ehrbar aus; sie hielten sich übrigens ganz stille, bezahlten alles ordentlich, was sie verzehrten, und führten sich so auf, daß man glauben mußte, sie wären vortreffliche und sogar vornehme Leute. Die Buchenberger Männer und Frauen verwunderten sich sehr und fragten untereinander, was das doch wohl für Herren seyn möchten? sie fragten auch wohl den Wirth; er wußte aber eben so wenig wie sie; nur das erfuhren sie bald, daß die beiden Fremden des Abends spät in den Wald gingen und daß sie allerhand sonderbare künstliche Sachen bei sich hätten, die wunderbar aussähen; dann sagte auch der Wirth, die Leute seyen gar fromm, denn er hörte sie zuweilen sehr andächtig beten; nun verwunderten sich die Buchenberger

noch mehr und bekamen Respekt für diese Männer, doch getraute sich Niemand recht zu fragen, wo sie her wären und was sie da machten? Der Schulze Jacob war am allerneugierigsten; er wagte es also auch am ersten, sie durch den Wirth fragen zu lassen, ob sie ihm nicht erlauben wollten, ein Wort mit ihnen zu reden? O ja, antworteten die Unbekannten, der Schulz soll nur herauf kommen. Nehmt mir nicht übel, ihr Herren, fing Jacob, der eilig herein getreten war, an, daß ich Euch besuche; ich höre, daß Ihr so fromme, brave Herren seyd, und da möcht' ich gerne ein Wort mit Euch sprechen.

Die Männer. Das soll uns lieb seyn; was wollt Ihr denn von uns?

Der Schulz. Ha! ich will eben nichts, es wundert uns so, daß Ihr Euch hier im Dorfe so lange aufhaltet; wir haben nun eben keinen Verdacht auf Euch, bewahre Gott! aber wir sind unverständige Bauersleute und Ihr seyd gescheidte Männer, da möchten wir doch gerne etwas von Euch lernen.

Die Männer. Hört, Freund, wir sehen, daß Ihr ein verständiger Mann seyd, wenn Ihr nun schweigen könnt, so wollen wir Euch ein großes Geheimniß entdecken.

Dem guten Schulzen lief ein Schauder über die Haut, als er von dem großen Geheimniß hörte; mit wichtiger Miene versetzte er: O ja, ich muß ja schweigen können!

Nun, fuhren die Männer mit leiser Stimme fort, Freund! hier in der Gegend gehen große Dinge vor; wir sind Geisterseher! Jacob erschrack, daß er zitterte und bebte. Ach Gott! rief er — was sind denn das für große Dinge?

Die Männer. Eine halbe Stunde von da, hin-

ter dem Wald, ist ein altes, verfallenes Schloß; Ihr werdet doch die Bocksburg wissen? — O ja! stammelte Jacob voller Angst, die weiß ich sehr wohl!

Nun fuhren die Männer fort: Auf diesem Schloß wohnte vor alter Zeit ein Ritter, Heinze von Bocksburg war sein Name; er war ein gar böser Mann, raubte und plünderte, wo er konnte, dann brachte er die Leute um. Lange trieb er es so, bis endlich unser Herr Gott müde wurde, dem Unfug länger zuzusehen, denn der Graf von Topshausen kam und belagerte die Bocksburg; als nun Ritter Heinze sah, daß er sich nicht mehr helfen konnte und der Graf das Schloß erobern würde, so ermordete er seine Frau und Tochter, vergrub all' sein Geld, und ging oben auf einen Saal und erhängte sich.

Des andern Tages zog der Graf in das Schloß ein und fand die Familie des Ritters in ihrem Blute liegen, und ihn selbst an einem Stricke hängen; er ließ alle drei begraben, dann zerstörte er die Burg und zog wieder fort.

Nun kommen die drei Geister alle hundert Jahr einmal und spuken ein Vierteljahr lang auf der ruinirten Burg und im Wald umher. Die Geister der Frau und Tochter jagen den Geist des Ritters; letzterer sieht schrecklich feurig aus; die beiden andern aber sind nur wie ein Nebel; gestern Abend haben wir sie noch gesehen und sie angeredet; auch sahen wir einen Bären mit glühenden Augen und Flammen im Rachen, der den großen Schatz des Ritters noch immer bewacht.

Jacob. Ach Gott! das ist schrecklich, da wird einem ja angst und bange!

Die Männer zuckten die Achseln und schwiegen

eine Weile; endlich fing der Eine an: Freund, könnt Ihr auch gewiß schweigen?

Jacob. Ich will Euch einen Eid darauf schwören, daß ich schweigen kann.

Nun gut, fuhren die Männer fort, so wisset denn: wir haben mit den Geistern gesprochen und vernommen, daß sie nicht eher zur Ruhe kommen können, als bis der Schatz wieder unter Menschen kommt und Nutzen stiftet; er muß also durch gute, brave Leute aus der Erde gebracht werden.

Lieber Gott! sagte der Schulz, das ist ja eine große Pflicht, daß man den armen Geistern hilft, und das Geld könnte auch noch Manchem gut thun; aber wißt Ihr Herren denn nicht, wie viel es ist?

Die Männer. O ja, das wissen wir sehr wohl; es liegen da in dem Gewölbe der alten Burg, das zum Theil noch unversehrt ist, acht Schuh tief in der Erde, zwanzigtausend Dukaten in Gold und sonst noch viel kostbares Geräthe, Edelgesteine u. dergl.

Jacob staunte gewaltig; endlich fing er an: es wundert mich doch, Ihr Männer, daß Ihr das Geld nicht da wegnehmet, Ihr könntet es ja selbst brauchen und viel Gutes damit stiften.

Die Männer. Behüte Gott! guter Freund, die Geisterseher dürfen das Geld selbst nicht behalten, da würden ihnen die Geister die Hälse brechen.

Jacob legte den Finger an die Nase, dachte nach und sagte: Ja so, das ist etwas anders; das Geistersehen ist also wohl eine gefährliche Sache? — Es ward dem guten Manne wunderlich zu Muthe; Gott! dachte er, wenn ich das Geld alles bekommen könnte! — aber wenn es dann die Obrigkeit erführe, so dürfte ich es doch nicht behalten und würde wohl noch gar obendrein gestraft.

Da die Fremden sein Nachdenken bemerkten, fingen sie an: Guter Freund, wir müssen vermuthlich hier wieder weg, denn wir fürchten, es gebe nicht so viele fromme Männer hier im Dorfe, als zur Hebung des Schatzes nöthig sind.

Jacob erschrack und fragte hastig: wie viel fromme Männer sind denn nothwendig?

Antw. Die heilige Zahl sieben.

Nun, die wollte ich wohl noch zusammen bringen; freilich wäre unser Pfarrer wohl fromm genug, aber der glaubt an so etwas nicht. — Behüte der Himmel! riefen die Männer, kein Geistlicher darf es wissen, sonst ist alles verloren, denn die Geister können sie durchaus nicht leiden; wenn Ihr aber hier im Dorfe sieben fromme Männer habt, so wollen wir sehen, was wir thun können. Jacob bedachte sich ein wenig, dann nannte er sich und noch sechs Nachbarn, die er für rechtschaffen hielt. Kurz, die fremden Männer verstanden sich endlich dazu, daß sie den Buchenbergern sieben braven Männern den Schatz heben wollten, und es wurde verabredet, daß der Schulze sie alle zusammen an einen bestimmten Ort im Walde bringen sollte, ohne ihnen das Geheimniß zu entdecken. Er schlich also in die bestimmten sechs Häuser, bestellte die Hausväter auf morgen Abend in der Dämmerung in den Wald, und versicherte sie, daß sie da Dinge erfahren würden, wodurch sie auf Lebenslang die glücklichsten Menschen werden könnten; aber sie müßten verschwiegen seyn und auf verschiedenen Wegen hingehen, damit Niemand etwas merkte und es im Dorf kein Aufsehen gebe.

So verwundert die guten Leute über das alles waren, so trauten sie doch ihrem Schulzen, und versprachen zu kommen.

Kaum konnte Jacob den nächsten Abend erwarten, und er rechnete schon nach, was er mit seinem Theil von dem Gelde machen wolle: bald dachte er, er wolle sich ein neues Haus bauen, mehrere Güter kaufen und den Armen viel Gutes erzeigen; bald dachte er wieder an die Obrigkeit, wenn es auskommen könnte, und dann nahm er sich vor, in ein fremdes Land zu ziehen und da wie ein großer Herr zu leben.

Unter dergleichen Vorstellungen rückte endlich der ersehnte Abend heran, es wurde dämmernd, und die sieben Männer schlichen auf verschiedenen Wegen dem bestimmten Orte zu; es war ein Platz im Walde, der rundum mit dichten Gebüschen umgeben und ganz düster und unheimlich war; hier fanden sie einen der Geisterseher in langem, schwarzem Gewande stehend, mit einer weißen Ruthe in der Hand, auch hatte er ein breites, weißes Band über die Schultern hängen, das mit rothen Zeichen aller Art bemalt war. Als sie nun alle da versammelt waren, so befahl ihnen der Fremde sehr ernstlich, stille zu seyn und nicht nahe zu treten; er machte dann mit der Ruthe einen Kreis um sich her, und wiederholte nun Alles, was Jacob schon gehört hatte. Die Bauern sahen sich an, die Haare standen ihnen zu Berge; indessen wünschte doch Jeder die zwanzigtausend Dukaten zu haben; sie fragten nur, ob sie denn nichts zu fürchten hätten, und wurden versichert, daß, wenn sie nicht vorwitzig wären, ihnen kein Haar gekrümmt werden sollte. Nun waren alle zufrieden, obgleich ihnen bange genug war; sie rückten ganz dicht zusammen, und der Geisterseher begann: Jetzt will ich den Geist des Ritters beschwören, er muß erscheinen

und uns sagen, was bei dem Schatzheben zu thun sey; dann reckte er die Ruthe gegen den Wald aus und rief mit starker Stimme: Azazel lama parakatschi! Auf einmal erschien eine glühende Gestalt im Hintergrund, die Bauern riefen mit Schrecken: Gott bewahre uns doch vor der Hölle! und der Geisterseher fuhr fort: Bist du der Geist des Ritters Heinze? Eine hohle Stimme rief aus dem Walde: Ja!

Der Geisterseher. Was müssen wir denn thun, daß du zur Ruhe kommst?

Der Geist. Du und die sieben Männer dort, ihr müßt morgen Abend gegen Mitternacht auf meiner alten Burg erscheinen; die Männer müssen still an der Wand stehen, damit ihnen kein Unglück wiederfahre, dann müssen sie zweihundert Thaler geben, diese mußt du mir zeigen; dann trägst du den feuerspeienden Bären von meinem Schatze weg, und wenn du wieder kommst, so wird der Schatz wie feurige Kohlen in die Höhe steigen, die mußt du sammeln, und wenn es Tag geworden ist, werden es lauter Dukaten seyn. Die zweihundert Thaler trägst du aber nach Inspruck in Tyrol ins Kloster, so werde ich von meiner Qual erlöst werden. Der Geisterseher schien sehr erschrocken über die Rede, er reckte die Ruthe gegen den Geist aus und sagte: Azazel, die Männer haben kein Geld, das mußt du nicht von ihnen fordern. Aber auf einmal wurde der Geist noch glühender, es flammte und knallte, und er rief mit schrecklicher Stimme: Warum hast du mich dann gerufen? Die Bauern fielen auf ihre Kniee und beteten, daß sie doch der liebe Gott bewahren wolle. Jacob erhob zuerst seine Stimme:

Herr Geisterseher! darf ich reden? O ja! antwortete dieser. Die Männer riefen alle zugleich: die zweihundert Thaler wollen wir ja gerne mitbringen. Jetzt wurde der Geist wieder heller und ruhiger und verschwand endlich.

Der Geisterseher empfahl nun noch den sieben erwählten Männern Verschwiegenheit, und versicherte sie, daß, wenn sie binnen sieben Tagen ein Wort von dem, was sie gesehen und gehört hätten, ausplauderten, sie gewiß des Todes sterben müßten; dann entließ er sie, und Jeder kehrte voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, zitternd nach Hause.

Die Bauern hielten Wort; keiner sagte ein Wörtchen von der Sache, und am folgenden Abend schlichen sie wieder ganz stille nach dem Wald und dem bewußten Schlosse zu; die zweihundert Thaler hatten sie mitgebracht und im Innern der Burg trafen alle ihrem Befehl gemäß wieder zusammen. Der Geisterseher erwartete sie hier, und J a c o b wagte es, zu fragen, wo denn der andere Herr sey? Der ist verreist, um an einem andern Ort eine arme Seele wegzubannen, welche die Einwohner des Hauses sehr beunruhigt, antwortete der Geisterseher, erzählte ihnen dann allerhand wunderbare Geschichten von Geistern und was er alles erfahren hatte, und so kam endlich die stille, gefürchtete Mitternachtsstunde heran; den guten Bauern war es eiskalt in den Gliedern, als der Geisterseher nun mit ihnen in das schreckliche Gewölbe eintrat. Ein gräulicher Bär lag dort in der Ecke; seine Augen leuchteten wie Lichter, und in seinem offenen Rachen brannten blaue Schwefelflammen. B a r a t a r a B u h l! V o g e l r ü h r' d i c h n i c h t! rief ihm der Geisterseher

beim Eintritt zu, stellte dann die sieben Männer an die Mauer und befahl ihnen, nicht von ihrem Platze zu gehen, auch kein Wort miteinander zu sprechen; dann machte er allerlei Ceremonien, und endlich erschien der glühende Geist wieder mitten in den Mauern des Schlosses; der Geisterseher sprach noch erstaunliche Worte mit ihm, dann packte er den Bären auf den Rücken und trug ihn zum Gewölbe hinaus zu dem Geist, kehrte dann zurück, forderte die zweihundert Thaler von den Bauern, die sie ihm auch gerne gaben, und sagte ihnen: jetzt will ich gehen, dem Geist das Geld zeigen und ihn sodann weit wegbannen; in einer Stunde komme ich wieder, dann will ich den Schatz beschwören, so wird er wie feurige Kohlen aus der Erde steigen, und ihr sollt ihn hernach heben.

Die Bauern standen voll Angst an der Mauer; es dauerte eine Stunde, zwei Stunden, es wurde Morgendämmerung und der Geisterseher kehrte nicht wieder. Der erste Gedanke, der dem Schulzen einfiel, war, ob irgend der Geisterseher vom Geiste umgebracht worden sey? Noch immer standen die sieben Männer an ihrer Stelle und rührten sich nicht; auch sagten sie nichts, denn es war ihnen ja verboten. Endlich um vier Uhr, da die Sonne aufging, bekamen sie auch wieder Muth, sie sahen sich lange an; endlich fing Jacob an: wo mag doch wohl der Geisterseher bleiben? ich denke, wir wagen es und gehen einmal hinaus, nachzusehen; die Andern folgten ihm gerne, und verließen Einer nach dem Andern ihren schauerlichen Aufenthalt: das Erste, was sie erblickten, war der Bär; er war aus einer schwarzbraunen, wollenen Decke gemacht und mit Moos ausgestopft. Der Rachen war von Eisenblech, und

hinten steckten Schwefelhölzchen darin, die noch nicht ganz verbrannt waren; die Augen waren eiserne Röhrchen, in denen auch Schwefelhölzchen angebracht waren.

Ziemlich lange hatte es gedauert, bis die sieben Männer den Muth bekamen, diese Untersuchungen anzustellen, jetzt sahen sie sich mit großen Augen an; das war also der große, feurige Bär gewesen. Als sie weiter gingen, entdeckten sie auch dort auf dem Rasen etwas Weißes; schon muthiger näherten sie sich hier, und fanden einen weißen Mann von Papier, auf dessen Rücken noch kleine Wachslichter steckten, die auch noch nicht ganz abgebrannt waren. Fluchen, schimpfen, mit den Füßen stampfen, den papiernen Geist in tausend Stücken zerreißen, das war der ganze Erfolg der Geschichte.

Es traf sich aber zu, daß der Oberförster mit zwei Jägerburschen so früh da vorbei ging und die Geisterseher mit dem Bären und dem Geist antraf; sie wurden gefangen und der Obrigkeit überliefert. Bei der Untersuchung fanden sich so viele Gräuelthaten, die sie begangen hatten, daß sie nach damaligen Gesetzen zum Strang verurtheilt wurden. Jacob wurde hart gestraft, und die zweihundert Thaler den Armen gegeben.

22.

Das Leben der heiligen Thekla.

Eine Legende.

Wir leben in einer so kalten logisch-richtigen Vernunftzeit, daß den Menschen nach der Mode alles anekelt, was nach Glauben an Wunder oder an Erscheinungen nur von ferne schmeckt. Da aber doch die Imagination auch Nahrung haben will, indem ihr, wenigstens im Heiligthum der Religion, die Vernunft keine gestatten will, so sucht sie nun ihre Sättigung in Mährchen, Dichtungen und Gestalten, die dem Herzen, auf das doch am Ende das Meiste, wo nicht Alles ankommt, keine Befriedigung gewähren. Die Geschichte der Heiligen, oder die Legenden der ersten Jahrhunderte unserer christlichen Zeitrechnung, sind von der Art, daß sie bei allem, in unsern Zeiten Unglaublichen, doch dem Geist eine religiöse Tendenz geben und zur Andacht und Fortschritt in der Heiligung aufmuntern. Meine Zuhörer werden mir also nicht übel deuten, wenn ich zu Zeiten eine erzähle:

Im 13ten und im Anfang des 14ten Kapitels der Apostelgeschichte wird erzählt, wie Paulus und Barnabas um der Lehre Christi willen aus Antiochien in Pisidien vertrieben worden und daß

hinten steckten Schwefelhölzchen darin, die noch nicht ganz verbrannt waren; die Augen waren eiserne Röhrchen, in denen auch Schwefelhölzchen angebracht waren.

Ziemlich lange hatte es gedauert, bis die sieben Männer den Muth bekamen, diese Untersuchungen anzustellen, jetzt sahen sie sich mit großen Augen an; das war also der große, feurige Bär gewesen. Als sie weiter gingen, entdeckten sie auch dort auf dem Rasen etwas Weißes; schon muthiger näherten sie sich hier, und fanden einen weißen Mann von Papier, auf dessen Rücken noch kleine Wachslichter steckten, die auch noch nicht ganz abgebrannt waren. Fluchen, schimpfen, mit den Füßen stampfen, den papiernen Geist in tausend Stücken zerreißen, das war der ganze Erfolg der Geschichte.

Es traf sich aber zu, daß der Oberförster mit zwei Jägerburschen so früh da vorbei ging und die Geisterseher mit dem Bären und dem Geist antraf; sie wurden gefangen und der Obrigkeit überliefert. Bei der Untersuchung fanden sich so viele Gräuelthaten, die sie begangen hatten, daß sie nach damaligen Gesetzen zum Strang verurtheilt wurden. Jacob wurde hart gestraft, und die zweihundert Thaler den Armen gegeben.

22.

Das Leben der heiligen Thekla.

Eine Legende.

Wir leben in einer so kalten logisch-richtigen Vernunftzeit, daß den Menschen nach der Mode alles anekelt, was nach Glauben an Wunder oder an Erscheinungen nur von ferne schmeckt. Da aber doch die Imagination auch Nahrung haben will, indem ihr, wenigstens im Heiligthum der Religion, die Vernunft keine gestatten will, so sucht sie nun ihre Sättigung in Mährchen, Dichtungen und Gestalten, die dem Herzen, auf das doch am Ende das Meiste, wo nicht Alles ankommt, keine Befriedigung gewähren. Die Geschichte der Heiligen, oder die Legenden der ersten Jahrhunderte unserer christlichen Zeitrechnung, sind von der Art, daß sie bei allem, in unsern Zeiten Unglaublichen, doch dem Geist eine religiöse Tendenz geben und zur Andacht und Fortschritt in der Heiligung aufmuntern. Meine Zuhörer werden mir also nicht übel deuten, wenn ich zu Zeiten eine erzähle:

Im 13ten und im Anfang des 14ten Kapitels der Apostelgeschichte wird erzählt, wie Paulus und Barnabas um der Lehre Christi willen aus An- tiochien in Pisidien vertrieben worden und

sie nach Ikonien verreist seyen. Hier schalten nun die Kirchenväter jener Zeiten eine Geschichte ein, die sich damals zugetragen haben soll.

In Ikonien, einer Stadt in Kleinasien, hatte Titus, der Schüler des Apostels Paulus, eine kleine Christengemeinde gestiftet, in welcher ein ansehnlicher Bürger Namens Onesiphorus der angesehenste war; er, seine Gattin Lektra und seine Söhne Simmia und Zeng waren sehr fromme und christliche Leute. Man kann denken, wie wichtig solchen neubekehrten Menschen der Apostel Paulus, dem sie ihre Bekehrung, folglich ihre Seligkeit verdankten, seyn mußte; es ging ihnen also, wie es auch uns im nämlichen Fall gehen würde, sie hätten auch gern gewußt, wie der liebe Mann von Person aussähe. Titus, der ihn wohl kannte, beschrieb ihnen seine Person und sagte: Paulus ist klein von Statur, hat einen kahlen Kopf, eine Glatze, krumme Beine, dicke Waden, große Augbraunen und eine Habichtsnase, aber aus seinem Angesicht leuchtet Gnade und Wahrheit hervor, und er scheint oft verklärt zu seyn, besonders wenn er von Jesu Christo seinem Erlöser spricht.

Jetzt kam nun die Nachricht, daß Paulus mit seiner Gesellschaft, welche aus seinem Freund Barnabas, dem Demas und dem Hermogenes, einem Schmied, zween nicht ganz redliche Männer, und vielleicht noch aus einigen andern bestunde, an dem Tage noch nach Ikonien kommen würde. Dies erweckte bei der dortigen Gemeinde große Freude; alle versammelten sich in Onesiphorus Haus; dieser aber ging mit seiner Frau und beiden Söhnen auf der Landstraße nach Lystra, woher der Apostel kommen mußte, dem Paulus entgegen;

als sie sich begegneten, grüßte ihn Onesiphorus mit den Worten: Sey gegrüßt, du Knecht des Hochgelobten! Paulus erkundigte sich, wer er wäre? und nachdem er es erfahren hatte, so antwortete er: Gnade sey mit dir und deinem Hause! Dies ärgerte den Demas und den Hermogenes, daher murrten sie und sprachen: Sind wir denn nicht auch Knechte des Hochgebenedeiten, daß du uns nicht grüßest? Onesiphorus antwortete: Ich sehe an euch die Frucht der Gerechtigkeit nicht, seyd ihr aber solche Männer, so kommt auch ihr in mein Haus und ruht aus. Nun gingen alle zusammen und kehrten bei dem Onesiphorus ein.

Hier hatte sich schon die Gemeinde versammelt, und so wie der Apostel hineintrat, fielen alle nieder und beteten, er aber redete sie folgendergestalt an:

Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Selig sind, die das Fleisch unbefleckt bewahren, denn sie werden Gottes Tempel seyn!

Selig sind, die sich der Enthaltung befleißigen, denn Gott wird mit ihnen reden!

Selig sind, die dieser Welt absagen, denn diese werden Gott sehr angenehm seyn!

Selig sind, die Weiber haben, als hätten sie keine, denn sie werden Engel Gottes werden!

Selig sind, die vor dem Wort Gottes erzittern, denn sie sollen getröstet werden!

Selig sind, die ihre Taufe rein bewahren, denn sie werden erquickt werden bei dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist!

Selig sind, welche die Weisheit Jesu annehmen, denn sie werden Söhne des Höchsten genannt werden!

Selig sind die, welche den Sinn Jesu Christi bewahren, denn sie werden ins Licht versetzt werden!

Selig sind, die um der Liebe Christi willen aus der Gleichstellung der Welt ausgehen, denn sie werden die Engel richten und zur Rechten Christi gestellt werden, und den strengen Tag des Gerichts nicht sehen!

Selig sind die Leiber und Geister der Jungfrauen, denn an ihnen wird Gott Wohlgefallen haben, und der Lohn ihrer Keuschheit wird unverloren seyn u. s. w.

Gegen dem Haus des Onesiphorus über wohnte eine vornehme Wittwe, ihr Name war Theoklia, diese hatte eine Tochter Namens Thekla, welche mit Thamyris, einem vornehmen jungen Herrn in der Stadt Ikonien, verlobt war. Diese Thekla saß eben am Fenster und hörte gegenüber Paulum reden; dies ging ihr durch die Seele, sie war nicht mehr vom Fenster wegzubringen, damit sie ja kein Wort des Apostels verlieren möchte; er redete von Gott, von der Liebe, vom Glauben, vom Gebet u. dergl. Dies Alles ging der Jungfrauen so zu Herzen, daß sie mit unaussprechlicher Freude erfüllt, erweckt und zu Christo bekehrt wurde, und da sie sahe, daß viele Leute, auch Jungfrauen, in des Onesiphorus Haus gingen, so wünschte sie auch dahin zu gehen, um auch den Mann zu sehen und von Person kennen zu lernen, der so schön redete. Das Alles war ihrer Mutter gar nicht recht, und da sie sie nicht vom Fenster wegbringen konnte, so ließ sie den Thamyris, ihren Bräutigam, rufen. Dieser kam voller Freuden, indem er glaubte, es würde von der Hochzeit die Rede seyn; allein

Theoklia beantwortete ihm seine Frage, wo denn seine Thekla sey? mit den Worten: Mein lieber Thamyris, die sitzt nun schon seit drei Tagen am Fenster und ist nicht von da wegzubringen: denn da drüben in Onesiphorus Haus ist ein fremder Mann, der verführerische und betrügerische Dinge lehrt, da hörte sie nun Tag und Nacht zu und vergißt Essen und Trinken; ich begreife nicht, wie ein solches schamhaftes und eingezogenes Mädchen sich gar nicht sagen lassen will; es ist aber deine Thekla nicht allein, die sich so irre führen läßt, ganz Ikonien ist in Bewegung, denn es gehen allerlei Männer und Frauen dahin und lassen sich von dem Mann unterrichten; er sagt: man müsse nur einen Gott allein fürchten und ein keusches Leben führen. Wirklich hängt auch jetzt noch meine Tochter im Fenster wie eine Spinnwebe und ist nicht von da wegzubringen. Die Reden des Mannes haben sie entsetzlich eingenommen, denn sie gibt gar genau Acht auf das, was er sagt, und dadurch ist sie eben gefangen worden; gehe du doch einmal zu ihr, lieber Thamyris, und sprich mit ihr, denn sie ist ja deine Braut; er ging hin, umarmte und küßte sie und sprach: Meine liebe Thekla! warum sitzest du so, als ob du in die Erde sinken wolltest, warum bist du so bestürzt? Kehre dich doch zu mir, deinem Bräutigam, schäme dich doch, daß du an dem fremden Manne hängst! Die Mutter machte ihr auch Vorwürfe, sie sagte: warum siehst du so auf die Erde, meine Tochter? und gibst keine Antwort, als ob du deiner Sinne nicht mehr mächtig wärest; sie weinte, Thamyris auch, und das ganze Haus wurde traurig. Thekla aber kehrte sich an das alles nicht, sie blieb am Fenster und

gab nur Acht, was drüben vorging und was da gesprochen wurde.

Thamyris wurde darüber aufgebracht, er lief hinunter auf die Gasse, um zu sehen, wer bei dem Onesiphorus aus- und einginge; indem er so dastand, kamen eben Demas und Hermogenes heraus, die mit einander in einem scharfen Wortwechsel waren. Thamyris fragte sie: was habt ihr mit einander, ihr Leute? — sagt mir's, und was ist das für ein Mann da in dem Haus, der die Seelen der Jünglinge und Jungfrauen verführt, daß sie sich nicht verheirathen, sondern ledig bleiben sollen? Ich will euch viel Geld geben, wenn ihr mir redlich sagt, was es für eine Bewandtniß mit ihm hat, denn ich bin der Vornehmste in der Stadt. Demas und Hermogenes antworteten: Wer er so eigentlich ist, das wissen wir nicht, allein das ist gewiß, daß er den jungen Gesellen ihre verlobte Bräute und den Jungfrauen ihre versprochene Männer entziehet; denn er sagt: wo ihr nicht keusch bleibt und euer Fleisch unbefleckt bewahret, so wird die Auferstehung euch nicht zu gut kommen. Thamyris lud die Männer ein, in sein Haus zu kommen und mit ihm zu essen. Dies thaten sie. Er gab eine kostbare Mahlzeit und den edelsten Wein zum Besten, und bat sie, ihm zu sagen, was denn der fremde Mann eigentlich für eine Lehre führe, denn er müsse das wissen, er habe seine Thekla von Herzen lieb und seye sehr bekümmert, daß sie da an dem fremden Mann hinge, er sorge sehr, um seine Braut zu kommen. Demas und Hermogenes riethen ihm, er möchte ihn vor den Kommandanten kommen lassen und ihn als einen Volksverführer und Aufwiegler verklagen, der würde ihn

nach den kaiserlichen Gesetzen aus dem Weg schaffen, denn diese duldeten die Anhänger Christi nicht; dann würde er seine Braut bekommen und sie würden ungehindert lehren können, daß die Auferstehung im Kinderzeugen bestehe, und daß man dann auferstehe, wenn man Gott erkannt habe.

Dem Thamyris war das ganz recht; er wurde mit Wuth gegen Paulum und seine Lehre erfüllt, und ging des folgenden Morgens in Begleitung der Obersten, des Kerkermeisters und eines großen Haufen Volks mit Spießen und Stangen in des Onesiphorus Haus und sagte zum Apostel: Du hast Ikonien verkehrt und meine Braut Thekla verführt, daß sie mich nun nicht heirathen will; komm! wir wollen zum Kommandanten Castellio gehen, dort wollen wir die Sache ausmachen. Nun schrie der ganze Haufe Volks: Schafft den Zauberer fort; denn er hat auch unsere Weiber mit seiner Lehre verwirrt und das gemeine Volk hängt ihm in großer Menge an; nun führten sie Paulum zum Kommandanten, wo ihn Thamyris folgendergestalt verklagte: Mein Herr Präsident! ich weiß zwar nicht, wer der Mensch ist, das aber weiß ich, daß er den Jungfrauen das Heirathen nicht zulassen will, verhöre ihn darüber, warum er solches lehre. Der Kommandant rief Paulum zu sich und sprach: Wer bist du und was lehrest du? Du hörst, warum man dich verklagt! Paulus antwortete: Der eifrige und gerechte Gott, der keines Dinges bedarf und der dennoch nach dem Heil der Menschen begierig ist, der hat mich gesandt, daß ich sie von der verderblichen Lust und Unreinigkeit abziehen soll, damit sie nicht weiter sündigen mögen. Eben deswegen hat Gott sein Kind Jesum Christum ge-

sandt, welchen ich verkündige und von dem ich lehre, daß die Menschen an Ihn glauben und auf Ihn hoffen sollen. Dieser allein hat mit der verführten Welt ein Mitleiden gehabt, damit die Menschen nicht länger unter dem Gericht seyn dürften, sondern den Glauben und die Furcht Gottes, die Erkenntniß dessen, was sich geziemet, und die Liebe der Wahrheit erlangen möchten. Thue ich nun Unrecht, mein lieber Herr Kommandant! daß ich das lehre, was mir von Gott geoffenbaret worden ist? Der Kommandant antwortete darauf nichts, sondern befahl, den Apostel in Fessel zu schließen und ihn im Gefängniß zu bewahren, bis er Zeit bekäme, ihn weiter zu verhören.

Thekla erfuhr, daß man den göttlichen Lehrer, an dem ihre Seele hing, gefangen gesetzt habe. Sie nahm also ihr Ohrgehänge, ging in der folgenden Nacht zum Thürhüter und gab sie ihm, damit er sie hinausließe; dann brachte sie dem Kerkermeister einen silbernen Spiegel, damit er ihr erlaubte, den Gefangenen zu besuchen. Nun setzte sie sich zu seinen Füßen und hörte die großen Thaten Gottes verkündigen; und da Paulus gar keine Furcht für dem Leiden hatte, sondern mit freudiger Zuversicht auf die Hülfe Gottes hoffte, so wurde ihr Glaube so sehr vermehrt und gestärkt, daß sie die Fessel des Apostels küßte.

Es ist natürlich, daß man des andern Morgens bald die Thekla vermißte, sie wurde allenthalben gesucht und nicht gefunden; endlich erfuhr man von dem Thürhüter, daß er sie hinausgelassen habe, und von der Gefängnißwache, daß sie bei dem fremden Gefangenen seye.

Thamyris und die Hausbedienten der Thekla

gingen also hin und fanden sie zu seinen Füßen sitzen; nun gingen sie wieder heraus, brachten eine Menge Volks zusammen und zeigten dem Kommandanten an, was geschehen sey. Dieser ließ nun Paulum wieder vors Gericht bringen. Thekla aber blieb auf der Stelle sitzen, wo sie bisher gesessen hatte; der Kommandant aber befahl, daß man sie auch bringen sollte. Sie ging hüpfend vor Freude zum Gericht.

Als nun Paulus vorgeführt wurde, so schrie der Haufe noch mehr als vorher: Weg mit dem Zauberer! Der Kommandant aber kehrte sich nicht daran, sondern hörte gern, was Paulus vom Herrn Christo und seiner Lehre und Thaten erzählte. Und um mit Glimpf und Ehre der Sache ein Ende zu machen, so ließ er die Thekla vor sich kommen und fragte sie: Warum willst du denn nach den Gesetzen der Ikonier den Thamyris nicht heirathen? Sie antwortete kein Wort und sahe nur Paulum mit unverwandten Augen an. Darüber wurde ihre Mutter Theoklia rasend und rief: Laßt das gottlose Mensch verbrennen! laßt sie, da sie nichts vom Heirathen hören will, mitten auf dem Schauplatz verbrennen, damit alle Weiber, welche durch dieses Menschen Lehre bezaubert worden sind, dadurch abgeschreckt werden mögen, ihren Männern die schuldige Pflicht zu versagen. Der Kommandant ließ nun Paulum geiseln und aus der Stadt jagen; die arme Thekla aber verdammte er zum Feuer und befahl, daß dies Urtheil alsofort vollzogen werden sollte; er verfügte sich also auf den Schauplatz und alles Volk lief herzu, um das jämmerliche Schauspiel anzusehen. Die fromme Jungfrau sahe sich nach dem Paulus um wie ein L[illegible] das sich in der Wüsten verirrt hat, den Wolf

men sieht und sich nach dem Hirten sehnt. Da sie nun so unter dem Volk hin- und herschaute, so erblickte sie den Herrn, der ihr in der Gestalt Pauli erschien, und sie dachte: der Apostel ist gekommen, um zu sehen, wie du dich im Leiden beträgst; indem sie aber so starr hinschaute, so fuhr die Erscheinung gen Himmel und verschwand vor ihren Augen. Während der Zeit trugen die Jünglinge und Jungfrauen fleißig Holz und Stroh herzu und machten den Scheiterhaufen fertig.

Thekla wurde nun nackend herzugeführt, der Kommandant erstaunte über ihre Schönheit, er erbarmte sich über sie und die Thränen flossen ihm die Wangen herab, allein das Urtheil durfte er nicht widerrufen. Nun schrie das Volk: Thekla sollte auf den Scheiterhaufen steigen; sie bezeichnete sich mit dem Kreuz und stieg hinauf; das Volk zündete den Holzstoß an; so stark aber auch das Feuer brannte und in die Höhe loderte, so berührte es doch die fromme Jungfrau nicht, zugleich entstund ein Platzregen mit einem Erdbeben, das Feuer löschte aus und die Erde spaltete sich, so daß viele hineinstürzten und umkamen; Thekla war nun frei und ging fort, um Paulum zu suchen.

Dieser aber hatte sich mit Onesiphorus, dessen Frau und Kindern in einem Grabmal am Wege von Ikonien nach Daphne versteckt, wo sie fasteten und für die Erhaltung der guten Thekla beteten. Endlich aber fingen die Kinder an über Hunger zu klagen; da nun Niemand Geld hatte, so zog Paulus seinen Rock aus, gab ihn einem Knaben und befahl ihm, in die Stadt zu gehen und Brod dafür einzukaufen; der Knabe ging und holte Brod und etwas Gemüse; als er nun wieder zu-

rückkam, so fand er die Thekla; mit freudigem Erstaunen rief er: Thekla, wo willst du hin? — Ich suche Paulum, ich bin aus dem Feuer errettet worden. — Nun so komm, ich will dich zu ihm führen. Sie ging also mit ihm, und als sie in die Grabeshöhle kamen, so fanden sie alle auf den Knien liegen und beten. Thekla stellte sich hinter Paulum und sprach: Du Herr unser Herrscher! der du Himmel und Erde gemacht hast, du Vater deines geliebten und heiligen Kindes Jesu! ich danke dir, daß du mich aus dem Feuer errettet hast, damit ich Paulum sehen möge! Freudig dankten nun alle dem Allmächtigen, daß Er seine arme Dienerin so gnädig erhalten hatte; dann setzten sie sich und hielten ihre sparsame Mahlzeit mit einander, indem sie sich von Christo, seiner Lehre und Thaten recht angenehm und erbaulich unterhielten.

Nun sprach Thekla zu Paulo: Laß dir gefallen, daß ich dir nachfolge, wo du hingehst. — Er antwortete: es sind jetzt gräuliche Zeiten, du aber bist eine schöne Weibsperson, du könntest in noch härtere Versuchungen gerathen, als die vorige. Sie versetzte: Gib mir nur das Siegel, das in Christo ist, so wird mich keine Versuchung berühren. — (Vermuthlich verstund sie die Taufe unter diesem Siegel.) — Habe nur Geduld, du sollt der Gabe Christi theilhaftig werden. — Wenn die Apostel Jemand tauften, so bekam er auch den heiligen Geist.

Paulus schickte nun den Onesiphorus mit den Seinigen wieder nach Haus. Er aber nahm die Thekla zu sich und reiste wieder nach Antiochien in Pisidien. Nun wohnte aber ein

sehr reicher und vornehmer Mann in dieser Stadt, der bei der Regierung alles vermochte, er hieß Alexander und war gebürtig aus Syrien. Dieser begegnete dem Paulus und der Thekla auf der Gasse, als sie eben in die Stadt kamen; auf einmal wurde der Mann sterblich in die Thekla verliebt, er bot also dem Apostel Geld und Geschenke an, wenn er ihm die Jungfrau überlassen wollte. Paulus aber sprach zu ihm: Ich habe dieser Person nichts zu befehlen, sie ist nicht mein.

Nun umarmte sie Alexander und küßte sie. Thekla sträubte sich, suchte zu Paulo zu kommen und schrie jämmerlich: Thue mir als einer Fremden keine Gewalt an, ich bin eine Dienerin Gottes, eine der vornehmsten Jungfrauen in Ikonien und von dort verjagt worden, weil ich den Thamyris nicht heirathen wollte. Als sich aber Alexander nicht daran kehrte und mit ihr rang, so zerriß sie ihm seine Kleider und riß ihm seine Krone vom Kopf herunter. Hierüber wurde er wüthend, nahm Leute zu sich und führte sie zum Kommandanten, und da sie alsbald frei heraus bekannte, daß alles wahr sey, wessen man sie beschuldigte, so machte der Kommandant kurzen Prozeß mit ihr und sprach ihr das Urtheil, daß sie den wilden Thieren vorgeworfen werden sollte. Dies Urtheil fanden die Weiber in der Stadt entsetzlich hart, man murrte allgemein darüber, allein das kümmerte den stolzen Römer keinen Augenblick, es blieb dabei. Thekla bat nun um die Gnade, daß ihre Keuschheit bis zur Vollziehung des Urtheils geschützt werden möchte. Nun war eine reiche Frau in der Stadt, Namens

Tryphäna, deren Tochter Falkonilla gestorben war, dieser gab man die Thekla in Verwahrung bis zur Vollziehung des Urtheils; beide lebten so vergnügt mit einander, als es in solchen traurigen Umständen möglich war.

Als nun der Tag kam, daß Thekla von den Thieren zerrissen werden sollte, so wurde sie auf den Kampfplatz geführt und eine grimmige Löwin auf sie losgelassen; allein das wüthende Thier kam ganz gelassen zu ihr, legte sich nieder und leckte sanft ihre Füße. Dies machte bei der ganzen Menge des Volks einen tiefen Eindruck, und Jedermann erkannte, daß das Urtheil zu hart und ungerecht seye. Thekla wurde also für diesmal frei, und Tryphäna nahm sie mit Freuden wieder zu sich.

Nun erschien dieser Frauen des Nachts ihre verstorbene Tochter Falkonilla und sagte zu ihr: Meine liebe Mutter! die fremde Thekla soll bei dir meine Stelle vertreten, denn durch ihre Fürbitte kann ich in den Ort der Gerechten versetzt werden. Des Morgens erzählte dies Tryphäna der Thekla, welche alsofort ihren Wunsch erfüllte und für die Verstorbene betete. Die Mutter freute sich darüber, nur trübte der Gedanke ihre Freude, daß Thekla noch immer nicht freigesprochen war.

Des andern Morgens kam wieder Alexander, um die Thekla zum Schauplatz abzuholen, denn er war eigentlich der Mann, der diese schrecklichen unmenschlichen Spiele anzuordnen hatte.

Tryphäna aber ließ sie ihm nicht ausfolgen, denn es kam ihr höchst ungerecht und grausam vor, daß man eine solche unschuldige fromme Jungfrau von wilden Thieren wollte zerreißen lassen, und ob

sie gleich eine Heidin war, so betete sie doch zu dem Gott der Thekla, daß Er sie wieder erretten möchte. Alexander mußte also unverrichteter Sache abziehn; allein das half nicht, denn nun schickte der Kommandant Soldaten, die sie mit Gewalt holten. Als sie nun wieder auf den Kampfplatz kam, so entstand ein gewaltiges Getümmel unter dem Volk, denn man erkannte allgemein, daß das Urtheil ungerecht und zu hart sey; man hatte sie des Kirchenraubs beschuldigt, aber kein Mensch wußte den wahren Grund von der Sache.

Tryphäna begleitete die Thekla, denn sie sagte: habe ich meine Falkonilla zum Grabe begleitet, so will ich auch meiner Thekla die nämliche Liebe erzeigen, und da sie die Jungfrau fest in ihren Armen hielt, so mußte man sie losreißen, und nun führte man sie nackend auf den Platz und ließ Löwen und Bären auf sie los; allein die Löwin, die ihr zum erstenmal die Füße geleckt hatte, kam auch jetzt, stellte sich vor sie und zerriß den Bären, der sie anfallen wollte; hierauf ließ Alexander seinen eigenen Löwen, der gewohnt war, Menschenfleisch zu fressen, auf sie los, auch mit diesem kämpfte die Löwin so lang, bis beide Thiere auf dem Platz todt blieben. Jetzt fing alles Volk an zu jammern und zu wehklagen, denn es war nun kein Beschützer mehr da. Thekla stand mit gen Himmel gereckten Händen und betete; als man nun wieder viele wilde Thiere auf einmal losließ, so rief sie: Wohlan, nun ist es Zeit, daß ich mich taufe, dann sprang sie in einen Teich, der an den Kampfplatz stieß, und sprach: In deinem Namen, mein Herr Jesus Christus! taufe ich mich an meinem letzten Lebenstag! Die

Weiber und das Volk riefen ihr zu, sie sollte doch nicht ins Wasser springen, allein es war geschehen. Doch ertrank sie nicht; es waren aber auch gefährliche Seekälber in dem Teich, deswegen fürchtete das Volk, diese Ungeheuer möchten ihr Schaden zufügen; allein das geschah nicht, denn ein gewaltiger Blitz schlug in das Wasser, so daß die Seekälber todt auf der Oberfläche schwammen, dann senkte sich eine lichte Wolke über die Jungfrau, so, daß man sie nicht sehen konnte, sie ging nun wieder aus dem Teich, und nun wurden wieder viele grimmige Thiere auf sie losgelassen, allein sie waren alle wie schläfrig, denn das Volk warf eine ganze Menge Spezereien und wohlriechende Sachen in den Kampfsplatz, von denen die Thiere wie betäubt waren.

Man hätte denken sollen, Alexander hätte nun Spektakels genug gehabt, allein er hatte noch einen höllischen Fund ausgedacht, der ihm gewiß nicht mißlingen sollte; er sprach also mit dem Kommandanten und sagte: Ich habe noch zween recht grimmige wilde Ochsen, an diese wollen wir die Thekla anbinden. Der Kommandant war des Quälens müde, er seufzte und antwortete: Thue, was du willst. Nun banden sie die Thekla bei den Füßen zwischen die Ochsen, nahmen dann glühende Eisen, womit sie die Ochsen wüthend machten; sie brüllten und sprangen, aber der heiligen Jungfrau geschahe kein Leid; indessen hatten sich die Stricke vom glühenden Eisen entzündet und fielen ab, die Ochsen liefen fort und Thekla blieb unversehrt.

Jetzt entstand ein großer Lärm und Bewegung unter dem Volk, denn Tryphäna war von alle dem Jammer, der ihr Herz überwältigte, wie todt darnieder gesunken; da sie nun eine sehr vornehme

Frau und Verwandtin des Kaisers war, so wurde dem Alexander sehr bang, denn er fühlte nun, wie grausam und ungerecht er mit Thekla verfahren hatte, und fürchtete mit Recht, daß der Kaiser den Tod seiner Base schrecklich ahnden würde. In voller Angst bat er also den Kommandanten, er möchte das Mensch gehen lassen und wegschicken, denn er fürchte sehr, er und die ganze Stadt könnten durch diese Geschichte sehr unglücklich werden. Dem Kommandanten war das ganz recht; er ließ die Thekla kommen und fragte sie: Wer bist du und was hat es für eine Bewandtniß mit dir, daß dich kein Thier anrühren will? — Sie antwortete: Ich bin eine Dienerin des lebendigen Gottes, und diese Bewandtniß hat es mit mir, daß ich an seinen Sohn Jesum Christum glaube, an welchem Gott der Vater ein Wohlgefallen hat, um deswillen hat mich kein Thier angerührt. Denn dieser ist allein der Weg des ewigen Heils und der Grund des unsterblichen Lebens; eine Zuflucht den Bedrängten, eine Ruhe den Bedrückten, eine Hoffnung und Schutz denen, die keine Hoffnung haben; und damit ich alles zusammenfasse: wer nicht an Ihn glaubt, der wird nicht leben, sondern in die Ewigkeiten sterben.

Nun ließ ihr der Kommandant ihre Kleider wieder geben, die sie anzog und sprach: Gott, der mich bekleidet hat, als ich nackend zwischen den Thieren stand, bekleide dich mit Heil am Tage des Gerichts! Hierauf erhielt sie ein Dekret vom Kommandanten: The-

klam, die Dienerin Gottes, gebe ich euch los. Hierüber entstand ein allgemeiner Jubel, in welchem auch Tryphäna wieder zu sich selbst kam, sie fiel der Thekla um den Hals, herzte und küßte sie. Das Volk aber, und besonders die Weiber, riefen wie aus einem Munde: Der Gott der Thekla ist der einzige wahre Gott. Tryphäna aber sprach: Nun glaube ich, daß eine Auferstehung der Todten ist, nun glaube ich, daß meine Tochter lebt; komm her, meine Tochter Thekla! in mein Haus, ich will dir all' mein Vermögen verschreiben.

Thekla nahm die Einladung an, aber nur einige Tage auszuruhen, die sie dazu anwendete, der Tryphäna und ihrem ganzen Haus das Evangelium zu verkündigen; die edle Frau wurde auch eine wahre Christin, und viele ihrer Mägde und Bedienten wurden bekehrt.

Nun erwachte in der heiligen Jungfrau das Verlangen, wieder zu Paulus zu kommen, um sich noch ferner in der Lehre von Christo unterrichten zu lassen; und als sie erfuhr, daß er zu Myra in Lycien wäre, so machte sie ihr Oberkleid so zurecht, daß es wie ein Mannskleid aussahe, gürtete sich und machte sich nun auf den Weg. Als sie nach Myra kam, so redete eben Paulus zum Volk, sie stellte sich in der Versammlung ihm gerade gegenüber. Paulus und seine Begleiter erschraken, als sie sie sahen, denn er fürchtete wieder eine neue Versuchung. Thekla merkte das und sprach: Paulus! ich habe die Taufe empfangen, derjenige, der bei dir kräftig gewesen ist in der Verkündigung des Evangelii,

der hat auch in mir kräftig gewirkt zu meiner Abwaschung. Nun führte sie der Apostel in das Haus eines gewissen Hermes, wo sie ihm ihre ganze Geschichte erzählte. Paulus und seine Begleiter freuten sich sehr, sie verwunderten sich, lobten und preisten Gott. Nun sprach Thekla weiter: Ich will wieder nach Ikonien in meine Vaterstadt gehen; der Apostel billigte das und sagte: gehe hin und lehre das Wort Gottes! Nun nahm sie Abschied und reiste nach Ikonien, wo sie ihre Mutter noch am Leben fand, Thamyris aber war gestorben. Als sie in ihr elterliches Haus kam, so betete sie: Herr, du Gott dieses Hauses, da mich dein Licht erleuchtet hat! Jesus, du Sohn des lebendigen Gottes, der du mein Helfer gewesen bist im Feuer, mein Helfer unter den wilden Thieren, du bist allein Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit! Nun wendete sie sich zu ihrer Mutter Theoklia, allein sie konnte nichts bei ihr ausrichten, alles Zureden war vergeblich. Daher ging sie wieder aus der Stadt und zu dem Grabmal, wo sie ehemals Paulum gefunden hatte; hier weinte, flehte und betete sie, daß ihr doch der liebe Gott den Weg zeigen möchte, den sie gehen sollte; als sie wieder herausging, so sahe sie vor sich eine lichte Wolke, und sie bekam die Ueberzeugung, daß sie dieser Wolke folgen müßte; mit dieser Begleitung kam sie in die große und berühmte Stadt Seleucia; da sie aber sahe und sich auch erinnerte, wie groß und abscheulich da der Götzendienst sey, so ging sie wieder heraus, und die Wolke führte sie auf den Berg Kalamon, wo sie eine Höhle fand, in welcher

sie einkehrte. Hier lebte sie nun viele Jahre und erduldete viele und schwere Versuchungen.

Bei aller ihrer Einsamkeit und Eingezogenheit wurde doch ihr Daseyn und ihr Aufenthalt bekannt. Die Neugierde zog viele Weiber dahin, denen sie dann das Evangelium verkündigte, wodurch viele erweckt und bekehrt wurden. Verschiedene entschlossen sich auch zu einem solchen einsamen Leben und leisteten ihr Gesellschaft. Ihre hohe Tugend und Heiligkeit machte in der ganzen Gegend großes Aufsehen, und da sie besonders die Gabe hatte, Kranke durch Handauflegen und Beten gesund zu machen, so brachte man täglich aus der Nähe und Ferne Kranke zu ihr, die sie gesund betete. Hier verbrachte sie ihre Lebenszeit in einem heiligen Wandel, Ausbreitung des Evangelii und unaufhörlicher Wohlthätigkeit.

Daß ihr die Aerzte nicht hold waren, das läßt sich leicht denken, und dieses Hasses bediente sich endlich der Feind des menschlichen Geschlechts, um sie zu Fall zu bringen. Denn als eines Tages die Aerzte versammelt waren, so geriethen sie auf den Einfall, die Thekla müsse eine geweihte Jungfrau der großen Göttin Diana seyn, durch deren Kraft sie solche Wunderkuren verrichtete; es käme also nur darauf an, sie dieser Eigenschaft und dieses Vorzuges zu berauben, so würde sie keine Kranke mehr gesund machen können; diesen abscheulichen Anschlag beschlossen sie auszuführen, sie bestellten also verschiedene grobe heillose Buben, die sie trunken machten und ihnen viel Geld versprachen: die stürmten nun auf den Berg und polterten an der Thür der Höhle; Thekla machte die Thür auf sagte: was wollt ihr, Kinder? sie aber stürm-

ten auf sie los und suchten sie zu überwältigen; nun sprach sie: ich bin ein elendes altes Weib, aber auch eine Dienerin Jesu Christi, wartet, liebe Kinder! damit ihr die Herrlichkeit Gottes sehen möget; dann betete sie inbrünstig um Rettung, und nun kam eine Stimme vom Himmel: Fürchte dich nicht, Thekla! du meine treue Dienerin! ich bin bei dir, siehe, was sich vor dir öffnet, da soll deine Wohnung seyn, und da sollst du in Gnaden heimgesucht werden. Thekla sah eine Oeffnung im Felsen, da flohe sie hinein, und hinter ihr schloß sich die Oeffnung zu. Sie war neunzig Jahr alt, als sie so heimgeholt wurde. Ihr Andenken war in den ersten Jahrhunderten heilig, und noch immer wird in der katholischen Kirche am 23. September dies Andenken erneuert.

23.

S u l a m i t h.

Eine orientalische Erzählung.

Aboni, der arme Hirte, saß am rauschenden Felsenbach; sein Horn, womit er die zerstreute Heerde zusammenrief, hing am dürren Ast, und seine arme Hirtentasche ruhte neben ihm; sie enthielt wenige genießbare Wurzeln, kaum hinreichend, den schwarzen Hunger zu stillen. Barfuß in einem alten zerlumpten Kittel, der eben seine Blöße bedeckte, saß er da und flocht einen Korb von Trauerweiden, die er mit Mühe zusammengesucht hatte und mit heißen Thränen benetzte. Er suchte sich durch diese Arbeit nach und nach ein Kleid zu verdienen, um sich gegen Regen und Frost schützen zu können; aber selten gelang ihm seine Bemühung: er brachte nie etwas ganz Brauchbares heraus; dies bekümmerte ihn dergestalt, daß er darüber seine natürliche Schönheit verlor, und es hatte das Ansehen, daß er mit der Zeit die Auszehrung bekommen und sterben würde. Tief aus der Seele stiegen ihm heiße Seufzer empor, die sich in dem lauten Jammergeschrei auflösten: O du Gott der Götter! hast du vergessen, barmherzig zu seyn, und hörest du das Geschrei der Elenden nicht mehr? — ich armer Waise habe

keinen Vater, als dich, und es scheint, als wenn auch du mich vergessen hättest. Erbarme dich über mich! —

In dem Augenblick trat ein Mann im Reisekleid vor ihn hin; er schien ein Jüngling zu seyn, sein Angesicht war verhüllt und ein himmelblauer Mantel hing auf seinen Schultern; er hieß Hieron. Schweigend sah Hieron den Hirten an; endlich sagte er mit gemäßigter Stimme: armer Jüngling! — warum weilst du in dieser heulenden Einöde, wo du dem Hunger, den wilden Thieren und der ganzen Härte der rohen Natur ausgesetzt bist?

Aboni sahe ihn mit Befremden an und antwortete: Würdiger Fremdling! sage mir, wo soll ich hin? — ich weiß ja keinen Ort in der Welt, wo ich zu Haus bin und wo ich Freunde hätte, die mich aus meiner Noth retten könnten. — Weißt du Rath und Hülfe für mich, o so erbarme dich meiner und hilf mir!

Hieron. Hast du nie etwas von dem Königreiche Aetherion gehört, und weißt du nicht, daß Alle, deren Eltern hierher verwiesen worden, weil sie schwere Verbrecher waren, begnadigt sind und wieder in ihr Vaterland zurückkehren können?

Aboni. Ach ja, das weiß ich sehr wohl, es ist mir von Jugend auf viel davon erzählt worden.

Hieron. Warum hast du dich denn nicht schon längst auf den Weg gemacht?

Aboni. Weil er so beschwerlich und gefährlich ist; und dann hat man mir auch gesagt, man wisse noch nicht gewiß, ob auch das alles wahr sey, was von dem Land Aetherion in den Büchern stehe.

Hieron. Nun so will ich dir denn sagen, daß ich ein Bürger des Königreichs Aetherion bin,

und daß die Bücher noch lange nicht so viel Schönes von diesem Land sagen, als du wirklich daselbst finden wirst, wenn du dir anders die Mühe geben willst, dahin zu reisen.

Aboni. Aber werde ich armer zerlumpter Bettler auch dort aufgenommen werden?

Hieron. Das kommt blos auf dein Betragen auf der Reise an.

Aboni. Wie muß ich mich denn betragen?

Hieron. Du mußt dich durch keine Lockung, sie mag auch noch so viele Glückseligkeiten versprechen, von deiner Reise und von deinem Wege abwendig machen lassen; du darfst keine Gefahr scheuen, sondern du mußt sie muthig bekämpfen; und dann darfst du auch nirgend verweilen, sondern du mußt immer forteilen; wirst du in dem Allem treu seyn, so wirst du so glücklich werden, daß du keinen König auf der ganzen Erde zu beneiden Ursache hast.

Aboni. Ist das aber auch alles wahr, was du mir da sagst?

Hieron. Ich will dich begleiten, und wie du auf dem Wege fortrückest, so wirst du von dieser Wahrheit immer mehr überzeugt werden. Ich heiße Hieron, und bin ein Diener des Königs von Aetherion. Ich hörte dein klägliches Seufzen; dies bewog mich, dich anzureden und dir mit Rath und That beizustehen.

Aboni. Ach, ich danke dir! Ja, ich will in Gottes Namen die Reise antreten — aber wo nehme ich Kleider und Schuhe her?

Hieron. Komm mit mir, so wie du da stehst; wenn du mir in allem treulich folgst, so werde ich auch für alles sorgen, was du bedarfst.

Aboni. Siehe, hier bin ich! ich folge dir, wohin du mich führen wirst.

Hieron. Lieber Aboni! du ahnest dein Glück nicht, das auf dich wartet, wenn du Wort hältst; aber sey treu und standhaft. Jetzt folge mir auf dem Fuße nach; wir müssen dort die Felsenkluft hinanklimmen.

Aboni. Aber wer hütet nun meine Ziegen?

Hieron. Die werden ihren Hirten finden, folge du mir nach!

Hieron faßte seinen Stab mit starker Hand und schritt vorwärts, Aboni folgte ihm mit seinem Hirtenstock nach. Die Felsenkluft war eng, steil und schauerlich; dazu ging Aboni barfuß auf den schroffen Felsen und zerbröckelten Steinen, so daß seine Füße bald blutig wurden; er ermüdete endlich und rief: O Hieron! ich kann nicht mehr! Hieron sahe ihn durchdringend an und sprach: Aboni, das sind Kleinigkeiten; fasse Muth, bald sind wir droben; wer wird denn so bald an Kraft ermatten und an Unterstützung verzweifeln? Aboni stieg immer hinter seinem Begleiter her, die Kluft war so eng und tief, daß man kaum erkennen konnte, wohin man den Fuß setzte; Aboni weinte und seufzte immer hinter seinem Führer her, aber er stieg fort, ungeachtet seine Füße bluteten und sehr schmerzten.

An einem sehr steilen und mühseligen Platz schlupfte seitwärts eine schreckliche Schlange aus einem Loch hervor; Aboni prallte vor Schrecken zurück, Hieron aber schlug sie mit dem Stab auf den Kopf, daß sie wieder zurück fuhr; jetzt stutzte Aboni und sagte: wie kann ich in diesem fürchterlichen Wege weiter gehn? — Du mußt! sagte Hieron sehr

ernst und feierlich, und drohte ihm mit dem Stab. Aboni seufzte tief und folgte. Bald kam eine schöne weibliche Figur von der Seite hergeschlichen, sie lispelte Aboni ins Ohr: laß dich den strengen Mann nicht irre führen, komm mit mir, ich will dich glücklich machen! Aboni wankte, — indem aber bemerkte er, daß dieses schöne Weib von hinten her eine Schlange war; er eilte also vorwärts, klammerte sich fest an Hieron an und ließ sich von ihm fortschleppen. Hieron faßte ihn am Arm und trug ihn fast, bis sie endlich auf eine Ebene kamen, die mit einem schönen grünen Rasen überwachsen war, auf welchem der arme Aboni mit seinen wunden Füßen erquickend fortwandelte, und sich nun freute, daß dieser böse Weg schon zurückgelegt war. Bald kamen sie an eine von außen unansehnliche, aber ziemlich große Wohnung. Hier müssen wir einkehren, sagte Hieron. Du bedarfst der Reinigung und der Heilung deiner Füße, auch sonst noch eins und anderes; folge mir nach!

Hieron zog eine Schelle an der Thür, bald wurde sie aufgemacht; nun kam ein starker Mann mit einem ernsthaften Gesicht zum Vorschein; dieser zog den armen Aboni ganz aus, nahm dann einen Schwamm, tunkte ihn in ein scharfes Seifenwasser und rieb ihn damit über den ganzen Leib, wodurch er vollkommen rein wurde; dann verband er ihm auch seine Füße mit einem Balsam, der in den Wunden zwar heftig schmerzte, aber sehr heilsam war; hierauf gab er ihm Brod und Wein zur Stärkung, und brachte ihn dann in ein Bett zur Ruhe.

Des folgenden Morgens stand Aboni gesund und gestärkt auf, aber nun fehlte es an Kleidern — bald kam der ernsthafte, starke Mann und brachte

ihm eine ganze Kleidung von Haupt bis zu Fuß, die er nun mit großer Freude anzog, wobei er aber die drohende Erinnerung bekam, wenn er sie beschmutzte oder zerriß, oder gar ablegte, so würde er bei seiner Ankunft im Lande Aetherion schrecklich gestraft werden; dies sey die Uniform des Königs, in der man allenthalben in seinem Reich erscheinen müsse.

Jetzt fing Aboni an, Muth zu fassen; bis dahin hatte er immer einen geheimen Zweifel gehabt ob es auch mit dem Lande Aetherion seine Richtigkeit habe? Dieser Glaube wurde aber nun vollends dadurch gestärkt, daß ihn Hieron in Begleitung des ernsten Mannes, welcher der Hauswirth war, in ein schönes Zimmer führte und ihm da durch ein Fenster die Aussicht gegen Morgen zeigte, welche unaussprechlich groß und schön war: denn das Haus lag auf einem sehr hohen Berge; nun zeigte man ihm auch durch ein Fernrohr im weitesten Horizont gegen Osten die Gebirge Aetherions; ihn dünchte, er könne die Schönheit des Landes, auch prächtige Städte und Schlösser erkennen. Jetzt jubelte er in hoher Freude und sagte: mit festem Muth will ich dahin reisen und keine Gefahr fürchten. Freund Hieron! du wirst mich begleiten und mir beistehen. Aber werde ich auch dort als Bürger aufgenommen werden und meinen Unterhalt finden?

Hieron. Du mußt dem König ein Geschenk von kostbaren Juwelen bringen; je größer und schöner dies Geschenk ist, desto größer und schöner werden auch die Güter, und desto größer wird auch die Ehre seyn, die man dir dort erzeigen wird. Aboni rang die Hände, weinte laut und antwortete: wie kann ich Aermster aller Armen ein solches Geschenk

bringen; ich besitze ja keinen Heller — ich konnte mir ja nicht einmal ein paar Schuhe, geschweige eine Kleidung anschaffen.

Hieron. Darüber beruhige dich! ich will dich unterrichten, wie du dazu gelangen kannst: so oft du auf deiner Reise eine schöne gute Handlung ausübst, so oft gebe ich dir einen Stein, dessen Werth sich verhält, wie der Werth deiner That, aber so oft du auch einen Fehler machst, mußt du mir einen Stein wieder zurückgeben. Durch diese Uebung wirst du immer mehr an Tugend und Rechtschaffenheit zunehmen und also der Bürgerschaft Aetherions würdig werden.

Aboni freute sich hoch und versetzte: ich will mein Bestes thun und alle meine Kräfte anwenden; aber lieber Freund! du mußt mich auch in Allem unterrichten!

Hieron. Daran soll es nicht fehlen, sey nur vorsichtig! der Weg ist schmal und an vielen Orten sehr gefährlich, aber nur für den, der sich gern umsieht, neugierig ist und alles besehen und erforschen will; für den, der immer vor die Füße sieht und genau den Fußtritten seines Führers folgt, ist auf dem ganzen Wege nichts zu fürchten.

Aboni. Ich will das alles getreulich beobachten und dir auf der Ferse nachfolgen, führe du mich nur.

Jetzt brachte nun der Hauswirth einen Schild, ein Schwert und einen Helm; den Helm setzte Hieron dem Aboni auf den Kopf und schnallte ihn unter dem Kinn fest, das Schwert gürtete er ihm an die Seite, und den Schild gab er ihm an den linken Arm; dann empfing er auch noch einen starken und langen Reisestab, unten mit einer Spitze

versehen, womit man sich über Spalten in Felsen oder Eis, auch über Wassergraben hinschwingen konnte. Hieron nahm über das alles noch einen starken Bogen, einen großen Köcher voller Pfeile und etwas Nahrung, nebst Arzneimitteln mit, um sich deren im Nothfall bedienen zu können.

Nachdem sich beide so ausgerüstet hatten, so traten sie ihre Reise an, wozu ihnen der Hauswirth vielen Segen wünschte. Anfänglich führte der Weg eine abhängige Wiese hinab, dann aber wurde er sehr schmal und so steil abwärts, daß Aboni vor Angst zitterte und bebte. Freilich sah er immer starr vor seine Füße und hielt sich genau an die Fußstapfen seines Führers, aber er konnte sich doch nicht enthalten, oft seitwärts zu schielen, und wenn er dann die Abgründe entdeckte, an deren Rand er hinwankte, so überfiel ihn Zittern und Beben, und dann strengte er sich an, nichts zu sehen, als die Fußtritte seines Führers. Ach Hieron! fing er endlich an, ich ermatte, ich wanke und kann keinen sicheren Tritt mehr thun! — Hieron gab ihm eine Herzstärkung aus seiner Flasche, redete ihm freundlich zu und sagte: Sey getrost, lieber Aboni! bald sind wir unten, und dann wirds besser. Es währte auch wirklich nicht lange, so wurde der Weg bequemer, und sie gelangten in ein schönes Wiesenthal, das sich weithin erstreckte, und an welchem die gebahnte ebene Straße hinlief.

Hier war es dem guten Aboni wohl, aber nun fing der Helm an, seinen Kopf zu drücken; um ihn also ein wenig zu lüften, schnallte er ihn unter dem Hals los. Indem bemerkte er einen großen Adler, der nahe über ihm hin und her flog, und ehe er sichs versahe, faßte der Adler den Helm mit seinen

Klauen und flog damit in die Luft. Flugs nahm Hieron den Bogen, legte den Pfeil an und schoß den Adler, daß er den Helm fallen ließ und dann sterbend herunterflatterte. Aboni lief schnell hin, holte den Helm, setzte ihn auf und schnallte ihn fest.

Hieron. Siehst du nun, wie vorsichtig man auf diesem Wege seyn muß?

Aboni. Der Helm drückte mich so sehr an den Kopf, daher wollte ich ihn etwas lüften, ich werde mich aber nun besser in Acht nehmen.

Gegen Mittag fing die Hitze an, sehr lästig zu werden, daher kehrten unsre Reisende in einem einsamen, schönen Haus ein, das mehr einem Schloß als einem Gasthof ähnlich war. Hier wurden sie freundlich aufgenommen, sie fanden da eine glückliche Familie, die sich von ihren Gütern nährte und gegen alle Vorbeireisenden sehr gastfrei und wohlthätig war. Unsern beiden Reisenden wurde ein heiteres Zimmer angewiesen, aus welchem sie eine angenehme Aussicht über das Thal hin hatten, dahin brachte man ihnen auch ein wohl zubereitetes Mittagsmahl und einen kühlen, erquickenden Trank. — Indem nun beide vergnügt auf einer Ruhebank beisammensaßen und sich mit Speise und Trank erquickten, so zog Hieron einen großen ledernen Beutel hervor, gab ihn Aboni und sagte: den schnalle an deinen Gürtel fest, damit du ihn nie verlierst, und nun gebe ich dir hier drei Steine, die ich dir für dein behutsames Herabsteigen vom Berge zugedacht habe; da du aber mit deinem Helm eine Unvorsichtigkeit begingst, so nehme ich einen wieder zurück, die übrigen zwei aber verwahre nun sorgfältig in deinem Beutel. Aboni besahe die Steine, sie schienen ihm so schlecht und von geringem Werth zu

seyn, er sagte daher: Ach wie werde ich mit solchen Geschenken bestehen können? Hieron antwortete: der Werth der Steine, die ich dir gebe, verhält sich genau wie der Werth deiner Handlungen, die du ausübst; indessen steht der König nicht so sehr auf den Werth des Geschenks, als auf die Gesinnung des Herzens, mit der es gegeben wird; verwahre du sie wohl, und für das Uebrige laß mich dann sorgen. Aboni fuhr fort: ich sahe diesen Morgen in dem schönen Zimmer eine Krone, daran waren viele Steine, die in allen Farben herrlich strahlten; nun sagte man mir, diese Steine seyen solche Juwelen, wie man sie dem König zum Geschenk bringen müsse. Verzeihe mir, Lieber! die Steine, die du mir gegeben hast, sehen schmutzig dunkel aus, sie strahlen gar nicht. Hieron lächelte und versetzte: bekümmere du dich darum gar nicht; es ist dem König nicht um deine Geschenke zu thun, denn er ist überschwenglich reich; sondern er will nur daran erkennen, inwiefern man seiner Gnade sich würdig gemacht habe, um darnach auch die Aufnahme und Anstellung in seinem Reich bestimmen zu können. Sey du nur aufmerksam auf deine Reise und auf deinen Weg, damit du nicht strauchelst und kein Unglück bekommst, für die Juwelen laß mich dann sorgen. Aboni gab sich zufrieden, und als nun der Tag anfing, kühler zu werden, so machten sie sich wieder auf den Weg.

Nach und nach wurde das Thal enger und verlor sich in einem dunkeln Wald, wo der Weg kaum gebahnt, und also übel zu finden war, zudem ging nun die Sonne unter, und es fing an immer finsterer zu werden, so daß man endlich keine Hand mehr vor den Augen sehen konnte. Aboni wurde zaghaft

und sagte: ach Hieron, wie komme ich hier fort, ich kann dich ja nicht mehr sehen, geschweige den Weg! Hieron lispelte ihm zu: sey muthig und getrost, aber rede ja nicht laut, denn es sind viele Räuber in diesem Wald, auch fehlt es an wilden reißenden Thieren nicht, indessen hast du aber nichts zu fürchten, wenn du nur im Weg bleibst und mir auf der Ferse folgest; dann nimm auch dein Schwert in die Hand! Kaum waren sie noch einige Schritte weiter gegangen, so sahen sie seitwärts nicht weit vom Wege einige Kerls um ein Feuer sitzen; diese, als sie das stille Fortwandeln unserer Reisenden vernahmen, fuhren schnell auf und liefen auf sie zu. Leise sagte Hieron zu Aboni: stehe nur fest, bleib auf dem Weg, halte den Schild vor, damit dich kein Pfeil trifft, und schwinge dann dein Schwert mit starker Hand hinter dir hin und her; beleidige nicht, sondern vertheidige dich nur, für das Uebrige laß mich sorgen. Während Hieron das sagte, hatte er auch schon seinen Bogen ein paarmal gespannt, und ein paar Pfeile unter den Haufen losgedrückt; diese muthige Gegenwehr machte die Räuber stutzig, sie wichen zurück und setzten sich wieder zu ihrem Feuer; unsere Reisenden aber verfolgten ihren Weg.

Nach einigen Minuten Gehens hörten sie seitwärts in der stockfinstern Nacht ein leises klägliches Winseln, es war der Ton eines weiblichen Wesens, das schwer leidet. Aboni bemerkte das, ach Hieron, sagte er: darf ich nicht zusehen, wer da leidet, vielleicht könnte ich der leidenden Person helfen?

Hieron. Dein Vorsatz ist sehr löblich, aber du darfst keinen Schritt vom Weg thun.

Aboni. Verzeih', lieber Freund! ich meine aber doch, der Weg, einen Unglücklichen zu retten, sey

niemals um, und der Weg, der bei ihm vorüber geht, sey niemals der rechte.

Hieron. Freund Aboni, diese Antwort habe ich von dir nicht erwartet. Du fängst deine Reise gut an: jetzt aber folge mir. Das, was du da hörst, ist die lockende Stimme eines fürchterlichen Ungeheuers, das dich verschlingen würde, wenn du dich ihm nahtest.

Aboni. Das ist erschrecklich! wie leicht kann aber da ein unwissender Reisender unglücklich werden.

Hieron. Darum muß auch jeder, der diese Reise mit Glück machen will, einen sichern Führer haben.

Aboni. Kann denn das Ungeheuer nicht kommen und uns anfallen.

Hieron. Nein! nicht fern von uns ist eine starke Verzäunung von Pallisaden.

Ungeachtet der stockdicken Finsterniß setzten sie doch ihren Weg ziemlich schleunig fort; es währte aber nicht lange, so fühlte sich Aboni von hinten her mit starkem Arm umschlungen, und nun wurde er auch gewahr, daß Jemand den Schild von seinem linken Arm zu winden suchte, da er aber seinen rechten Arm, mit dem er das Schwert trug, frei hatte, so setzte er seinen Reisestab mit dem starken Stachel in den Boden und faßte ihn fest mit der linken Hand; dann schwang er sich rechts um, indem er mit dem Schwert einen Hieb führte; dadurch rang er sich nicht allein los, sondern er entfernte auch seinen Feind, der ihn verließ und ächzte.

Hieron. Du hast dich brav gehalten, lieber Aboni!

Aboni. Ich wüßte doch eben nicht, daß ich da etwas Sonderliches gethan hätte.

Hieron. Desto besser; aber gib wohl Acht, ich

sehe da etwas kommen, das uns zu schaffen machen wird.

Aboni. Ja, wenn ich nur sehen könnte! mein Muth wächst zusehends.

Indem sie so sprachen, trabte ein grimmiger Löwe auf der rechten Seite herzu, er brüllte fürchterlich und richtete sich auf, um den Hieron mit seinen ausgebreiteten Vorderklauen zu fassen. Hieron schritt etwas zurück, Aboni zückte sein Schwert und hieb dem Löwen mit einem gewaltigen Streich die beiden Vordertatzen ab. Die Bestie sank nieder, und die Reisenden gingen weiter.

Hieron. Aber sage mir doch, Aboni, du bist ein gewaltiger Mensch, das hätte ich hinter dem armen Hirtenjungen nicht gesucht, wie kommst du zu der Tapferkeit?

Aboni. Lieber Freund! ich wundere mich über deine Frage: ein Hirte, der in der Wüsten hütet, hat mit Räubern und wilden Thieren gar oft zu thun, dergleichen Vorfälle sind mir nicht fremd. Aber ich bin so müde und schläfrig; diesen Feind fürchte ich mehr, als alle Räuber und Ungeheuer.

Hieron. Halte dich nur eine kleine Zeit munter, so sind wir in der Herberge. Aber schließe ja die Augen nicht.

Nach und nach überfiel aber doch eine gewisse schläfrige Ermattung den guten Aboni dergestalt, daß er anfing in die Knie zu sinken und zu straucheln. Hieron bemerkte dies, er suchte ihn also zu ermuntern, faßte ihn unter dem Arm und unterstützte ihn. Auf einmal bekam Aboni einen schrecklichen Schlag über den Kopf, daß er taumelte, indessen schützte ihn der Helm, daß ihm kein Schaden zugefügt werden konnte. Ueber dem Schlag verging

niemals um, und der Weg, der bei ihm vorüber geht, sey niemals der rechte.

Hieron. Freund Aboni, diese Antwort habe ich von dir nicht erwartet. Du fängst deine Reise gut an: jetzt aber folge mir. Das, was du da hörst, ist die lockende Stimme eines fürchterlichen Ungeheuers, das dich verschlingen würde, wenn du dich ihm nahtest.

Aboni. Das ist erschrecklich! wie leicht kann aber da ein unwissender Reisender unglücklich werden.

Hieron. Darum muß auch jeder, der diese Reise mit Glück machen will, einen sichern Führer haben.

Aboni. Kann denn das Ungeheuer nicht kommen und uns anfallen.

Hieron. Nein! nicht fern von uns ist eine starke Verzäunung von Pallisaden.

Ungeachtet der stockdicken Finsterniß setzten sie doch ihren Weg ziemlich schleunig fort; es währte aber nicht lange, so fühlte sich Aboni von hinten her mit starkem Arm umschlungen, und nun wurde er auch gewahr, daß Jemand den Schild von seinem linken Arm zu winden suchte, da er aber seinen rechten Arm, mit dem er das Schwert trug, frei hatte, so setzte er seinen Reisestab mit dem starken Stachel in den Boden und faßte ihn fest mit der linken Hand; dann schwang er sich rechts um, indem er mit dem Schwert einen Hieb führte; dadurch rang er sich nicht allein los, sondern er entfernte auch seinen Feind, der ihn verließ und ächzte.

Hieron. Du hast dich brav gehalten, lieber Aboni!

Aboni. Ich wüßte doch eben nicht, daß ich da etwas Sonderliches gethan hätte.

Hieron. Desto besser; aber gib wohl Acht, ich

sehe da etwas kommen, das uns zu schaffen machen wird.

Aboni. Ja, wenn ich nur sehen könnte! mein Muth wächst zusehends.

Indem sie so sprachen, trabte ein grimmiger Löwe auf der rechten Seite herzu, er brüllte fürchterlich und richtete sich auf, um den Hieron mit seinen ausgebreiteten Vorderklauen zu fassen. Hieron schritt etwas zurück, Aboni zückte sein Schwert und hieb dem Löwen mit einem gewaltigen Streich die beiden Vordertatzen ab. Die Bestie sank nieder, und die Reisenden gingen weiter.

Hieron. Aber sage mir doch, Aboni, du bist ein gewaltiger Mensch, das hätte ich hinter dem armen Hirtenjungen nicht gesucht, wie kommst du zu der Tapferkeit?

Aboni. Lieber Freund! ich wundere mich über deine Frage: ein Hirte, der in der Wüsten hütet, hat mit Räubern und wilden Thieren gar oft zu thun, dergleichen Vorfälle sind mir nicht fremd. Aber ich bin so müde und schläfrig; diesen Feind fürchte ich mehr, als alle Räuber und Ungeheuer.

Hieron. Halte dich nur eine kleine Zeit munter, so sind wir in der Herberge. Aber schließe ja die Augen nicht.

Nach und nach überfiel aber doch eine gewisse schläfrige Ermattung den guten Aboni dergestalt, daß er anfing in die Knie zu sinken und zu straucheln. Hieron bemerkte dies, er suchte ihn also zu ermuntern, faßte ihn unter dem Arm und unterstützte ihn. Auf einmal bekam Aboni einen schrecklichen Schlag über den Kopf, daß er taumelte, indessen schützte ihn der Helm, daß ihm kein Schaden zugefügt werden konnte. Ueber dem Schlag verging

ihm aller Schlaf; auf dem Fuß drehte er sich um und führte einen so gewaltigen Hieb vorwärts, daß der Feind entfloh.

Aboni. Das vertreibt einem den Schlaf.

Hieron. Siehst du, wie nöthig einem auf dieser Reise gute Waffen sind! — Besonders ist dein Schwert vortrefflich; aber ich muß dir auch zu deiner Beruhigung sagen, daß du gut damit umzugehen weißt, fahre nur so fort!

Nun währte es etwa noch eine Viertelstunde, bis sie an eine hohe Mauer kamen, in welcher ein verschlossenes Thor war; hier zog Hieron eine Glocke, bald fragte inwärts einer, wer seyd ihr? — Hieron antwortete: Nach Aetherion Reisende! — Jetzt ward die Pforte geöffnet, man ließ sie hinein und schloß dann wieder zu. Der Pförtner war ein gar sanfter und freundlicher Mann, er führte die beiden Pilger in einen Saal, wo der Herr des Hauses mit seiner Familie saß; sie hatten eben zu Nacht gegessen und waren im Begriff, schlafen zu gehen, denn es war fast elf Uhr, jetzt aber blieben sie den Reisenden zu Gefallen noch auf und unterhielten sie auf eine liebliche Weise. Zugleich wurden delikate Speisen und Getränke aufgetragen, an denen sich Hieron und Aboni recht labten.

Nun erkundigte sich der Hausvater, ob ihnen im Walde keine Gefahren aufgestoßen seyen? — Hieron erzählte alles, und vergaß nicht, das Lob seines Reisegefährten zu verkündigen, dies verbat sich aber Aboni, indem er sagte: Lieber Freund! das sage ich dir ein für allemal, erzähle durchaus nichts von mir, das sind ja lauter Kleinigkeiten. Wenn sich meine Geschenke verhalten sollen, wie der Werth meiner Handlungen, so werde ich übel aufgenommen

werden, aber ich rechne auf die Gnade des Königs; wenn du ihm sagst, daß ich immer gethan hätte, was ich konnte, so wird er ja barmherzig seyn, und mir irgendwo ein Plätzchen anweisen wenn es auch gering ist.

Hieron redete ihm freundlich zu, tröstete ihn, und versprach für ihn zu sorgen; hierauf gingen sie alle beide zur Ruhe.

Als sie des Morgens sanft geschlafen und ausgeruht hatten, so standen sie auf, zogen sich an und genoßen das Frühstück. Jetzt zog Hieron sieben schwere Steine hervor und sagte: Aboni, nimm diese Steine und verwahre sie wohl, sie sind dir Zeugen deines Wohlverhaltens am gestrigen Tage. Aboni nahm sie traurig an und erwiederte: Ach wie schmutzig und dunkel sehen sie aus! — aber ich weiß auch sehr wohl, daß ich keine bessere verdiene. Hieron antwortete: sey ruhig und erfülle nur immer deine Pflicht, für das Uebrige laß mich sorgen.

Nun nahmen beide Reisende Abschied von den freundlichen Leuten und begaben sich wieder auf den Weg; die Witterung war sehr schön, der Weg bequem und allmälig aufwärts führend. Jetzt freute sich Aboni hoch, daß er auf der Reise war: beide Pilger unterredeten sich lieblich, Hand in Hand, miteinander; indessen führte der Weg immer gemächlich aufwärts, bis sie endlich auf eine sehr erhabene Höhe gelangten, von welcher man Aussichten genoß, die über alle Vorstellung gingen. Jetzt nimm dich in Acht! fing Hieron bedeutend an; denn eben dieser schöne Weg ist gerade einer der gefährlichsten; du darfst wohl Blicke in die weite schöne Natur thun, aber du mußt ja nicht vergessen, immer vor die Füße zu sehen und keinen Schritt still stehen. Dort in der

Ferne von uns siehst du die Gebirge des Landes Aetherion, weide deine Augen oft an diesem herrlichen Anblick, aber auch nur Augenblicke lang, damit du nicht vergessest, vor deine Füße zu sehen, hüte dich, daß du keinen Schritt lang still stehest.

Aboni. Ich begreife doch nicht, wie hier Gefahr seyn kann! — unterrichte mich doch, lieber Freund! worinnen sie bestehe, damit ich mich desto besser in Acht nehmen könne.

Hieron. Du hast wohl mit einem Blick die schöne Burg da oben vor uns hier auf dem Hügel gesehen? aber sieh' ja nicht wieder dahin!

Aboni. Ja ich sah sie und wollte dich eben fragen, wer da wohne?

Hieron. Ich will dir die ganze Beschaffenheit erzählen: auf dieser Burg wohnt ein sehr reicher und mächtiger Edelmann, der ein Todfeind unseres Königs ist, und daher alle, die nach Aetherion reisen, mit List zu fangen, und dann zu seinen Sklaven zu machen sucht. Da er nun aber keine Gewalt brauchen darf, denn das würde ihm übel bekommen, so bedient er sich folgender Mittel: allenthalben läßt er längs dem Wege ein kleines, kaum zu bemerkendes Kraut säen oder pflanzen, welches sehr stark und angenehm riecht.

Aboni. Den Geruch habe ich schon bemerkt.

Hieron. Wenn man nun stille steht, um den Geruch recht zu genießen, oder gar das Kraut aufsucht und abbricht, so überfällt einem ein Schwindel, dann eine Betäubung und Ohnmacht; der Reisende fällt nieder, und da auf der Burg immer Wachen ausgestellt sind, die auf die Reisenden merken, so entdecken sie einen solchen Unglücklichen bald; er wird alsdann abgeholt und auf die Burg gebracht.

Das Schlimmste dabei ist, daß solche Leute Lebenslang schwach am Verstand bleiben, indessen der Tyrann [illegible] sie zu brauchen, sie dienen ihm als Sklaven.

Aboni. Das ist schrecklich! jetzt rieche ich es wieder, laß uns eilen!

Hieron. Es gibt auch viele Reisende, denen der Geruch besonders angenehm ist, und die deswegen langsamer gehen; diese bekommen allmälig eine Art Lähmung, so daß sie nur sehr schwer und langsam fortschleichen können, und endlich doch entweder liegen bleiben und dem Feind in die Hände gerathen; und wenn sie ihren Weg getreulich fortsetzen, so werden sie an der Gränze des Reichs in ein Hospital gebracht, wo sie eine schwere und langwierige Kur auszuhalten haben, bis sie gesund sind, und dann auch endlich aufgenommen werden.

Aboni. Ach, laß uns eilen! jetzt riech' ich es schon wieder sehr stark, und ich spüre etwas Schwindel.

Hieron. Da nimm einen Schluck aus dieser Flasche, und dann schnell hinter mir drein! bald sind wir aus dieser gefährlichen Gegend heraus.

Nach einer guten halben Stunde gelangten sie an einen ziemlich starken Bach, über den eine schmale Brücke hinüber führte: Hieron ging voran, Aboni aber fing an zu schwanken. Ach Freund! hilf mir, ich schwindle — das verwünschte Kraut hat mir den Kopf eingenommen.

Hieron. Bücke dich nieder, schließ die Augen zu und krieche auf allen Vieren, so wirst du glücklich herüberkommen.

Aboni folgte diesem Rath, und so gelang es ihm; indessen war ihm doch der Kopf so eingenommen, daß er wie ein Trunkener hin und her taumelte, daher

ihn sein Begleiter oft aus seiner Flasche stärken mußte, bis ihm der Schwindel nach und nach ganz verging.

Von hier an war der Weg wieder ordentlich und bequem, daher beflügelten auch die beiden Pilger ihre Schritte, so daß sie an diesem Tage eine große Strecke zurücklegten. Gegen Abend gelangten sie auf ein schönes fruchtbares Feld, das allenthalben angebaut war, und auf dem viele Menschen thätig waren und arbeiteten. Wer sind denn diese fleißigen Leute? fragte Aboni.

Hieron. Diese sind im Dienste unseres Königs, denn der große schöne Meierhof, der dort auf der Höhe liegt, gehört Ihm, wir werden auch da übernachten.

Aboni. Was sagst du, Freund! sind wir denn schon so weit — sind wir schon nahe an der Gränze?

Hieron. Eigentlich gehört dein Vaterland und das ganze Land, wodurch wir gereist sind, dem König; allein da es immer von mancherlei Rebellen verwüstet und unsicher ist, so nimmt Er gerne solche ins Reich Aetherion auf, die freiwillig zu Ihm kommen wollen und sich der Herrschaft der Aufrührer entziehen.

Aboni. Warum vertilgt Er aber die Aufrührer nicht von der Erde?

Hieron. Das wird Er zu seiner Zeit gewiß thun, jetzt hat er aus weisen Ursachen noch Geduld mit ihnen.

Indem sie so fortwandelten und mit einander redeten, nahte sich ihnen ein wohlgekleideter Mann, der auch die Uniform des Königs trug, sie aber mit allerhand Flitterstaat und Bändern ausgeputzt hatte. Wer ist dieser? fragte Aboni. Leise antwortete Hieron: der ist einer von den Aufsehern über die

Arbeiter, hüte dich vor ihm und folge ihm durchaus nicht. Indem trat der Aufseher herzu und sagte: Gott grüß dich, Hieron! was bringst du da für einen Pilger?

Hieron. Halte uns nicht auf, es wird sonst Nacht, ehe wir auf die Herberge kommen.

Er. Höre, du junger Mann! komm mit mir! ich kann dich glücklich machen! du kannst hier in den Dienst des Königs kommen und ein sehr vornehmer Herr werden. Dann lispelte er Aboni noch leise in's Ohr: traue doch dem Führer nicht, den du da bei dir hast, er ist ein gemeiner Mensch und kann dich bei dem König nicht empfehlen. Aboni stutzte über diese Rede, und er glaubte nicht besser thun zu können, als daß er sie seinem Freunde Hieron von Wort zu Wort wieder sagte. — Schamroth eilte der Verläumder weg, und Hieron drückte Aboni die Hand, küßte ihn durch den Schleier, den er immer vor dem Gesicht trug, und sagte: das soll dir nicht unvergolten bleiben! — aber laß uns eilen, damit uns die Nacht nicht überfalle.

Sie gingen also schnell die Höhe hinan, und als sie zur Pforte des Meierhofes hineinschritten, empfingen sie den letzten Strahl der untergehenden Sonne; der Meier war ein ansehnlicher und reicher Mann, er nahm unsre Reisenden freundlich auf und erkundigte sich bei Hieron, wer sein Begleiter sey? — Hieron erzählte ihm Aboni's Geschichte und gab ihm das beste Lob, so daß ihm der Meier mit freudigem Lächeln die Hand drückte und sagte: Sey mir willkommen, lieber Freund! halte nun auch redlich aus, und vollende deine Reise so vorsichtig und so treu, wie du sie angefangen und bisher fortgesetzt

hast, du ahnest nicht, welch' ein Glück dann auf dich wartet.

Aboni. Ach, lieber Herr! meine Steine sind aber so schlecht und gar unansehnlich, wie darf ich es wagen, damit dem König ein Geschenk zu machen?

Der Meier. Laß mich sie sehen!

Aboni gab ihm schamroth seinen Beutel hin; der Meier ging, sie zu probiren und auf die Wage zu legen; bald kam er wieder und sagte: sey zufrieden! du wirst zu Gnaden aufgenommen werden; eben dein Bekenntniß, daß sie zu schlecht seyen, gibt ihnen in den Augen des Königs den höchsten Werth.

Hieron. Für dein heutiges schönes Betragen lege ich dir hier noch einige große Steine in deinen Beutel.

Aboni. Ach, auch diese sind noch viel zu schlecht, sie schimmern ja gar nicht und sind auch noch sehr schmutzig.

Nun speisten sie mit dem Meier an seinem Tisch und legten sich dann zur Ruhe.

Als sie des Morgens aufgestanden waren, so führte Hieron seinen Aboni an's Fenster und zeigte ihm die schöne Aussicht; siehst du nun, sagte er mit zärtlich liebreicher Stimme, das Land Aetherion? du hast nun nicht weit mehr.

Aboni. Ach, wie unaussprechlich herrlich! — welche Städte und welche Schlösser! — Ach, wenn wir nur schon da wären!

Hieron. Darum wollen wir nun auch wieder die Reise antreten; du wirst aber noch schwere Proben auszuhalten haben, ehe du in's Land kommst; aber sorge nicht! folge du nur treulich meinem Rath, so hast du nichts zu fürchten.

Jetzt nahmen sie Abschied von dem Meier, der Aboni freundlich die Hand bot, und dann eine

glückliche Heimreise wünschte; [illegible] n
wohl, daß er auf dem Wege [illegible]
seine Schritte beschleunigte. Kaum [illegible]
halbe Stunde zurückgelegt, als sie [illegible] n
Abhang kamen, den sie [illegible] ung
war aber der Weg sehr [illegible] ten,
immer ausglitschte, und in Gefahr [illegible] fort
grund zu stürzen, der sich [illegible] ung
fand; er nahm sich zwar [illegible] aber
sich seines Reisestabs [illegible] selb
doch so groß, daß er anfing [illegible]
und seinen Freund H[illegible] aber
bat; dieser redete ihm freundlich [illegible] auch
sicht, und faßte ihn [illegible] soll
vollends hinab zu helfen, [illegible] der
wiewohl mit großer Angst [illegible] ich
dessen war nicht viel [illegible] Das
mußten sie durch ein sehr [illegible]
dern, von dem man das [illegible] sten
noch das Schlimmste war, [illegible] lich
stinkender Nebel hineinge[illegible] ren
holen konnte; hier [illegible] eile
und wenn Adoni nur [illegible] die
so sahe er weder den [illegible], und
er faßte diesen also [illegible] chen, in
digkeit und Betäubu[illegible] winkte,
fort, so daß sich Hi[illegible] entsetzte sich
lich gegen Mittag [illegible] Nachen zu-
fanden sie nun [illegible] starkem Arm
Das Gebäude um[illegible] n setzte sich
erquickender Ost[illegible] hauerlich
über; hier fand [illegible]
jenem Lande [illegible]
[illegible]

Aboni freundlich an der Hand und führte ihn langsam zu der friedlichen schönen Wohnung, die nicht ferne von ihnen am Wege stand.

Dieser Meier war noch ansehnlicher und vornehmer als der, der sie vorige Nacht bewirthet hatte; er freute sich ihrer Ankunft und erkundigte sich ebenfalls nach unserm Aboni. Als er nun von Hieron alles das Gute hörte, so umarmte und küßte er ihn. Aboni aber klagte wieder über seine Steine, über sein geringes Herkommen und über seine Armuth. Der Meier tröstete ihn mit den Worten: diese Gesinnung ist dem König weit lieber, als alle deine Steine, sey darüber nicht bekümmert. Dann führte er sie an seinen Tisch zum Mittagmahl, wo sie eine große Anzahl Gäste fanden, die alle unsere Reisende sehr liebreich empfingen, und besonders Aboni mit der innigsten Freundschaft umarmten. Hier labte er sich recht, und fand sich bald so gestärkt, daß er seinen Führer bat, nun die Reise wieder mit ihm fortzusetzen. Auf einmal aber trat einer von der Gränzwache des Königreichs herein; nachdem er alle durchdringend angesehen hatte, worüber sie alle erschraken und erblaßten, so blieb sein drohendes Auge auf Aboni haften, dann winkte er ihm schnell, zu folgen.

Aboni erschrak auch darüber, doch faßte er sich wieder, besonders als ihm Hieron sagte: jetzt, lieber Aboni! mußt du den letzten sauern Gang gehen, du wirst nach Aetherion abgefordert, aber sey getrost! ich verlasse dich nicht, halte dich nur immer fest an mich, damit du mich nicht verlierst; dieser furchtbare Führer wird uns begleiten und uns den Weg führen, der für dich der schicklichste ist. Hier hast du wieder einige schöne Steine für dein heu-

tiges Betragen. Aboni steckte die Steine in seinen Beutel, er schwieg zwar, aber er weinte stille Thränen darüber.

Nun winkte der ernste Führer vorwärts. Hieron ging voran, Aboni folgte, und der Führer ging zu hinterst; er trieb aber so streng zum Forteilen, daß Aboni gänzlich ermattete und nicht mehr fort konnte. Hieron gab ihm oft eine Herzstärkung aus seiner Flasche, allein Müdigkeit und Kummer drückten ihn so, daß ihn der Führer endlich auf seinem Rücken vollends den Berg hinauf trug; während dem klagte er immer über seine Steine und über sein geringes Herkommen, und dann fiel ihm auch sein Kleid ein: Ach! sagte er: mit diesem Kleid soll ich vor dem König erscheinen, und es ist von der weiten Reise so gar schmutzig geworden. Nein! ich kann nicht gnädig aufgenommen werden! — Dafür laß mich sorgen, versetzte Hieron mit liebreicher Stimme, fasse nur Muth! Bald hast du den letzten Berg erstiegen, und dann wirst du unaussprechlich glücklich seyn. Indem Hieron noch redete, waren sie droben. Hier war nun eine hohe und steile Felsenwand; unten in dieser Wand sahe man die Mündung einer Höhle, die voll Wasser war, und vorn in der Mündung war ein kleiner Nachen, in dem ein Schiffer saß, der Aboni freundlich winkte, übrigens sah er schrecklich aus. Aboni entsetzte sich und bebte vor dem Schiffer und seinem Nachen zurück, aber der Führer faßte ihn mit starkem Arm und brachte ihn in's Fahrzeug. Hieron setzte sich zu ihm und sprach: Nur noch diesen schauerlichen kurzen Weg! Bald kommen wir auf der andern Seite heraus, und dann wirst du dich mit nie empfundener Freude freuen. Aboni hörte dies noch, aber nun

überfiel ihn eine Ohnmacht, und aus dieser gerieth er in einen sanften Schlaf. Während diesem kamen sie durch den Berg und auf der andern Seite heraus; jetzt zogen ihm der Schiffer und der Führer sein schmutziges Kleid aus, überreichten es Hieron, brachten Aboni in eine schöne Ruhekammer, welche hier in der Nähe war, und kehrten dann wieder zurück auf ihren Posten.

Bald erwachte Aboni, er befand sich wohl und jugendlich gestärkt; vor seinem Bett stand Hieron, der nun auf einmal den Schleier und den Mantel ablegte und mit himmlischem Lächeln auf Aboni hinblickte — mit freudigem Schrecken sah dieser einen jungfräulichen Engel im Lasurgewand da stehen, er schlug die Hände zusammen und rief: Mein Herr und mein Gott! hast du mich eines solches Führers gewürdigt? Wie kann ich dir das verdanken? — aber du bist nun mein Hieron nicht mehr, wer bist du dann?

Sie. Ich bin Sulamith, eine Tochter des Königs, und deine ewige Freundin; mein Beruf ist, Menschen glücklich zu machen, und darinnen fühle ich meine Würde und meine Seligkeit.

Hierauf zog sie Aboni's schmutziges Kleid hervor und besprengte es mit einer blutrothen Tinctur, die es alsofort wie ein Lichtstrahl durchdrang, und alle, auch die kleinsten Fleckchen tilgte, so daß nun das Kleid einen himmlischen Glanz bekam; so mußte es nun Aboni anziehen, der für Freude und hoher Empfindung außer sich war; aber nun meine Steine! sagte er mit trauriger Miene.

Lächelnd und schweigend nahm Sulamith einen großen krystallenen Becher, füllte ihn mit der blutrothen Tinctur, warf dann einen Stein nach dem

andern hinein, und so wie sie sie wieder herauszog, strahlten sie ein so herrliches siebenfarbiges Feuer, daß es sterbliche Augen nicht ertragen konnten. Adoni jubelte für Freude und sagte: wie komme ich armer unwürdiger Hirtenjunge zu einer solchen Ehre und Herrlichkeit? ich darf meine Augen für Beschämung nicht aufheben.

Sulamith antwortete: eben diese Gesinnung bewegt mich, dir noch ein besonderes Geschenk zu machen; damit zog sie ein prächtiges Diadem von orientalischen Perlen hervor, setzte es ihm auf sein Haupt und sprach: so ausgerüstet darfst du nun vor dem König erscheinen; Er wird dich sehr gnädig empfangen und dir eine Seligkeit gewähren, von der du dir keine Vorstellung machen kannst; jetzt komm! wir wollen zu seinem Throne eilen und Ihm für seine unüberschwingliche Gnade ewigen Dank opfern.

Liebe Leser! könnt ihr das Räthsel errathen? aber auch in allen seinen Theilen errathen? Wohl dem, der es aus Erfahrung kann! aber selig ist der, der es auch bis zum Perlendiadem und zum Anbeten vor dem Thron aus Erfahrung kann! — Glückliche und gesegnete Reise!

24.

Philomenes.

Eine orientalische Erzählung.

In Ephesus wohnte Glycea, eine arme Wittwe, die sich mit Nähen und Spinnen ärmlich nähren mußte; sie hatte einige Kinder, die größtentheils noch unerzogen waren; unter diesen befand sich ein Knabe, der von Geburt an außerordentliche Gaben und vortreffliche Anlagen zeigte; da ihn nun seine Mutter nicht beschäftigen und eben so wenig seinen Talenten gemäß erziehen konnte, so suchte der arme Knabe bald hie, bald da unterzukommen, und da wo er konnte, Jemand Dienste zu leisten, um die nothdürftigsten Kleider und Nahrung zu bekommen. Einstmals, als er für einen Fischer Fische in die Stadt tragen mußte und ihm das Gefäß mit Wasser, das er mit den Fischen auf dem Kopf trug, zu schwer wurde, so hub er es ab, setzte es auf den Boden, dann setzte er sich dabei nieder und weinte; indem kam der Oberpriester der Göttin Diana bei ihm vorbei, er blieb stehen und fragte: Knabe, warum weinst Du?

Der Fischer Theophöbus hat mir befohlen, diese Fische in sein Haus zu tragen, aber sie sind mir zu schwer.

„Wie heißest du?"

Philomenes.

„Wer bist du denn, Knabe?"

Ich bin ein Sohn der Wittib Glycea.

„Die kenne ich wohl, sie ist eine brave Frau; da bring' dies Geld dem Fischer Theophöbus, laß dann die Fische hier stehen und komme zu mir, du kennst mich doch?

Mein Herr! ich kenne dich nicht.

„Ich bin Eumenes, der Oberpriester der großen Diana der Epheser.

Der Knabe lief, was er laufen konnte, brachte dem Fischer das Geld, der seine Fische zurückholte, und ging dann in die Stadt zum Oberpriester; dieser trug ihm nun einige geringe Dienste auf, die er im Tempel zu verrichten hatte; dafür belohnte er ihn so reichlich, daß er auch seiner armen Mutter noch etwas abgeben und sie unterstützen konnte; dies that er aber auch treulich, er lebte sehr sparsam, und alles, was er erübrigen konnte, das trug er nach Haus zu seiner Mutter und zu seinen Geschwistern.

Als er einige Jahre diesen Dienst versehen hatte und ungefähr 18 Jahr alt war, so kamen zwei Kaufleute nach Ephesus, der eine war von Tyrus und der andere von Cäsarea in Palästina, diese kamen, um den Dianentempel zu besehen; denn ob er gleich von Herostratus Zeiten her in den Ruinen lag, so war er doch noch immer der Mühe werth, von Fremden gesehen und besucht zu werden. Diesen zwei Kaufleuten zeigte Philomenes alles Sehenswürdige des Tempels und der Stadt. Während dem Herumgehen hatten die zwei Kaufleute folgendes Gespräch mit einander;

Kleon, der Tyrier, fing an und sagte: Man muß doch gestehen, daß die Griechen in der Baukunst und in der Bildhauerkunst außerordentlich geschickte und große Meister gehabt haben.

Simon, der Jude aus Cäsarea, antwortete: Ja! das ist wahr, das Schöne, Nette wissen sie gut zu treffen, sie kopiren das Schönste der Natur sehr genau, aber sage mir doch, macht nicht unser Tempel zu Jerusalem, so wie er da auf dem Felsen steht, einen tiefern und bleibendern Eindruck als alle griechische Prachttempel, gemeiselte Götter und Göttinnen?

Kleon. Ich bin ein paarmal auf Ostern zu Jerusalem gewesen, und ich gestehe dir, daß mich das Erhabene des Tempels, seine unbeschreibliche Pracht und das Geheimnißvolle, Ernste und Majestätische eures Gottesdienstes tief gerührt hat.

Simon. Bei einem Menschen, der nur einiges Gefühl hat, kann das nicht fehlen.

Kleon. Aber verzeihe mir, lieber Simon! man sollte doch denken, bei einem solchen erhabnen, feierlichen Gottesdienst müßten die Menschen auch besser werden, als euer gemeines Volk ist; denn sage mir, Freund! seyd ihr Juden wohl um ein Haar besser, als wir Phönizier? — Ich weiß nicht, was es mit eurem Judengott für eine Bewandtniß hat; an unsre Götter glaub ich nicht, ich weiß also von keinen vernünftigen Wesen als von den Menschen, und glaube auch an keine andere, aber davon bin ich doch überzeugt, daß wir Menschen anders werden müssen, als wir wirklich sind, wenn die Welt bestehen soll. Dazu sollte nun der Gottesdienst dienen, allein ich kenne keinen, der die Wirkung thut.

Simon. Wenn unser Gottesdienst die Wirkung

nicht thut, so ist nicht er, sondern die Menschen sind Schuld daran; du sagst ganz recht, daß wir Juden im Ganzen nicht besser sind, als ihr Phönizier, aber wenn wir die Länder der Heiden und der Juden von Haus zu Haus und von Hütte zu Hütte durchgehen und untersuchen würden, so würden wir doch finden, daß unter den Juden weit mehr wahrhaft tugendhafte Menschen lebten, als unter den Phöniziern.

Kleon. Du kannst recht haben; ich habe meines Berufs wegen viele Reisen ins jüdische Land gemacht, und bei allem Verderben viele rechtschaffene Menschen gefunden, mehrere und bessere als bei uns; allein was hilft das? Die ganze Masse der Menschheit ist und bleibt verdorben, und es wird nie etwas Rechts daraus.

Simon. Da denken wir Juden nun ganz anders, hast du unser Gesetz gelesen?

Kleon. Nein! gelesen habe ichs nicht, aber viel davon gehört; es sollen viele schöne und merkwürdige Sachen darinnen stehen.

Simon. Unsre Propheten haben schon vor mehreren Jahrhunderten geweissagt, es werde einmal in unserer Nation ein Mann erscheinen, der alle Nationen beherrschen und zu lauter guten, frommen Menschen bilden würde; da nun bisher alle Weissagungen der Propheten pünktlich eingetroffen sind, so wird auch diese Weissagung gewiß eintreffen.

Kleon. Ja, ein solcher Mann muß einmal auf die Welt kommen, wenn aus der Menschheit das werden soll, wozu sie — nach meiner Einsicht bestimmt ist.

Simon. Nach allen Winken, welche die Propheten in ihren dunkeln Aussprüchen geben, kann

die Zeit nicht weit mehr entfernt seyn, wo dieser so sehnlich erwartete Beglücker der Menschheit erscheinen muß. Hast du etwas von Jesus von Nazareth gehört?

Kleon. Man spricht in unserer Stadt, in Tyrus, viel von diesem Wundermann; man sagt, er befehle den Krankheiten und den bösen Geistern, wie der Herr den Knechten, und sie gehorchten auf der Stelle. Allein man hat dieser Wundergeschichten unter allen Völkern viele, und wenn man sie genau untersucht, so ist nichts daran, ich glaube an dergleichen Dinge nicht.

Simon. Ich kenne Jesum von Nazareth, ich habe selbst seine Thaten gesehen und seine Reden gehört; ich habe gesehen, wie er die schwersten Krankheiten durch einen Machtspruch heilt, und seine Reden sind so fremd und ungewöhnlich, als wenn sie aus einer andern Welt herkämen, aber sie sind wahr, sie gehen einem durch Mark und Bein, wer so lebt, wie er lehrt, der wird gewiß der vollkommenste Mensch.

Kleon. Man erzählt bei uns, er habe einst auf einer Hochzeit einige Gefäße voll Wasser in recht guten Wein verwandelt, das ist doch zu arg, welcher vernünftige Mensch wird das glauben?

Simon. Nach dem, was ich selbst von Ihm gesehen habe, glaube ichs gar gerne.

Kleon. Aber sage mir, lieber Simon! wenn das Alles wahr wäre, so wäre er ja kein Mensch mehr, sondern ein Gott.

Simon. Er behauptet auch selbst, er sey der Sohn des einigen Gottes; und ich würde keinen Augenblick anstehen, ihn für den Weltbeherrscher, den wir Messias nennen, zu halten, aber er ist ein

armer, geringer Handwerksmann, der von den Wohlthaten seiner Freunde lebt, und seine Eltern und Verwandten sind gemeine Leute; wie läßt sich bei solchen Umständen an einen Weltherrscher denken?

Kleon. Ein Mann, der bloßes Wasser in Wein verwandeln und Krankheiten durch bloße Befehle heilen kann, der hat auch wohl das Vermögen, sich Geld, Ehre und Ansehen zu verschaffen, wenn er es für gut findet. Der Jesus muß wohl seine weisen Absichten dabei haben, daß er so in der Welt auftritt; vielleicht will er nicht die Welt durch Waffen, sondern dadurch erobern, daß er alle zur Tugend leitet. Kurz, wenn ich wieder in euer Land komme, so muß ich ihn aufsuchen und kennen lernen.

Simon. Komm zu mir nach Cäsarea, wir gehen dann wohl zusammen, denn ich hab' auch keine Ruhe in meinem Herzen, bis ich mit dem Mann auf dem Reinen bin. So arm und gering er ist, so beträgt er sich doch in seinen Reden wie ein Mann, der Kaisern und Königen gebietet. Unsere Priester und Obrigkeiten schont er so wenig, wie Bauern und Bettler, aber im Umgang ist er so demüthig, daß er immer die unterste Stelle wählt, und mit den Kindern und armen Leuten gibt er sich am liebsten ab.

Während diesen Reden war Philomenes ganz Ohr; der Mann, der Wasser in Wein verwandeln und Krankheiten durch ein bloßes Wort heilen konnte, füllte seine ganze Seele aus; er dachte, wer Wasser in Wein verwandelt, der kann auch Steine in Gold verwandeln, und wenn er die Armen so lieb hat, so würde er mir auch meine Bitte gewähren, und mir so viel Steine in Gold verwandeln, als ich nöthig hätte, um meine Mutter und Geschwister

ordentlich damit zu ernähren. Ach! wenn ich doch bei dem Jesus wäre! Das war sein beständiger Wunsch. Gerne wäre er mit den Kaufleuten gegangen, aber er hatte keinen Heller Geld, und wenn er wegging, so mußte seine Mutter darben. Dies wußte er, darum versuchte er es auch nicht, mit den Kaufleuten zu reden und ihnen seinen Wunsch zu entdecken. Sie gaben ihm ein gutes Trinkgeld und reisten dann wieder fort.

Von nun an hatte Philomenes keine Ruhe mehr; immer lag ihm der jüdische Mann im Sinn, aber immer nur blos in Beziehung auf seine Mutter und ihre Armuth. An höhere Zwecke dachte er nicht, und wie konnte ein heidnischer Knabe in Ephesus zu der Zeit an höhere Zwecke denken! — Wenn ich nur so viel hätte, daß meine Mutter einige Monate leben könnte, so reiste ich nach Palästina zu dem Wundermann, ich weiß gewiß, er würde mir helfen, und Steine in Gold verwandeln.

Einstmals, als ihn der Oberpriester hinaus in's Feld geschickt hatte, wohlriechende Kräuter zu sammeln, die man an gewissen Festen zum Opfern brauchte, — es war am Nachmittag gegen Abend — so sahe er ein paar hundert Schritte vor sich hin einen Jüngling in einer schimmernden Gestalt und fremder, unbekannter Kleidung. Ein freudiger Schrecken überfiel ihn, denn er glaubte einen von den heidnischen Göttern zu sehen; er erstaunte über dies unverhoffte, so seltne Glück, doch getraute er sich nicht, sich der Erscheinung zu nähern. Indessen winkte ihm der glänzende Jüngling und kam auf ihn zu. Philomenes fiel auf seine Kniee und bückte sich zur Erde. Der Jüngling richtete ihn auf und sprach: Ich bin gesandt, dir zu sagen, daß du dem Gott

aller [illegible]
zu Ihm [illegible]
deine [illegible]
er. [illegible]
wur[illegible]
seine [illegible]
dem [illegible]
hatte [illegible]
ter [illegible]
nicht [illegible]
mit [illegible]
wen[illegible]
er [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
als [illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
einer [illegible]
sie [illegible]
[illegible]
welcher [illegible]
gehalten [illegible]
Haus [illegible]

Lieber Herr [illegible] mir [illegible]
daß ich [illegible]
falle. [illegible] zwey[illegible] Kaufleute auf
[illegible] der eine [illegible]
rien war; [illegible] Wunder[illegible]
der auf einer Hochzeit Wasser in Wein verwandelt,

und sonst viele merkwürdige Thaten verrichtet hätte; ich wollte dich nur fragen, ob du auch von ihm gehört hättest?

Ephron. Wer bist du, Jüngling, daß du zu mir, einem Juden, kommst und nach Sachen fragst, die euch Heiden sonst wenig interessiren?

Philomenes. Verzeihe, mein Herr! seitdem ich von diesem Manne gehört habe, hab' ich keine Ruhe mehr; nun ging ich gestern, um wohlriechende Kräuter zum Opfer zu suchen, und da erschien mir ein glänzender Jüngling, der sprach zu mir: Ich bin gesandt, dir zu sagen, daß du dem Gott aller Götter angenehm bist, bete täglich zu Ihm und wandle vor Ihm, so werden deine Wünsche erfüllt werden. Ephron erstaunte, sah den Jüngling starr an, und fragte: Wer bist du?

Philomenes. Ich bin ein Sohn der armen Wittwe Glycea, und diene im Tempel der Diana.

Ephron. Weißt du denn auch, wer der Gott der Götter ist, den du anbeten sollst?

Philom. Ich denke, daß es Zeus ist.

Ephron. Es ist der Gott, der Himmel und Erden, und Alles, was darinnen ist, auch die Menschen geschaffen hat.

Philom. Kennst du den Gott?

Ephron. Ja! ich und alle Juden kennen ihn; Er allein ist Gott, alle andere Götter sind entweder erdichtet, oder ehemals eben so elende, sündige und schwache Menschen gewesen, wie wir, die also jetzt unmöglich Götter seyn können.

Philom. Freilich! der Gott, der Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne, und auch die Menschen geschaffen hat, der muß wohl der höchste,

der Gott aller Götter seyn. Aber wie lerne ich ihn kennen?

Ephron. Der glänzende Jüngling hat dir's ja gesagt, du sollst zu Ihm beten und vor Ihm wandeln.

Philom. Wie nenne ich Ihn denn, wenn ich zu Ihm bete?

Ephron. Nenne Ihn: Gott Israels! Schöpfer aller Dinge; aber höre, Jüngling! Du gedachtest vorhin eines jüdischen Wundermannes, der Wasser in Wein verwandelt habe, zu dem mußt du reisen, der wird dir sagen, was du thun sollst.

Philom. Kennst du den Mann?

Ephron. O ja! ich habe viel von ihm gehört, ihn auch einmal zu Jerusalem auf dem Osterfeste gesehen.

Philom. Sollte er wohl Steine in Gold oder Silber verwandeln können?

Ephron lachte laut und antwortete: Er kann viel, aber ob Er das kann, das weiß ich nicht; aber warum fragst du so wunderlich?

Philomenes wurde betrübt, daß man über ihn lachte und sprach: Wahrlich! wenn man eine Mutter und Geschwister hat, die Hunger und Durst leiden, nackend und blos sind, da darf man wohl nach einem Manne verlangen, der Steine in Gold oder Silber verwandeln kann.

Ephron. Verzeihe, guter Jüngling! das hatte ich nicht gewußt. Um deiner Mutter und Geschwistern Nahrung und Kleidung zu verschaffen, dazu bedarfs keiner Verwandlung der Steine in Gold oder Silber. Geh', hole deine Mutter hieher! Philomenes lief, was er laufen konnte, und holte sie. Der Erfolg von allem war, daß sich Ephron der Familie annahm und sie versorgte; aber der edle

Mann war damit nicht zufrieden, sondern er sorgte auch für das Wohl des guten Philomenes; denn er ließ ihn zu sich kommen und fragte ihn, hast du nun keine Wünsche mehr? Der glänzende Jüngling sagte dir, du solltest den Gott der Götter anbeten und vor Ihm wandeln, so würden deine Wünsche erfüllt werden; deine Mutter und Brüder sind nun versorgt, prüfe dich genau, ob du nichts mehr auf dem Herzen hast!

Philom. Ruhig bin ich noch nicht, es ist etwas in mir, das sich nach dem Wundermann, dem Jesus von Nazareth sehnt.

Ephron. Höre, lieber Philomenes! Du mußt dich von deinen falschen Göttern zum wahren Gott bekehren, du mußt ein Jude werden, dann kannst du auch zu Jesu von Nazareth gehen, der wird dir dann weiter sagen, was du zu thun hast.

Philom. Ist es dann noch nicht genug, wenn man den Gott der Götter kennt, Ihn anbetet und vor Ihm wandelt?

Ephron. Das eben wird dir Jesus, der Prophet von Nazareth, beantworten.

Diese letzten Worte hörte noch Aaron, ein anderer Jude, bei dem Eintritt in das Zimmer; er sprach: was hast du mit Jesus von Nazareth, hast du wieder Nachricht von Ihm?

Ephron. Ich bekam gestern einen Brief von meinem Vetter in Bethsaida, der schreibt mir Wunderdinge von Ihm, und daß die Pharisäer, Gesetzgelehrten und Obersten entsetzlich gegen Ihn aufgebracht seyen.

Aaron. Wahrscheinlich, weil Er ihnen die Wahrheit ohne Scheu ins Gesicht sagt.

Ephron. Freilich! mich soll nur wundern, wo

das endlich hinaus will; ich fürchte für den Propheten, denn Er scheint mir der größte zu seyn, den Israel je gehabt hat.

Nun fragte auch Aaron nach dem Jüngling, der da stand; Ephron gab ihm die genügende Nachricht, worauf er ihm die Hand drückte und sagte: Du mußt dich zu unserer Religion bekehren; so werden wir für dich sorgen und du wirst glücklich seyn. Ephron fügte hinzu: Du mußt nach Palästina reisen, deine Mutter ist nun versorgt, dort kannst du zu unserer Religion übergehen, hier würde es Aufsehen machen und uns Ungelegenheit verursachen.

Philom. Meine liebe Herren! Wie kann ich nach Palästina reisen, da ich keinen Heller Geld habe?

Ephron. Mir fällt eben ein, daß unser Nachbar Abraham nächste Ostern nach Jerusalem auf das Paschafest reist, der soll dich als Bedienter mitnehmen.

Philom. Ja, wenn er es nur thut! Wie lang ist es noch dahin?

Ephron. Daß er es thut, dafür stehe ich, in sechs Wochen reist er ab. Aber hör'! du darfst nicht mehr der Göttin Diana dienen, nachdem du den einigen Gott der Götter anbetest.

Philom. Wovon soll ich dann leben?

Ephron. Komm du alle Tage zu mir, ich will dir Arbeit geben, du mußt aber von dem Allem hier kein Wort sagen.

Philomenes eilte nun fort und kündigte dem Oberpriester den Tempeldienst auf, unter dem Vorwand, er habe einen Dienst gefunden, der ihm mehr eintrüge. Eumenes war wohl damit zufrieden und entließ ihn.

Jetzt war nun des guten Jünglings ganzes Wesen mit dem großen Gedanken erfüllt, den Gott Israels und Jesum von Nazareth kennen zu lernen. Die Zeit wurde ihm lang, bis er die Reise antreten konnte, und als der Zeitpunkt eintrat, so nahm er mit Freuden Abschied von seiner Mutter und Geschwistern, denn er wußte, daß sie versorgt waren, und ging nun mit seinem neuen Herrn Abraham zu Schiff; es zeigten sich aber gleich Anfangs so mancherlei Umstände, die eine gefährliche Schiffsahrt anzeigten, daß alles Volk sehr niedergeschlagen war, und daher auch viele Vorsichtsregeln vernachlässigten und in vielen Fällen auch zu vorsichtig waren. Genug! das Schiff scheiterte an der Küste von Cilicien, und nur wenige Menschen, unter denen auch Philomenes war, wurden gerettet. Diese Geretteten waren entweder Schiffleute, oder Leute, die einen Beruf gelernt hatten, sie konnten allenthalben wieder zu Brod kommen, das Alles aber fehlte dem armen Philomenes; er betete also unter tausend Thränen zum unbekannten Gott Israels um Erbarmung und Hülfe; und da es gegen Abend ging und sich die Sonne zum Untergang neigte, so nahte er sich einigen Fischerhütten, die nicht weit vom Ufer stunden, in der Hoffnung, da Obdach und vielleicht auch etwas zu essen und zu trinken zu bekommen; er ging also in die erste, deren Thür er offen fand, und sahe zween wackere junge Männer, die sich mit ihrer alten Mutter zu Tisch setzten, um ihr Abendbrod zu genießen. Philomenes grüßte bescheiden und freundlich und bat um Herberge; die alte Mutter fragte: ob er einer von denen wäre, die Schiffbruch gelitten hätten?

Er. Ja!

Sie. Nun so komme her und setze dich zu uns, iß und trink dich satt.

Philomenes gehorchte, und da er in seinem Innern fühlte, daß dies wirkliche Gebetserhörung sey, so dankte er dem Gott Israels, und betete, daß er ihn nun auch ferner glücklich zum Ziel lenken möchte, welches darin bestand: Jesum von Nazareth persönlich kennen zu lernen.

Die alte Frau hieß Doris und ihre zween Söhne Alexis und Zeuxis; während dem Essen begann folgendes Gespräch:

Alexis. Mutter, ich denke, wenn mein Bruder Zeuxis die Leonide heirathet, so werdet ihr mich wohl entbehren können, es ist etwas in mir, das mich treibt, wieder nach Galiläa zu reisen und den neuen Propheten zu sehen und zu hören.

Philomenes horchte hoch auf, doch getraute er sich nicht zu fragen, aber er betete in seinem Innern unaufhörlich.

Doris. Was zieht dich denn so sehr zu dem neuen Propheten?

Alexis. Das kann ich keinem Menschen erklären. Ich stand dabei, als Er seinem Schüler Kephas, Er selbst nennt ihn Petrus, befahl, mit dem Schiff etwas weiter auf das Meer zu fahren, und welch' ein Fischfang? Nein! so etwas hab' ich nie erlebt, aber nun vollends seine Reden — es ist, als wenn einem glühend Feuer in die Seele hinein gesprochen würde.

Jetzt konnte sich Philomenes nicht mehr halten: Lieber Herr! fing er an, wie heißt der Prophet?

Alexis. Jesus von Nazareth!

Philomenes hätte niedersinken und anbeten

mögen, er sagte nur mit Thränen in den Augen, den möchte ich auch kennen lernen!

Alexis sahe ihn starr an und sagte: Hast du schon von ihm gehört? Philomenes erzählte ihm seine Geschichte und von dem an war er wie zu Haus. Die alte Doris liebte ihn wegen seiner Liebe und Treue zu seiner Mutter und Alexis wegen der Aehnlichkeit ihrer Wünsche, Zeuxis aber, weil ihn seine Mutter und sein Bruder liebten.

Philomenes half nun fischen; seine Redlichkeit, seine Treue und sein Fleiß machten ihn bald so beliebt, daß ihn Doris wie ihren eigenen Sohn liebte und behandelte, und ihre Söhne Alexis und Zeuxis liebten ihn wie ihren Bruder. Alexis so wenig als Philomenes gaben deswegen ihren Wunsch auf, nach Galiläa, oder vielmehr dahin zu reisen, wo sich Jesus von Nazareth aufhielt, daß sie sich beständig davon unterhielten, wenn sie allein waren; nur kam es darauf an, auszumachen, womit sie die Reisekosten bestreiten sollten und mit welcher Gelegenheit sie dahin kommen möchten. Mit dem herrlichen Grundsatz des Christen, sich der Führung der Vorsehung zu überlassen, waren sie noch nicht bekannt, daher ließ sich auch der Herr so weit herab, sie, wie die alten Patriarchen, durch Engel zu belehren: als daher die beiden Jünglinge einstmals Abends nach der Arbeit am Ufer spazieren gingen und sich von einem Plan unterredeten, wie sie nach Palästina kommen wollten, so sahen sie einige Schritte vor sich hin einen Mann stehen, der sich nach ihnen umsahe, als wenn er auf sie gewartet hätte. Als sie zu ihm kamen, so grüßten sie ihn, er grüßte sie wieder und fragte sie: ob sie Niemand wüßten, der nach Palästina

reisen wollte? Staunend antworteten beide wie aus einem Munde: wir beide wünschen dahin zu reisen; gut, versetzte der Fremde, zu Laidos geht über acht Tage ein Schiff ab, das nach Ptolemais segelt.

Alexis. Wir sind arm und können kein Reisegeld bezahlen.

Er. Ihr braucht kein Reisegeld, ihr werdet zu Laidos Jemand finden, der für euch bezahlt — mit diesen Worten verschwand er. Die beiden Jünglinge sahen sich an und wußten nicht, was sie von der Erscheinung denken sollten; Philomenes erzählte dem Alexis, daß er auch einmal einen glänzenden Jüngling gesehen habe, der ihm gesagt hatte, was er thun sollte, es müßte wohl menschenliebende Götter geben, die den Menschen zu Zeiten erschienen.

Alexis. Ich hab' wohl gehört, daß in alten Zeiten die Götter den Menschen erschienen sind; aber heutigen Tages hört man von solchen Erscheinungen nichts mehr.

Philomenes. Ich denke, wir folgen dem Rath und gehen nach Laidos.

Alexis war damit zufrieden, und da Laidos nicht weit von da entfernt war, so beschlossen sie, einstweilen dahin zu gehen, und wenn sie Gelegenheit zu ihrer Reise gefunden hätten, wieder nach Haus zu gehen, um Abschied von den Ihrigen zu nehmen.

Das Vorhaben wurde des folgenden Tags ausgeführt; in wenigen Stunden waren sie zu Laidos; Alexis hatte da einen weitläufigen Verwandten, den er kannte, zu dem ging er und fragte, ob nicht ein Schiff da wäre, das nach Syrien oder Palästina führe? Ja! sagte der Freund, es

ist ein reicher Kaufmann von Cäsarien hier, dessen Schiff morgen oder übermorgen abgeht.

Wie heißt der Kaufmann?

Er heißt Barlevi, er kommt fast alle Jahre hierher, er hat einen starken Handel mit Wolle.

Die beiden Jünglinge ließen sich weisen, wo er zur Herberge war; sie fanden ihn mit allerhand Leuten umgeben, demungeachtet drängten sie sich zu ihm und fragten ihn, ob er sie nicht nach Palästina mitnehmen wollte?

Barlevi. Was habt ihr dort für ein Geschäfte?

Philom. Wir haben dort kein anderes Geschäfte, als Jesum von Nazareth zu besuchen und kennen zu lernen.

Barlevi horchte hoch auf, er fertigte alle, die bei ihm waren, schnell ab, und fragte nun die Jünglinge mit freundlicher Miene, wie ihnen der Name dieses Propheten bekannt geworden, und warum sie ihn besuchen wollten?

Die beiden Jünglinge erzählten jeder seine Geschichte; der Kaufmann wurde nachdenkend und fragte weiter: ob sie denn auch Reisegeld hätten?

Philom. Nein, mein Herr! wir haben kein Reisegeld, aber irgend einer von den Göttern erschien uns und sagte uns, wir sollten nur nach Laidos gehen, da würden wir Jemand finden, der für uns bezahlte.

Da nun auch Philomenes in seiner Erzählung eines glänzenden Jünglings gedacht hatte, so schloß der Jude daraus, daß ihnen ein Engel erschienen sey, und dies bewog ihn, sich der Jünglinge anzunehmen; daher sprach er zu ihnen, derjenige, der euch erschienen ist, war keiner von euern Göttern, sondern es war ein Engel, ein Gesandter des All-

mächtigen, des Gottes Israels, des Schöpfers Himmels und der Erden, der sich eurer erbarmt und euch zur Wahrheit führen will.

Philom. Sage uns doch, mein Herr! was das für eine Wahrheit ist, zu der Er uns führen will?

Barlevi. Zu seiner und seines Willens Erkenntniß.

Alexis. Was haben wir aber davon, wenn wir ihn und seinen Willen erkennen?

Barlevi. Das wird euch der Prophet Jesus von Nazareth sagen.

Philom. Ja, wenn wir nur schon bei Ihm wären.

Barlevi. Dazu will ich euch verhelfen. Dann rief er einem seiner Bedienten, welcher der vornehmste unter ihnen zu seyn schien; diesem empfahl er die beiden Jünglinge und sagte ihm, daß er ihnen immer etwas zu thun geben möchte, wozu sie am geschicktesten wären. Nun gingen die Jünglinge wieder nach dem Dörfchen zurück, nahmen Abschied von der Mutter und von dem Bruder, und kehrten eiligst nach Laidos zurück. Sie dienten dem jüdischen Kaufmann mit aller Treue. Er liebte sie, denn sie gefielen ihm; sie lichteten des folgenden Tages die Anker und fuhren mit günstigem Wind zwischen Cypern und der Küste von Syrien nach Ptolomäus, wo sie gesund und wohlbehalten ankamen. Barlevi war so billig, daß er die Jünglinge nun nicht länger aufhielt, sondern ihnen behülflich war, ihren Zweck zu erreichen, er gab ihnen einen Brief mit an einen Freund in Kapernaum, wo sich Jesus am meisten aufhielt, und bat ihn, den beiden griechischen Jünglingen zu verhelfen, daß sie den Propheten von Nazareth möchten sehen und sprechen

können. Mit diesem Brief gingen sie nun längs dem Bach Kison hinauf durch das Thal Esdrelom; sie ließen den Berg Thabor zur Linken, die Gebirge Nazareths zur Rechten, und gingen dann, unter Nain und Endor, an der Nordseite des Gebirges Hermon fort bis nach Kapernaum, wo sie gegen Abend des dritten Tages ankamen. Sie gingen auf der Stelle zu Naphtali, an den ihr Brief gerichtet war, und dieser wies sie zum Haus des Simon Petrus; so wie sie zur Hausthür herantraten, begegnete ihnen eine artige, freundliche Frau, die sie fragten, ob Jesus von Nazareth zu Haus sey? Die Frau war des Petrus Ehegattin, und ob sie gleich die griechische Sprache nicht verstand, so merkte sie doch, was die beiden Jünglinge wollten; sie antwortete also in ihrer syrochaldäischen Sprache, Er sey mit seinen Jüngern nach Jerusalem verreist, werde aber vermuthlich in wenigen Tagen wiederkommen. Dies verstand Alexis, welcher schon ehemals da gewesen war, und sie wären Jesu gern auf der Stelle entgegen gereist, wenn sie nur Geld gehabt hätten. Sie gingen wieder zu Naphthali, der, so wie fast alle Juden, damals griechisch verstand, und sprachen mit ihm; dieser rieth ihnen, da zu bleiben und die Ankunft Jesu abzuwarten, denn es sey doch ungewiß, welchen Rückweg er nehmen würde. Alexis und Philomenes folgten dem Rath, und dienten einstweilen dem Naphthali in seinen Geschäften.

Nach wenigen Tagen erscholl das Gerücht in der Stadt, Jesus sey in der Nähe, Alles lief ihm entgegen, und unsere griechischen Jünglinge liefen mit. Nicht weit vom Thor sahen sie eine große Menge Menschen daher kommen, mehrentheils arme und

emeine Leute; da kommt der Prophet! riefen die
Kinder, da kommt der liebe Mann, willst du ihm
icht die Hand küssen? rief eins dem andern zu.
Die beiden jungen Griechen drängten sich hervor, ihnen
opfte das Herz, nun zog die Menge vorbei. Ja,
enn wir ihn nur kennten, wir wissen ja nicht, wel-
er unter den Vielen Jesus ist, sagte einer zum an-
ern. Indem liefen viele Kinder herzu, die riefen:
a kommt er; sie drängten sich auf ihn zu, hingen
n seinem Rock und küßten Ihm die Hände, Alexis
nd Philomenes nahten sich auch, Er herzte und
ßte die Kinder und sprach freundlich mit ihnen.
Nun sahe Er auch die beiden Jünglinge seelenvoll
n. Er war in einen violetten Talar gekleidet, etwas
inger als ein gewöhnlicher Mensch; seine Augen
aren etwas röthlich, so als wenn man lange ge-
eint hat, sein gelbliches Haar ruhte in Locken auf
en Schultern, sein Angesicht hatte den Ausdruck einer
erborgenen Majestät, die man erst dann recht be-
erkte, wenn Er die Augen emporhob; aber eben
iese Augen waren unbeschreiblich sprechend; in seinem
valrunden, bräunlichen, orientalischen Antlitz ruhte
ne Hieroglyphe, die es schlechterdings einem jeden
Maler unmöglich machte, Ihn ähnlich nachzubilden;
uf der vollen, etwas vorragenden, in der Mitte ein-
kerbten Unterlippe ruhte göttliches Wohlwollen, und
as Grübchen im Kinn, im Einklang mit den Grüb-
en in den Wangen, gab seinem Lächeln eine hin-
eißende Anmuth. In allen seinen Bewegungen zeigte
ch eine ungesuchte Größe, die Ehrfurcht erweckte.
m Gehen senkte Er das Haupt etwas vorwärts, und
 der Ruhe schwebte Schwermuth auf seiner Stirn.
Der Anblick dieses göttlichen Mannes drang den
ngen Griechen durch Mark und Bein, sie fielen auf

die Knie, und Alexis sagte: Herr! wir sind von Ephesus und Laidos bloß deßwegen hierher gereist, um dich zu sehen. Jesus wendete sich zu seinen Jüngern und sprach: Habe ich euch nicht gesagt, es würden viele von Morgen und Abend kommen, und mit Abraham, Isaac und Jakob zu Tische sitzen? Dann sagte Er gar freundlich zu den Griechen: Warum wolltet ihr mich gern sehen? Philomenes weinte vor Empfindung, und erzählte kurz seine Geschichte. Jesus hörte lächelnd zu, und die ganze Menge war aufmerksam. Petrus und Johannes, die zunächst bei Jesus standen, horchten auf, als ob sie dem Jüngling die Worte aus der Seele heraussaugen wollten, und als Philomenes geendigt hatte, so legte Petrus seine linke Hand auf die Schulter des Herrn und sagte: Der Jüngling muß ein Jude werden und Dir nachfolgen. Jesus antwortete: es gibt noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stall sind. Zu den Jünglingen aber sprach Er: geht nach Cäsaria und bleibt dort, wenn ich meinen Lauf vollendet habe, so wird Jemand von den Meinen zu euch kommen, und euch sagen, was ihr thun sollt.

Nun ging der Zug wieder vorwärts und in die Stadt; einige vornehme Herren, die den Griechen wegen ihrer sonderbaren Kleidung gar wunderlich vorkamen, sahen höhnisch spottend und verdrießlich aus, und tadelten Jesum, daß er sich sogar mit Heiden und mit Zöllnern und Sündern abgäbe. Dies gab nun Gelegenheit, daß Alexis und Philomenes die herrlichen Gleichnisse von dem verlorenen Schaaf, verlorenen Groschen und verlorenen Sohn, aus seinem Munde anhören konnten. Den beiden Jünglingen war das Herz so voll, daß sie sich um den Hals fielen und ihre Empfindung in Thränen

ausströmten; sie konnten die Nacht nicht schlafen, denn ihre Seelen waren vom himmlischen Feuer entzündet.

Des andern Morgens stunden sie früh auf, des Vorhabens, zu Jesu zu gehen, sobald Er aufgestanden seyn würde; vor Simon Petrus Thür war schon wieder eine große Menge Menschen, Blinde, Lahme, Krüppel und Kranke aller Art. Hier erfuhren sie, daß Jesus sehr früh ausgegangen sey und daß ihn Petrus rufe. Sie gingen also zum Zeitvertreib zum Thor hinaus; sie waren keine hundert Schritte gegangen, als ihnen Jesus und Petrus begegneten. Jesus grüßte die Jünglinge freundlich, sie aber fielen zu seinen Füßen auf die Kniee. Er hub sie freundlich auf und sagte: Friede sey mit euch, ihr meine Erstlinge aus den Heiden!

Philom. Du hast uns befohlen, nach Cäsarea zu gehen und uns da aufzuhalten, aber wir kennen dort Niemand, an wen sollen wir uns dort wenden?

Jesus. Es wird euch in Cäsarea ein Mann begegnen, der wird euch sagen, was ihr thun sollt.

Philom. Sollen wir Juden werden?

Jesus. Ich habe euch gesagt: wenn ich meinen Lauf vollendet habe, so werde ich euch einen Mann schicken, der wird euch sagen, was ihr thun sollt; betet nur den einigen wahren Gott an; Friede sey mit euch.

Nun ging der Prophet fort, die Jünglinge folgten ihm in die Stadt, nun sahen und hörten sie auch, wie Jesus durch bloße Worte Krankheiten heilte. Dies machte einen so großen Eindruck auf sie, daß sie in ihrem Innern fest überzeugt wurden, Er sey ein Gott, weil Menschen solche Thaten aus

Macht nicht verrichten können; es war ihnen unbegreiflich, daß die Juden bei diesen Wunderthaten so gefühllos blieben und nicht in den Staub niedersanken und anbeteten; da sie aber sogar ansehnliche Männer sahen, die über die herrlichsten Wunderthaten spotteten und Jesum für einen Herenmeister erklärten, so konnte sich Philomenes nicht mehr halten; indessen er war ein Fremdling und durfte keinen hohen Ton anstimmen; er sagte also sehr höflich zu einem dieser Herren: verzeihe mir, ehrwürdiger Herr! ich bin ein Grieche und kein Jude, ich bin einfältig und ungelehrt; sind denn bei euch hier zu Lande die Herenmeister wohlthätige, fromme Leute?

Der Pharisäer sahe ihn mit einem verachtenden, durchbohrenden Blick an und würdigte ihn keiner Antwort. Alexis schaute dem Pharisäer starr ins Gesicht und sagte: wenn bei euch die bösen Götter so wohlthätig sind, so müssen die guten wohl Menschenfeinde seyn, denn beide sind doch entgegengesetzter Natur. Der Pharisäer wurde roth und befahl, sie sollten sich wegscheeren. Jesus bemerkte das, er rief sie zu sich, ließ ihnen etwas Geld geben und schickte sie dann fort.

Auf dem Wege nach Cäsarea hatten die beiden Reisenden ihre Betrachtungen über die Juden; sie waren darinnen übereinstimmend, daß sie viel verdorbenere Menschen seyen, als die Griechen. Nun kamen sie zu Cäsarea an; indem sie so durch das Thor in die Gasse hineingingen, so begegnete ihnen der Hauptmann, der die Besatzung in der Stadt kommandirte, dieser sah sie leutselig an und fragte sie: wo kommt ihr her?

Philom. Wir sind Griechen, ich aus Ephesus, und dieser, mein Freund, ist aus Laidos in

Cilicien, wir sind hierher nach Palästina gereist, um Jesum von Nazareth kennen zu lernen.

Der Hauptm. Habt ihr Ihn denn kennen gelernt?

Alexis. Ja! wir kommen jetzt von Capernaum, wir haben Ihn gesehen und gesprochen.

Der Hauptm. Da seyd ihr glücklicher als ich, ich habe noch nicht dazu kommen können, Ihn zu sehen und zu sprechen; was sagte Er euch denn?

Philom. Wir fragten Ihn, ob wir Juden werden und was wir thun sollten? Darauf hat Er uns zweimal befohlen, wir sollten hierher gehen, es würde uns ein Mann auf der Straße begegnen, der würde uns sagen, was wir thun sollten.

Der Hauptm. Das ist sonderbar! ich habe zwei Knechte nöthig, und da euch der Mann schickt, so seyd ihr hinlänglich empfohlen. Hierauf nahm er sie mit sich nach Haus. Dieser Hauptmann war ein Römer, ein sehr rechtschaffener Mann; er betete den wahren Gott an und nicht die Götter der Römer und Griechen, dabei war er sehr menschenliebend und wohlthätig; die beiden jungen Leute gefielen ihm aus der Maßen, sie wurden bald seine Lieblinge, weil sie auch den einigen wahren Gott anbeteten und treu und fleißig in seinen Geschäften waren. Diese drei, der Hauptmann, Philomenes und Alexis unterredeten sich oft von Jesus, sie waren willens, sich näher mit Ihm bekannt zu machen; und dies hofften sie eben jetzt, da der Juden Ostern vor der Thür waren, auszuführen, vorzüglich deßwegen, weil der Statthalter Pilatus diesem Hauptmann Cornelius von Cäsarea auftrug, daß er mit sei-

ner Besatzung nach Jerusalem kommen und während dem Osterfest Ruhe und Ordnung handhaben sollte: denn an jedem hohen Fest der Juden mußte die Besatzung in Jerusalem verstärkt werden, weil alsdann der Zulauf des Volks außerordentlich groß und die Stimmung desselben sehr schwierig war. Cornelius und seine beiden Diener dachten, sie hätten jetzt während der 14 Tagen oder drei Wochen Zeit, oft mit Jesus zu reden und sich von Ihm belehren zu lassen, aber es ging ganz anders, als sie dachten. Als sie nach Jerusalem kamen, so war die ganze Stadt mit einer Geschichte angefüllt, die allenthalben erstaunliches Aufsehen machte: Jesus hatte einen seiner Freunde zu Bethanien, eine Stunde von Jerusalem, der schon vier Tage im Grab gelegen hatte und an dem man den Anfang der Verwesung schon merkte, wieder lebendig gemacht. Die Vornehmsten, Priester und Pharisäer waren darüber äußerst aufgebracht, denn sie haßten Jesum von Herzen, weil Er ihnen ohne Scheu die Wahrheit sagte, und sie innig und tief fühlten, daß sie Ihm nicht gewachsen waren. Sie suchten also das Volk zu bereden, es sey da eine Betrügerei gespielt worden. Das Volk aber war, wie gewöhnlich, getheilter Meinung; viele hielten es mit den Vornehmen, die mehresten aber sahen Jesum für einen großen Propheten an, und nicht wenige gar für den Messias.

In dieser Stimmung fanden Cornelius und seine Bedienten und Freunde, Philomenes und Alexis, die Bürgerschaft zu Jerusalem, als sie dahin kamen; das Erste also, was sie dort vornahmen, nachdem sie sich ordentlich eingerichtet und Zeit hatten, war, daß sie nach Bethanien gingen und den

Freund Jesus, den Er vom Tode auferweckt hatte, Lazarum, besuchten. Die Schwestern des Lazarus, Maria und Martha, erzählten ihnen die ganze Geschichte ausführlich, und ihre Nachbarn bekräftigten dies Alles, so daß die drei ganz überzeugt wieder nach Jerusalem zurückkehrten.

Cornelius und seine Begleiter fanden nun zwar, daß der Gott, den die Juden anbeteten und durch einen prächtigen Gottesdienst verehrten, gewiß der einzige wahre Gott sey; und daß dieser Gott Jesum von Nazareth gesandt habe, das grundverdorbene jüdische Volk wieder auf den wahren Weg der Tugend zu führen; aber weiter schauten sie noch nicht; wie war das aber auch diesen Heiden möglich, da sie das Gesetz und die Propheten der Juden ganz und gar nicht kannten? Da sie aber begierig nach der göttlichen Wahrheit waren, und nächst fleißigem Gebet vollständigen Unterricht von Jesus erwarteten, wie sie ihr Leben und Wandel einzurichten hätten, und wie sie sich in Ansehung ihres äußeren Religionsbekenntnisses zu verhalten hätten, so waren sie getrost und warteten die Gelegenheit ab, wo sie mit Jesus reden könnten.

Den beiden Griechen fiel zwar zu Zeiten ein, daß Er ihnen gesagt habe, nach seinem Hingang würde Er ihnen Jemand schicken, der ihnen sagen sollte, was sie zu thun hätten; aber es war ihnen dunkel, was er mit dem Hingang meinte, und zweitens dachten sie, wenn sie den Unterricht von Ihm selbst hätten, das wäre doch wohl besser.

Das Fest war nun angegangen, Jesus ließ sich nicht sehen, am Tage war er zu Zeiten im Tempel, aber nie des Nachts in der Stadt. Auf einmal aber an einem Morgen früh erscholl das Gerücht durch

die ganze Stadt, Jesus von Nazareth sey gefangen und vom hohen Rath des Todes würdig erklärt worden, man habe Ihn vor dem hohen Rath verhört und des Todes schuldig gefunden, jetzt sey er nun vor dem Pilatus, um Ihn zum Kreuztod zu verdammen.

Dies war ein Donnerschlag auf die Herzen der dreien heidnischen Freunde; sie konnten nicht denken, daß man einen ganz unschuldigen Mann zum Tode verurtheilen könnte; und eben so unbegreiflich kam es ihnen vor, daß ein so großer Wunderthäter zugleich auch ein lasterhafter Missethäter seyn könne. Während dem sich alle drei darüber miteinander besprachen, traurig und verlegen waren, kam ein Befehl vom Pilatus an den Hauptmann, er solle mit ein paar hundert Mann kommen, es seyen drei Missethäter nach dem Gerichtsplatz zu begleiten. Cornelius gehorchte; er befehligte zweihundert Mann und nahm auch den Philomenes und den Alexis mit; alle drei waren sehr gespannt, verlegen und traurig; Philomenes sagte oft: mußten wir denn darum die weite Reise machen, um bei dem schimpflichen Tod dieses unerklärbaren Mannes als Wache zu dienen? — Der Hauptmann war tiefsinnig und gab zur Antwort: die Sache muß sich noch aufklären, diese Geschichte kann nicht im Dunkel bleiben.

Alle drei gaben bei der Kreuzigung genau auf Jesum Acht. Sein göttliches Betragen am Kreuz, seine Worte, sein majestätischer Tod und die großen Wunderzeichen der Natur, Erdbeben, übernatürliche Finsterniß und dann endlich die Bosheit, der Spott und das unmenschliche Betragen der Juden; dies Alles zusammen stimmte den Hauptmann Cornelius zu dem Urtheil: Jesus von Nazareth ist

aus Neid und Bosheit der Juden gekreuziget worden; Er war unschuldig und wahrhaftig der Sohn Gottes, für den Er sich ausgab.

Einige Tage hernach erscholl das Gerücht in der Stadt, Jesus sey von den Todten auferstanden, viele glaubten es, viele auch nicht; Cornelius aber wollte Gewißheit von der Geschichte haben, er fragte einige von den Jüngern und erfuhr die Wahrheit, gern hätte er sich durch seine eigene Augen davon überzeugt, aber dazu kam es nicht. Er und die zween Griechen gingen also nach dem Fest mit den zweihundert Mann wieder nach Cäsarea.

In den Seelen des Hauptmanns und seiner beiden Freunde entstand nun ein beständiges Ringen nach Wahrheit; sie beteten, und er suchte besonders durch einen frommen Wandel und durch Wohlthätigkeit Gnade bei Gott zu erlangen; die beiden Griechen auf ihrer Seite thaten auch, was sie konnten.

Beinahe zwei Jahre hernach, als der Hauptmann des Nachmittags um drei Uhr ernstlich betete, so erschien ihm ein majestätischer Engel; Cornelius erschrack, aber der Engel beruhigte ihn und sagte ihm: er solle nach Joppen in's Haus Simons des Gerbers schicken, da wäre Petrus, den solle er holen lassen, der würde ihm sagen, was er thun sollte. Er schickte den Philomenes und den Alexis nebst einem Soldaten dahin, den Erfolg lese man Ap. Gesch. 10.

Cornelius und die beiden wurden nun wahre Christen und die Erstlinge aus den Heiden. Was aus allen dreien nun weiter geworden ist, das weiß ich nicht. Aber so viel weiß ich, daß der Herr sich an keiner Seele unbezeugt läßt, die es redlich meint.

25.

Fritz und Rupert.

Eine wahre Geschichte.

An einem schönen Morgen im Mai, als die kalten Nächte nun vorbei waren, der Kukuk aus dem Gebüsche heraus rief und die Vögel ihr fröhliches Morgenlied sangen, da machten sich die zween Betttelknaben Fritz und Rupert auch von ihrem Stroh auf und kratzten sich eine Weile hinter den Ohren; sie hatten in einer Scheuer geschlafen, ein Bauer hatte ihnen das erlaubt. Endlich reichte Fritz nach seinem Bettelsack und sagte: du, Rupert, wo wollen wir denn heut hinaus? — Ei, mir gilts eins, wo wir hingehen! antwortete Rupert; wir streichen herum, wo wir etwas kriegen. — Ja, höre, Rupert, fuhr Fritz fort, ich muß dir etwas sagen, mir ists so recht nicht mit dem Herumstreichen. Sieh', ich will dir erzählen, was ich diese Nacht geträumt habe: ich träumte, es wäre Morgens früh, die Sonne war noch nicht aufgegangen, und es war mir so, als wenn wir zween, ich und du, nach einer großen schönen Stadt hätten gehen sollen, wo es uns recht wohl gehen sollte. Nun wußten wir nicht, wie wir das machen sollten, denn wir kannten den Weg nicht, und hatten auch keine Schuhe, und der Weg war weit; wir sprachen

darüber, und ich war recht betrübt, du aber machtest dir nicht viel daraus und sagtest, ich bleibe lieber am Betteln, ich mag nicht reich und glücklich werden, was soll ich mich da den ganzen Tag müde laufen, ich habe nichts in der Stadt zu thun. Ich aber hätte gar gerne den Weg gewußt und wäre gerne barfuß nach der Stadt gegangen.

Als wir noch so davon sprachen, so kam ein schöner, vornehmer Mann wie ein Herr daher und redete uns an. Hört, Buben, was macht ihr da, schämt ihr euch nicht, daß ihr so müßig geht? geht nach der Stadt, da könnt ihr Brod bekommen und reiche, vornehme Leute werden, wenn ihr euch anders wohl aufführt. Ich fing an zu weinen und sagte: Ja, Herr, ich will gerne gehen, aber siehe, ich habe keine Schuhe und ich weiß auch den Weg nicht. Der Herr lächelte mich an und gab mir einen Thaler, und dir einen und sagte: kauft euch Schuhe dafür, und nun macht euch auf und geht immer da hinaus, wo die Sonne aufgeht, so werdet ihr gewiß die Stadt finden. Nun ging der Mann fort, ich lief und holte mir Schuhe, du thatst das aber nicht, du kauftest dir allerhand Gutes zu essen für das Geld und dachtest an keine Schuhe, ich aber gab mich nun ans Laufen, lief und lief, und kam bald auf einen hohen Berg; da sah ich nun weit vor mir hin eine schöne große Stadt liegen, und indem ich mich so umsah, kam der fremde Mann wieder zu mir, er klopfte mir auf die Schultern und sagte: Fritz, du bist ein recht braver Junge! ich wollte nur sehen, ob du auch das Herz hättest, dich auf den Weg zu machen; jetzt siehst du das hübsche Haus, das will ich dir schenken, Essen, Trinken und Kleider sollst du genug haben, du sollst den Leuten, die da den Berg herauf wallen, den

Weg nach der Stadt zeigen, da mußt du immer am Berge auf und ab gehen und die Leute recht führen; wenn ich dir dann rufe, so kommst du und ich führe dich dann auf einmal in die Stadt, wo du ein Haus haben sollst, wie ein König, und wirst ein großer Herr werden, denn ich bin Herr der Stadt. Ich aber freute mich so, daß ich erwachte.

Rupert. Hm! da hast du etwas rechts geträumt; was willst du denn damit?

Fritz. Höre, das will ich dir sagen, ich gehe einmal nicht mehr betteln, das Ding liegt mir so im Sinn, ich möchte gern nach der Stadt gehen!

Rupert. Du bist ein Narr, es war ja ein Traum!

Fritz. Nun! laß es einen Traum seyn, ich will nun einmal nicht mehr betteln, ich gehe zu dem Pfarrer, weißt du, der gestern zu uns sagte, wir sollten arbeiten lernen, er wolle uns dazu helfen.

Rupert. Da geh' du hin, ich mag nicht.

Fritz nahm still seinen Sack, hing ihn an die Schultern und wanderte nach dem Pfarrhaus; so wie er in die Thüre trat, kam die Magd heraus, sie fuhr ihn hart an und sagte: bist du schon wieder da, Bube? pack dich fort! Der Bube versetzte traurig: ich wollte aber gern ein Wort mit dem Herrn Pfarrer sprechen. Was wirst du mit dem Herrn Pfarrer zu sprechen haben! rief die Magd, geh', scheer' dich! — Zum Glück hörte der Pfarrer diese Worte in der Stube, er kam heraus und fragte, was es sey? Der Knabe stand da mit Thränen in den Augen. Herr Pfarrer! ich mag nicht mehr betteln, ich habe diese Nacht etwas geträumt, das hat mir das Betteln leid gemacht. — Was hast du denn geträumt? fragte der Pfarrer. Fritz erzählte Alles, was ihm im Traume widerfahren war; der Prediger gerieth

ins Nachdenken; endlich fing er an: Höre, Junge, das ist ein sehr merkwürdiger Traum, sey fromm und brav, so kann noch etwas aus dir werden; jetzt setz dich dort an die Thür und warte, bis ich dich rufe. Nun ging er in die Stube und erzählte seiner Frau, was vorgefallen war. Der guten Frau Pfarrerin kamen die Thränen in die Augen, sie erbarmte sich über den Knaben und sagte: Lieber Mann! unser Herr Gott hat uns ja Brod gegeben, wir haben keinen Sohn, laß uns den Knaben erziehen, er kann uns ja doch im Haus allerhand Dienste thun. Das war dem Pfarrer recht, er ging wieder heraus, rief den Knaben und versprach ihm, ihn zu behalten, wenn er rechtschaffen und brav seyn wolle. Fritz sprang auf und weinte vor Freuden. Die Frau Pfarrerin kam auch herzu, und das ehrliche gute Gesicht des Kindes gewann vollends ihr Herz. Sie kleidete ihn reinlich, und ließ ihn für den Anfang kleine häusliche Arbeiten verrichten; bald merkte der Pfarrer aber, daß er mehr Lust hatte, etwas zu lernen, daher schickte er ihn in die Schule, und da Fritz so aus der Maßen gut begriff und fleißig war, auch endlich auf die Universität, um zu studiren.

Als nun Fritz Kandidat war und mit so vielem Beifall predigte, so daß ihn Jeder zum Prediger haben wollte, so bekam er bald eine schöne Pfarrei, und sein würdiger Pflegvater gab ihm eine seiner Töchter zur Frau. Glücklich und geliebt von seiner Gemeinde lebt nun Fritz lange Zeit im Segen, er zeigte den Leuten den Weg auf den Berg mit aller Treue, und wartete auf seinem Posten ruhig ab, bis der Herr ihn in die herrliche Stadt abrufen würde.

Einstmals wurde in der Gegend, wo Fritz Prediger war, eine Bande Spitzbuben gefangen und fest-

gesetzt. Fritz besuchte sie, um, seinem Amte gemäß, Alles zu thun, sie zu bekehren, und ihnen dann zu zeigen, wo sie allein noch Gnade zu hoffen hätten. Bald fand er unter ihnen einen Mann von seinem Alter, dessen Gesichtszüge ihm auch etwas Bekanntes hatten; er fragte ihn also, wo er zu Hause sey und wer seine Eltern gewesen wären? Der Uebelthäter antwortete, er habe keine Heimath, und seine Eltern habe er nicht gekannt, er habe von Kindesbeinen an gebettelt, weiter könne er sich nichts besinnen.

Nun so erzählt mir denn doch Eure Lebensgeschichte, fuhr der Pfarrer fort. Das will ich gerne thun, Herr Pfarrer, versetzte der Gefangene, und erzählte nun, er habe immer als Kind sein Brod vor den Thüren gesucht, endlich, als er größer wurde, sey er von den Leuten abgewiesen worden, geh' und arbeite, habe es immer geheißen, aber Niemand habe ihm Arbeit geben wollen, auch sey es ihm nie recht Ernst darum gewesen, sondern das Herumziehen habe ihm besser behagt. Endlich habe er Lust zum Heirathen bekommen, und bald auch ein hübsches Bettelmädchen gefunden, die er genommen habe und mit ihr herumgezogen sey.

Der Pfarrer. Aber wo ist denn nun Eure Frau?

Der Gefangene. Sie sitzt auch hier gefangen, denn sie war immer dabei, wo es ans Rauben und Stehlen ging.

Der Pfarrer. Aber nun erzählt doch weiter, wie kamt Ihr denn an dies schreckliche Handwerk?

Der Gefangene. Daran war eben meine Frau, und dann mein Hang zum Müßiggehen schuld, auch hatte sie einen Bruder, der unter einer Bande Spitzbuben war, ich sah ihn zuerst auf einem einsamen

Bauernhof, sein Wesen gefiel mir, er hatte Geld und schöne Kleider genug, aber mich sah er kaum über die Schulter an; dies verdroß mich, ich fing an, mit meiner Frau zu zanken und drohte ihr, sie sitzen zu lassen und fort zu gehen, wenn sie nicht mache, daß ihr Bruder freundlich mit mir sey. Nun fing sie an, mir zuzusprechen, ich solle mit ihrem Bruder gehen, sagte sie, aber es fehle mir an Muth, deßwegen könne mich auch ihr Bruder nicht leiden; bald brachte sie mich so weit, daß ich selbst Lust bekam, ich ging mit und half rauben und stehlen, und befand mich gut dabei; oft hatte ich Ueberfluß, oft mußte ich aber auch wieder dazwischen betteln. Aber immer ist mir's eingefallen, daß es doch am Ende nicht gut ablaufen würde, und da dachte ich oft an einen Kameraden, den ich hatte, als ich noch ein Kind war, der hatte einmal, als wir zusammen in einer Scheuer schliefen, einen Traum, der ihn so unruhig machte, daß er fortging; ich habe seitdem nichts weiter von ihm gehört, als daß er zu einem Pfarrer gekommen ist, denn ich kam nun in andere Länder; aber oft fiel mir der Bube mit seinem Traume ein, denn, dachte ich, vielleicht geht's dem guten Fritz besser als dir, und ich möchte doch gerne wissen, wo er hingekommen ist.

Der Pfarrer. Heißt Ihr nicht Rupert?

Der Gefangene. Ja.

Nun, fuhr der Pfarrer fort, und ich bin der Fritz, der bei euch in der Scheuer lag und den Traum hatte. — Der Gefangene wurde blaß vor Schrecken; Allmächtiger Gott! rief er, so glücklich hätte ich auch werden können; aber ich Elender bin nun ein Dieb und ein Mörder, denn, ich will es Ihnen nur gestehen, auch Mordthaten habe ich begangen; ach Herr

Pfarrer, ich habe nichts gelernt, ich weiß von Gott und seinem Worte nichts, aber das weiß ich doch, daß ein Gott ist, und daß nach diesem Leben die Frommen selig und die Gottlosen, wie ich einer bin, verdammt werden; ich weiß auch wohl, daß ich den Tod verdient habe und daß ich nun sterben muß, aber wenn ich sollte in die Hölle kommen! Ach Gott! Ach Gott! ist denn kein Rath mehr, kann ich nicht mehr selig werden?

Der Pfarrer antwortete: O ja, Rupert, du kannst wohl noch errettet werden, aber es wird dir doch schwer werden; du kannst jetzt nichts besseres thun, als daß du alles bekennst, was du gethan hast, und dann, daß du alle angibst, die Theil an deinem Rauben und Morden haben, damit auch sie ihren verdienten Lohn empfangen.

Das will ich gerne thun, sagte der Unglückliche; ach! ich will alles thun, was Sie mich heißen.

Der Pfarrer nahm sich nun seines alten Kameraden treulich an und unterrichtete ihn in allen Stücken, die zu seiner Seligkeit nöthig waren. Rupert bekannte grausame Dinge: er gab auch an, wo man seinen Schwager finden könnte, denn dieser war Rädelsführer von einer andern Bande geworden; man bekam ihn auch, aber er blieb verstockt bis zu seiner Hinrichtung; er wurde geradbrecht und geviertheilt.

Mit Rupert hatten die Richter Mitleid, weil er alles bekannte; er wurde durch das Schwert hingerichtet, und starb als ein bußfertiger Sünder. Wir wollen hoffen, daß er noch zu Gnaden angenommen sey, aber es ist schwer, wenn man die Buße so lang aufschiebt.

26.

Merkwürdige und wahrhafte Geschichte eines armen Bauernknaben.

In dem sogenannten baierischen Successionskrieg, der im Anfang der vierziger Jahre des verflossenen achtzehnten Jahrhunderts gegen die Kaiserin Königin Maria Theresia von verschiedenen europäischen Mächten geführt wurde, diente ein gewisser Herr von Falkenhain aus dem Elsaß als Offizier in der französischen Armee; dieser nahm einen armen Bauernknaben Namens Ammel, aus dem Dorfe Kolbsheim, der auch sein Unterthan war, als Roßbuben mit. Ammel war ein guter, braver Bursche, aber seine blutarme Eltern konnten ihm keine Erziehung geben, und er hatte weder Lesen noch Schreiben gelernt; er folgte also seinem Herrn zur Armee und diente ihm treulich. Nun war das Fouragiren bei Lebensstrafe verboten, und doch zwang ihn sein Herr, der Kommandant eines französischen Bataillons war, mit Gewalt dazu; alsofort wurde der arme Tropf von den Häschern ertappt und ohne weitere Umstände zu einem Baum geführt, an den sie ihn hängen wollten. In dem Augenblick entdeckten sie noch andere, die auch fouragirten; damit ihnen nun diese nicht entgehen möchten und um auch das Auf-

knüpfen an allen zugleich und in füglicher Ordnung zu verrichten, so übergaben sie den Ammel sogleich einer Vorwache, die ihn so lange verwahren sollte, bis die andern Verbrecher auch eingefangen wären; nun war aber der wachthabende Offizier ein Freund des Herrn von Falkenhain, und um den armen Roßbuben zu retten, gab er der Wache einen Wink, die ihn also laufen ließ.

Ammel konnte nun nicht mehr in dem bisherigen Dienst bleiben, daher ging er in ein anderes Lager der französischen Armee und wurde Husar. In den vielen Scharmützeln und Schlachten, denen er beiwohnte, bewahrte ihn die gütige Vorsehung dergestalt, daß er ohne allen Schaden davon kam.

Einstmals, als er gefangen wurde, kroch er auf dem Bauch durch alle Wachen hindurch, und kam glücklich wieder zu seinem Regiment. Hier trug sich's nun zu, daß ein Detachement Husaren beordert wurde, Kriegsgefangene nach Mastricht zu bringen; Ammel war mit unter dieser Begleitung; auf dem Wege wurde er unter den Gefangenen einen schönen jungen Mann von edlem Anstand und Ansehen gewahr, der bisweilen Thränen vergoß; sein Herz wurde weich, er nahte sich ihm und fragte mitleidig: was fehlt Ihm, mein Freund? fürchte Er sich nicht! die französische Kriegsgefangenschaft ist nicht so hart, und vielleicht wird Er bald ausgelöst. — Ach, erwiederte der Gefangene, das ist die eigentliche Ursache meiner Thränen nicht — aber — indem er einen Fuß aufhob — seh' Er da, welche schlechte Schuhe und Strümpfe ich habe! — Sie waren ganz zerrissen, und dieser Zug geschah in den kalten und regnigten Novembertagen; dann fügte er noch hinzu, er sey aus einem guten Hause und ei-

es solchen Jammers nicht gewohnt. O! wenn es
ur das ist, versetzte Ammel, so habe Er nur Ge-
uld, bis wir dort an das Städtchen kommen, da
ll Ihm geholfen werden.

Bald kamen sie in dem Städtchen an, und da sie
n dem Thore Halt machen mußten, um daselbst zu
eisen, so bat unser Husar seinen Offizier um Er-
ubniß, in die Stadt zu reiten, weil er etwas kau-
n müßte; er erhielt sie, ritt in vollem Galopp
nein, kaufte ein neues Paar Strümpfe und Schuhe,
eß seine Flasche mit Branntwein füllen, nahm noch
nige Brödchen mit, und wie ein Blitz war er wie-
er da, rief dem Gefangenen freundlich zu: da neue
Strümpfe, neue Schuhe — geschwind weg mit den
lten, und — indem er ihm die Flasche und das
Brod reichte — stärk' Er nun auch Sein Herz und
y Er gutes Muths! — Der Herr wird ferner für
hn sorgen! —

Bestürzt und innig gerührt erhob der Holländer
e Hände gen Himmel, er wollte sich zu den Füßen
es Husaren werfen, der es aber nicht zugab, dann
ef er: Ach, mein Gott! wenn ich Ihm nur diese
Wohlthat noch in diesem Leben vergelten könnte, so
ollte ich mich für den glücklichsten Menschen schätzen!
ald kamen denn die Gefangenen nach Mastricht,
nd Ammel mit seinen Kameraden wieder zurück
: ihrem Regiment.

Unser guter Husar diente treulich fort, da er aber
rotestant war, so wurde er von seinen katholischen
ameraden unaufhörlich geneckt; er klagte es oft sei-
en Offizieren, allein die lachten dazu und beküm-
erten sich wenig um seine Klagen; endlich wurde
: ihm unerträglich und er beschloß zu desertiren;
es gelang ihm, er kam glücklich durch und reiste

nach Frankfurt am Main, wo er damals sicher war. Nun hatte er oft von Ostindien gehört und daß man da wohl sein Glück machen könnte; er beschloß also, dorthin zu reisen, und ganz von diesem Gedanken erfüllt, sah er im Traum schon das Schiff, das ihn über das Weltmeer nach Ostindien tragen sollte.

Des andern Morgens stand er früh auf und fragte nach dem Wege nach Ostindien; man belehrte ihn, daß er den Main und Rhein hinab nach Holland, und zwar nach Amsterdam reisen müßte, wo er Gelegenheit finden würde, sein Vorhaben auszuführen. Alsofort machte er sich auf den Weg und langte in Amsterdam an. Mit Geld, welches er sich in seinem Dienste erspart hatte, ziemlich versehen, kehrte er in dem nächsten gut aussehenden Wirthshaus ein, setzte sich und forderte Brod und einen Schoppen Wein; indem er so da saß und über seinen vorhabenden Plan nachdachte, trat ein junger, schöner und ansehnlicher Mann, in einem feinen persianischen Talar und seidenen Bund gekleidet, ins Zimmer. Im Auf- und Abgehen fing dieser fremde Herr an, unserm Ammel scharf ins Angesicht zu sehen und ihn genau zu beobachten; dieser gute Mensch wurde bange, denn die schrecklichen Seelenverkäufer fielen ihm ein. Endlich, als der Persianer anfing und sagte: Mein Freund, will Er mir nicht den Gefallen erweisen und in einem andern Zimmer mit mir zu Mittag speisen? so überlief den armen Ammel ein eiskalter Schauer, und er schlug es dankend ab. Der Fremde merkte, was er fürchtete, und sagte daher sehr freundlich zu ihm: Seine Furcht ist ungegründet, ich habe nichts Böses, sondern etwas ganz Anderes im Sinn; komm Er nur getrost! — Ammel folgte; aber wie ward ihm, als der fremde

Herr nun unter vier Augen ihn fragte: Mein Freund! ist Er nicht ehemals französischer Husar gewesen?

Antw. Ja, mein Herr!

Hat Er nicht einmal holländische Gefangene nach Mastricht begleitet?

Antw. Ja, mein Herr!

Hat Er nicht einem dieser Gefangenen Strümpfe und Schuhe gekauft und ihn in seinem Elend erquickt?

Antw. Ja, mein Herr!

Nun fiel der Fremde dem Ammel mit milden Thränen und schluchzend um den Hals und sagte: Der Gefangene war ich, mein Freund, Gott! womit kann ich Ihm nun Seine Liebe vergelten! Sag' Er an, womit kann ich Ihm dienen? — wie Ihm helfen? Was nur in meinem Vermögen ist, steht Ihm zu Diensten! —

Ammel stand da wie versteinert; endlich brach er auch in Thränen aus und erwiederte: Lieber Herr! das war ja eine gar kleine Gefälligkeit und außerdem Menschenpflicht; ich habe keinen größeren Wunsch, als nach Ostindien zu reisen, — wenn ich nicht brauchte Matrose oder Sclave zu werden.

O wie schön! rief der Fremde aus, ich bin Commandeur eines ostindischen Schiffes und reise in vierzehn Tagen dahin ab, bleibe Er nun so lange bei mir, ich will dann schon aufs Beste für Ihn sorgen.

Jetzt war der Grund zu Ammels Glück gelegt; der Commandeur brachte ihn nach Colombo auf der Insel Ceylon, avancirte ihn, sobald es möglich war, zum Sergeanten, und gab ihm vor seiner Rückreise nach Europa alle ersinnliche Anweisung, wie er sich dort nicht allein ehrlich nähren, sondern auch ein hübsches Vermögen erwerben könne; nun

hatte er schon in seinen Soldatenjahren nachgeholt, was seine Eltern versäumt hatten; er war im Lesen, Schreiben und Rechnen geübt, und konnte sich also nun um so leichter einem Geschäfte widmen; er wählte die Juwelierkunst zu seinem Beruf, blieb dreizehn Jahre in Colombo und machte inzwischen Reisen nach China, Japan, Batavia, nach der Küste von Coromandel u. s. w. Während dieser Zeit erwarb er sich ein ansehnliches Vermögen.

Daß Ammel von jeher ein gutherziger, braver und rechtschaffener Mensch war, das erkennt man leicht aus seiner bisherigen Geschichte, aber das wahre Christenthum, die einzige Quelle aller wahren Tugenden und reinen Sittlichkeit, kannte er noch gar nicht; nun hatte ihn zwar der Erlöser und Beglücker der Menschen an irdischen Gütern gesegnet, aber seine unbefangene Wohlthätigkeit und seine Treue im Kleinen sollte auch mit der ewigen Seligkeit bekrönt werden.

Einstmals, als er in einer Spielgesellschaft den ganzen Abend bis in die Nacht zugebracht hatte, gerieth er bei dem Nachhausegehen in große Gefahr; er kam ins Wasser, welches ihm bis an den Hals ging, und er sahe nun den Tod vor Augen; jetzt wurde die Angst seines Herzens groß, er flehte zum Allerbarmer um Rettung; er fühlte seine Fluchwürdigkeit, und daß er, wenn er in diesem unbekehrten Zustand stürbe, unfehlbar verloren gehen würde; zugleich entstand der feste, unabänderliche Vorsatz in ihm, daß er, wenn ihm jetzt der Herr das Leben fristen würde, alle seine Tage und Kräfte in der Furcht Gottes und in seinem Dienst zubringen und verwenden wolle. Er fand Grund und wurde gerettet.

Als er nach Haus kam und sein Mohrensclave, den er im Christenthum hatte unterrichten und taufen lassen, ihn in diesem erbärmlichen Zustand sahe und ihm einen tiefbeschämenden und drohenden Blick zuwarf, der ihm durch Mark und Bein drang, so wurde sein Herz vollends zerknirscht und sein Vorsatz unabänderlich gegründet; von nun an beschäftigte er sich mit Singen, Beten, Lesen und gottseligen Betrachtungen.

Um diese Zeit kam auch der Apostel der Malabaren, der berühmte und fromme Missionarius Schwarz nach Colombo, um dort einen Besuch zu machen; dieser leitete ihn nun vollends auf den wahren evangelischen Weg, wie er im Glauben an Jesum Christum und seine Erlösung der Heiligung nachjagen, und als ein wahrer Christ leben und sterben müsse.

Von nun an war ihm der Aufenthalt in einem Lande, wo die Christen zur Schande der Religion allen Lastern ergeben und den tugendhaften Heiden sehr anstößig sind, unausstehlich; er machte also all' sein Vermögen zu Geld und reiste nun wieder nach Europa und Deutschland zurück.

Als er auf die Gränze seines Vaterlandes kam, so fiel ihm ein, daß er desertirt war und nach den Gesetzen gestraft werden könnte; er schrieb also an seinen ehemaligen Herrn, den Baron von Falkenhain, und erkundigte sich, ob er sicher kommen könnte? Dieser Cavalier war während der Zeit auch zur wahren Selbsterkenntniß und zum Glauben an den Freund bußfertiger Sünder gekommen, und da er aus gewissen Ausdrücken in Ammels Brief die nämlichen Gesinnungen bemerkte, so beantwortete er ihn in demselben Ton und versicherte ihm, daß er,

ohne die geringste Gefahr zu befürchten, kommen könnte.

Es ist natürlich, daß dieser Brief in mehr als einer Rücksicht dem guten, frommen Ammel Ruhe, Friede und Freude einflößen mußte, er kam also nun in sein Vaterland zurück, setzte sich zu Barr im Elsaß und fing eine kleine Handlung an, mit welcher er sich nun über dreißig Jahr lang mit Glück und Segen beschäftigt hat. Er lebt in einer kinderlosen Ehe, nunmehro in einem hohen Alter, stirbt den äußeren Sinnen nach und nach zusehends ab, und wartet mit Sehnsucht auf die frohe Stunde seines Abrufs.

Der fromme, gottselige Freund, der mir diese interessante Geschichte erzählte und einer seiner nächsten Nachbarn und vieljähriger vertrauter Freund ist, konnte mir nicht genug sagen, wie ruhig, wie kindlich vergnügt und dankbar er jeden Schimmer von Hoffnung, bald aufgelöst und daheim bei dem Herrn zu seyn, aufnimmt.

Dort, sagt er tausendmal, wenn ich Ihn sehen und mich zu seinen durchbohrten Füßen niederwerfen werde, dann will ich Ihm erst für seine heilige Führung danken, hier bin ich zu schwach dazu.

Dergleichen Geschichten sind Fortsetzung der Bibel, unwidersprechliche Beweise, daß der Welterlöser auch Weltregent ist, und die Schicksale der Menschen zu dem Glauben an Ihn, an seinen versöhnenden Opfertod und dadurch dann zur ewigen Seligkeit leitet. Mir sind solche Erfahrungsbeweise köstliche Kleinode, die ich da aufhebe, wo ich sie finde, mich ihrer höchlich freue, und sie dann gerne den Liebhabern der Wahrheit mittheile.

27.

Sonderbares Beispiel einer Erbsünde.

Man kann von den Eltern physische Uebel erben, ob aber auch Laster und Tugenden? darüber wird noch gestritten. Freilich bemerkt man oft, daß Leidenschaften aller Art vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter fortgepflanzt werden; allein dies kann auch ohne angeerbte physische Anlagen, durch Beispiel und Erziehung geschehen; ja man will sogar behaupten, es gäbe durchaus keine Erbsünde, und man hat Vortheil dabei, wenn man's behauptet, weil es in's herrschende System paßt.

Physische Anlagen zu moralischen Handlungen gibt's gewiß in jeder menschlichen Natur. Für den Sittenlehrer nach der Mode ist das nun freilich ein schweres Problem zum Auflösen; desto leichter aber für den wahren erleuchteten Christen, denn der weiß ganz zuverläßige Quellen, woher man moralische Anlagen zu physischen Handlungen nehmen kann, und diese sind ja gerade die Kräfte, wodurch man den physischen Anlagen zu moralischen Handlungen die wahre Direction gibt.

Es gibt hervorstechende Erscheinungen in der Natur — Stammwörter ihrer Sprache, die hernach un-

endlich viele Ableitungswörter haben. Selig, wer in dieser Etymologie gute Fortschritte macht! — er lernt die Grundsprache des ersten Theils der Offenbarungen Gottes an die Menschen verstehen; mit dem zweiten wird's ihm dann nicht schwer fallen, wenn er's auch im Hebräischen und Griechischen nicht weit gebracht hätte.

Leser! studirt folgendes Natur-Stammwort recht aus, sucht seinen wahren Begriff zu bestimmen und zu berichtigen, so wird euch ein großes Licht aufgehen.

Es gibt auch Fälle, in welchen die Geschichte unter erborgten Namen incognito reisen muß; ein solcher Fall tritt hier ein.

Zu Bauernheim im Fürstenthum Niemandsleben wohnte ein alter wohlhabender Bauer nebst seiner Frau und einer einzigen Tochter, wie man's nehmen will, zufrieden und glücklich; denn bei dem Landmann heißt dies gewöhnlich nichts mehr als: Mannskraft genug besitzen, seinen Zustand zu ertragen. So lange der gemeine Mann durchgehends noch nicht so fein gesittet ist, daß er das wahre Gute seiner Lage und Verhältnisse, und das wahre Böse in den Standpunkten der höhern Klassen durchzuschauen vermag, so lang beneidet er diese, weil sie keine schwere körperliche Arbeiten thun, besser essen und trinken, hübschere Kleider haben, und mehrere Lustbarkeiten genießen als er. Dies war auch gerade der Fall bei dem alten Johannes Schlitzer. Er hatte Hülle und Fülle in seinem Hause, und auch wohl ein Kapitälchen ausgeliehen, war aber doch eigentlich niemals froh, und niemals hatte ihn Jemand lachen gesehen. Sogar seine eigene Frau wußte sich dessen nicht zu erinnern. Immer sah er ernst und feierlich, nie weinerlich, aber doch auch nie heiter aus, er sprach

wenig und lakonisch, theilte keine Hiebe aus, nahm aber auch keine an, war nie unzufrieden, außer wenn der Herr Pfarrer zu viel Wein getrunken hatte, und das Wort Gottes, wie er sich ausdrückte, nicht recht über die steife Zunge wegfließen wollte; oder auch, wenn ein junger Beamter ihn oder einen seiner Nachbarn duzte, oder aushunzte, oder seine Schuhe an ihm abputzen wollte. Dann klagte er gewöhnlich über Kopfweh, und es ward ihm übel. Seine Grethe war ein guter Schlag von Weibe; bäurischreinlich, nicht bösartig, keine Klätscherin, und was erstaunlich viel sagen will, nie war einer ihrer Nachbarinnen auch nur von ferne der Gedanke eingefallen, sie könnte wohl eine Hexe seyn. Grethe war ein gutes Weib, eine treue Hausmutter, eine hülfreiche Nachbarin und zuverläßige Freundin.

Agnese, die dritte Person dieser Familie, war mit einem Wort an Leib und Seel' ein vortreffliches Mädchen, wenn Schönheit, Tugend, Bescheidenheit und Arbeitsamkeit, verbunden mit Reinlichkeit und feinen Sitten, anders den Begriff dieses Worts ausdrücken. Sie lebte mit ihren Eltern in ununterbrochenem Einverständniß, und Niemand zweifelte daran, daß der Jüngling, der diese einzige Tochter heimführte, nicht sehr glücklich seyn würde; es fanden sich auch wohl einzelne Gelegenheiten, die aber vor der Hand allen dreien nicht passend waren.

Nun hatte aber die Bauernheimer Gemeinde einen gemeinschaftlichen Hirten, Namens Schiffel; ein Wesen, das die Natur zum Gränzpfahl zwischen der Menschheit und dem Reich, dessen Bürger er auf die Waide führte, bestimmt zu haben schien. Schiffel hatte kein einziges Glied an seinem Leibe, von dem man mit Wahrheit sagen konnte, es sey

verkrüppelt, aber auch kein einziges, das zum andern paßte. So oft ich ihn sahe, kam's mir vor, als wenn der Schöpfer von ein paar hundert Menschen die einzelnen Glieder genommen, und dann dieses Schiffelding gebaut hätte; keine Bewegung war regelmäßig; wenn er ging, so kehrte er die rechte Seite vor und bewegte dann die Füße seitwärts; ohne dumm zu seyn, denn er war pfiffig und schlau, hatte er doch nie ein Gewerbe begreifen können, darum war und blieb er auch Hirte. Naseweiß, drollicht, oder muthwillig war Schiffel ganz und gar nicht, er lachte eben so wenig als Johannes Schlitzer, aber er hatte es faustdicke hinter den Ohren. Da ihm nun sein Hirtenamt blutwenig eintrug, so ergriff er ein leichtes Nebengewerbe, womit er sich manchen schönen Thaler verdiente; er gab nämlich praktischen Unterricht in der Kunst, Sachen von Werth für Dieben zu verwahren. Zur Belohnung nahm er dann gewöhnlich dasjenige, was nicht sorgfältig genug aufgehoben wurde, und dies wußte er so schlau zu machen, daß niemals Jemand mit Grund an ihn kommen konnte; jeder wußte, daß der Hirte stahl, aber keiner durfte es öffentlich über seine Zunge kommen lassen. Bei Schiffeln traf auch das Sprüchwort nicht ein, womit seine Bauern gar oft auf ihn stichelten, wenn hier oder da wieder etwas ohne Erlaubniß des Eigenthümers war beseitigt worden:

Der Krug geht so lange zum Bach,
Bis er endlich bricht Hals und Krag.

Nein! Schiffel brach Hals und Krag nicht — er war ziemlich alt, und kam wenigstens öffentlich mit Ehren an sein Ende.

Es gibt viele unbegreifliche Dinge in der Welt,

iber eins von den allerunbegreiflichsten war's doch, ils auf einmal die Mähre durch's ganze Dorf erscholl: Schlitzers Agnes sey in gesegneten Umtänden, und zwar von dem Hirten Schiffel? — Jeder, der das zuerst hörte, blieb eine Zeitlang in ›er Attitüde, worin ihn der Schall dieser Zauberworte überraschte; dem Tabacksraucher, der gerade Rauch ausblies, blieb der Mund so stehen; wer schnupfte, ›em blieben der Daumen und der Zeigefinger an der Nase hangen; der Näherin starrte der Arm in der Luft, der Viehmagd an der Mistgabel oder am Euter. Kurz! die Noth war allgemein, das ganze Dorf stand ›a mit offenem Maul, und jeder sagte: Nein! das st nicht möglich! — Aber es war nicht blos möglich, sondern sogar wirklich; wie aber Schiffel, ›ine Art von Ungeheuer, ein so edles, treffliches und ugendhaftes Mädchen hatte verführen können, das gehört zu den Stammwörtern der Natur, die freilich nicht Jedermanns Ding sind. Das Zusammentreffen ›er Umstände macht zuweilen eine Sache möglich und virklich, die der ABC-Schüler hernach für Wunderwerk ansieht. Genug! es war so; die Natur hatte ›in Machtwort gesprochen, und so mußte der Mensch seine Vernunft unter ihren Gehorsam gefangen nehmen.

Johannes Schlitzer schwieg und griesgramte in sich selbst. Grethe rang die Hände und weinte, Agnes verhielt sich wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird, und Schiffel befand sich ganz behaglich bei der Sache. Ein freundschaftlicher Umgang in einer vergnügten Ehe, ein alles versüßendes Familienverhältniß und die wechselseitigen Ausflüsse der Liebe waren seine geringsten Bedürfnisse; denn er war billig, was er selbst nicht geben konnte, das forderte er auch nicht. Dagegen eine einzige Tochter

mit einem beträchtlichen Vermögen zu genießen, das war ihm behaglich; daß sie schön war, war auch wohl gut, allein für ihn nichts weniger als eine Hauptsache.

Schiffel und Agnes wurden also kopulirt; die Tage ihrer Verbindung waren keine Hochzeit, die man fröhlich feiert, sondern eine Tiefzeit, die man betrauert, und von nun an war alles wie gewöhnlich, kein Mensch bekümmerte sich mehr um die Sache. Daß Schiffel in seinem ganzen Leben keine frohe und freundliche Miene in seinem Haus sah, das war sein geringster Kummer, er hätte sie ja auch nicht erwiedern können; Jahrelang vegetirte er so fort; Zank war im Hause ganz und gar nicht, wohl aber ein beständiges Schweigen; einzelne Sylben und Zeichen war alles, was man hörte und sah.

Nichts war charakteristischer, als die vier Menschen essen zu sehen. Hinter dem Tisch in der Ecke saß Schiffel im Dunkel, seine großen, blassen, nichtssagenden Augen rollten auf dem Tische umher, und suchten, was alles zu verschlingen seyn möchte. Gegenüber vor dem Tisch saß der asthmatische, beständig hustende, auf beide Ellenbogen sich stützende alte Schlitzer. Jeder Bissen arbeitete sich mit Girren und Knurren hinunter, und seine ganze grämliche Miene hatte den Ausdruck des Wunsches: daß Schiffel doch am ersten besten Bissen ersticken möchte. Unten saß die alte Grethe: sie sah aus wie einer, der im schweren Gewitter nach Hause eilt, und Agnes behielt ihre Schlachtschafs-Physiognomie bis an ihr Ende.

Merkwürdig war es, daß Schiffel von seiner Tiefzeit an mit Agnesen durchaus nicht mehr stahl; man konnte Geld verlieren, Schiffel konnte es ungesehen finden; es wurde ausgerufen, und kam an seinen rechten Herrn. Es schien, als wenn er seine

iegereltern und seine Frau durch Thatsachen
fragen wollen, was habt ihr denn an mir aus-
en? —
dessen war denn doch das Nichtstehlen bei wei-
nicht alles, was seine Leute von ihm forderten.
und nach bekamen diese beiden sonderbaren Ehe-
auch zwei Kinder, einen Sohn und eine Toch-
eide waren Ebenbilder der Mutter, sowohl dem
er, als dem Geiste nach. Jedermann liebte diese
er, denn sie waren die schönsten und wohlgezo-
en im ganzen Dorf; ja es schien, als wenn der
liche Großvater und die duldende Großmutter
einmal vor ihrem Ende Freude genießen soll-
allein diese Freude war kurz. Beide starben
nacheinander, und ein Jahr darauf auch Agnes.
war also nun Schiffel mit seinen lieben und
Kindern allein.
wohl Schiffel jetzt sein altes Gewerbe wieder
ifen und stehlen wird? Nein, lieber Leser! auch
tahl er nicht, aber er ward so geizig und miß-
sch, daß gar nicht mit ihm auszukommen war;
aubte nun vielmehr, alle Menschen seyen Diebe
Betrüger, und dies machte ihm den Diebstahl
rhaßt, daß er sich selbst nicht traute, und Geld
Geldeswerth vor sich selbst verbarg. Doch dies
bauerte auch nicht lange, denn er starb drei
eljahr nach seiner Frau.
ßt waren von der ganzen Familie nur noch die
n Kinder übrig. Der Sohn war zwölf, und
Tochter zehn Jahr alt, beide wurden unter die
en Verwandten vertheilt, und Haus und Güter
ichtet. Wo die Tochter geblieben und was aus
eworden ist, das habe ich vergessen, aber desto

unvergeßlicher ist mir der gute Heinrich, der mein Spielkamerad und mit mir von einem Alter war.

Heinrich kam bei seinem Vetter in Kost und Erziehung, der zunächst an seinem elterlichen Haus wohnte und auch einen Theil der Schlitzer'schen Güter gepachtet hatte. Dieser Vetter hieß Wilhelm und war ein durchaus rechtschaffener, thätiger, ehrenvoller und wohlhabender Mann. Er hatte den kleinen Heinrich sehr gerne zu sich genommen, denn er war überaus wohl gezogen und von sehr liebenswürdigen Sitten. Kaum mochte der Knabe ein halbes Jahr in diesem Hause gelebt haben, als Wilhelm anfing zu merken, daß ihm von Zeit zu Zeit Geld gestohlen wurde; der gute Mann stutzte und konnte nicht begreifen, wie das zuginge; denn auf Niemand in seinem Hause konnte er Verdacht fassen, und Fremde kamen nicht hinein; da aber das Ding fortdauerte, so nahm er alle nöthige Maaßregeln und paßte insgeheim auf; da ertappte er dann zu seiner größten Bestürzung den armen Heinrich auf frischer That; — er stand wie versteinert dem Knaben gegenüber, und die Thränen drangen ihm in die Augen, ehe er etwas sagen konnte. Heinrich schwieg, zitterte und weinte; endlich fing Wilhelm an:

Aber um Gotteswillen, Junge! wie kamst du zu dem Unglück? — Wenn deine Großeltern und deine Mutter das wüßten, ihre Knochen drehten sich in der Erde herum — willst du dich an den Galgen bringen? — Sieh'! ich verzeihe dir das; du bist noch ein Kind: aber andere Leute verzeihen so etwas nicht, und dann bist du auf dein Lebtag beschimpft. Und denkst du denn nicht, daß ein Gott im Himmel ist, der alles sieht, was du im Verborgenen treibst, und

alles an's Licht bringt, und nach diesem Leben in der Hölle bestraft? —

Lange konnte Heinrich vor Weinen und Schluchzen nichts herausbringen; endlich aber antwortete er mit gebrochenen Worten: Ach, Vetter Wilhelm! ich kann's nicht ändern, ich hab' von Kind auf stehlen müssen. Oft kommt's mich an, dann muß ich etwas stehlen, und wenn ich auch den Tod vor Augen sähe. Als ich drei Jahr alt war, so nahm ich meinem Großvater ein Dreibatzenstück aus der Tasche und versteckte es; hernach stahl ich meiner Mutter ein silbernes Riechbüchschen, nun kamen sie dahinter und ich wurde tüchtig gehauen, aber ich konnt' es doch nicht lassen. Ich habe von meinem Vater und von meiner Mutter erstaunlich viel Schläge gekriegt, aber das hilft nicht, wenn mich's ankommt, so muß ich stehlen, es mag gehen wie es will. Ich bestahl aber immer meine Eltern und Großeltern, daher kam's nicht aus. Ach, Vetter Wilhelm! sagt es doch Niemand, ich will ja auch wahrhaftig Niemand anders bestehlen, als Euch.

Bei allem Unglück konnte sich doch Wilhelm bei diesen Worten unmöglich des Lachens enthalten. Ja ich will dir — etwas anders sagen! — rief er: aber wo hast denn das Geld gelassen?

„Das verwahre ich.“

Was willst du denn damit machen?

„Nichts! — Ja das weiß ich nicht, daran hab' ich nicht gedacht.“

Wilhelm ließ sich nun das Geld wieder geben; er bekam alles bei Heller und Pfennig wieder, was er bisher vermißt hatte. Indessen kam ihm die Sache doch sonderbar vor; um aber den Knaben zu schonen, sagte er damals Niemand etwas von der Sache, ob-

gleich Heinrich das Stehlen von Zeit zu Zeit fortsetzte und es aller Züchtigungen ungeachtet nicht lassen konnte. Als er es aber endlich einmal gar zu arg machte, und deßwegen auch vielleicht zu hart gestraft wurde, so ging er heimlich fort; man erfuhr hernach, daß er in holländische Dienste gegangen, und weil er auch dort das Stehlen fortsetzte, gehangen worden sey.

Doctor Gall hat diesen bedauernswürdigen jungen Menschen nicht gekannt, hätte er mit ihm zu gleicher Zeit gelebt, so würde er gewiß nach dem Diebsorgan geforscht, und es vielleicht auch gefunden haben. Aber nun der Philosoph — der Rezensent aller göttlichen Einrichtungen in der physischen Welt, was wird der sagen? — wenn der arme Heinrich Schiffel das Diebsorgan nicht gehabt hätte, so hätte er nicht gestohlen, und was konnte er dafür, daß er das Diebsorgan hatte? Dies hab ich zwar den Doctor Gall nicht gefragt, als ich in Gesellschaft des badischen Hofs sein Collegium hörte, aber das sagte ich ihm, daß sein System Anlaß zu dieser Frage geben könnte, und er antwortete mir: der Mensch behält, aller überwiegenden Neigungen seiner verdorbenen Natur ungeachtet, doch seinen freien Willen. Ich füge noch hinzu: und die Religion verspricht Sieg und Ueberwindung auch über die Kräfte der Höllen-, geschweige der Diebsorgane. Hätte Heinrich Schiffel eine ächt-christliche Erziehung gehabt, doch daß er die nicht hatte, daran war er nicht schuld, hätte er sich selbst der Gnadenmittel bedient, die ihm bei reiferen Jahren angeboten wurden, so hätte er durch ernsten Kampf überwinden können; um dies durch

eine Erfahrung zu bestätigen, so erzähle ich das Gegenstück in einer Geschichte.

In meiner Jugend kannte ich eine Bettelfrau, die große Else genannt; ihr Mann war wegen Dieberei gehangen worden, mit ihm hatte sie drei Kinder gezeugt, die sie mit sich herumschleppte. Das älteste war ein Knabe von 10 Jahren, die beiden andern waren Zwillinge, Mädchen von 8 Jahren. An eine vernünftige christliche Erziehung war hier nicht zu denken; ihre Erziehung bestand blos darinnen, so lang mit Betteln an der Thür anzuhalten, bis sie etwas bekommen hätten, und sich ja durch nichts abschrecken oder abhalten zu lassen. Nun wurde die große Else krank, es war Sommer und sie lag auf einem Dorf, im Fürstenthum Nassau-Siegen, auf der Lützel genannt, in einer Scheuer; vor ihrem Tod vermachte sie dem Sohn das Fürstenthum Nassau-Siegen, der einen Tochter das Fürstenthum Nassau-Dillenburg, und der andern die Grafschaften Wittgenstein und Berlenburg, dabei machte sie allen dreien zur Pflicht, daß keins im Lande des Andern betteln sollte. Nun legte sie die Füße zusammen und starb. Die Bauern ließen sie begraben, und die Kinder traten nun ihre Erbschaft an, jedes bettelte in dem ihm angewiesenen Land. Der Knabe hieß Hannes, er bettelte und wuchs unter dem Betteln heran, so daß er ein schöner, gesunder und wohlgebildeter Bursch wurde.

Nun wohnte dort ein schweizerischer Mennonite auf einem herrschaftlichen Hof, den er gepachtet hatte; bei diesem hielt sich Hannes oft wochenlang auf, und fing auch allmälig an, die Arbeit zu verrichten, zu der man ihn anwies. Der Pächter Ulrich, ein sehr frommer Mann, unterredete sich mit seiner Frau,

und sie beschlossen, den armen Jungen anzunehmen, ihn zu erziehen, und so viel lernen zu lassen, als er in seinem künftigen Stand nöthig haben würde.

Sie nahmen also den Knaben vor und sagten ihm, sie wollten ihn behalten, wenn er ihnen folgen, sich gut aufführen und fleißig seyn wollte. Der Knabe versprach mit tausend Freuden alles, er wurde ordentlich reinlich gekleidet, in die Schule geschickt, und in den übrigen Stunden half er die Feldarbeit verrichten. Er lernte lesen, schreiben und rechnen, und in der Religion wurde er vortrefflich unterrichtet, welchen Unterricht dann seine Pflegeltern in Ausübung zu bringen suchten. Alles ging herrlich von statten. Der Knabe wurde fleißig, brav und treu, in allen Proben, die man mit ihm machte, fand man ihn bewährt.

Als er ungefähr 18 Jahr alt war, so bemerkte man eine gewisse Schwermuth an ihm, er weinte oft in der Stille, zu Zeiten fand man ihn auch an abgelegenen Orten auf den Knieen liegen und beten. Ulrich und seine Frau drangen deßwegen in ihn, und wollten wissen, was ihm fehle. Endlich brachten sie es heraus; unter vielem Schluchzen und Weinen sagte er: „Liebe Eltern! ich hab' von Kindheit auf einen unwiderstehlichen Trieb zum Stehlen gehabt, ich hab' auch immer gestohlen, bis ich bei Euch gekommen bin; seitdem hab' ich Euch zwar nichts Wichtiges genommen, aber doch immer etwas, das Ihr nicht gemerkt habt. Ich kann's nicht lassen, und wenn der Scharfrichter mit dem Strick vor mir stände. Der liebe Gott hat mich aber bis dahin bewahrt, daß ich noch keinen groben Diebstahl begangen habe; nun steht mir immer meines armen Vaters Schicksal vor Augen, und wenn ich doch eine Gelegenheit etwas zu

stehlen finde, so ist die Lust immer viel größer als die Furcht vor der Sünde und vor der Strafe.

Ulrich und seine Frau stutzten gewaltig, als sie das hörten, und fast reute es sie, daß sie sich des armen Jungen angenommen hatten; und doch dachten sie auch, wenn sie ihn jetzt wieder gehen ließen, so wäre er verloren und würde dann doch endlich am Galgen sterben müssen.

In dieser Verlegenheit beschloßen sie endlich, zu einem gewissen frommen und gelehrten Mann zu gehen und ihn um Rath zu fragen; und nach reiflicher Ueberlegung beschloßen sie, den Hannes mitzunehmen. Sie gingen also zusammen zum Herrn von Plönnies (so hieß der fromme vortreffliche Mann) und erzählten ihm die ganze Sache umständlich. Plönnies sahe den jungen Menschen durchdringend an und sagte: du bist also mit Ketten der Finsterniß gebunden, mehr als andere Menschen, aber diese Ketten mußt du zersprengen.

Hannes. Ach lieber Herr! das kann ich eben nicht, das ist meine Klage.

Plön. Ist es dir dann herzlich ernst, dieses Elends los zu werden.

Hannes. Ja wahrhaftig! herzlich ernst, aber all' mein Beten hilft mich nichts.

Plön. Zu wem hast du denn gebetet?

Hannes. Ei! wie können Sie fragen; zum lieben Gott.

Plön. Weißt du dann auch, wo man den lieben Gott suchen muß, wenn man erhörlich beten will?

Hannes. Ja, der liebe Gott ist ja allenthalben, auch hier bei uns.

Plön. Das ist wahr, aber wir müssen Ihn in

seinem Sohn, unserem Herrn Jesu Christo, recht ernstlich anbeten, sonst werden wir nicht erhört.

Hannes. Das habe ich nicht gewußt.

Plön. Jetzt weißt du es; bete unaufhörlich zum Herrn Jesus, und flehe zu Ihm um seinen heiligen Geist, so bekommst du Ihn gewiß, und der wird dir dann auch Kraft geben, diese abscheuliche Neigung zu überwinden.

Nun will ich dir aber noch einen guten Rath geben, wenn du dem folgst, so wirst du gewiß des Uebels los: Nicht wahr, wenn du etwas siehst, das dir gefällt, so bekommst du Lust, es zu nehmen, und nimmst es auch wirklich?

Hannes. Ja! aber doch nicht immer: die Lust kann ich zu Zeiten überwinden, aber zu Zeiten auch nicht.

Plön. Aber kommt dir dann nie die Reue, wenn du etwas gestohlen hast?

Hannes. O ja! einmal früher, ein andermal später.

Plön. Gut! sobald dir diese Reue kommt, so bringe das Gestohlene seinem Eigenthümer wieder, oder wenn du es nicht mehr hast, so klage es ihm wenigstens.

Hannes. Dem Rath will ich gerne folgen, aber es wird mir schwer werden.

Plön. Folge du nur, diese Uebung wird dir immer leichter werden, und bald wirst du sie nicht mehr nöthig haben.

Hannes versprach das Alles treulich zu befolgen; er kämpfte, strauchelte, fiel und raffte sich wieder auf, so ging das nun eine Zeitlang fort.

Einstmals, als er aufs Feld geschickt wurde, um dort etwas zu verrichten, so führte ihn sein Weg über eine Landstraße; hier fand er auf einem Stein einen

Korb stehen, der mit einigen Kleidungsstücken angefüllt war, neben ihnen am Rand guckte ein Päckchen mit Geld hervor, flugs griff Hannes zu, nahm das Geld und versteckte sich ins Gebüsch; bald kam ein junges Mädchen aus dem Gebüsche, hob den Korb wieder auf den Kopf, ohne gewahr zu werden, daß das Geld fort war; dann ging sie ihres Weges, und Hannes nun auch. Nach und nach kam ihm die Reue; er wußte nicht, wem ers gestohlen hatte, und es fing an wie Feuer auf seiner Seele zu brennen; nach ein Paar Tagen erscholl das Gerücht, daß dem P.... zu K. die Magd mit 200 Gulden durchgegangen sey; man verfolgte sie durch Steckbriefe und fand sie nicht. Dazu kam nun noch die Nachricht, sie seye bei M.... in den Rhein gesprungen und ertrunken. Jetzt ging dem Hannes das Wasser an die Seele, jetzt drang die Reue so tief in sein Herz, daß er gänzlich von seinem Uebel kurirt war; das Erste, was er vornahm, war, daß er mit dem Geld nach K. zu dem P. ging und ihm sagte, da seye sein Geld, er habe es auf der Landstraße gefunden. P. schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief: Ach mein Gott! das arme Mädchen! Hannes taumelte im tiefsten Kummer fort, und kehrte sich nicht daran, daß ihm P. nachrief: er solle warten, er wolle ihm ein Trinkgeld geben.

Nun wurde in den Zeitungen bekannt gemacht, das Geld habe sich gefunden, und das Mädchen sey unschuldig. Diese hatte arme, aber sehr rechtschaffene Eltern, die sich über die Untreue ihrer sonst so braven Tochter krank grämten, und wie sehr sie sich freuten, als sie erfuhren, daß sie unschuldig sey, das läßt sich leicht denken; nun betrauerten sie sie christlich, und befahlen Gott die Sache.

Der gute Hannes litte nun fürchterlich, der unglückliche Tod des armen Mädchens lastete Centnerschwer auf seiner Seele; er kam sich selbst abscheulich vor, und es kam so weit, daß man ihn hüten mußte, weil man den Selbstmord fürchtete. Auf einmal kam das Mädchen wieder zum Vorschein, sie war durch Fischer gerettet worden, die gesehen hatten, daß sie ins Wasser gesprungen war. Es läßt sich kaum denken, welche Freude die Wiederkunft dieser hartgeprüften Person allenthalben bei ihren Eltern, bei ihrem Herrn, und vorzüglich bei dem Hannes erregte. Dieser nun gänzlich kurirte Jüngling fing nun eine Laufbahn an, die ihn als den edelsten Menschen auszeichnete; er heirathete hernach das Mädchen, lebte glücklich und im Segen, und erst auf seinem Todbette erzählte er Frau und Kindern zum Preis Gottes diese Geschichte.

28.

Schreiben eines reisenden Juden aus der Vorzeit.

Friede sey mit dir, von dem Gott unserer Väter, und mit deinem ganzen Hause!

Lieber Rabbi Aaron! ich hatte dir versprochen, viel Neues aus dem Land unserer Vorfahren zu schreiben, und wahrlich, ich kann es; ich hab' Dinge gehört und erfahren, die noch Niemand, so lang die Welt steht, gehört und erfahren hat. Ich werde mich der strengsten Wahrheit befleißigen, und ich versichere dir bei unserem heiligen Tempel, den ich nun auch gesehen habe, daß ich nichts übertreibe, und daß ich mich nicht im Geringsten in irgend etwas täusche.

Du weißt, daß ich im vorigen Jahr im Monat Sivan von Worms abreiste; in Rom hielt ich mich nur wenige Wochen auf. Von der unbeschreiblichen Pracht dieser Stadt sag ich dir kein Wort, du hast sie selbst gesehen; mir begegnete auch einmal der Kaiser Tiberius zu Pferd, von einigen Trabanten begleitet, aber er machte wenig Eindruck auf mich; nur das schnitt mir Wunden in's Herz, daß dieser Heide, der aber so wenig an seine Götter glaubt, als unser Nachbar Levi an den Gott Israels und den Messias, das Volk Gottes beherrscht; noch

nie war mir diese Vorstellung so lebhaft als jetzt, und ich muß dir, meinem alten treuen Lehrer, so ganz sagen, wie mir von diesem Augenblick an auf der ganzen Reise zu Muthe war:

Ich stellte mir so vor, welche herrliche Verheißungen Gott unsern Vätern durch seine Diener, die Propheten, gethan, und was er ihnen versprochen habe, und man erfahre nun gerade das Gegentheil. Dann fiel mir unser Nachbar Levi ein — sollte es denn wahr seyn, was er sagt: die Heiden erzählten auch viel von Wundern, die ihre Götter gethan hätten, auch sie hätten alte heilige Schriften, so gut als wir, jetzt aber zeige sich bei ihnen, so wenig als bei uns, irgend ein Wunder, oder irgend eine göttliche Offenbarung; man sehe also augenscheinlich, daß alles nach der Ordnung der Natur gehe, folglich immer auch so gegangen habe; was in allen alten Büchern stehe, sey Fabelei und Dichtung!

O lieber Rabbi! wie wehe wurde es mir dann um's Herz — ich flehte zum Gott Israels um Licht, aber ich erblickte auch nicht den geringsten Schimmer.

Auf dem Schiff waren mehrere Juden, die auch nach dem jüdischen Land reisten, aber mit denen war auch nichts zu thun, die dachten an ihren Handel, und bezahlten die Spöttereien der römischen Schiffer und Soldaten mit Witz.

Unter den Soldaten waren viele Teutsche aus den Stämmen der Markmannen, Schwaben, auch einige Katten; mit diesen Landsleuten, die zwar rauh, aber ehrlich und bieder sind, ging ich noch am liebsten um, sie reisten auch nach Jerusalem, um dort die Besatzung zu verstärken.

Das einzige, was mich in meinem Kummer noch aufrecht hielt, war der Gedanke an den verheißenen

Messias, von dem du mir so viel Schönes gesagt hast, und ich vertrieb mir die Zeit mit dem Lesen dieser Verheißungen in unsern Propheten; endlich kamen wir dann zu Joppen an, wo ich bei dem Gerber Simon einkehrte; ich überreichte ihm deinen Empfehlungsbrief, und wurde nun brüderlich aufgenommen. Du kannst denken, daß ich die erste beste Gelegenheit ergriff, um mein Herz in die Seele dieses braven Mannes zu ergießen; aber wie ward mir, als er mir mit lächelnder Miene, aber im Vertrauen sagte: Höchstwahrscheinlich ist der längstersehnte Messias nun da: ein junger Mann, Namens Jesus von Nazareth, hat seit mehr als zwei Jahren solche Thaten verrichtet, wie man sie noch nie erfahren hat, kein Prophet hat jemals solche Wunder gethan, wie er, und das geschieht nicht etwa in's Geheim, unter wenigen seiner Anhänger, sondern vor den Augen vieler Hunderten, ja Tausenden, so daß es unmöglich Jemand läugnen kann; er rührt die Kranken an, befiehlt, sie sollen gesund werden, und sie werden gesund; er gebeut den bösen Geistern in den Besessenen, und sie fahren ohne weiters auf der Stelle aus, bekennen auch wohl laut, er sey der Messias.

Mir stürzten Thränen der Wonne aus den Augen, ich muß ihn sehen! rief ich aus; dazu kannst du leicht kommen, antwortete Simon, denn er zieht immer im Land umher, viele Leute strömen zu ihm hin, und man weiß immer und überall, wo er ist. Aber, fuhr ich fort, was sagt denn unsere Obrigkeit von ihm? Wofür halten ihn die Priester und die Schriftgelehrten? — Simon zuckte die Schultern und erwiederte: Der Vierfürst, oder wenn du willst, der König Herodes und sein Hof, bekümmern sich

nicht um ihn; zuweilen hören sie von seinen Wundern und Thaten, aber das thut weiter keine Wirkung, als wenn man von einem neuen Schauspiel hört, und wünscht es denn zu sehen; käme Jesus und kündigte an, er wollte auf dem Theater einen Todten erwecken, so würde man mit der freudigsten Neugier erscheinen, die Hände warm klatschen, und hernach im Kabinet beschließen, wie man den gefährlichen Menschen ohne Geräusch aus dem Weg schaffen könne und müsse.

Die Priester, Schriftgelehrten und Obersten, stolz auf ihren Adel und Würde, verachten Jesum wegen seiner Herkunft, denn er ist ein Zimmermann seines Handwerks, und eines gemeinen Zimmermanns Sohn aus Nazareth in Galiläa; zwar ist er aus Davids Geschlecht, aber dies ist durchgehends arm und ohne Ansehen; die merkwürdigen Dinge, die bei seiner Geburt vor zwei und dreißig Jahren vorgingen, die hat man vergessen, und auf das Zeugniß eines heiligen Einsiedlers aus dem Stamm der Priester, des Johannes Zacharias Sohn, der ihn für den Messias feierlich ankündigte, achtet man gar nicht. Er müßte ein vornehmer Jude, von großem Ansehen, tapfer, ein Feind der Römer, ein eifriger Pharisäer u. s. w. seyn, dann würden sie eher an Ihn glauben, und doch würde wiederum Jeder in seinem Herzen griesgramen, weil es Jeder selbst gern seyn möchte.

Du kannst denken, lieber Rabbi! wie ich erschrack. — Mein Gott! sagte ich, sind die Väter unseres Volkes so tief gesunken? Lieber Joseph! versetzte Simon, das sind noch Kleinigkeiten, du reisest jetzt in's Land, du wirst noch andere Sachen erfahren. Aber, fuhr ich fort, was sagt denn Jesus

dazu? Simon antwortete: er predigt mächtig gegen das große Verderben, kündigt sich mit größter Wärme und der herzlichsten Erbarmung als den Messias, den Erlöser der Menschen und den Seligmacher an; selbst im Tempel zu Jerusalem, wo Er oft erscheint und lehrt, geht Er den Priestern und Obersten mächtig zu Leibe, Er schilt sie Heuchler und Schlangenbrut, und verkündigt ihnen schwere bevorstehende Gerichte, aber das macht sie nur noch erbitterter, und sie trachten Ihm wirklich nach dem Leben. Dies alles kam mir sonderbar vor. Wenn der Messias unser Volk auf den höchsten Gipfel des Wohlstandes erheben soll, wie das ja in den Propheten häufig verheißen ist, — so dachte ich — so muß Er ja durchaus von Hohen und Niederen dafür angenommen werden, Alle müßten Ihm gehorchen und sich Ihm als ihrem König unterwerfen; kurz, lieber Rabbi! es wurde mir wieder so dunkel, wie vorher. Nun beschloß ich, den Mann selbst zu sehen, wo möglich zu sprechen, alles genau zu prüfen, und mir so Gewißheit zu verschaffen; ich reiste also, sobald ich konnte, von Joppen ab.

Auf der Reise nach Jerusalem hörte ich erstaunliche Dinge von dem Propheten von Nazareth; man sprach überall von Ihm; daß Vieles übertrieben war, das kannst du denken, an Spotten und Lästern fehlte es auch nicht, ich sahe auch mehrere Kranken, die er geheilt hatte; daß diese voll Lobens und Rühmens waren, ist leicht zu erachten, und eben so begreiflich ist es, daß Ihn diese auch öffentlich für den Messias erklärten.

Gegen Abend des dritten Tages kam ich zu Jerusalem an; der Anblick der heiligen Stadt machte einen tiefen, ehrfurchtsvollen Eindruck auf mich; der

prächtige Tempel, der hoch emporragt, sein goldenes Dach, die Burg Zion und die vielen großen und starken Thürme zeigen eine Majestät, die man sehen muß, wenn man sich einen Begriff davon machen will; aber wie ward mir, als ich in die Stadt kam und durch die vielen Gassen wandelte, bis ich zu meiner Herberge gelangte? — Muthwillige Jugend, die Jeden neckt, der bei ihnen vorbeigeht, liederliche Weibspersonen, leichtfertig gekleidet; Römer und römische Soldaten, die mit einem Stolz einherschreiten, der Jedem laut sagt, daß sie unsre Herren sind, und dann Priester, Gelehrte und Rathsherren — nun davon sag' ich nichts; kurz, es wurde mir weh um's Herz, und ich eilte in meine Herberge, die ich bei einem frommen Krämer fand, an den mich Simon von Joppen empfohlen hatte.

Mein Wirth und seine Familie sind sehr eingezogene, feine Leute, sie glauben auch, daß Jesus der Messias sey, sie erzählten mir viel wunderbare Dinge von Ihm, so daß mein Glaube wieder wuchs, aber auch das Verlangen, Ihn zu sehen und zu sprechen. Doch dies mußte ich noch einige Wochen aufschieben, um in Jerusalem erst meine wichtigsten Geschäfte abzuthun. Ein paarmal ging ich auch mit meinem Wirth nach Bethanien, wo drei ledige, reiche Geschwister beisammen wohnen; das sind ganz vortreffliche Leute, bei denen sich Jesus häufig aufhält, wenn Er in die Gegend kommt. Diese heilige Familie besteht aus einem Bruder und zwei Schwestern, er heißt Lazarus, und die Schwestern Martha und Maria. Ich wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, da hörte ich nun recht viel von Jesus, seinem göttlichen Charakter und seinen herrlichen Thaten; da ich nun meinen

Wunsch äußerte, zu Ihm zu reisen, so billigten sie das sehr, Lazarus gab mir einen Brief an Ihn mit. Dieser liebe Mann ist schwächlich und von einem freundlichen, stillen und wehmüthigen Wesen; darinnen ist ihm auch seine Schwester Maria ähnlich, Martha aber ist eine rasche, thätige und sehr lebhafte Person, aber eben so fromm und rechtschaffen, wie ihre Geschwister. Die Lieben sagten mir, ich würde Jesum in Galiläa, vermuthlich in Kapernaum, finden.

Den ersten des Monats Schebat trat ich meine Reise nach Galiläa an; in der Nähe von Kapernaum erfuhr ich, daß Jesus nach Nazareth gegangen sey, um seine Mutter zu besuchen; dies freute mich sehr, denn da konnte ich die merkwürdige Familie beisammen antreffen, ich wendete mich also linker Hand gegen Abend und reiste zwischen den Bergen Hermon und Thabor herauf, quer durch das Thal Esdrelom und dann auf das Gebirge, wo ich dort das Städtchen Nazareth auf einem Hügel in einem flachen Thal liegen sah; das Herz fing mir an vor Erwartung zu pochen, ich beflügelte meine Schritte, und bald schritt ich zum Thor hinein. Hier fand ich einen alten Mann vor der Hausthür sitzen, den fragte ich, wo sich der Prophet Jesus aufhielt? — Er wies mich die Gasse hinauf und dann linker Hand eine Gasse hinein, dort würde ich viele Lahme, Blinde und Kranke vor einer Thür antreffen, da sollte ich hineingehen. Ich eilte fort und fand es so, wie der Alte gesagt hatte.

Als ich nahe hinzu kam, so sahe ich eine ältliche Frau, die mit ausgebreiteten Armen zur Thür herausstürmte, in die Höhe und gierig um sich blickte, als ob sie die Welt noch nicht gesehen hätte; sie

weinte laut und lobte Gott mit Jubel; ich erfuhr bald, daß sie vor einer Minute blind hinein gegangen und nun sehend geworden sey. Nun drängten sich mehrere Leidende hinzu, es standen aber Männer an der Thür, die nur Einen nach dem Andern hineinließen; unter andern sah ich einen Menschen mit auswärts krumm gewachsenen Beinen, sich auf Krücken herbeischleppen, diesen beobachtete ich wohl, um ihn genau zu kennen, man half ihm hinein, und kannst du es glauben? Lieber Rabbi! — gerad und gestreckt kam er wieder heraus, die Krücken unter dem Arm, lief hin, rief laut, dankte und lobte Gott.

Jetzt hatt' ich genug gesehen, das kann nur der Schöpfer, dachte und sagte ich. Aber wie konnte ich nun zu dem Wunderthäter kommen, das war jetzt meine Hauptsache — zur Thür hinein, das war nicht möglich; ich hörte aber die Leute im Haus arbeiten, hobeln, sägen und mit einer Axt hauen; ich ging also um die Ecke des Hauses und sah durch's Fenster einige junge Männer mit Schreinerarbeit beschäftigt, ich grüßte sie freundlich und bat sie, mich hinein zu lassen; einer von ihnen wies mir ein kleines Hinterthürchen, ich ging hinein und zu ihnen in die Werkstätte; nachdem ich mich ihnen bekannt gemacht hatte, so äußerte ich meinen sehnlichen Wunsch, den Rabbi zu sehen und zu sprechen — sanft und freundlich antwortete mir der Aelteste: Mein Bruder wird von der großen Anstrengung sehr müde, du wirst ihn diesen Abend schwerlich sehen können; hierauf versetzte ein Anderer: wenn er doch früh fertig würde — ich will einmal der Mutter rufen; er lief hin, und eine sehr ansehnliche, einfach und reinlich gekleidete Frau

von 46 bis 48 Jahren trat herein; Rabbi! welch' eine Frau! aus dem sanften, bescheidenen Gesicht strahlte eine verborgene Majestät hervor — Rabbi! ich hätte niederfallen mögen. Sie redete mich freundlich an und hieß mich zu sich niedersitzen; das that ich, sie sprach lauter Worte der Weisheit und der Frömmigkeit; sie erzählte mir, daß ihr ein Engel die Geburt ihres Sohnes angekündigt habe, daß er gewiß der Messias sey u. s. w. Dann erfuhr ich auch, daß die zween junge Männer, die da arbeiteten, ihre jüngeren Söhne seyen u. s. w. Ich konnte nicht müde werden, mit der herrlichen Frau zu reden; indem trat ein bildschöner junger Mann herein, ein kalter Schauer lief mir über die Haut, allein er war es nicht, sondern seiner Jünger einer, er sagte zur Mutter, welche Maria heißt: der Rabbi ist ins Cypressenwäldchen gegangen. Dann stellte Maria mich ihm vor und sagte: Siehe, Johannes! ein Sohn unseres Volkes, der aus den fernsten Abendländern kommt und nun von Jesus gehört hat; er brennt vor Verlangen, Ihn zu sehen. Johannes sah mich freundlich an und sagte: Friede sey mit dir! — Der Rabbi ist müde, aber komm, ich will dich zu Ihm führen! — Mir traten die Thränen der Freude in die Augen — wir gingen — Ach! Aaron! welche Menschen sind das! — Solche hab' ich nie gesehen; tiefer, inniger Friede, Liebe und Frohsinn, und dabei Ruhe und Freundlichkeit leuchtet aus allem hervor, was sie thun und lassen; so fand ichs auch in Bethanien. — Ja, wenn der Messias lauter solche Leute verlangt, so sieht's mit unserm Volk übel aus, und doch muß sein Reich aus lauter solchen Leuten

bestehen, wenn es anders das seyn soll, wie es die Propheten beschreiben.

Wir kamen ins Cypressenwäldchen, dort saß Er; wir nahten uns Ihm, Er stand auf und ging uns entgegen. — Rabbi! welch ein Mann! — Lang, etwas hager, mit braungelblichen Locken, die über die Schultern herabhingen, eben einen solchen Bart, der sich in der Mitte spaltet, ein Grübchen im Kinn, nußbräunlich im Gesicht, eine gebogene Nase, einen etwas aufgeworfenen Mund, helle, durchdringende, etwas röthliche Augen, so als ob Er eben geweint hätte; dabei sieht Er freundlich, aber traurig ernst aus; so stand Er vor uns; — je länger man Ihn ansieht, desto mehr entwickelt sich in seinem Angesicht eine verborgene Majestät, die etwas Göttliches anzeigt und durchaus unbeschreiblich ist; Er sah mich durchdringend an und ich fühlte, daß Er mein ganzes Wesen durchschaute. Ich konnte mich des Niederfallens nicht enthalten, aber Er hub mich auf; nun sagte ich: Herr! ich habe viel von dir gehört, und ich komme her, um mit eigenen Augen zu sehen und mit meinen Ohren zu hören, ob du wirklich der Messias seyst? Nun hab' ich aber schon so viel gesehen und gehört, daß ich nicht mehr zweifeln kann, sondern wirklich glaube. Mit unbeschreiblicher Huld und zurückgehaltener, aber durchdringender Stimme antwortete Er: Selig bist du, daß du glaubst!

Ich. Ich komme aus fernen Abendländern, wo ich im Dienst eines Kaufmanns von unserer Nation bin, ich hab' in Jerusalem und dortiger Gegend Geschäfte, der innige Wunsch, dich zu sehen und zu hören, hat mich hieher zu dir geführt; vergib mir, wenn ich dich in deiner Ruhe störe!

Er. Meine Ruhe ist, wenn ich den Wil-

len meines Vaters erfülle, und der will, daß alle, die zu mir kommen und an mich glauben, selig werden sollen.

Ich (mit Thränen in den Augen). Herr! was muß ich thun, um selig zu werden?

Er. Bleibe bis nach Pfingsten zu Jerusalem, so wirst du erfahren, was du thun mußt.

Jetzt gab ich Ihm den Brief von Lazarus, Er las ihn und fuhr dann fort: Halte dich, so viel es deine Geschäfte erlauben, in Bethanien auf, da wirst du mich wieder sehen; jetzt gab mir Johannes einen Wink, und ich entfernte mich mit den Worten: Herr, gedenke meiner! Er drückte mir die Hand und sprach mit unbeschreiblicher Huld: Friede sey mit dir, mein Sohn! beharre im Glauben an mich, und in der Liebe zu Gott und den Menschen, so wirst du dereinst ein Erbe meines Reichs werden.

Wie mir zu Muth war, lieber Rabbi! das kann ich mit Worten nicht ausdrücken. Johannes sagte mir unterwegs vieles, das ich dir einst mündlich erzählen werde. Dieser Mann ist einem Engel Gottes ähnlich, er athmet lauter Liebe.

Des andern Tages reiste ich nun wieder nach Jerusalem zurück und versah meine Geschäfte; so viel und so oft ich konnte, ging ich nach Bethanien, um mich mit diesen Freunden von dem zu unterhalten, den unsre Seelen lieben; mein ganzes Wesen ist mit Jesus erfüllt, und ich bin ganz ein anderer seliger Mensch, seitdem ich Ihn gesehen habe.

Lazarus wurde immer schwächer und endlich ernstlich krank; seine Schwestern waren höchst betrübt, aber alle ihre Haffnung war auf Jesus gerichtet,

sie schickten Boten zu Ihm, aber Er kam nicht, und Lazarus starb.

Ich betrachtete mich, als zur Familie gehörig, ich weinte und trauerte mit — aber das konnte ich nicht begreifen, daß Jesus nicht gekommen war, um seinen Freund zu retten. Lazarus wurde indessen begraben. Endlich am vierten Tage entstand das Gerücht, Jesus sey unterwegs. — Jetzt machte sich Martha auf und lief Ihm entgegen, ich aber nebst noch vielen vornehmen Bürgern und Nachbarn aus Jerusalem und Bethanien blieben bei der tiefgebeugten Maria, um sie zu trösten. Nach einer Weile kam Martha eiligst gelaufen und sagte ihrer Schwester etwas ins Ohr, diese fuhr schnell auf und lief mit fort; wir folgten ihnen nach und sahen, daß sie die Straße nach Anathor zu hinauf liefen. Jetzt merkte ich, daß Jesus am Kommen sey, und so war's auch, denn bald hernach sahen wir Ihn, von seinen Jüngern und vielen Andern begleitet, daher wandeln; Er unterhielt sich mit den Schwestern und sahe traurig aus. Als Er uns nahe kam und so viele Menschen weinen sah, so weinte Er auch, und nun fragte Er: Wo habt ihr ihn hingelegt? Man führte Ihn hin zum Grabe; jetzt weinte Er noch einmal. Hebt den Stein ab! sagte Er — alles war todtstille, alles war Ohr und Auge. So wie der Stein abgehoben war, empfanden wir alle den Gestank der Verwesung; dies bewog die voreilige Martha zu sagen: Herr, er stinkt schon, denn er liegt schon vier Tage da — Jesus antwortete: Hab' ich dir nicht gesagt, wenn du glauben würdest, so würdest du die Herrlichkeit Gottes sehen? — Nun blickte Jesus empor, mein Gott! welch ein Blick! — mit

göttlicher Majestät sagte Er laut, daß es Jedermann hörte: Vater! ich danke dir, daß du mich erhört hast, doch ich weiß, daß du mich allezeit erhörest, aber um des Volkes willen, das umher steht, sage ich's, auf daß sie glauben, du habest mich gesandt. —

Jetzt streckte Er den Arm gegen das Grab aus und rief mit starker Stimme: Lazarus, komm heraus! — Liebster Rabbi! wie ward mir? Staunen ergriff mich auf meinem Scheitel — Lazarus stand auf gesund und frisch, so wie er in die Leichentücher eingehüllt war; ruhig und ohne irgend ein Zeichen einer Freude, oder sonst eines Affekts zu zeigen, sagte Jesus ferner: Löst ihn auf und laßt ihn gehen.

Du kannst dir die Wirkung nicht vorstellen, welche dieses göttliche Wunder hervorbrachte — da war an keine Täuschung zu denken, Hunderte wußten, Lazarus sey gestorben, Hunderte rochen den Gestank der Verwesung, und alle diese nämlichen Hunderte sahen ihn nun auf den Aufruf Jesus gesund und frisch aus dem Grabe hervorkommen. Ganz Jerusalem gerieth in Bewegung, da war bei dem Unbefangenen kein Zweifel mehr, daß Jesus der Messias sey, aber die Priester und Obersten wurden wüthend darüber, und warum? — blos aus Neid — Jesus ist so sehr gerade das Gegentheil von dem, was sie sind, daß sie Ihn unmöglich, so wenig als Er sie, dulden können. Jetzt säumten sie nicht länger, um Ihn zum Tod zu befördern, — zum Tod! — du staunst, Rabbi Aaron! — lies nur weiter: Sie sahen ein, wenn das so fortginge mit dem Wunderthun, so würde Ihm das ganze

Volk anhangen, und dann wäre es um sie geschehen; indessen war es doch auch mit dem Hinrichten keine so leichte Sache, weil Er einen großen Anhang hat. — Vielleicht bist du neugierig, zu wissen, wie es dem Lazarus jetzt nun zu Muth war? ich sprach oft mit ihm, und er sagte mir, er sey nach seinem Tod in einer großen dämmernden Weite erwacht, und zween Engel seyen bei ihm gewesen, die sehr lieblich mit ihm umgegangen wären und ihm gesagt hatten, er müßte wieder ins irdische Leben zurückkehren, um die Würde des Messias zu bezeugen; übrigens ist er just so, wie er vorher war, doch oft auch in sich gekehrt und wehmüthig.

Ich habe auch Jesum im Tempel lehren hören — da solltest du an meiner Stelle gewesen seyn — alle seine Worte sind Geist und Leben, aber oft auch geheimnißvoll, doch das konnte ich gar häufig merken, daß Er sterben müsse als ein Opfer für die Sünden der Welt, und daß Er hernach bald auferstehn, zum himmlischen Vater zurückgehn, einst wiederkommen und dann erst sein Reich errichten werde. Dies will nun den Juden gar nicht einleuchten, ihre Begriffe vom Reich des Messias sind damit gar nicht übereinstimmend, der Messias soll sie vom Joch der Römer befreien und zu Herren der Welt machen; selbst seine Jünger, welche gemeine Leute und zum Theil Fischer, aber sehr fromme und brave Männer sind, hatten ungefähr die nämlichen Vorstellungen, und die Winke ihres Rabbi von Sterben und Auferstehen wollten ihnen nicht einleuchten.

Ob ich zwar auch mit meinen schwachen Augen dies Dunkel nicht durchdringen kann, so schimmert mir doch ein kleines Licht daraus hervor: es ist unmöglich, daß ein allgemeines Friedensreich Gottes

auf Erden entstehen kann, so lang die Menschen so verdorben, gottlos und ruchlos sind, und vorab wie es unser Volk ist, und mit diesem soll ja doch das Reich Gottes beginnen; wenigstens hast du mich so unterrichtet. Es ist also vorerst eine Anstalt nöthig, wodurch die Menschen besser werden, und diesen Zweck hat Jesus im Auge; jetzt will Er sterben und wieder zu seinem Vater zurückkehren, und wenn dann seine Anstalten jenen Zweck erreicht haben, so will Er wieder kommen und sein messianisches Reich errichten. So sehe ich wenigstens die Sache ein, und eine kleine Unterredung, die ich mit diesem — ich möchte sagen — Gottmenschen im Tempel, in Salomons Halle hatte, hat mich darinnen bestärkt: Ich ging nämlich an einem Abend in den Tempel, um mein Gebet zu verrichten; nun hörte ich, daß Jesus in Salomons Halle sey, ich ging also dahin und fand Ihn mit einigen seiner Jünger allein, Johannes war auch bei Ihm; als Er mich sah, winkte Er mir freundlich und sagte: wirst du über Pfingsten hier bleiben? — Ich antwortete: Ja Herr, wie du befohlen hast! — dann fuhr Er fort: Eile dann zu den Deinigen, bestelle deine Geschäfte und ziehe nach Rom, dort wirst du erfahren, was zu deinem Frieden dient. Mein Reich gehört nicht in diesen Zeitlauf, und es bestehet nicht in irdischer Herrlichkeit, sondern in Befolgung meiner Gebote.

Ich. Herr! ich habe keine Gelegenheit gehabt, deine Gebote zu hören.

Er. Liebe Gott über Alles, den Nächsten als dich selbst, und glaube an mich, so wirst du zu seiner Zeit Alles erfahren.

Friede sey mit dir! — Jetzt mußte ich Ihn verlassen; hochahnend ging ich von Ihm weg.

Die Ostern rückten nun heran und allerhand Gerüchte gingen in Jerusalem umher, die Geschichte von der Auferweckung Lazarus verkühlte bald, und es war eben, als ob nichts geschehen wäre; an einem Morgen früh aber kam mein Wirth mit lautem Geschrei zu mir und sagte: sie haben diese Nacht Jesum gefangen genommen, so eben hat man Ihn mit Stricken gebunden zu Pilatus geführt. Denk', einer von seinen Jüngern hat Ihn verrathen und den Hohenpriestern den Ort gesagt, wo man Ihn finden könnte, sogar hat er das Kommando, das Ihn fangen sollte, begleitet, und im Garten Gethsemane am Oelberg hat man Ihn angetroffen, wollen wir nicht hin und sehen, wie es geht?

Im Augenblick war ich angekleidet und wir liefen zum Richthaus. Mir standen die Haare zu Berge, als ich dahin kam und die Menge Volks in der Wuth, so wie im Aufruhr sah, wie die Priester und Obersten das Volk immer mehr aufhetzten und alle das rasende Getümmel. Ueber diesen Vorfall wurde ich tief bekümmert, und ich sahe nun klar ein, daß unserem Volk abermal ein schweres Gericht bevorstund: denn diese entsetzliche Blutschuld konnte nicht ungerochen bleiben. Wir blieben eine Weile da, um zu erfahren, wo es hinaus wolle; endlich sahen wir Ihn auf dem Hochpflaster herausführen. Ach, Rabbi! welch' ein Anblick! — über den ganzen Leib von der schrecklichen Geißelung mit Blut bedeckt, auf dem Haupt ein Diadem von Dornen, einen alten zerrissenen Purpurmantel um die Schultern und ein Schilfrohr in der Hand, stand Er da — kaum kannte ich Ihn mehr — seine Physiognomie war leidend; ruhig

und mit tiefem Mitleid sahe Er über das Volk hin.

Jetzt denke dir, so hatte man seine Königswürde verspottet, und kannst du es glauben? — das Volk klatschte in die Hände und lachte. Ich hielt das Alles nicht aus, sondern lief fort, verschloß mich in mein Zimmer, weinte und heulte laut. Mein Wirth kam auch bald wieder, auch er weinte, und wir beteten mit einander. Endlich erfuhren wir, man hätte Ihn hinaus nach dem Golgatha geführt, um Ihn zu kreuzigen. Wir blieben zu Haus und waren in tiefer Trauer. Aber denke dir das Wunder, um Mittag fing es an auf einmal dunkel zu werden, die Sonne wurde viel stärker verfinstert, als bei der größten Sonnenfinsterniß, es war wie in der Nacht; bei heiterem Himmel erschien die Sonne dunkel blutroth, und doch war es Vollmond, wo eine Sonnenfinsterniß unmöglich ist. Jedermann erstaunte, zitterte und bebte, denn man merkte wohl, was das zu bedeuten habe; diese Finsterniß währte drei volle Stunden; gegen das Ende derselben gingen wir hinaus nach dem Golgatha, um zu sehen, was vorging. Da fanden wir nun Jesum zwischen zwei Verbrechern am Kreuze hangen, noch lebte Er, ich nahte mich dem Kreuz, so sehr ich konnte, ich fand da Maria seine Mutter und einige Freundinnen im tiefsten Jammer, auch Johannes stand da und schaute seinem leidenden Herrn mit Thränen-Augen in's sterbende Antlitz. Auf einmal hörten wir seine starke Stimme: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! und nun sank sein Haupt vorwärts, Er zuckte ein paarmal und starb. In dem Augenblick entstand ein Erdbeben, so daß Felsen von einander borsten. Wir eilten wieder nach Haus, und als wir durch eine Gasse mit gesenkten Häuptern unsers Weges gingen,

so sahen wir verschiedene glänzende Personen vor uns vorüber schweben; wir erschraken und hielten sie für Engel, aber wir erfuhren hernach, daß es heilige Menschen der Vorzeit gewesen, welche auferstanden seyen und sich hin und wieder frommen Bürgern geoffenbaret hatten.

Zu Hause dachten wir über das Alles nach, und mein Glaube, daß Jesus der Messias sey, wurde durch seinen Tod im geringsten nicht geschwächt, ob ich gleich nicht alles begreifen konnte, denn die Finsterniß, das Erdbeben und die Auferstehung verschiedener Heiligen machte mir's immer gewisser, daß der leidende und sterbende Jesus im Himmel und auf Erden eine höchst wichtige Person seyn müßte; dazu kam noch etwas: auf einmal erscholl das Gerücht, daß im Augenblick des Todes Jesu, nämlich während dem Erdbeben, der kostbare starke Verhang, der im Tempel zwischen dem Heiligen und Allerheiligsten hängt, von oben bis unten von selbst durchgerissen sey, so daß man nun in's Allerheiligste hinein sehen konnte. Dies war mir besonders merkwürdig, und es bedeutete nichts Gutes für unser Volk.

In Jerusalem war nun Alles stille, man sahe überall traurige Gesichter, denn die Raserei war nun vorbei; aber am dritten Tag des Morgens gab's wieder Unruhe, denn es hieß nun, Jesus sey auferstanden — dies mußte ich wissen; ich lief in das Haus, wo ich die Mutter Maria und seine Jünger beisammen wußte, und da erfuhr ich, daß es wirklich wahr war, und man wünschte sehnlich, Ihn zu sehen. Ich mußte meiner Geschäfte halber verreisen, und konnte es nicht abwarten, und doch brannte ich vor Verlangen, den Ausgang dieser wichtigen Sache zu erfahren; indessen war ich getrost, denn in zwei bis drei Wochen kam ich wieder nach Jerusalem.

Ich reiste nach Cäsarien, und dann nach Ptolomais; auf meiner Rückreise kam ich nach Capernaum, wo ich eine große Menge der Freunde Jesus versammelt antraf, sie beteten zusammen und unterhielten sich mit der Hoffnung der Auferstehung Jesus; ich gesellte mich zu ihnen; die allgemeine Sehnsucht, den auferstandenen Messias zu sehen, stieg mit jedem Augenblick, und wurde endlich zum allgemeinen Gebet. — Lieber Rabbi! wie wurde uns: — auf einmal stand Er da, mitten unter uns — ja Er war der Nämliche, sein Angesicht strahlte Freude und hohe göttliche Majestät; ein lieblicher Schimmer glänzte von Ihm umher, sein Gewand war blendendweiß und seine Wunden sahen aus wie rubinrothe Flecken. Die Freude, den Jubel kannst du dir nicht vorstellen, alle weinten, wir alle lagen auf den Knieen, unserer waren bei fünfhundert. Friede sey mit Euch! sagte Er, dann ermunterte Er uns zur Liebe gegen einander, und befahl uns, nach Jerusalem zu gehen, wo wir ferner seinen Willen erfahren würden; dann verschwand Er.

Jetzt waren wir Alle getröstet, wir blieben die Nacht über im Gebet beisammen, und des Morgens reiste ich nach Jericho, einige Tage hernach dann wieder nach Jerusalem; da war es nun wieder, als ob gar nichts vorgefallen wäre; außer den Freunden Jesus hörte und sahe man nichts mehr von der Sache, es war, als ob gar nichts Wichtiges vorgefallen sey; das üppige Lasterleben ging unaufhaltbar seinen Gang fort.

Auf Pfingsten aber gab es wieder etwas Neues: nach einem gelinden Erdbeben strahlte ein feuriger Glanz über dem Haus, wo die Jünger und Freunde Jesus versammelt waren, dieser senkte sich ins Haus

und man sahe Flammen auf den Häuptern der Jünger; jetzt wurden sie alle mit dem heiligen Geist erfüllt, und Einer von ihnen, Petrus, ein Fischer von Bethsaida, redete so kräftig zu dem zusammenströmenden Volk, daß Tausende zu dem auferstandenen Messias bekehrt wurden. Merkwürdig ist, daß jeder von den Zuhörern den Petrus in seiner eigenen Sprache reden hörte, da er sich doch der Landessprache bediente.

Ich war eben damals in Bethanien, als ich aber wieder zurückkam und das alles hörte, so besuchte ich den Petrus; ich fand Johannes und Jacobus den Bruder Jesus, den ich zu Nazareth hatte kennen lernen, bei ihnen. Jetzt erfuhr ich auch die Himmelfahrt Jesus. Die Männer waren nun ganz umgeschaffen, sie sprachen mit einer Kraft und Weisheit, wie ichs außer Jesu noch nie gehört habe; und nun wurde ich ganz von der Erlösung unterrichtet und überzeugt.

Sehr vieles werde ich dir noch dereinst mündlich zu erzählen haben. Lieber Rabbi! lebe wohl!

Was dünkt Euch, meine lieben Leser? wie würde uns zu Muth seyn, wenn wir unerwartet erführen, der längst Erwartete, längst Ersehnte sey da oder dort angekommen — würden wir nicht Alles stehen und liegen lassen, und dahin eilen, und wenn wir den Ort von weitem sähen, würde uns da nicht auch das Herz klopfen, wo Er anzutreffen sey?

Nun dann, so laßt uns treu aushalten im Kampf und in der Liebe zu Ihm, auf jeden Fall werden wir Ihn sehen, und uns freuen mit unaussprechlicher Freude.

Gesammelte Gedichte.

Erste Abtheilung:

Geistliche Lieder.



1.

Die Schöpfung.

Mel. Wacht auf! ruft uns die Stimme.

Ihr hohen Dank- und Jubellieder!
Schallt dort von allen Sternen nieder!
  Die Sonn' hör' unsern Hochgesang!
Der ganzen Schöpfung Lobgetöne
Ermunt're euch, ihr Adams-Söhne,
  Und Töchter auch zum frohen Dank!
    Rühmt unsern Elohim,
    Die Engel jauchzen Ihm
      Hallelujah!
    Er schuf die Welt,
    Die Er erhält,
Lobsing, lobsing Ihm seine Welt!

Es ruhte noch in tiefem Schweigen
Die Zukunft, und der Jubel-Reigen
  Der Morgensterne war noch nicht.
Im tiefsten Dunkel lag der Morgen,
Der Same aller Welt verborgen,
  Verborgen war in Gott das Licht.
    Sein Wort in Himmelspracht
    Rief in die alte Nacht
      Es [illegible]rde Licht!
    Es wurd L[illegible],
      [illegible] L[illegible]t!

Die [illegible]

In tiefer Ferne ruht die Erde,
Das Wort des Lebens rief: Es werde
Ein weiter Luftraum um sie her!
Der Raum erfüllte sich mit Düften,
Die Wolken schwebten hoch in Lüften,
Noch war die Erd' ein trübes Meer;
Elohims Wort erklang,
Es stieg mit wildem Drang
Das feste Land
Aus Fluthen auf;
Den raschen Lauf
Lenkt hin zum Meer des Schöpfers Hand.

Der Gott der Liebe sprach: Es werde
Zum Paradies die öde Erde!
Nun grünt und blüht es überall.
Dort prangen holde Blumen-Wiesen,
Durch welche klare Bächlein fließen,
Mit Pracht erfüllt ist Berg und Thal.
Jetzt ging die Sonne auf,
Der Mond begann den Lauf,
Hallelujah!
Der Morgenstern
In blauer Fern'
Freut sich, und spricht: Auch ich bin da!

Das ew'ge Wort haucht Geist und Leben
In die Natur, und sieh! es schweben
Die Vögelheere in der Luft.
Der Ocean braust vom Getümmel,
Von unzählbarem Thiergewimmel,
Wo ein Abgrund den andern ruft.
Und nun auf Feld und Flur
Regt sich auch die Natur.

wenn Du Dich mir gibest,
nn bin ich so reich wie Du;
m Glück, daß Du mich liebest,
nd' ich wahre Sabbaths-Ruh'.

3.

Der Fall Adams.

Mein Freund zerschmelzt aus Lieb' u. s. w.

mein Geist, in Edens Lustgefilde
Adam, Mutter Eva hin.
und find', daß ihrem Bilde
Geist ich kaum mehr ähnlich bin.
chlagengift und Fersenstich
f gewirkt, und wirkt noch fürchterlich.

len sie im Palmen-Haine
froh den Duft vom Lebensbaum!
wie ist ihr Herz so reine!
hrt ihr Fuß den Boden kaum.
Jehovah dort im Licht,
er Freund mit ihnen huldreich spricht!

, er warnt sie vor dem Falle,
Genuß der gift'gen Todesfrucht.
icht, erfüllt mit Gift und Galle,
nfürst, sieh! wie er flammt und flucht!
es erstes Elternpaar!
n doch jetzt die Größe der Gefahr!

kommt in Gold- und Purpur-Schimmer,
Bogenzug, empor die Brust;
bleicht wie falber Schwefel-Glimmer,
t Wuth, mit teufelischer Lust,
n Zug in's Schlangenherz,
e wüthend auf und züngelt himmelwärts.

Sie birgt die Wuth und kommt mit sanftem Schmeicheln
In weiten Kreisen zum verbot'nen Baum;
Genießt die Frucht und schleicht mit frommem Heucheln
Zum Elternpaar und sagt: ich glaub' es kaum,
Daß Gott die Frucht euch hat versagt,
Mir widerfährt ja nichts, und seht! ich hab's gewagt.

In mich hat sich jetzt Himmelskraft ergossen,
Ich spreche jetzt und hab' Verstand wie ihr.
So bald ihr habt die süße Frucht genossen,
So seyd ihr gleich wie Gott, dies glaubet mir!
Allein ihr seht, Gott will das nicht,
Er hält euch gern zurück von seinem höhern Licht.

Unsel'ger Blick! die Eltern essen beide,
In ihren Adern wüthet Gift und Tod,
Argwohn und Mißmuth tilgen jede Freude,
Und füll'n die Brust mit trüber Angst und Noth.
Aus Scham sieht Keins das Andre an,
Und jeder Pulsschlag klagt: was haben wir gethan!

Die Sonne sinkt in Trauerflor verschleiert,
Der Mond steigt schamroth dort im Osten auf.
Es schweigt der Wald, der ganze Himmel feiert,
Das Wild erbebt, der Strom hemmt seinen Lauf.
Der Richter kommt! — Erbarme Dich!
Das Menschenpaar versteckt im dunkeln Busche sich.

Die Stimme tönt, und Berg und Thäler zittern,
Der Himmel horcht, bedeckt mit Wolken sich,
Jehovah spricht, Er spricht nicht in Gewittern,
Sein Fluch ist Huld, Er zürnt nicht ewiglich.
Erlösung ist sein hoher Plan,
Er blickt mit ew'ger Gnad' die ganze Menschheit an.

Der Schlangenfluch erschüttert alle Welten,
Doch Jeder fühlt, wie höchst gerecht er ist:

Sie sticht die Fers' des Helden aller Helden,
Und freut sich höchlich ihrer Schlangenlist,
Sie sticht und tobt, und scheut das Licht,
Bis einst der Schlangentreter ihr den Kopf zerbricht.

Kommt, Adams=Kinder, zum Versöhnungs=Throne!
Und huldigt Ihm, der liebend für uns starb.
Schenkt Ihm euch ganz zum Dank= und Schmerzenslohne,
Ihm, der uns ja die Strahlenkron' erwarb.
Herr, wir sind Dein in Ewigkeit!
Durch Deine Kraft sind wir zum Tod für Dich bereit.

Nun komm ich auch, o Herr! zu Deinen Füßen,
Und bete Dich gerührt im Staube an,
Ich laß Dich nicht, wenn Alle Dich verließen,
Und folge Dir auf meiner Pilgerbahn.
Ist dann vollbracht mein Kämpferlauf,
So nimm den müden Geist in seine Ruhe auf.

4.

Kains Brudermord.

Durchwehe Du mein Herz mit schmerzenvoller Trauer,
Erhab'ner Geist aus Gott! den ersten Fersenstich,
Den ersten Brudermord, mit tief empfund'nem Schauer
Zu schildern treu und wahr, ach, dazu stärke mich!
Den Kains unsrer Zeit zur Warnung, zum Gericht,
Den Habels unsrer Zeit zu Stärkung, Trost und Licht.

Dort kreist im hohen Thor des Cherubs strahlend Feuer,
Kein Frevler wage mehr den Weg zum Paradies!
Das erste Elternpaar steht hier in stiller Feier
Und fleht um jenes Heil, das ihnen Gott verhieß.
Sie harren in der Näh' des Weibessamens schon,
Vergeblich harren sie, es ist noch weit davon.

Und nun bemerken sie mit tiefem Seelen-Schmerze,
Daß Kain keineswegs der Mann Jehovah ist;
Und daß das Schlangengift in seinem wilden Herze
So tiefe Wurzeln schlägt und immer um sich frißt.
Die dunkle Zukunft trübt den sehnsuchtsvollen Blick,
Sie sehnen sich umsonst in's Paradies zurück.

Doch stärkt ihr mattes Aug' ein holder Morgenschimmer,
Der ew'gen Liebe Keim sproßt auf in Habels Brust.
Die Nähe ihres Heils erwarten sie noch immer,
Und Habels Frömmigkeit füllt sie mit Himmelslust.
Sie hoffen nun in ihm den Menschensohn zu seh'n,
Und einst an seiner Hand in's Paradies zu geh'n.

Dies merkte Kain wohl, die Höll' in seinem Herzen
Erhitzt sich nun und füllt sein ganzes Wesen an.
Die Eltern fühlen tief des Fersenstiches Schmerzen,
Und wanken tief gebeugt auf ihrer Kummerbahn.
Doch wenn sie Habel sah'n auf Gottes Wegen geh'n,
So glaubten sie von fern des Jammers Ziel zu seh'n.

Ein Opfertag erschien, ein Lämmlein von der Heerde
Ward jetzt von Habels Hand zum Altar hingeführt.
Auch Kain brachte Frucht mit trotziger Geberde,
Getreide von dem Feld, sein Herz blieb ungerührt.
Auf Habels Opfer blitzt des Cherubs Flammen-Schwert,
Es lodert himmelwärts und ist dem Herren werth.

Und kalt und unberührt bleibt Kains Opfergarbe,
Doch ist sein Herz nicht kalt, es kocht in Höllengluth.
Sein Angesicht wird wild, verliert die Lebensfarbe,
Und Rache blitzt sein Aug', die Zähne knirschen Wuth.
Die ew'ge Liebe warnt, sie warnt zum letztenmal,
Die Warnung lindert nicht des Herzens Höllenqual.

Bald ward die Rache reif, sie glüht in Kains Herzen,
Er lockte Habel hin in's Trauerweiden=Thal
Und schlug ihn wüthend todt, und unter tausend Schmerzen
Erschien der erste Mensch im dunkeln Todtensaal,
Indem der sanfte Geist im Frieden Gottes ruht,
Schreit laut und himmelan um Rache Habels Blut.

Jehovahs Donnerfluch verbannt aus seinen Augen
Den Brudermörder weg. Ein Zeichen im Gesicht
Lähmt jede Rächer=Hand; er darf nun nicht mehr schauen
Das Angesicht des Herrn und seine Eltern nicht;
Unstät und flüchtig schleicht er über Berg und Thal,
In seinem Herzen tobt Verzweiflung, Höllenqual.

Mit banger Ahnung harrt in dunkeln, öden Hütten
Das erste Elternpaar auf seinen liebsten Sohn.
Ach, Eva trauert tief! — und auf ihr ernstes Bitten
Geht Adam mit ihr fort; sie sehn von weitem schon
Das Trauerplätzchen, wo die Leiche Habels ruht,
Sie seh'n den rothen Fleck gefärbt mit Habels Blut.

Entsetzen sträubt ihr Haar und falbe Todtenblässe
Durchschauert ihr Gesicht, das Auge staunt und starrt;
Kein Seufzer löst die Brust und keine Thränen=Nässe
Erleichtert das Gemüth, das Herz ist kalt und hart.
Jehovah sieht's. — Er flößt der Liebe Strahl in's Herz,
Nun weinen sie, und warm verblutet nun ihr Schmerz.

Sie fleh'n Jehovah an, bekennen ihre Sünden,
Sie weinen sich so recht vor seinen Augen aus.
Im Blick auf Golgatha läßt er sie Gnade finden,
Ihr Schmerz wird sanft und still, so wallen sie nach Haus.
In's erste Grab wird nun die Leiche eingescharrt,
Wo Habels edler Staub der Auferstehung harrt.

O Gott! Dir sind bekannt die Fersenstiche alle,
Vom frommen Habel an bis an des Kampfes Ziel.
Du kennst die Folgen all' von Adams schwerem Falle,
Und weißt auch unsre Noth, der Kains sind sehr viel.
Zertritt den Schlangenkopf, o großer Siegesfürst!
Beschütz' uns, bis Du bald Dein Reich errichten wirst.

3.

Das Leben der Patriarchen.

Mel. Mein Salomo, dein freundliches u. s. w.

Schwing dich, mein Geist, empor auf Adlers Flügeln!
Zum Thron des Lichts, allwo der Väter Schaar,
Die in der alten Welt voll Muths und Glaubens war,
Im Harfen-Jubel auf den ew'gen Hügeln
Mit Wonne preist den Herrn der Herrlichkeit,
Und horch', was führte sie zu solcher Seligkeit.

Mit reger Sorgfalt zähmten sie die Lüste
Der Sinnlichkeit, und auch im Kleinsten treu,
War die Verläugnungskraft tagtäglich neu,
Und stärker durch das Wallen in der Wüste,
Durch ihre Sehnsucht nach dem fernen Heil,
Ward ihnen hoher Muth und Kraft zu Theil.

Im dunkeln Blick in die Erlösungs-Tiefen
Erschlaffte nicht des Glaubens Heldenmuth,
Und wenn sie büßend bei dem Opferblut
Um Gnade weinend zum Erlöser riefen,
So strahlte vom geheimnißvollen Thor
Am Paradies ein Gnadenlicht empor.

Mit steter Wachsamkeit auf alle Schritte,
Gedanken, Worte und auf jede That,

Durchwallten sie den langen Lebenspfad,
Mit Liebe fühlten sie, was Jeder litte,
Und boten herzlich ihre Hülfe an,
Auch dem, der niemals ihnen Gut's gethan.

Sie wandelten vor Gott mit heißer Liebe,
In allen Wesen sahen sie den Herrn,
Und sie erfüllten seinen Willen gern,
Sie wußten ihn: denn im erhab'nen Triebe
Zum innern immerwährenden Gebet
Sah'n sie das Licht in seiner Majestät.

Die Demuth war der Väter höchste Zierde,
Für den Geringsten sah sich Jeder an,
Empordrang war für sie nur eitler Wahn,
Sie wußten, daß nur wahre Demuth führte
Zur wahren Ehre, zum erhab'nen Ziel,
Und alle Pracht war ihnen Kinderspiel.

So lebten Sie Jahrhunderte mit Treue,
Und stiegen so von Kraft zu Kraft empor,
Aus ihrem Blick strahlt' Gottes Bild hervor,
Und Jeder war der Wahrheit treuer Zeuge.
Und nah' am Ziele sahen sie sehr weit
In's Dunkel der Erlösungs-Herrlichkeit.

Und dieser Weg ist immer noch der wahre,
Ach, laßt uns ihn mit fester Treue geh'n!
Und stets auf Ihn, den Seligmacher, seh'n,
Damit doch Jeder in der That erfahre,
Daß außer Ihm kein Heil zu finden ist;
Dies findet nur allein der wahre Christ.

6.

Die Sündfluth.

Mel. O Haupt! voll Blut und Wunden.

Mit tief empfund'nem Sehnen
 Blick ich hinauf zu Dir!
O Vater! nimm die Thränen
 Zum Opfer an von mir.
Die Sünden-Greuel steigen
 Zum Himmel fürchterlich,
Und Deine Kinder neigen
 Gebeugt zum Staube sich.

So wie vor alten Zeiten
 Die erste Menschenschaar
Im Taumel wilder Freuden
 Und Lust versunken war,
So sind auch wir versunken;
 Den Taumelbecher hat
Europa ausgetrunken,
 Und wird doch nimmer satt.

Man aß und trank und freite,
 Und fragte dann nach nichts.
Es lachten diese Leute
 Des drohenden Gerichts.
Ganz unerwartet hüllte
 Die Luft in Dunkel sich,
Und schwarzer Donner brüllte
 Von ferne fürchterlich.

Das war schon oft geschehen,
 Man schmauste sicher fort,
Des Sturmwinds heulend Wehen,
 Erschütt'rung hier und dort,

Das waren lauter Sachen
  Der wirkenden Natur,
Des kann der Starke lachen,
  Der Feige fürchtet nur.

Die Arche Noahs blicken
  Sie jetzt noch spottend an,
Die Wolken-Berge rücken
  Indessen schnell heran.
In unerhörten Güssen
  Stürzt ab ein Wolken-Meer,
Man sieht an Seen und Flüssen
  Nun keine Gränzen mehr.

Das hat noch nichts zu sagen,
  Man flieht, man rettet sich.
Denn seht, in wenig Tagen
  Verläuft das Wasser sich.
Allein es nimmt kein Ende,
  Schon jedes Thal ist See,
Sie spült am Berggelände,
  Nun hört man Angst und Weh.

Man flieht auf Berg' und Hügel,
  Man glimmt an Bäumen auf,
Das girrende Geflügel,
  Das Wild in vollem Lauf.
Und Löwen, Tiger, Schlangen
  Gesell'n zu Menschen sich.
Es tönt die Luft vom bangen
  Geheule fürchterlich.

Die letzten Seufzer steigen
  Zu Dir, o Gott! empor.
Und nun herrscht tiefes Schweigen,
  Die Sonne bricht hervor.

Die Arche Noahs schwebet
Auf dieser wilden Fluth,
Ein Hoffnungs-Strahl belebet
Den fast gesunk'nen Muth.

Merkt auf, ihr Zeitgenossen!
Noch weilt die Gnadenfrist.
Bald ist die Zeit verflossen,
Wo noch Erbarmen ist.
Eilt, fallt Ihm in die Ruthe,
Dem hocherzürnten Gott.
Und treibt mit Christi Blute
Und Tod nicht ferner Spott.

Ach Vater! Vater! schone,
Erbarm' Dich unser doch
In Jesu, Deinem Sohne;
Es gibt doch Viele noch,
Die so wie Noah lieben
Von ganzem Herzen Dich,
Und Millionen üben
In Lieb' und Demuth sich.

7.

Mel. O gesegnetes Regieren!

Herrscher Himmels und der Erden!
Großer König, Herr der Welt!
Der Du lässest dunkel werden
Oder Licht, wie's Dir gefällt,
Der Du sendest Strafgerichte,
Wann das Maaß gefüllet ist,
Oder machest sie zu nichte,
Wann Du wieder Vater bist.

Höre unser schwaches Flehen,
Das so sehnlich aufwärts stöhnt!
Laß doch Gnad' vor Recht ergehen,
Denn Du hast uns ja versöhnt.
Ach! wir finden unsre Zeiten
In dem Bild der ersten Welt,
Frechen Abfall, Ueppigkeiten,
Wo ist der, der Glauben hält!

Dennoch glänzt Dein Bundes-Bogen
Immer noch im nassen Duft,
Wenn der Regen sich verzogen,
In der fast entwölkten Luft.
Auch wirst Du noch Noahs finden,
Die in Deinem Opfermahl
Herzlich Deinen Tod verkünden,
Viele Tausend an der Zahl.

Ach! bei diesen Bundeszeichen,
Heiland! wir beschwören Dich,
Richter! Ach! laß Dich erweichen,
Zücht'ge uns nur väterlich.
Rette uns, wann nun die Tage
Deiner Rache eilends nah'n,
Rette uns! Ach hör' die Klage
Deiner Kinder gnädig an.

Noahs Opfer schmolz Dein Herze
In dem Blick auf Golgatha,
In dem künft'gen Leidensschmerze
Fand'st Du Dich dem Sünder nah'.
Denk' auch jetzt der blut'gen Stunden,
Die Du ehmals durchgekämpft,
Als Du durch so viele Wunden
Deines Vaters Zorn gedämpft!

Nur acht Menschen konnt'st Du schonen
Im Gericht der ersten Welt,
Jetzo find'st Du Millionen,
Die Dein Gnadenzug erhält,
Wir sind Deines Sieges Beute,
Bringe uns in Sicherheit;
Ja, wir wollen Dir zur Freude
Seyn in alle Ewigkeit!

Gib uns Kraft zum Beten, Wachen,
Und zum Bleiben stets in Dir!
Wir empfehlen unsre Sachen
Deiner Führung. Hier sind wir!
Nimm uns ganz in Deine Pflege,
Mach' uns los von dieser Welt!
Nur auf Deinem heil'gen Wege
Finden wir, was uns gefällt.

Lieber Heiland, ach! Erbarmen!
Für die ganze Christenheit.
Sieh' die Millionen Armen
An mit Huld und Gütigkeit.
Wenn Du nach Verdienst willst strafen,
Wer kann dann vor Dir besteh'n?
Himmelsfürst! leg' ab die Waffen,
Ach erhöre unser Fleh'n!

Vielgekrönter Sieger, eile
Deinem armen Häuflein zu!
Unsre schweren Wunden heile,
Bringe uns nun bald zur Ruh!
Wir, des Pilgerwallens müde,
Sehnen uns nach Deinem Licht.
Hilf uns Herr nach Deiner Güte,
Und beschleun'ge Dein Gericht!

8.

Mel. Alle Menschen müssen sterben.

Großer König aller Welten!
Groß von Rath und stark von That!
Der Du Jedem wirst vergelten,
So wie er's verdienet hat.
Schau auf uns im Staub hernieder
Und erhöre unsre Lieder,
Flehen wollen wir zu Dir,
Deine Gnade suchen wir!

Vom Beginn der Weltgeschichte
War der Stolz ein Greuel Dir,
Schrecklich waren die Gerichte
Ueber jede Herrschbegier.
Ach wenn wir nur redlich prüfen
Des verdorb'nen Herzens Tiefen,
So erscheint verborg'ne Lust,
Herrschsucht, Stolz in unsrer Brust.

Wenn im Stolz sich Jemand brüstet,
Und auf uns hernieder sieht;
Ach! so wird man bald entrüstet,
Die verstellte Demuth flieht,
Und wir sinnen dann auf Rache,
Giftig schäumt der Höllendrache
Grimm und Wuth und Haß ins Herz,
Glut wird der Verachtung Schmerz.

Wenn uns Jemand Ehr' erzeiget,
Sich demüthig vor uns bückt,
Wenn wir reden, höflich schweiget,
Dann wird unser Herz entzückt.

Durstig suchen wir die
Zu den höchsten r
Freuen uns im
Der uns immer wohl

Große Dinge auszuführen
Hat für uns besondern
Zu befehlen, zu regieren
Suchen wir mit regem
Scharren Geld und Gut zu
Suchen einen großen Nam
Bauen Babel in die
Sinken in die kalte Gruft

Welches Schicksal wird nun
Der so ganz verarmte Geist,
Wann der Richter seiner Sünde
Ihn zum ew'gen Abgrund
Menschen! Brüder! laßt uns eil
Zum Erlöser, nicht verweilen,
Ach, es ist nun hohe Zeit!
Nah' die ernste Ewigkeit!

Ich bin rein! — so denke Keiner,
Rein sind selbst die Himmel nich
Wer so denkt, der ist viel kleiner,
Als wer fühlt, was ihm gebricht.
Prüf' ich mich genau, so finde
Ich den Keim zu jeder Sünde,
Wahrlich! tief versteckt in mir,
Guter Gott! ich klag' es Dir.

Wenn im Stolz sich Jemand br
Und auf uns hernieder blickt,
Laß uns dann nicht seyn entr
Auch wenn er uns unterdrü

Schenk' uns dann den Geist der Liebe,
Daß wir blos aus reinem Triebe
Ihm erzeigen Lieb' und Huld,
Wahre Demuth und Geduld.

Laß uns fliehen eitle Ehre,
Meiden allen Glanz der Welt!
Laß uns folgen Deiner Lehre,
Nur zu thun, was Dir gefällt.
Wahre Demuth in dem Herzen
Und Geduld in Leidens=Schmerzen,
Das sey unsre Ehr' allein,
Deren wir uns ewig freu'n.

Große Dinge auszuführen,
Sey für uns nicht wünschenswerth.
Nur der Wahrheit nachzuspüren,
Die das Herze Dir zukehrt,
Kindersinn und Kinderglauben,
Einfalt, Reinigkeit der Tauben,
Schlangenklugheit stachellos
Macht uns in der Wahrheit groß.

Dort wird unser Geist dann finden
Nie empfund'ne Seligkeit.
Hochzeitkleider rein von Sünden
Sind für ihn zum Schmuck bereit.
Welterlöser, Deine Leiden
Sind der Weg zu ew'gen Freuden!
Wandeln wir nur diese Bahn,
Dann nimmst Du uns liebreich an.

9.

Mel. Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.

Du Heiligster! von Deiner Krone,
Wo Millionen Sonnen glüh'n,
Strahlt Glanz herab zum Erdensohne;
In seinem Morgenschimmer blüh'n
Die Rosen unbefleckter Tugend,
Wenn nur der Geist sich aufwärts schwingt,
Sein Alter, so wie seine Jugend,
Dir, Heiligster! zum Opfer bringt.

Ich nah' mich kindlich Deinem Throne
Mit demuthsvoller Zuversicht.
Und fleh' im Staube: Ach belohne!
Belohne nach Verdienst mich nicht.
Gedenke doch der Jugend Jahre
Der aus der Fluth entstand'nen Welt,
Wie sie so schwach zur Tugend ware,
Zu leben so, wie's Dir gefällt.

Da schränktest Du das Erdenleben
Mit Huld auf wenig Jahre ein,
Damit des Sünders Widerstreben
Nicht konnt' von langer Dauer seyn,
Nicht konnte bis zum Gipfel steigen,
Den Satans Wuth erstiegen hat,
Er mußte sich zum Grabe neigen,
Durch's Glück getäuscht und lebenssatt.

Die schönste Tugend ist doch immer
Vor Dir nur ein beflecktes Kleid,
Und sie erreicht hienieden nimmer
Den höchsten Grad der Reinigkeit;

Drum riefest Du den frommen Pilger
Schon früh von seinem Posten ab,
Und schenktest ihm, o Sünden=Tilger!
Die sanfte Ruh' im kühlen Grab.

Im dunklen Blick auf Dich, Erlöser!
Vertraute Dir der Väter Schaar,
Ihr Glaube wuchs, ward immer größer,
Je mehr die Welt versunken war
Im Götzendienst und Aberglauben,
In Sünden, Lastern und Betrug,
Doch Niemand konnte ihnen rauben
Das Siegel, das die Stirne trug.

Ach, drücke Du auch dieses Siegel,
Mein Heiland! meiner Stirne ein,
Der Väter Beispiel soll ein Spiegel
Für meine arme Seele seyn;
Ich widme Dir mein kurzes Leben,
Mein ganzes Ich sey Dir geweiht,
Du wollest mir nur Kräfte geben
Zum Kampf in dieser trüben Zeit.

Ganz hingeopfert sey mein Wille,
Regiere Du allein in mir,
Geduldig harren, sanft und stille
Erwarten alles nur von Dir,
Dies ist mein fester Plan, ach führe,
Mein Heiland! Du ihn selber aus,
Und endlich öffne mir die Thüre
Zum Eingang in des Vaters Haus.

10.

Mel. Der Glaube siegt u. s. w.

Der Glaube kämpft und siegt auch in den schwersten
Proben,
Wenn man der Ichheit und dem Stolz den Abschied gibt,
Des Herren Willen treu und über alles liebt,
Und harrt in Demuth dann der Glaubenskraft von oben.
Wer eigner Klugheit nicht die Führung anvertraut,
Und seine Hoffnung ganz auf Gottes Liebe baut,
Der wandelt ruhig fort, er irrt und stößt sich nicht
Im Glaubenslicht.

Im Glaubenslicht wird auch das Dunkle hell und heiter,
Dem Pilger strahlt das Wort des Herrn auf seiner
Bahn
Und seine starke Hand faßt ihn mit Liebe an,
Und führt ihn jeden Tag auf schmalem Pfade weiter.
Wenn er nur unverrückt auf seinen Führer schaut,
Nicht hie und dahin blickt, nur ihm allein vertraut,
So bleibt sein Gang gewiß, und ihm verlöschet nicht
Das Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht zeigt mir auf unbekannten Wegen,
Die meinem matten Fuß der Wille Gottes zeigt,
Wenn die Vernunft das Herz zu bangen Zweifeln neigt,
Der Vorsicht Flammentritt; sie eilt mir dann entgegen
Und führt mich mütterlich auf jeder dunkeln Spur,
Sie spricht: sey gutes Muths, folg' meinem Fuß-
tritt nur,
Dir fehlt in Finsterniß, in Wind und Wetter nicht
Das Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht allein hält aufrecht meine Seele,
Wenn sie in Leiden oft gar keinen Ausweg sieht,
Und wenn vor ihrem Blick auch jede Hülfe flieht.
Sie faßt dann Muth und spricht, was hilft's, daß ich mich quäle,
Ich traue fest auf Gott, ich weiß, der Glaube siegt,
Und wenn mein banges Herz im Kampf auch unterliegt,
So richtet Er mich auf, zurücke weich' ich nicht
Im Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht erquickt, wenn alles um mich schmachtet,
Im Strafgericht erbebt und mit Verzweiflung ringt,
Kein Blick nach oben mehr der Sehnsucht Lindrung bringt.
Weil man des Herrn Geduld und Langmuth hat verachtet,
So steh' ich wie ein Fels in meines Glaubens Kraft,
Und weiß, daß mir der Herr gewisse Hülfe schafft,
Wenn ich nur hoffe, dulde und verscherze nicht
Das Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht hält fest, wenn die Verheißung säumet,
Und alles anders geht, als man erwartet hat,
Ja gar das Gegentheil erreift zu Werk und That;
Die Hinderniß wird dann auf einmal weggeräumet,
Sobald der Glaube bleibt und in dem Sturm nicht wankt,
Und man im voraus schon für die Errettung dankt.
Was Gott verheißen hat, hält Er gewiß, so spricht
Das Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht gibt Trost auch in den schwersten Leiden,
Wenn ich dem Herrn zum Preis das Liebste opfern muß,

Und an des Abgrunds Rand oft schwankt mein müs
der Fuß,
Ich keinen Ausweg seh', Gefahr auf allen Seiten
Mir bangem Pilger droht, dann zeigt der Glaube mir
Zur Burg der Sicherheit die unbemerkte Thür,
Ich geh hinein und seh', wie nun der Tag anbricht
Im Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht zeigt mir in jener schweren Lage,
Wo ein Entschluß des Lebens Wohlfahrt gründen kann,
Und kein Verstand erforscht der Zukunft sich're Bahn,
Den rechten Pfad zum Ziel, und wenn ich's redlich wage,
Im Fall der Herr es will, den steilsten Weg zu gehn,
Und jeden harten Kampf mit Freuden zu bestehn,
So fühl ich Kraft und Muth, verfehl' das Ziel auch nicht
Im Glaubenslicht.

Im Glaubenslicht seh' ich die Todes=Stunde nahen,
Und fürchte nicht den Pfeil, der dann mein Herze trifft,
Denn mein Erlöser nahm dem Tod sein herbes Gift,
Ich gehe dann getrost, die Krone zu empfahen,
Die Er dem Glaubens=Kämpfer huldreich zugedacht,
Als dort auf Golgatha erscholl: es ist vollbracht;
Dann wird zum ew'gen Tag, der in dem Tod anbricht,
Das Glaubenslicht.

11.

Mein Geist, schwing' dich empor in's reine Element,
Entferne alles das, was dich vom Himmel trennt,
Es schweig' die Phantasie, es feiern die Gedanken,
Die immer hin und her auf wilden Wellen schwanken,
Nur in das Ew'ge Eins sollst du dich jetzt versenken,
Und seine Führung ernst und feierlich durchdenken.

Als Isaaks trübes Aug' ehmals kein Opfer sah,
Er selbst das Opfer war, dem blut'gen Tode nah,
Da opfert' er sich selbst, sein Herz aus innerm Triebe,
Sein ganzes Wesen gab er hin der ew'gen Liebe.
So opfre ich mich auch, und weih' mein ganzes Leben
Dem, der sich einst für mich auch in den Tod gegeben.

Auch wählte Isaak nicht, was seinem Aug' gefiel,
Nur was ihm Gott bescheert, das ist sein Wunsch und Ziel.
Er überließ dem Herrn, die Gattin ihm zu wählen,
Er weiß: ihm kann sein Glück bei dieser Wahl nicht fehlen.
So will ich ganz und gar im Großen wie im Kleinen
Nur das, was mein Gott will, ich weiß, Er täuschet Keinen.

Und wenn die Theurung drückt, Isaak Egypten denkt,
So bleibt er willenlos und folgt so, wie's Gott lenkt,
Als Fremdling duldet er der Neider Widerwillen,
Er weicht der Bosheit aus; mit Sanftmuth sie zu stillen
Ist seinem Herzen süß. Auch ich will ruhig dulden
Das, was ich leiden soll, nur sey es ohn' Verschulden.

Rebekke sehnte sich, des Leibes Frucht zu sehn,
Da ging er willenlos zum Herrn, Ihn anzuflehn.
Zween Söhne gab ihm Gott, so ward sein Wunsch erfüllet,
Rebekkens Sehnsucht auch mit Ueberfluß gestillet.
So sey auch jeder Wunsch gemäß Jehovahs Willen,
So wird Er jeden auch mir zur Genüge stillen.

Wenn Isaaks Vaterhuld zu Esau Schwäche war,
So machte ihm der Herr die Schwäche offenbar,
Und nun gehorchte er, gab Jakob seinen Segen,
Empfahl ihn seinem Gott auf allen seinen Wegen;
So wird der Herr auch mir des Fleisches Schwächen zeigen,
Gehorchend will ich mich vor seinem Scepter beugen.

Wie Isaak mit Geduld die lange Blindheit trug,
So war das innre Licht ihm auch Ersatz genug.
Er lebte ganz vor Gott, sein Geistes-Auge blickte
Zu höhern Sphären hin, wo ihn der Blick entzückte;
So will ich unverrückt den Blick zum Himmel wenden;
Und fehlt es mir an Kraft, so wird's der Herr vollenden.

O göttlich reiner Sinn! des Herzens stille Ruh',
Des hohen Friedens Quell, Gelassenheit! bist du;
Des dunkeln Glaubens Licht, des nackten Glaubens Hülle,
Du gibst dem Matten Kraft, dem Hunger Brods die Fülle.
O Geist des Herrn, verleih' mir Armen diesen Segen!
Auf daß er mich begleit' auf allen meinen Wegen.

12.

Geheimnißvoll, o Herr! sind Deine Wege,
Der blöde Mensch im Staube kennt sie nicht,
Wenn ihm des Glaubens heller Blick gebricht,
Doch wenn er sich ergibt der treuen Pflege,
Der Leitung Deines Geistes, willenlos,
So wächst sein Licht und wird am Ende groß.

Dein heil'ges Wort entwirft in dunkeln Bildern
Dem Christen hell den großen Führungs-Plan,
(Die Thorheit sieht das Bild als Mährchen an,
Das uns so schön die Männer Gottes schildern,)
Doch gehen wir ins Heiligthum hinein,
So wird uns Alles klar und deutlich seyn.

Der todte Buchstab' kann uns nicht befreien
Von unserm Hang zur schnöden Sinnenlust,
Es muß ein andrer Geist in unsrer Brust
Dem innern Sinn erhabne Güter zeigen,
Und dieser Geist ruht in dem Wort des Herrn,
Er gibt dem, der Ihn ernstlich sucht, sich gern.

Egypter hat ein jeder Mensch im Herzen,
Sein eigner Wille ist sein Pharao.
Die bösen Triebe herrschen eben so,
Und drücken stets mit tief empfundnen Schmerzen
Die guten Triebe, sie erstiken schnell
Das, was sich regt vom innern Israel.

Doch endlich, wenn aufs Höchste ist gestiegen
Des armen Geistes Sinnen-Sklaverei,
Dann sehnt er sich und wünscht zu werden frei,
Er ringt, er kämpft und muß doch unterliegen,
Bis Moses kommt, des wahren Glaubens Kraft,
Der dem gequälten Geist bald Ruhe schafft.

Jetzt kämpft der Glaube mit den bösen Trieben,
Durch Gottes Kraft, der Mensch vermag es nicht,
Der Glaube ist es, der die Riegel bricht;
Und ist die Erstgeburt im Kampf geblieben,
Die Samen-Kraft der schnöden Sinnlichkeit,
So wird der Geist vom schweren Druck befreit.

Der Glaube zeigt ihm nun die wahre Quelle,
Die aus dem rechten Osterlamm entspringt
Und ihm zur Pilgerreise Nahrung bringt;
Der Todes-Engel sieht die blut'ge Schwelle,
Er geht vorbei, der Kämpfer Israel
Reißt sich von allem los und fliehet schnell.

Doch seine Eigenheit der Sinnenlüste
Sind nicht besiegt und noch nicht wirklich todt,
Sie folgen ihm und er geräth in Noth,
Sie drängen ihn bis in die dürre Wüste,
Er fühlt sich eingeschränkt, weiß keinen Rath,
Er fleht und sieht nun seinen Pilgerpfad.

Das rothe Meer, auf Golgatha entsprungen,
Nimmt ihn mit Huld in seine Arme auf,
Nun fördert er mit Freuden seinen Lauf.
Nun wird die Macht der Sinnlichkeit verschlungen,
Die rothe Fluth schwemmt weg das wilde Heer
Gott lob! der eigne Wille herrscht nicht mehr.

13.

Wer durch das rothe Meer gedrungen,
Des Geistes Tauf' empfangen hat,
Mit Freuden Mosis Lied gesungen,
Und nun betritt den Pilgerpfad,
Der trifft gar bald in dürren Wüsten,
In Mara bittres Wasser an,
Der alte Mensch mit seinen Lüsten
Murrt über diese rauhe Bahn.

Der Glaube tunkt den Baum des Lebens
Ins bittre Wasser, es wird süß,
Der Glaube tunket nie vergebens,
Er weiß, was ihn sein Führer hieß.
Nun wird der ganze Mensch erquicket,
Das bittre Kreuz wird ihm Genuß,
Und wenn er Elim nun erblicket,
So schwelget er im Ueberfluß.

Der alte Mensch entbehrt mit Schmerzen
Egyptens Lust und Fleischgenuß,
Und er bedauert nun von Herzen,
Daß er in Wüsten hungern muß.
Der Glaube schafft ihm Himmelsspeise,
Die aber auch ihm nicht genügt,
Auch Fleisch bekommt er auf die Reise,
Bis er sich in sein Schicksal fügt.

Entbehren nicht, nur stets genießen,
Will das verwöhnte Fleisch und Blut,
Der Glaube läßt mit Fülle fließen
Aus Felsen eine kühle Fluth.
Man wird gestärkt zu neuen Kämpfen,
Es nahen finstre Kräfte sich,
Denn Amalek will zeitig dämpfen
Das Werk des Herren innerlich.

Jetzt zeigt sich erst das neue Leben
Des Glaubens Zögling Josua,
Und diesem Jüngling wird gegeben
Das Kampf=Panier, der Feind ist da.
Er siegt, wenn nur des Glaubens Flehen
Beständig bleibt, ihn unterstützt,
Der neue Mensch kann nicht bestehen,
Wenn ihn des Glaubens Kraft nicht schützt.

Nach diesem Sieg wird man geführet
Zum Berge Gottes Sinai,
Der Christ, dem Heiligkeit gebühret,
Empfängt die Bundestafeln hie.
Die Gnade zeigt durch Angst und Schrecken
Dem Christen seine Pflichten an,
Sie muß jetzt sein Gewissen wecken
Zur Leitung auf der Pilgerbahn.

Der alte Mensch, erfüllt mit Schauer,
Liebt diese ernste Strenge nicht,
Egyptens Heimweh füllt mit Trauer
Sein Herz und trübes Angesicht,
Er sehnt sich nach Egyptens Götzen,
Macht sich zu seinem Dienst bereit,
Doch bald erfährt er mit Entsetzen
Die Folgen seiner Sinnlichkeit.

Jetzt wird das Priesterthum errichtet,
Das inn're Heiligthum gebaut,
Der schnöde Götzendienst vernichtet,
Das Priesterthum wird anvertraut
Dem innern Aaron. Meine Seele!
Dein Muth zum Opfern stärke sich,
Der ew'gen Liebe Feuer wähle,
Vor fremdem Feuer hüte dich.

14.

Wenn Fleischeslust im Hochmuth sich erhebt,
Des Glaubens Armuth sie ermüdet,
Wenn sie stets nach Genüssen strebt,
So wird im Innern ausgebrütet
Ein Basilisk, der mit dem Blick
Durch's ganze Lager Pest verbreitet,
So wird dem Geist die Lust verleidet,
Er kehrt zu seiner Pflicht zurück.

Des Glaubens Schwester, die Vernunft, fängt an
Zu murren, daß ihr jüng'rer Bruder
So vieles ohne sie gethan,
Sie möchte das Regierungsruder
Gern helfen lenken, denn sie ist
Versichert, vieles zu verstehen.
Doch nun muß sie mit Schrecken sehen,
Daß Aussatz ihre Glieder frißt.

Denn all' ihr Wissen ist durchaus befleckt,
Beschränkt in einem engen Kreise,
Vom Gift der Lüste angesteckt,
Sie fasset nicht des Glaubens Weise,

Nur auf den Wink des Herrn zu sehn.
Sie tadelt nun des Glaubens Werke,
Und muß, im Stolz auf ihre Stärke,
Mit Schande aus dem Lager gehn.

Die Sinnlichkeit taugt zu der Kundschaft nicht,
Das Friedensland recht auszuspähen,
Der neue Mensch hat nur das Licht,
Im Glauben Canaan zu sehen!
Christus in uns, das neue Herz
Kann nur das Himmelreich ererben,
Die Lust muß in der Wüste sterben,
Nur Josua führt himmelwärts.

Die Werkgerechtigkeit zeigt dann ihr Gift,
Sie sucht das Priesterthum zu rauben,
Sie ahnt den Tod nicht, der sie trifft,
Sie trotzet frech dem wahren Glauben,
Doch sie verschlingt der Erde Schlund.
Der todten Werke dürre Stäbe
Sind ohne Frucht, die Mandel-Rebe
Macht uns den wahren Priester kund.

Nicht Mosis Stab, der nackte Glaube siegt,
Kein Zweifler kann das Land besitzen,
Weil er gewiß im Kampf erliegt,
Der Glaub' lockt aus den Wunden-Ritzen
Des Heilands einen Wasserquell,
Der fließt bis in das ew'ge Leben,
Und kann uns Lebenskräfte geben,
Er macht die blöden Augen hell.

Auf schnöde Lust folgt feur'ger Schlangenbiß,
Der macht dem neuen Menschen bange.
Der Heilung ist er nur gewiß
Im Blick auf's Urbild jener Schlange;

Es hing am Kreuz auf Golgatha,
Die feine List der Moabiten
Wird durch den Tod der Lust bestritten,
Nun ist der Sieg vollkommen da.

Der Glaube führt bis an den Jordan nur,
Dort geht er dann in's Schauen über.
Es stirbt die sündige Natur
Noch in der Wüsten; nicht hinüber
Kann sie in's heil'ge Land eingehn.
Was nach Egyptens Fleischtopf lüstet,
Sich stets mit Stolz und Starrsinn brüstet,
Das kann das Friedensreich nicht sehn.

15.

Mein Josua! du Führer meiner Seele!
Merk' auf mein Lied und meinen Betgesang!
Nur dich allein kann ich zum Führer wählen,
Ach kämpfe fort! mir wird die Zeit so lang,
Bis daß der Cananiter Heer
Erzwungen niederliegt und herrscht in mir nicht mehr.

Ein Canaan ist mir mein ganzes Wesen,
Herz und Verstand, der inn're Seelengrund.
Ein Greuelland ist es von je gewesen,
Mit Satan steht's in festgeschlossnem Bund,
Der Lüste Heer regiert mit Kraft,
Wann wird dies stolze Volk durchaus hinweggeschafft?

Der Herr zertheilt des stolzen Jordans Fluthen,
Die Eigenheit hält die Erob'rung auf.
Noch eh' der Stolz in Jericho kann bluten,
Wird sie gehemmt in ihrem stolzen Lauf.
Und Josua mit seiner Macht
Wird unaufhaltbar nun in Canaan gebracht.

Nicht eig'ne Kraft kann Jericho besiegen,
Der Hochmuth herrscht und schließt die Thore zu.
Will die Vernunft, will Rahab nicht betrügen,
Und gibt dem Geist der Prüfung sich're Ruh.
Und hängt sie gar das Seil hinaus,
Auf Golgatha gefärbt, so bleibt sie und ihr Haus.

Wenn dir Vernunft ihr liederliches Leben
Verläßt und wird ein Mitglied Israels,
Dann kann der Herr sie noch dereinst erheben
Zur Mutter des Geschlechts Immanuels.
Ein Licht, das unserm Herrn gefällt,
Wird die Vernunft, wenn sie die Geistersonn' erhellt.

Und Jericho muß ganz vertilget werden;
Der Hochmuth paßt in's neue Leben nicht.
Nur Demuth herrscht auf dieser neuen Erden,
Der Mensch hat nichts, das diese Mauern bricht,
Auf Golgatha das Blut allein
Schreit mit Posaunenschall, die Mauern stürzen ein.

Nun wird vertilgt, was nur von Stolz sich reget,
Dem Herrn verbannt wird all' sein Hab und Gut,
Wenn Schlangenlist den Achan doch beweget,
Den eig'nen Geist, der im Verborg'nen ruht,
Trotz dem Verbot, ein Dieb zu seyn,
So trifft der Bann den Geist, er kann nicht Sieger seyn.

Im Feuer muß die Schlangenlist verbrennen,
Das Herz wird nur durch Trübsal mürb gemacht,
Durch Prüfung lernt man die Versuchung kennen,
Das Tiefste wird durch sie an's Licht gebracht.
Das Feuer stärkt den heil'gen Krieg,
Und bringt dem Israel den längst erwünschten Sieg.

Wenn Gibeon im Herzen sich verstecket,
Die Lieblings-Sünd' geschützt zu werden sucht,
Und sie wird dann als Lieblings-Lust entdecket,
So werde sie zur Sklaverei verflucht;
Doch wenn sie auch sich einst bekehrt,
So wird sie noch wohl gar des Tempeldienstes werth.

Nun gilt der Kampf dem ganzen Heer der Lüste,
Der menschlichen verdorbenen Natur.
Und tilgt sie aus in jener dürren Wüste,
Wo man bemerkt vom Leben keine Spur.
Die Sonne harrt, der Mond bleibt stehn,
Beim Himmelslicht allein kann man die Feinde sehn.

Der Krieg währt fort, so lang das Leben währet,
Denn immer sind noch Cananiter da;
Doch wenn das Herz nur stets den Sieg begehret,
So sieget fort der Heerfürst Josua.
Er herrscht im Land nun um und um.
Im Herzens-Silo ruht das inn're Heiligthum.

Mein Josua! du Führer meiner Seelen!
Ach kämpfe doch die Cananiter weg!
Laß doch in mir den vollen Sieg nicht fehlen,
Hilf, daß ich nie die Waffen niederleg',
Bis daß das Land gewonnen ist,
Und du allein Regent in meiner Seele bist!

16.

Wer kann, o großer König, dich besingen!
Die Harfe tönt so dumpf im Staub;
Ihr Klang kann nicht in höh're Sphären dringen,
Doch deine Ohren sind nicht taub:

Du hörst der Kinder leisen Ton,
Noch eh' sie lallen, hörst du schon,
Du hörst des Seraphs Harfentöne,
So wie das Lied der Erdensöhne.

un hör' auch jetzt das Lied, das ich dir singe!
Es ist ein blöder Lobgesang.
in Opfer, das ich dir in Schwachheit bringe,
Für deiner Führung hohen Gang.
Sie ist noch immer, was sie war,
Und wird so bleiben immerdar,
Der ew'gen Liebe Lebensquelle
Strömt unaufhörlich klar und helle.

Jenn Israel die Cananiter duldet,
Und schändlich ihren Götzen dient,
erwegen sich an seinem Gott verschuldet,
Und ihm zu trotzen sich erkühnt,
So sinkt es bis zur Sklaverei,
Des bittern Leidens Angstgeschrei
Dringt nicht zum Ohr der ew'gen Liebe,
Denn es kommt nicht aus reinem Triebe.

Jenn Seelen sich in Sinnlichkeit verirren
Und jede Lust ein Abgott ist,
io muß sich des Verstandes Kraft verwirren,
Er wird getäuscht durch Schlangenlist,
Sich auszuhelfen weiß er nicht,
Ihm leuchtet nicht das wahre Licht,
Dann klagt und schreit der Geist vergebens,
Weil er nicht sucht den Quell des Lebens.

iobald sich Israel zum Herrn bekehret,
Und treulich ihn allein verehrt,
io wird ihm endlich wieder Hülf' gewähret,
Ein Athniel wird ihm bescheert,

Der durch des Herrn Gewalt allein
Kann Israels Befreier seyn.
Wie können Sklaven selbst sich retten?
Zersprengen diamantne Ketten?

Sobald die Seele fest in heil'ger Stille
Mit wahrem Ernst zu Gott sich kehrt;
Wenn unerschütterlich ihr tiefster Wille
In vielen Proben bleibt bewährt,
So kommt der Helfer Athniel *)
Zu Gottes Zeit und rettet schnell,
Der Lüste Macht wird nun gedämpfet,
Mit Wonne Seelenruh erkämpfet.

Der feiste Eglon mit den Moabiten
Beherrscht das arme Israel,
Noch immer liebt's der Cananiter Sitten,
Daher der stete Leidensquell;
Doch endlich, wenn ein Thränenguß
Das Vaterherz erweichen muß,
So kommt ein Ehud **) unvermuthet,
Er zieht sein Schwert und Eglon blutet.

Wenn sich die Eigenlieb' in Lüsten mästet,
Und nur sich selbst zu nähren sucht,
So wird der Geist mit Leib und Seel' verpestet,
Verscheucht des heil'gen Geistes Zucht;
Bekenntniß, wahre Buß und Reu'
Macht dann die Vaterliebe neu,
Ein Ehud gibt der Eigenliebe
Den Herzensstoß mit einem Hiebe.

---

*) Athniel heißt: Meine Zeit steht bei Gott.
**) Ehud heißt ein Bekenner.

Der stolze Jabin herrscht noch tief im Herzen
Des Landes, denn es ist befleckt
Mit vielen Sünden, in den Leidensschmerzen
Bleibt noch Abgötterei versteckt;
Debora spricht, und blitzend schnell
Erscheint ein Theil von Israel,
Der Hauptmann flieht und sucht den Frieden
Da, wo ihm ist der Tod beschieden.

Die falsche Weisheit*) drückt den Kämpfer nieder,
Und gibt den Lüsten freien Raum,
Nun dienet man den falschen Göttern wieder,
Und kennt den Gott der Liebe kaum.
Der Dorn**), der tief in's Herze sticht,
Schützt vor dem Dorn im Kopfe nicht,
Die Treue nur in kleinen Dingen***)
Kann blitzend schnell †) den Feind bezwingen.

Nun kommt auch Midian mit seinem Heere,
Heuschrecken gleich, in's arme Land.
Und alles flüchtet ohne Gegenwehre,
Die Armuth drücket jeden Stand,
Bis Gott den Gideon erweckt,
Der diesen Feind mit Lärmen schreckt;
Und Midian mit eig'nen Waffen
Muß wunderbar sich selbst bestrafen.

Das Splitterrichten ††) ist ein Gift der Seelen,
Es zehrt das Mark des Landes auf.
Wer kann die bittern Folgen alle zählen?
Es hemmt den Geist in seinem Lauf.

---

*) Jabin heißt ein Vielwisser.
**) Sissera, ein Dorn, der weicht.
***) Debora, die Biene, sie ist treu in kleinen Dingen.
†) Barack, der Bliß.
††) Midian heißt ein Richter.

Doch wann der Held das Nest zerstört *),
So wird kein Richten mehr gehört,
Man wird den Feind mit eig'nen Waffen
An jenem großen Tag bestrafen.

Abimelech der Brudermörder trachtet
Mit Unrecht nach der Königskron'.
Er, der des Herrn Gebot und Recht verachtet,
Baut sich auf Bruderblut den Thron.
D'rum steht sein Reich auf losem Grund,
Nur Sünder stehn mit ihm Bund,
Er herrscht mit Unruh, und am Ende
Fällt ehrlos er durch Weibes Hände.

Der Pharisäer mordet seine Brüder
Und schlägt sie mit der Zunge todt,
Er richtet scharf die besseren Gemüther,
Und hält doch nicht des Herrn Gebot;
Er will durchaus Gebieter seyn,
Und kann sich [illegible] des Friedens freu'n;
Er glaubt sich stark [illegible] fällt am Ende
Aus Schwäche in des Richters Hände.

Wenn Ammoniter und Philister siegen,
Weil Israel den Götzen fröhnt,
So muß es endlich seinen Hochmuth biegen,
Bis es mit Jephtah sich versöhnt.
Der Ausgestoß'ne wird nun Held,
Er kämpft und siegt, behält das Feld,
Und muß zuletzt mit Händeringen
Das Liebste Gott zum Opfer bringen.

Nur das Verworf'ne hat der Herr erwählet,
Das stets der Stolz von sich entfernt,

---

*) Gideon, ein Zerstörer, Austreiber.

Doch wenn er wird von Feindes=Macht gequälet,
Bis er die Demuth hat gelernt,
Dann ringt er durch das enge Thor *)
Durch Demuth sich zum Sieg empor.
Doch muß er, soll's ihm ganz gelingen,
Den eignen Ruhm zum Opfer bringen.

Der starke Simson wird von Gott verheißen,
Er soll ein Held Jehovahs seyn.
Er soll mit Kraft der Feinde Macht zerschmeißen,
Doch ist er nicht von Weltlust rein.
Er kämpft und siegt, wird übermannt,
Durch List zur Sklaverei verbannt,
Und doch hat er, als überwunden,
Im Tod den größten Sieg gefunden.

Ein Christ, mit Kraft und Stärke ausgerüstet,
Muß betend auf der Wache stehn,
Denn wenn es ihm nach Weltgenuß gelüstet,
So wird ihm bald die Kraft vergehn.
Wenn er, der Weltlust beraubt,
Nun fest an seinen Heiland glaubt,
So kann dem Feind das eigne Leben
Durch seinen Tod den Herzstoß geben.

Die Moabitin Ruth erwählt das Beste,
Sie flieht mit Muth ihr Vaterland.
Sie glaubt an Jakobs Gott und traut Ihm feste,
Ist arm und liest mit blöder Hand
Auf Boas Acker Aehren auf,
Und blickt dabei zu Gott hinauf,
Nun hebt sie auch ihr starker Glaube
An Boas Seite aus dem Staube.

---

*) Jephta heißt eine Pforte oder Thor.

Wie herrlich kannst du doch die Sorgen stillen,
O göttliche Gelassenheit!
Wer ganz ergeben ist in Gottes Willen,
Ihm folget mit Einfältigkeit,
Der findet in der Armuth sich
Gesättigt *), endlich wonniglich
Zur höchsten Ehr' emporgehoben,
Zum Lohn für seine schweren Proben.

Ein Eli will das Regiment verstehen,
Und er regiert doch nicht sein Haus.
Er sieht den Weg, den seine Söhne gehen,
Und doch schmeckt ihm ihr Opferschmaus.
Er spricht: Ihr Kinder! Ach ich bitt',
Seyd frömmer! — und doch ißt er mit,
D'rum muß ihn endlich auch mit Schrecken
Des Herrn Gericht zu Boden strecken.

Wie hat doch Eli noch so viele Brüder!
Sie alle sind nicht kalt, nicht warm.
Wenn's ihnen wohl geht, dann sind die Gemüther
An Tugend reich, doch sind sie arm.
Sie mischen Christum und die Welt,
Genießen, was der Lust gefällt,
Und endlich werden sie zu nichte
Im Sturm der göttlichen Gerichte.

Gottlob! ein Samuel, von Gott erbeten,
Wird nun der Fürst in Israel.
Wenn sie in Lauheit ihre Buß verspäten,
So kommen die Philister schnell,
Nun dringt die Noth sie zum Gebet,
Und wenn der Priester opfernd fleht,
So rollt der Donner, und die Feinde
Sind aufgerieben, eh' man's meinte.

---

*) Ruth heißt gesättigt.

er wahre Glaube wird von Gott erflehet,
Wird dieser herrschend im Gemüth,
o muß, wenn es der laue Smum*) durchwehet,
Der Glaube so, wie's Opfer glüht,
Auch durch ein freudiges Gebet,
Das durch die wahre Buß entsteht,
Bis zu dem Thron des Höchsten dringen,
Und so den stolzen Feind bezwingen.

17.

enk' nicht, o Christ! daß ein getheilter Wille
Dem Herren wohlgefällig sey;
ey willenlos und horche in der Stille,
Von allen Leidenschaften frei,
Was dir im innern Seelengrund
Die Stimme aus des Herren Mund
In's Herze spricht, und diesen Willen
Mußt du ganz unbedingt erfüllen.

illst du dir dies und das noch ausbedingen,
So wie dir's deine Lust gebeut,
o kann dir nie des Herren Werk gelingen,
Du lebst in stetem Widerstreit.
Natur und Gnade kämpfen dann,
Und wenn die Gnad' nicht siegen kann,
So weichet sie, die Sünde sieget,
Sie triumphirt, der Geist erlieget.

och will er noch ein Diener Gottes heißen,
Und glaubt ein guter Christ zu seyn:
enn er, nach eig'ner Einsicht, ungeheißen
Bald hie bald da, doch ohne Pein

---

*) Smum, ein lauer tödtender !

Und Müh', ein gutes Werk ausübt,
Auch, wie er glaubt, kein Wasser trübt,
Und doch sind diese guten Werke
Nur wilder Auswuchs eig'ner Stärke.

Wer opfern will, der muß von ganzer Seelen,
Sein ganzes Ich muß Priester seyn.
Will er zugleich als König auch befehlen,
So ist sein Sinn vor Gott nicht rein.
Dem Herrn gehorchen ist nur Pflicht,
Nach Willkühr opfern heiligt nicht;
Den eig'nen Willen hinzugeben,
Ist Opferdienst zum ew'gen Leben.

Den Amalek, dies ganze Heer der Lüste,
In unserer verdorbenen Natur,
Der ganz und gar vertilget werden müßte,
Bekämpft man schwach, zur Hälfte nur.
Man schonet, was der Lust gefällt,
Die Selbstsucht in der Kraft erhält,
Im unbesonn'nen Widerstreben
Läßt man sogar den Herrscher leben.

Ein solcher Saul kann nicht das Reich vererben,
Der Erbe muß ein David seyn,
Und dieser kann durch Trübsal nur erwerben,
Durch Selbstverläugnung, Schmach und Pein,
Nach langer Prüfung Juda's Thron,
Gelassenheit erkämpft die Kron',
Durch Demuth wird der Ries' bezwungen,
Durch Liebe nur das Ziel errungen.

Die Selbstsucht will nur stets durch Herrschen siegen,
Durch Sanftmuth herrscht allein der Christ.
Die Selbstsucht muß am Ende unterliegen,
Weil sie durch Lieb' entwaffnet ist.

Nun sucht sie Trost im finstern Reich
Und kriecht im Staub der Schlange gleich,
Um bald sich hoch emporzuschwingen,
Und drachenähnlich durchzudringen.

Doch eben dies beschleunigt ihr Verderben,
Das Maaß der Sünden ist nun voll,
Das Urtheil spricht: du mußt des Todes sterben,
Das Gift, das aus dem Abgrund quoll,
Hat deine Adern angefüllt,
Den Blick in's Heiligthum verhüllt,
Du stirbst durch deine eig'nen Hände,
Wie du gelebt, so ist dein Ende.

Ihr Christen lernt aus König Sauls Geschichte
Dem Herrn nur stets gehorsam seyn.
Der Selbstsucht droht ein schreckliches Gerichte,
Ihr Lohn ist endlich Höllenpein.
Gelassenheit erkämpft den Thron,
Und Sanftmuth setzt ihr auf die Kron',
Ihr Reich währt stets, ihr ist beschieden
Im Land der Ruhe ew'ger Frieden.

18.

Mel. Herr und Aeltster deiner Kreuzgemeine.

Davids Sohn! und König aller Welten!
Du der wahre Salomo!
Fürst aus Juda! großer Held der Helden!
Auch der Seraph nennt dich so;
Möchte mich dein holder Geist durchwehen,
Möcht' ich dich in deiner Würde sehen,
Oeffne doch mein inn'res Aug',
Daß ich dich im Lichte schau.

David wollte dir den Tempel bauen,
Aber seiner blut'gen Hand
Wollte Gott den Bau nicht anvertrauen,
Doch zum sichern Unterpfand
Seiner Treu' erhörte Er sein Flehen,
Was du wünschest, sprach er, soll geschehen,
Meinen Tempel baut dein Sohn,
Wann er sitzt auf deinem Thron.

Salomo erfüllte dies Versprechen,
Aber doch im Vorbild nur,
Und zerstörte dann durch seine Schwächen,
Was Jehovah David schwur.
Denn der Tempel, der vom Golde schimmert,
Wird vom Feinde endlich ganz zertrümmert;
Ach! die Stelle sieht man nur,
Und vom Tempel keine Spur.

Wird das Wort Jehovahs nicht erfüllet?
Gibt es keinen Tempel mehr?
Wird des Glaubens Sehnen nicht gestillet?
Siegt denn doch der Spötter Heer?
Ist der Tempel denn so ganz vergessen?
Hat ihn doch Johannes ausgemessen,
Auch sah ihn Ezechiel
Stehen auf derselben Stell'.

Du, mein Heiland! bist der Tempelbauer,
Salomo und Davids Sohn.
Mich durchweht der Zukunft heil'ger Schauer,
Und im Blick auf deinen Thron
Seh' ich die Verheißung ganz erfüllet,
Und das Allerheiligste enthüllet,
Mir ist jetzo offenbar,
Was sonst tief verborgen war.

Libanons erhab'ne Cedern bilden
Mir die Schaar der Helden ab.
Mauersteine sind die rohen Wilden,
Und das Gold, das Saba gab,
Sind der hohen Wahrheit blut'ge Zeugen,
Die sich ihrer Stell' im Himmel freuen,
Seiner Wände größte Zier,
Cherubim, die feiern Dir.

Heiden sind die Maurer, Zimmerleute,
Sie behauen Holz und Stein,
Bis ein jedes Stück auf jeder Seite
Paßt in seinen Ort hinein.
Wer nun will ein Stein im Tempel werden,
Muß durch Kreuz und mancherlei Beschwerden,
Ganz von allen Flecken rein,
Glatt und hell poliret seyn.

Jeder Christ soll auch ein Tempel werden,
Wo dein Geist im Dunkeln thront,
Wo die Seel', entbunden von der Erden,
Innig vor dem Vorhang wohnt,
Abgeschieden und in heil'ger Stille
Emsig horcht, was ihr dein heil'ger Wille
Jederzeit zu thun gebeut,
Und des Thuns sich kindlich freut.

Aber nun erhebt sich mein Gemüthe
Auf des Tempelberges Höh',
Wo ich schon des neuen Tempels Blüthe
Wie im Geist von Ferne seh'.
Lauter lebensvolle Bäume sprossen,
Libanons erhab'ne Cedern schossen,
Steine wachsen wie Kristall
Aus dem Felsen überall.

Wann wirst du, mein Salomo! erscheinen?
Alles blickt zu dir hinauf.
Wann wirst du aus lebensvollen Steinen
Bauen deinen Tempel auf?
Schau', uns drücken kummervolle Zeiten,
Löw' aus Juda komm, für uns zu streiten,
Komm, besteige deinen Thron!
Salomo! und Davids Sohn!

Dann erst wird der Tempelbau beginnen,
Alles ist dazu bereit.
Alles lebt von Außen und von Innen,
Und man sieht in kurzer Zeit
Strahlend sich die Zinnen hoch erheben,
Thürmen gleich zum hohen Aether streben,
Und in ihren Spitzen bricht
Sich das siebenfarb'ge Licht.

Aber in dem unverhüllten Chore
Thronet deine Schechinnah.
Und es strömen durch die offnen Thore
Fromme Schaaren fern und nah.
Ach! dann werd' auch ich mit meinen Brüdern
Freudenthränen mischen zu den Liedern
Davids in dem höhern Chor,
Vor des Tempels goldnem Thor.

19.

Mel. O der alles hätt' verloren.

O du Herrscher aller Welten!
Hör doch unser Flehen an.
Alles bebt vor deinem Schelten,
Bald ist es um uns gethan.

So wie zu Eliä Zeiten
Alle Welt im Argen lag;
Eben so sind schwere Leiden
Unser Schicksal jeden Tag.

Ach, wir müssen selbst gestehen,
Es ist unsrer Sünden Schuld.
Aber höre unser Flehen,
Habe noch mit uns Geduld.

Möchte doch dein ernst Gerichte
Immer uns vor Augen steh'n!
Möchten wir in deinem Lichte
Nur auf deinen Fußtritt seh'n!

Geist aus Gott! dein heil'ges Feuer
Dringe uns durch Mark und Bein,
Es verzehre alle Spreuer,
Mache unsern Weizen rein.

Sammle bald in deine Scheuer
Deiner Garben kleine Zahl!
Mach uns alle Tage treuer,
Bis zum großen Abendmahl.

20.

Mel. Mein Vater, zeuge mich, dein Kind u. s. w.

Verborg'ne Majestät!
Die Du die müden Seelen
Allmählig zu Dir führst,
Gestaltest in Dein Bild.
Was kann ich Bessers mir
Zu diesem Liede wählen,
Als wie im Vorbild Du
Der Menschheit Gang regierst.

Doch wann der Held das Nest zerstört *),
So wird kein Richten mehr gehört,
Man wird den Feind mit eig'nen Waffen
An jenem großen Tag bestrafen.

Abimelech der Brudermörder trachtet
Mit Unrecht nach der Königskron'.
Er, der des Herrn Gebot und Recht verachtet,
Baut sich auf Bruderblut den Thron.
D'rum steht sein Reich auf losem Grund,
Nur Sünder stehn mit ihm Bund,
Er herrscht mit Unruh, und am Ende
Fällt ehrlos er durch Weibes Hände.

Der Pharisäer mordet seine Brüder
Und schlägt sie mit der Zunge todt,
Er richtet scharf die besseren Gemüther,
Und hält doch nicht des Herrn Gebot;
Er will durchaus Gebieter seyn,
Und kann sich [illegible] des Friedens freu'n;
Er glaubt sich stark, [illegible] fällt am Ende
Aus Schwäche in des Richters Hände.

Wenn Ammoniter und Philister siegen,
Weil Israel den Götzen fröhnt,
So muß es endlich seinen Hochmuth biegen,
Bis es mit Jephtah sich versöhnt.
Der Ausgestoß'ne wird nun Held,
Er kämpft und siegt, behält das Feld,
Und muß zuletzt mit Händeringen
Das Liebste Gott zum Opfer bringen.

Nur das Verworf'ne hat der Herr erwählet,
Das stets der Stolz von sich entfernt,

---

*) Gideon, ein Zerstörer, Austreiber.

Doch wenn er wird von Feindes=Macht gequälet,
Bis er die Demuth hat gelernt,
Dann ringt er durch das enge Thor*)
Durch Demuth sich zum Sieg empor.
Doch muß er, soll's ihm ganz gelingen,
Den eignen Ruhm zum Opfer bringen.

Der starke Simson wird von Gott verheißen,
Er soll ein Held Jehovahs seyn.
Er soll mit Kraft der Feinde Macht zerschmeißen,
Doch ist er nicht von Weltlust rein.
Er kämpft und siegt, wird übermannt,
Durch List zur Sklaverei verbannt,
Und doch hat er, als überwunden,
Im Tod den größten Sieg gefunden.

Ein Christ, mit Kraft und Stärke ausgerüstet,
Muß betend auf der Wache stehn,
Denn wenn es ihm nach Weltgenuß gelüstet,
So wird ihm bald die Kraft vergehn.
Wenn er, der Weltlust beraubt,
Nun fest an seinen Heiland glaubt,
So kann dem Feind das eigne Leben
Durch seinen Tod den Herzstoß geben.

Die Moabitin Ruth erwählt das Beste,
Sie flieht mit Muth ihr Vaterland.
Sie glaubt an Jakobs Gott und traut Ihm feste,
Ist arm und liest mit blöder Hand
Auf Boas Acker Aehren auf,
Und blickt dabei zu Gott hinauf,
Nun hebt sie auch ihr starker Glaube
An Boas Seite aus dem Staube.

*) Jephta heißt eine Pforte oder Thor.

Wie herrlich kannst du dann die Sorgen stillen,
O göttliche Gelassenheit!
Wer ganz ergeben ist in Gottes Willen,
[illegible] mit Einfältigkeit,
Der [illegible] in der [illegible] sich
[illegible] *), [illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

:r wahre Glaube wird von Gott erflehet,
Wird dieser herrschend im Gemüth,
) muß, wenn es der laue Smum*) durchwehet,
Der Glaube so, wie's Opfer glüht,
Auch durch ein freudiges Gebet,
Das durch die wahre Buß entsteht,
Bis zu dem Thron des Höchsten dringen,
Und so den stolzen Feind bezwingen.

17.

nk' nicht, o Christ! daß ein getheilter Wille
Dem Herren wohlgefällig sey;
y willenlos und horche in der Stille,
Von allen Leidenschaften frei,
Was dir im innern Seelengrund
Die Stimme aus des Herren Mund
In's Herze spricht, und diesen Willen
Mußt du ganz unbedingt erfüllen.

illst du dir dies und das noch ausbedingen,
So wie dir's deine Lust gebeut,
) kann dir nie des Herren Werk gelingen,
Du lebst in stetem Widerstreit.
Natur und Gnade kämpfen dann,
Und wenn die Gnad' nicht siegen kann,
So weichet sie, die Sünde sieget,
Sie triumphirt, der Geist erlieget.

)ch will er noch ein Diener Gottes heißen,
Und glaubt ein guter Christ zu seyn:
enn er, nach eig'ner Einsicht, ungeheißen
Bald hie bald da, doch ohne Pein

*) Smum, ein lauer tödtender Wind in dem Morgenlande.

Und Müh', ein gutes Werk ausübt,
Auch, wie er glaubt, kein Wasser trübt,
Und doch sind diese guten Werke
Nur wilder Auswuchs eig'ner Stärke.

Wer opfern will, der muß von ganzer Seelen,
Sein ganzes Ich muß Priester seyn.
Will er zugleich als König auch befehlen,
So ist sein Sinn vor Gott nicht rein.
Dem Herrn gehorchen ist nur Pflicht,
Nach Willkühr opfern heiligt nicht;
Den eig'nen Willen hinzugeben,
Ist Opferdienst zum ew'gen Leben.

Den Amalek, dies ganze Heer der Lüste,
In unserer verdorbenen Natur,
Der ganz und gar vertilget werden müßte,
Bekämpft man schwach, zur Hälfte nur.
Man schonet, was der Lust gefällt,
Die Selbstsucht in der Kraft erhält,
Im unbesonn'nen Widerstreben
Läßt man sogar den Herrscher leben.

Ein solcher Saul kann nicht das Reich vererben,
Der Erbe muß ein David seyn,
Und dieser kann durch Trübsal nur erwerben,
Durch Selbstverläugnung, Schmach und Pein,
Nach langer Prüfung Juda's Thron,
Gelassenheit erkämpft die Kron',
Durch Demuth wird der Ries' bezwungen,
Durch Liebe nur das Ziel errungen.

Die Selbstsucht will nur stets durch Herrschen siegen,
Durch Sanftmuth herrscht allein der Christ.
Die Selbstsucht muß am Ende unterliegen,
Weil sie durch Lieb' entwaffnet ist.

Nun sucht sie Trost im finstern Reich
Und kriecht im Staub der Schlange gleich,
Um bald sich hoch emporzuschwingen,
Und drachenähnlich durchzudringen.

Doch eben dies beschleunigt ihr Verderben,
Das Maaß der Sünden ist nun voll,
Das Urtheil spricht: du mußt des Todes sterben;
Das Gift, das aus dem Abgrund quoll,
Hat deine Adern angefüllt,
Den Blick in's Heiligthum verhüllt,
Du stirbst durch deine eig'nen Hände,
Wie du gelebt, so ist dein Ende.

Ihr Christen lernt aus König Sauls Geschichte
Dem Herrn nur stets gehorsam seyn.
Der Selbstsucht droht ein schreckliches Gerichte,
Ihr Lohn ist endlich Höllenpein.
Gelassenheit erkämpft den Thron,
Und Sanftmuth setzt ihr auf die Kron',
Ihr Reich währt stets, ihr ist beschieden
Im Land der Ruhe ew'ger Frieden.

18.

Mel. Herr und Aeltster deiner Kreuzgemeine.

Davids Sohn! und König aller Welten!
Du der wahre Salomo!
Fürst aus Juda! großer Held der Helden!
Auch der Seraph nennt dich so;
Möchte mich dein holder Geist durchwehen,
Möcht' ich dich in deiner Würde sehen,
Oeffne doch mein inn'res Aug',
Daß ich dich im Lichte schau.

David wollte dir den Tempel bauen,
Aber seiner blut'gen Hand
Wollte Gott den Bau nicht anvertrauen,
Doch zum sichern Unterpfand
Seiner Treu' erhörte Er sein Flehen,
Was du wünschest, sprach er, soll geschehen,
Meinen Tempel baut dein Sohn,
Wann er sitzt auf deinem Thron.

Salomo erfüllte dies Versprechen,
Aber doch im Vorbild nur,
Und zerstörte dann durch seine Schwächen,
Was Jehovah David schwur.
Denn der Tempel, der vom Golde schimmert,
Wird vom Feinde endlich ganz zertrümmert;
Ach! die Stelle sieht man nur,
Und vom Tempel keine Spur.

Wird das Wort Jehovahs nicht erfüllet?
Gibt es keinen Tempel mehr?
Wird des Glaubens Sehnen nicht gestillet?
Siegt denn doch der Spötter Heer?
Ist der Tempel denn so ganz vergessen?
Hat ihn doch Johannes ausgemessen,
Auch sah ihn Ezechiel
Stehen auf derselben Stell'.

Du, mein Heiland! bist der Tempelbauer,
Salomo und Davids Sohn.
Mich durchweht der Zukunft heil'ger Schauer,
Und im Blick auf deinen Thron
Seh' ich die Verheißung ganz erfüllet,
Und das Allerheiligste enthüllet,
Mir ist jetzo offenbar,
Was sonst tief verborgen war.

Libanons erhab'ne Cedern bilden
Mir die Schaar der Helden ab.
Mauersteine sind die rohen Wilden,
Und das Gold, das Saba gab,
Sind der hohen Wahrheit blut'ge Zeugen,
Die sich ihrer Stell' im Himmel freuen,
Seiner Wände größte Zier,
Cherubim, die feiern Dir.

Heiden sind die Maurer, Zimmerleute,
Sie behauen Holz und Stein,
Bis ein jedes Stück auf jeder Seite
Paßt in seinen Ort hinein.
Wer nun will ein Stein im Tempel werden,
Muß durch Kreuz und mancherlei Beschwerden,
Ganz von allen Flecken rein,
Glatt und hell poliret seyn.

Jeder Christ soll auch ein Tempel werden,
Wo dein Geist im Dunkeln thront,
Wo die Seel', entbunden von der Erden,
Innig vor dem Vorhang wohnt,
Abgeschieden und in heil'ger Stille
Emsig horcht, was ihr dein heil'ger Wille
Jederzeit zu thun gebeut,
Und des Thuns sich kindlich freut.

Aber nun erhebt sich mein Gemüthe
Auf des Tempelberges Höh',
Wo ich schon des neuen Tempels Blüthe
Wie im Geist von Ferne seh'.
Lauter lebensvolle Bäume sprossen,
Libanons erhab'ne Cedern schossen,
Steine wachsen wie Kristall
Aus dem Felsen überall.

Wann wirst du, mein Salomo! erscheinen?
Alles blickt zu dir hinauf.
Wann wirst du aus lebensvollen Steinen
Bauen deinen Tempel auf?
Schau', uns drücken kummervolle Zeiten,
Löw' aus Juda komm, für uns zu streiten,
Komm, besteige deinen Thron!
Salomo! und Davids Sohn!

Dann erst wird der Tempelbau beginnen,
Alles ist dazu bereit.
Alles lebt von Außen und von Innen,
Und man sieht in kurzer Zeit
Strahlend sich die Zinnen hoch erheben,
Thürmen gleich zum hohen Aether streben,
Und in ihren Spitzen bricht
Sich das siebenfarb'ge Licht.

Aber in dem unverhüllten Chore
Thronet deine Schechinnah.
Und es strömen durch die offnen Thore
Fromme Schaaren fern und nah.
Ach! dann werd' auch ich mit meinen Brüdern
Freudenthränen mischen zu den Liedern
Davids in dem höhern Chor,
Vor des Tempels goldnem Thor.

19.

Mel. O der alles hätt' verloren.

O du Herrscher aller Welten!
Hör doch unser Flehen an.
Alles bebt vor deinem Schelten,
Bald ist es um uns gethan.

So wie zu Eliä Zeiten
Alle Welt im Argen lag;
Eben so sind schwere Leiden
Unser Schicksal jeden Tag.

Ach, wir müssen selbst gestehen,
Es ist unsrer Sünden Schuld.
Aber höre unser Flehen,
Habe noch mit uns Geduld.

Möchte doch dein ernst Gerichte
Immer uns vor Augen steh'n!
Möchten wir in deinem Lichte
Nur auf deinen Fußtritt seh'n!

Geist aus Gott! dein heil'ges Feuer
Dringe uns durch Mark und Bein,
Es verzehre alle Spreuer,
Mache unsern Weizen rein.

Sammle bald in deine Scheuer
Deiner Garben kleine Zahl!
Mach uns alle Tage treuer,
Bis zum großen Abendmahl.

20.

Mel. Mein Vater, zeuge mich, dein Kind u. s. w.

Verborg'ne Majestät!
Die Du die müden Seelen
Allmählig zu Dir führst,
Gestaltest in Dein Bild.
Was kann ich Bessers mir
Zu diesem Liede wählen,
Als wie im Vorbild Du
Der Menschheit Gang regierst.

Durch Wüsten führtest Du,
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible].
Du [illegible] Dich
Mit [illegible] Hand.
So führest Du auch noch
Mit Liebe die [illegible],
Die herzlich suchen Dich,
Und trägst sie mit Geduld.

Du prüftest ihre Treu',
Ihr kindliches Vertrauen,
Durch Proben aller Art,
Warst ihnen sinnlich nah'.
So prüfest Du auch noch
Den Geist durch manchen Grauen,
Und eh' er's sich versieht,
Bist Du mit Hülfe da.

Du führtest Israel
Auf schauervollen Wegen,
Bei aller Untreu' doch
In das verheiß'ne Land.
Doch mußte noch vorher
Der Tod die Tenne fegen,
Der Wüste Kinder nur
Erreichen Jordans Strand.

Egyptens Sinnlichkeit
Herrscht noch in jeder Seelen,
Und aus der Lüste Heer
Kommt keins in Canaan.
Das Neugeborne nur
Kann sicher darauf zählen,
Daß Josua es führt
Zum hohen Ziel hinan.

Auch im gelobten Land
Will Juda einen König,
Denn Israel ist stolz,
Es sucht ein irdisch Reich.
So ist dem armen Geist
Der Himmelsfürst zu wenig.
Er stellet die Vernunft
Dem Welten-Herrscher gleich.

Israel ist ein Bild
Von allen bösen Trieben,
Es fleht den Geist des Thiers
Zu Dan und Bethel an.
So kann der Fleisches-Sinn
Nur Fleisches-Lüste lieben,
Und wandelt rettungslos
Auf des Verderbens Bahn.

Auf keine Gnade darf
Die Brut der Schlangen hoffen,
Sie tilgt der Ernst des Herrn
Ganz aus der Seele fort.
Das Thor des Elends nur
Stand Israel einst offen,
So streng befolgt der Herr
Sein oft beschwornes Wort.

In Juda lag der Keim
Des künft'gen Heils verborgen,
So wie ein Samkorn tief
In dürrer Erde steckt.
Unkraut und Tollkorn wuchs;
Man fande jeden Morgen
Des Ungeziefers Heer
Auf's Neue ausgeheckt.

Wenn in der Seele nur
Ein Gnadenfunke glühet,
Der in der Asche tief
Und lang verborgen liegt,
So wird am Ende doch,
Wenn sich das Herz bemühet,
Ihn anzufachen stets,
Der Widerstand besiegt.

D'rum wird der Fleisches-Sinn
In Babylon gefangen,
Und endlich kehret nur
Ein kleiner Theil zurück.
Das, was den Keim enthält,
Kann nur dahin gelangen,
Wo sich entwickeln soll
Der ganzen Menschheit Glück.

Wenn Jesus Christus ist
Im Innern ausgeboren,
So kämpft, wie Juda einst,
Die Selbstgerechtigkeit.
Die Seele glaubt nun fast,
Ihr Heiland sey verloren,
Und eh' sie sich's versieht,
Strahlt er in Herrlichkeit.

Nun wälzt sich das Gericht,
Wie wilde Meereswogen,
Gereizt durch Sturmgeheul,
Auf's Selbstgewürke hin.
Dann glänzt im Seelengrund
Des Bundes Friedensbogen,
Die Geistersonne strahlt
Durch Herz und Geist und Sinn.

21.

Mel. Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.

Du, der Du alle Welten trägest,
Sie schützest durch Dein Allmachts-Wort,
Planeten auf der Wage wägest,
Bestimmest jedem seinen Ort.
Kometen schickst Du als Gesandten
Im unermeß'nen Raum umher,
Du leitest sie an goldnen Banden
Zu ihrer fernen Wiederkehr.

Du führst den Erdball um die Sonne,
Und schwingst ihn um sich selbst herum,
Der Himmel jubelt Dir mit Wonne,
Das ganze All, Dein Eigenthum.
Die Myriaden Seraphinen,
Der Wurm, der in dem Staube kriecht,
Was lebt und nicht lebt, muß Dir dienen,
Kein Wesen hat Dich je besiegt.

Nie können alle Engelzungen
Aussprechen, was Du Ew'ger bist,
Noch keinem Dichter ist gelungen,
Und wenn er David selber ist,
Nach Würden Deinen Ruhm zu singen.
Wer kennt Dich unzugänglich Licht?
Nur einem kann es wohl gelingen,
Dem, der des Todes Riegel bricht.

Was ist der Mensch, der Erdenbürger,
Der Todes- und der Sündenknecht?
Sein selbst und seiner Brüder Würger;
Sein Kopf ist stolz, sein Herz ist schlecht.

Und doch, o Liebe ohne Schranken!
Den Grundverdorb'nen suchest Du,
Und denkst den göttlichen Gedanken,
Zu führ'n ihn seinem Ursprung zu.

Des Menschen Fall sah'st Du von ferne,
Beschloßest den Erlösungs-Plan;
Erbarmtest Dich und nahmst Dich gerne
Des tiefgesunk'nen Sünders an.
O Ungrund gränzenloser Liebe!
Mein ganzes Wesen fühlt sein Nichts.
Ich nah' mich Dir mit heißem Triebe,
Durchstrahle mich, Du Quell des Lichts!

Wie treu erzogest Du die Kinder,
Die Väter jener ersten Welt,
Und mitten in der Welt voll Sünder
Bewirkten sie, was Dir gefällt.
Sie nahmen ab, die Gottgeweihten,
Bis endlich nur ein Noah blieb,
Wie ähnlich waren jene Zeiten
Den unsern? Vater, ach vergib!

Die Sündfluth schwemmte von der Erden
Den Wust der frechen Sünder fort,
Die Menschheit sollt erneuert werden,
Dies sicherte Dein Bundes-Wort
Dem Noah und auch seinem Samen;
Die Völker wuchsen schnell heran,
Doch sie vergaßen Deinen Namen,
Und riefen falsche Götter an.

Nun sorgtest Du mit Vaterliebe
Für's arme menschliche Geschlecht,
Damit auf Erden Wahrheit bliebe,
Erwähltest Du den treuen Knecht,

Den Abraham, den Glaubens=Helden,
 Zum Stifter der Religion,
Die einst die Sünder aller Welten
 Soll führ'n zu Deinem Strahlenthron.

Du prüfest ihn auf alle Weise,
 Entwickelst seinen Glaubensgrund,
Auf seiner schweren Lebensreise
 Thust Du ihm Deinen Willen kund.
Er folgt ihm streng durch Tod und Schmerzen
 Und achtet eignen Willen nicht.
Er wandelt mit ergeb'nem Herzen
 Vor Deinem heil'gen Angesicht.

Dies ist der Weg zum ew'gen Leben,
 Den Abraham gewandelt hat,
Er ist zum Muster uns gegeben,
 Zum Führer auf dem Lebenspfad.
Dann sollte auch sein künft'ger Same
 Der ganzen Welt zum Segen seyn.
Gepriesen sey Dein heil'ger Name!
 Daß wir uns der Erfüllung freu'n.

Du heiligtest Dir seine Kinder
 Zu einem Volk des Eigenthums,
Und wähltest diese armen Sünder
 Zu Hütern Deines Heiligthums.
Sie eilten auf gewohnten Wegen
 Der Menschheit dem Verderben zu.
Du wechseltest mit Fluch und Segen,
 Dem, der Dir traute, halfest Du.

Doch fandest Du stets unter ihnen,
 Und unter andern Völkern nicht,
Noch viele, denen Du erschienen,
 Die treulich folgten Deinem Licht.

So sammeltest Du Dir die Heerde,
Du guter Hirte! Dir zum Preis,
Die dann Dein heil'ger Geist belehrte,
Zu folgen Dir mit allem Fleiß.

Wenn endlich Israels Verbrechen
Gebirgen gleich gen Himmel stieg,
So mußtest Du das Unrecht rächen
Durch Hunger, Seuchen oder Krieg.
Du schleuderst sie in fremde Länder,
Dort tragen sie der Schulden Last,
Doch sind die Juden Unterpfänder,
Daß Du uns nicht vergessen hast.

So führtest Du viertausend Jahre
Die Menschheit an dem Gängelband,
Bis daß sie endlich mündig ware,
Und Deine Huld es rathsam fand,
Den hohen Plan nun zu enthüllen,
Der Engeln ein Geheimniß war,
Das bange Sehnen nun zu stillen
Der lieben auserwählten Schaar.

Wir leben in den letzten Zeiten,
Dein ganzer Rath ist uns bekannt,
Wir sehnen uns im bangen Leiden
Nach unserm wahren Vaterland.
Ach möchten unsre Zeitgenossen
Dein altes Bundes-Wort versteh'n,
Und in den Jahren, die verflossen,
Den Fußtritt Deiner Gnade seh'n.

Doch leider! ist der Wunsch vergebens,
Die Menschheit bleibet, was sie war,
Bis bald der Geist des ew'gen Lebens
Beströmt die auserwählte Schaar;

Und dann der schnöde Mensch der Sünden,
Mit seinem tief versunk'nen Heer,
Nun den verdienten Lohn wird finden
In jenem Feu'r- und Schwefel-Meer.

Unendlicher! ich Staub vom Staube,
Bin kühn und wag' ein Lied an Dich.
Allein Dich sucht mein schwacher Glaube,
Mein Herze liebt Dich inniglich.
Erhöre, was mein Mund Dir stammelt,
Erleuchte mich mit Deinem Licht,
Und wenn sich Deine Heerde sammelt,
Mein Heiland! dann vergiß mich nicht.

Gelobet seyst Du Herr der Welten,
Gepriesen für Dein frohes Wort!
Daß Du nun kommst mit Deinen Helden,
O eile doch! wir müssen fort.
Wir kämpfen hier im schweren Leiden,
Im Warten wird uns angst und bang,
Komm, führe uns in bessre Zeiten,
In's Land des Friedens, bleib' nicht lang.

22.

Mel. O Haupt voll Blut und Wunden.

In's heil'ge Dunkel wallet
Der hohe Menschensohn,
Aus ew'ger Nacht erschallet
Des Zorns Posaunenton,
Es lagern sich die Sünden
Der ganzen Welt auf Ihn,
Kein Ruh'platz ist zu finden,
Des Zornes Flammen glüh'n.

Wir folgen ihm von Ferne
Hin nach Gethsemane,
Und theilen mit Ihm gerne
Sein banges Ach und Weh.
Er trägt auch unsre Sünden,
Wird Bürge unsrer Schuld,
Und läßt uns froh verkünden
Die Botschaft seiner Huld.

Er wankt mit lautem Stöhnen
Hin zum Cypressen-Hain.
Sein Ringen und sein Sehnen,
Die Menschheit zu befrei'n,
Und nun die Glut der Schmerzen,
Dies Alles wirkt auf Ihn,
Er sieht mit bangem Herzen
Den letzten Trost entflieh'n.

Sein menschlich Wesen bebet,
Fühlt seine Kraft zu klein;
Wie sich sein Blick erhebet,
Des Vaters sich zu freu'n:
So blitzt ein Zorngesichte
Tief in sein Herz hinein,
Ein schreckliches Gerichte
Stürzt Ihn in Todespein.

Des ew'gen Vaters Willen
Und Seinen hohen Rath
Vollkommen zu erfüllen,
Und durch den Leidenspfad
Zum Leben durchzudringen,
Durch Nacht und Finsterniß,
Ob Ihm das wird gelingen?
Ist Ihm noch ungewiß.

Mit blut'gem Schweiß umflossen,
In Todesangst versenkt,
Liegt Er wie hingegossen
Im Staube, und gedenkt,
Des ernsten Vaters Willen
Trotz jeder finstern Nacht
Mit Treue zu erfüllen,
Das Opfer ist gebracht.

Er hebt sich aus dem Staube
Mit Heldenmuth empor;
Sein unbesiegter Glaube
Strahlt sonnenhell hervor.
Er ist nun fest entschlossen,
Den Kreuzesweg zu geh'n,
Mit Muth und unverdrossen
Dem Tod in's Aug' zu seh'n.

Ach Brüder! diese Stunde
Wiegt alle Welten auf.
Preis't Ihn mit einem Munde!
Beschleunigt euern Lauf!
Ach eilt zu seinen Füßen
Als ew'ges Eigenthum!
Laßt Liebesthränen fließen
Und bringt ihm Preis und Ruhm.

Du, der Du auf dem Throne
Der Welten nun regierst,
Und in der Strahlenkrone
Das Scepter herrlich führst!
Wenn uns auf unserm Pfade
Bestürmet Angst und Weh,
Dann denk' mit Huld und Gnade
An Dein Gethsemane.

Mel. O ihr auserwählten Kinder.

Bringt ihr auserwählten Kinder
Unserm König, unserm Heiland Preis und Ehr';
Ihm, dem größten Ueberwinder,
Hallelujah, Hosianna! Erd' und Meer,
Welten alle, jauchzt mit Schalle,
Laßt aus allen Engelchören
Ewig Jubel, ewig Hallelujah hören!

23.

Hymne an den Herrn, unsern Erlöser.

Mel. Wacht auf, ruft uns die Stimme.

Der Du auf der Welten Throne
Nun herrschest und die Siegeskrone
Anstatt der Dornenkrone trägst;
Der Du auch der Menschen Leiden
Im Ocean von Himmelsfreuden
Auf Deiner goldnen Waage wägst!
Ich schwing mich auf zu Dir,
Die Flügel schenkst Du mir,
Hallelujah!
Du bist mir nah',
Ich steig empor,
Sing Dir ein Lied im höhern Chor.

Du warst schon vor Ewigkeiten,
Genossest ungemessne Freuden,
Und Engelheere dienten Dir.
Ein Pünktchen in dem Chor der Sterne,
Die Erde dort in dunkler Ferne,
Ein Engelfürst bemerkt sie schier,

Und dann der schnöde Mensch der Sünden,
Mit seinem tief versunk'nen Heer,
Nun den verdienten Lohn wird finden
In jenem Feu'r- und Schwefel-Meer.

Unendlicher! ich Staub vom Staube,
Bin kühn und wag' ein Lied an Dich.
Allein Dich sucht mein schwacher Glaube,
Mein Herze liebt Dich inniglich.
Erhöre, was mein Mund Dir stammelt,
Erleuchte mich mit Deinem Licht,
Und wenn sich Deine Heerde sammelt,
Mein Heiland! dann vergiß mich nicht.

Gelobet seyst Du Herr der Welten,
Gepriesen für Dein frohes Wort!
Daß Du nun kommst mit Deinen Helden,
O eile doch! wir müssen fort.
Wir kämpfen hier im schweren Leiden,
Im Warten wird uns angst und bang,
Komm, führe uns in bessre Zeiten,
In's Land des Friedens, bleib' nicht lang.

22.

Mel. O Haupt voll Blut und Wunden.

In's heil'ge Dunkel wallet
Der hohe Menschensohn,
Aus ew'ger Nacht erschallet
Des Zorns Posaunenton,
Es lagern sich die Sünden
Der ganzen Welt auf Ihn,
Kein Ruh'platz ist zu finden,
Des Zornes Flammen glüh'n.

Wirst ein Kindlein zum Erbarmen,
Das Aermste unter allen Armen,
Mit schlechten Windeln angethan.
So ruhst Du nackt und blos
In Deiner Mutter Schoos,
Und trinkst mit Lust
An ihrer Brust
Den Nektarsaft,
Nimmst zu an Alter, Muth und Kraft.

Satan merkt, daß in dem Kinde
Sich etwas tief Verborg'nes finde,
Er hört der Engel Jubelton,
Sieht, daß weit entfernte Weisen
Mit Sehnsucht nach Judäa reisen,
Zu huldigen dem Menschensohn;
Er rüstet sich geschwind,
Dich holdes Wunderkind
Dem Tod zu weih'n:
Nur dies allein
Kann ihn befrei'n;
Herodes soll der Mörder seyn.

Du entfliehst zu überwinden,
Um in Aegypten Schutz zu finden,
Entziehst Du Dich dem Mörderheer;
Wehrlos eilst Du durch die Wüsten,
Und kein Geschöpf läßt sich gelüsten,
Dir weh zu thun, denn hoch und hehr
Umringen Engel Dich,
Der Seraph freuet sich,
Dein Schutz zu seyn,
Im Mondenschein
Eilst Du mit Ruh'
Dem niedrigen Aegypten zu.

Um den Zweck nicht zu verfehlen,
Ermordet man, um nicht zu zählen,
Der Kinder eine große Zahl.
Diese ersten blut'gen Zeugen,
Die sich vor Deinem Scepter beugen,
Erscheinen im gestirnten Saal;
Der Marterkronen Glanz,
Des Sieges Lorbeerkranz
Blendet ihr Aug,
Sie steh'n zur Schau
Dem Engelheer,
Und jauchzen in dem Strahlenmeer.

Satan wähnt, ihm sey's gelungen,
Und daß er schon den Feind bezwungen,
Macht er dem Höllenheer bekannt.
Ruhig pilgerst Du zurücke,
Entziehst Dich seinem Späherblicke,
Nach Nazareth ins Vaterland.
In tiefster Niedrigkeit,
Zu jedem Dienst bereit,
Schaust Du empor
Zum Perlenthor
Der Ewigkeit,
Und in die künft'ge Herrlichkeit.

Satan konnt' in dreißig Jahren
Das Mind'ste nicht von Dir erfahren;
Denn Du warst viel zu klein für ihn,
Kann der Fürst von tausend Welten,
Der Held von Millionen Helden,
Des Zimmermannes Säge ziehn?
So denkt der Bösewicht:
Er kennt die Demuth nicht
Und ihre Pracht,

Der Liebe Macht,
Die alles zwingt,
Bis in das Herz der Gottheit dringt.

Als Du nun, die Welt zu retten,
Das Amt des Mittlers anzutreten,
Erschienest an des Jordans Strand;
Und ein Glanz vom Himmel wallte,
In dem die holde Stimm' erschallte,
Die Dich des Höchsten Sohn genannt:
Da regte sich die Wuth
In Satans Höllenglut,
Er sinnt und denkt,
Und was ihn kränkt,
Ist Deine Ruh',
Womit Du eilst dem Siege zu.

Ruhig weilst Du in den Wüsten,
Den Kampf mit allen Sinnenlüsten
Mit Heldenkräften zu besteh'n;
Satan kämpft mit jenen Waffen,
Die Eva einst in's Herze trafen,
Doch konnt' er keine Wunden seh'n.
Du gibst mit ernstem Blick
Die Pfeile ihm zurück,
Er unterliegt
Und ist besiegt;
Er flieht mit Scham
In's Drachen=Nest, woher er kam.

Satan denkt, Er muß doch sterben,
Er ist ja Mensch, ihn zu verderben,
Bedarf's nur einen Todesstich,
Wirkt Er wahre Gotteswunder,
Zum Hades muß Er doch hinunter,
Er rettet durch kein Wunder sich.

Jetzt ist der Plan gemacht,
Er hat's nun recht bedacht,
Der Juden Grimm
Genüget ihm;
Er flammt ihn an,
Und wähnt, der Streit sey abgethan.

Du enthüllest nun mit Klarheit,
Frei offen Deiner Sendung Wahrheit,
Mit nie geseh'ner Majestät;
In der tiefsten Armuth Hülle
Verbirgt sich Deiner Gottheit Fülle,
Die Deine Menschheit ganz durchweht.
Du kündigst an mit Macht
Des Reichs zukünft'ge Pracht,
Der Demuth Kraft
Die Liebe schafft,
Das gold'ne Netz
Zum Menschenfischen Dein Gesetz.

Um den Zweck bald zu erreichen,
Und Deiner Gottheit Wunderzeichen
Zu endigen, eilt Satan sich;
Haß und Neid, die Höllendüfte,
Erfüllen bald Judäens Lüfte,
Und Alles wüthet gegen Dich.
Du eilst zum Kreuzesstamm,
Du Gottes Osterlamm!
In Spott und Hohn
Und Dornenkron'
Bet'st Du mit Huld
Um Nachlaß Deiner Mörderschuld.

Dies Gebet, wie Flammenpfeile,
Durchbohrt mit Glut und Blitzes-Eile
Des Höllenfürsten wildes Herz,

Ohnmacht fährt durch seine Glieder,
Er sinkt nicht fern vom Kreuze nieder,
Durchdrungen ganz von Höllenschmerz.
Doch bald ermannt er sich,
Und freut sich inniglich
Auf Deinen Tod,
Der seiner Noth
Ein Ende schafft,
Nun steht er auf mit neuer Kraft.

Ja Du stirbst, und doch die Trauer
Der ganzen Schöpfung füllt mit Schauer
Des Satans ganzes Wesen an.
Du wirst nun zum Grab getragen,
Nun kann er kühn zu denken wagen,
Es sey nun alles abgethan.
Zum dunkeln Schattenland
Den Drachenblick gewandt,
Brüllt er mit Macht
Zur ew'gen Nacht,
Er kommt zu euch
Als Menschengeist in's Todtenreich.

Aller Geister wildes Toben,
Womit sie ihren Fürsten loben,
Durchbebt das ganze Feuermeer.
Alles strömt hinauf zur Pforten,
Man sammelt sich von allen Orten,
Im Kreise steht das Höllenheer.
Ein nie geseh'nes Licht
Die alte Nacht durchbricht,
Die ganze Schaar
Nimmt dieses wahr,
Sie eilt zum Spott,
Doch Weh! der Menschengeist ist Gott.

Wie ein Sturm den Wald entblättert,
Ein Blitz die Eiche niederschmettert,
So Satan und das Höllenheer.
Sie erblinden von dem Blitze,
Und Jeder eilt zu seinem Sitze,
In's Felsenloch im Feuermeer.
Nun strahlt Dein Recht und Licht,
Du hältst ein Weltgericht!
Entführst mit Macht
Der ew'gen Nacht
Der Büßer Schaar*),
Die harrt bei dritthalbtausend Jahr.

Auch des alten Bundes Väter
Nun heimzuführ'n, eilst Du, ihr Retter,
In's Scheol hin zu Davids Thron;
Alle jubeln Dir entgegen,
Du überströmest sie mit Segen,
Von Adam bis auf Simeon;
Und führst sie nun empor
Zu Salems Perlenthor,
Die Seraphim
Und Cherubim
Jauchzen Dir zu:
Jehovah! — Gott und Mensch bist Du!

Noch ruht Deine Menschenhülle
In Josephs Grabe todt und stille,
Du hauchst ihr neues Leben ein.
Gott und Mensch bewohnst Du wieder
Marien Sohns verklärte Glieder,
Willst Gott und Mensch vollkommen seyn.

*) 1. Petri 3, 19. 20.

So sehen Viele Dich
Und Alle freuen sich,
Dein Aufersteh'n,
Dein Wiederseh'n,
Dein Wundenstrahl
Durchglüht der ersten Christen Zahl.

Du verweilst, — in vierzig Tagen
Noch Deinen Jüngern das zu sagen,
Was ihnen noth und nützlich war.
Führst sie auf des Oelbergs Spitze,
Und fährst nun auf zum Thronensitze,
Und stellest Dich dem Vater dar.
Nun strömt ein Liebesmeer,
Das ganze Himmelsheer
Erstaunt und trinkt,
Stürzt hin und sinkt
Mit Jubelton,
Und Du schwingst Dich auf Deinen Thron.

Preis sey Dir, dem Ueberwinder!
Hosianna Dir! Wir, Deine Kinder,
Wir, die Erlösten, huld'gen Dir.
Ach, wir können Dir nichts geben,
Wir sind ja Dein, nur Blut und Leben,
Und was wir haben, bringen wir.
Alles ist Dir geweiht,
In alle Ewigkeit,
Hallelujah!
Auf Golgatha!
Hallelujah!
Dereinst im hohen Solyma!

24.

Wehe mir vom ew'gen Hügel,
Geist Jehovah's, Kühlung zu!
Stärke meine Andachtsflügel,
Meinen Aufschwung lenke Du!
An des Alters steiler Höhe
Schleicht mein müder Fuß hinauf,
Dunkel ist's, wohin ich sehe,
Heit're meine Blicke auf!

Dir ein Loblied noch zu singen,
Eh' mein Harfenton verhallt;
Mich zu Dir emporzuschwingen,
Wo Dir Jubeldonner schallt:
Dazu schenk' mir Licht und Leben,
Zeige mir die rechte Bahn.
Mich zum Urthron zu erheben,
Geht aus eigner Kraft nicht an.

Millionen Welten schwingen
Sich in ihren Kreisen um,
Während ihre Bürger bringen
Opfer Dir in's Heiligthum.
Doch auf diesem Staubplaneten
Opfert man sich selbsten nur,
Eigensucht beherrscht hier Jeden,
Jede menschliche Natur.

Tiefgesunk'ne Menschenkinder
Bleiben Deine Kinder noch,
Ja, Du führst sie weit gelinder
In dem sanften Liebesjoch,
Als ein Menschenvater führet,
Den die Leidens[illegible]ft regiert,
Wenn die Glut [illegible]
Die nur Fluch un[illegible]

25.

Gesang eines armen Kranken.

Mel. Mein Freund zerschmelzt aus Lieb' in seinem Blute.

Mein Geist schwingt sich hinauf zu Deinem Throne,
Hinauf zu Dir, Du Helfer in der Noth!
Ich fleh' im Staub mit dem verlor'nen Sohne:
Verlaß mich nicht, verlaß mich nicht im Tod!
Du Kämpfer in Gethsemane!
Dein Glanz umstrahle mich, wenn ich im Dunkeln steh'!

Sieh' meinen Schmerz, Du Dulder aller Schmerzen!
Sieh', wie mein Geist im kranken Körper stöhnt,
Ich komm zu Dir mit tief gebeugtem Herzen,
Du hast noch stets den Kampf mit Sieg gekrönt,
Wenn man nur kämpft, wie Du gekämpft,
Und in des Kreuzes Kraft des Fleisches Lüste dämpft.

Ich komm zu Dir mit sehnsuchtsvollen Blicken,
Ich bin so schwach, an Leib und Seele matt;
Ich bin zu arm, den Körper zu erquicken,
Ich komm zu dem, der Hüll' und Fülle hat.
Die Nothdurft, Herr! verleih' mir nur!
Und schenke Leidenskraft der kämpfenden Natur!

Ich weiß sehr wohl, daß solche Leidensproben
Beweise Deiner ew'gen Liebe sind;
Ich werde Dich dereinst am Ziele loben,
Wenn nun der Tag nach banger Nacht beginnt;
Wär' nur der Jammer auszusteh'n!
Wie ruhig wollt' ich dann dem Ziel entgegengeh'n.

Allein die Fluth steigt mir bis an die Seele,
Mein Blick entdeckt die frohe Rettung nicht,
Viel sind der Jammerstunden, die ich zähle;
Ich fühl' schon, daß die morsche Hütte bricht,
Und ich, Verlass'ner, weiß noch nicht,
Was für ein Urtheil mir der ernste Richter spricht.

Du, Leidensfürst, sprachst mir und meines Gleichen
Den hohen Trost in unsern Seelen zu:
»Ich laß mich bald durch Leidende erweichen,
Wer an mich glaubt, der findet wahre Ruh'.«
Ich glaube, Herr! und wanke doch!
Die Last ist schwer! Du sprichst: sie sey ein leichtes Joch.

Ich bin so schwach, dies leichte Joch zu tragen;
Und doch, wohlan! ich traue auf Dein Wort.
Wohlan, mein Gott! ich will es auf Dich wagen,
Hilf Du dem müden Strauchler mächtig fort;
Ich will! und sieh! ich fühle Kraft;
Der ernste Wille ist des Glaubens Eigenschaft.

Nun fürcht' ich nicht der Leiden bitt're Qualen,
Weil sie Gemeinschaft Deiner Leiden sind.
Leid' ich mit Dir, so wirst Du auch bezahlen
Die Schuld, die man auf meiner Rechnung find't.
Leid' ich und sterb' ich so mit Dir,
So wird am frohen Ziel die Siegeskrone mir!

So sehen Viele Dich
Und Alle freuen sich,
Dein Aufersteh'n,
Dein Wiederseh'n,
Dein Wundenstrahl
Durchglüht der ersten Christen Zahl.

Du verweilst, — in vierzig Tagen
Noch Deinen Jüngern das zu sagen,
Was ihnen noth und nützlich war.
Führst sie auf des Oelbergs Spitze,
Und fährst nun auf zum Thronensitze,
Und stellest Dich dem Vater dar.
Nun strömt ein Liebesmeer,
Das ganze Himmelsheer
Erstaunt und trinkt,
Stürzt hin und sinkt
Mit Jubelton,
Und Du schwingst Dich auf Deinen Thron.

Preis sey Dir, dem Ueberwinder!
Hosianna Dir! Wir, Deine Kinder,
Wir, die Erlösten, huld'gen Dir.
Ach, wir können Dir nichts geben,
Wir sind ja Dein, nur Blut und Leben,
Und was wir haben, bringen wir.
Alles ist Dir geweiht,
In alle Ewigkeit,
Hallelujah!
Auf Golgatha!
Hallelujah!
Dereinst im hohen Solyma!

24.

Wehe mir vom ew'gen Hügel,
Geist Jehovah's, Kühlung zu!
Stärke meine Andachtsflügel,
Meinen Aufschwung lenke Du!
An des Alters steiler Höhe
Schleicht mein müder Fuß hinauf,
Dunkel ist's, wohin ich sehe,
Heit're meine Blicke auf!

Dir ein Loblied noch zu singen,
Eh' mein Harfenton verhallt;
Mich zu Dir emporzuschwingen,
Wo Dir Jubeldonner schallt:
Dazu schenk' mir Licht und Leben,
Zeige mir die rechte Bahn.
Mich zum Urthron zu erheben,
Geht aus eigner Kraft nicht an.

Millionen Welten schwingen
Sich in ihren Kreisen um,
Während ihre Bürger bringen
Opfer Dir in's Heiligthum.
Doch auf diesem Staubplaneten
Opfert man sich selbsten nur,
Eigensucht beherrscht hier Jeden,
Jede menschliche Natur.

Tiefgesunk'ne Menschenkinder
Bleiben Deine Kinder noch,
Ja, Du führst sie weit gelinder
In dem sanften Liebesjoch,
Als ein Menschenvater führet,
Den die Leidenschaft regiert,
Wenn die Glut des Zorns ihn rühret,
Die nur Fluch und Tod gebiert.

Dies beweist die ganze Führung
Deines Volks von Anfang an.
Die der Mensch nicht ohne Rührung
Lesen und betrachten kann.
Weisheit, Langmuth, Ernst und Milde
Leiten Dich auf Deiner Bahn;
Dort in Edens Lustgefilde
War dies schon Dein Liebesplan.

Deine ernsten Strafgerichte
Sind der Menschheit Arzenei.
Prüft die ganze Weltgeschichte,
Ob dies reine Wahrheit sey?
Dann wird man mit Staunen finden,
Daß Dein Zürnen Liebe ist.
Sünde straft sich selbst durch Sünde,
Während Du stets Vater bist.

Menschengränzen sind zu enge,
Dieses deutlich einzuseh'n,
Man muß immer durch Gedränge
In das heil'ge Dunkel geh'n.
Dort wird dann dem frommen Beter
Manch Geheimniß klar enthüllt,
Und man sieht der heil'gen Väter
Fromme Wünsche froh erfüllt.

Dieses hab' ich selbst erfahren
Auf der langen Lebensbahn,
Dinge, die mir dunkel waren,
Wurden mir dann kund gethan.
Wann ich einsam in der Stille
Oft in Deiner Nähe war,
Machte mir Dein heil'ger Wille
Manch Geheimniß offenbar.

Herr! wir schwören Dir aufs Neue
Unverrückte, feste Treue!
  Ach, erlös' uns diesmal noch
  Aus der Noth, erhör' uns doch!

Freilich ist erzwung'ne Reue,
  Liebster Jesus! wenig werth,
Und gewöhnlich schwört man Treue,
  Wenn die Trübsal uns beschwert.
Darum kann man uns nicht trauen
Und auf unsre Treu' nicht bauen:
  Denn es ist um sie gescheh'n,
  Wenn es uns wird besser geh'n.

Ja, auch das gesteh'n wir gerne,
  Aber schau' von Deinem Thron
Hier auf uns in dunkler Ferne,
  Denk' an den verlor'nen Sohn!
Denk' an uns verlor'ne Söhne!
Fürst der Gnaden! ach, und kröne
  Uns in dieser Jammerzeit
  Jetzund mit Barmherzigkeit.

Aber dann nimm uns gefangen
  Unter Deines Geistes Zucht.
Was das Herz dann wird verlangen,
  Was der Geist auf Erden sucht,
Ach! das prüfe Du nur strenge;
Bring' die Seele in's Gedränge,
  Bis sie Alles gern entbehrt,
  Was Dein weiser Rath verwehrt.

Ach, Du weißt ja unsre Schwäche,
  Daß der Mensch so wenig kann.
Liebster Heiland! drum, so spreche
  Kraft in unser Herz, und dann

Taufe uns mit Geist und Feuer,
Um im Wachen immer treuer,
Im Gebet von Herzen rein,
Und im Kampfe stark zu seyn.

Daß doch die Erlösungs=Gnade
Und Dein blut'ger Opfertod
Uns recht fühlbar auf dem Pfade,
Tröstend wär' in jeder Noth!
Ach, verkläre doch Dein Leiden,
Herr, in diesen trüben Zeiten,
In uns allen, daß wir nun
Sanft in Deiner Liebe ruh'n.

Doch in diesem Ruh'n geschäftig,
Treu in Deinem Dienst zu seyn,
Laß doch Deinen Geist recht kräftig
Uns zu diesem Dienste weih'n.
Gib zu jedem guten Werke
Muth, Gelegenheit und Stärke,
Und es werde jede That
Einst zur hoffnungsvollen Saat.

Vater! daß dies unser Sehnen,
Unsers Herzens Vorsatz ist,
Das bezeugen wir mit Thränen;
Und da Du doch Vater bist,
O so nimm uns arme Sünder
Nun auch als versöhnte Kinder,
Die sich Dir in Demuth nah'n,
Wiederum zu Gnaden an!

Und dann wehre doch dem Jammer,
Der jetzt Land und Leute drückt!
Führ' doch aus der dunkeln Kammer
Jeden, der so tief gebückt

Unter Deines Zornes Bürde
Wankt, und endlich sinken würde;
Laß den Sturm vorübergeh'n!
Herr, erhöre unser Fleh'n!

27.

Der Morgenstern.

Wie der Stern dort huldreich lächelt
Aus dem fernen Strahlenmeer!
Wie der Ostwind lieblich fächelt
Ueber jene Hügel her!
Warum weilt ihr Erdenkinder,
Von dem Schlafe aufzusteh'n;
Seht, er winkt der Todsverkünder,
Eilt, dies Schauspiel anzuseh'n!

Dämm'rung deckt noch Thal und Hügel,
Nur die Wolkensäume glüh'n;
Auf der Morgenröthe Flügel
Seh'n wir sie dem Licht entflieh'n.
Tief im Westen weilt noch immer
Schwarzes Dunkel, öde Nacht,
Und des Mondes matter Schimmer
Weicht dem Licht in seiner Pracht.

Heitert in dem Morgenschimmer,
Brüder, euern matten Blick!
Schauet vorwärts, und nicht immer
In die finst're Nacht zurück!
Unsern Geistes-Augen lächelt
Ein erwünschter Morgenstern;
Und das matte Herz umfächelt
Wonnevoll der Geist des Herrn.

Seht, wie der Propheten Worte
Mächtig in Erfüllung geh'n!
Seht ihr an der Aufgangs=Pforte
Diesen Lichts=Verkünder steh'n?
Dieser ist der Stern der Wonne;
Wie er glänzet hoch und hehr!
Bald folgt ihm die ew'ge Sonne,
Und das Dunkel ist nicht mehr.

Ach, verschlaft nicht diese Scene!
Seyd nicht träge, sie zu seh'n!
Denn es trocknet jede Thräne;
Und in dieses Geistes Weh'n
Wird das Auge klar und heiter,
Alles um euch her wird schön,
Und ihr könnt dann immer weiter
Durch des Glaubens Fernrohr seh'n.

Fürchtet nicht die Nacht der Schrecken,
Die dort fern im Westen weilt,
Dunkel soll das Erdreich decken,
Bis der Tag es übereilt.
Laßt den Abfall immer wüthen,
Bis sein Mondenlicht erblaßt,
Bleibt ihr nur im stillen Frieden,
Und auf jeden Fall gefaßt.

Wolken sind der Luft Gedanken
Und Ideen der Natur;
Unbeständig, ohne Schranken
Irren sie auf jeder Flur.
Wann sie Licht des Himmels trinken,
Baden in dem Ocean,
Dann mit mildem Schimmer blinken,
Füll'n sie uns mit Segen an.

Aber wann mit Finsternissen
  Sie den Himmel uns verhüll'n,
Auch mit Blitz und Wassergüssen
  Alle Welt mit Angst erfüll'n;
Wann sie auch mit falschem Schimmer
  Uns're Blicke auf sich zieh'n:
Ja, dann sollen sie auf immer
  Schamroth vor der Sonne flieh'n.

Trinkt der Mond das Licht der Sonne,
  Dann erhellt er uns're Nacht,
Tröstet den mit holder Wonne,
  Den der Zeitgeist traurig macht.
Wann Vernunft das Licht von oben,
  Wie der Mond die Sonne, trinkt,
Dann wird sie emporgehoben,
  Und ihr ganzes Thun gelingt.

Aber wann im Wasserspiegel
  Ihr ihr eig'nes Licht gefällt,
Sie auf jedem Wolkenhügel
  Sich ein schimmernd Denkmal stellt:
Dann muß sie nach Westen schleichen,
  Wann der hohe Morgen blinkt,
Und in seinem Glanz erbleichen,
  Bis sie hin zum Staube sinkt.

Du erhab'ne Geistersonne,
  Urquell alles wahren Lichts,
Ocean der sel'gen Wonne,
  Fülle unser leeres Nichts;
Mit den Strahlen Deiner Klarheit
  Helle uns're Augen auf!
Zeige uns den Weg der Wahrheit,
  Und beförd're unsern Lauf!

Bring' durch Deines Geistes Wehen
Leben in das Knochenfeld;
Laß uns fest und wachsam stehen
Da, wo Du uns hingestellt!
Bis wir einst das Ziel gefunden,
Sich der hohe Aufgang zeigt,
Und im Glanze Deiner Wunden
Sich der ganze Erdkreis beugt.

28.

Erheb dich, armer Geist! und fliehe
Der schwarzen Sorgen Trauerhaus.
Was hilft dir deine bange Mühe?
Gott führt's doch endlich herrlich aus,
Er kennt den Weg zur süßen Freude;
Ermunt're dich! sey still, und leide!

Wenn dich geheimer Kummer drücket,
Den Niemand weiß, als Gott allein;
Wenn dich kein Stern der Huld anblicket:
So mußt du still und ruhig seyn.
Das Trau'rgewölk wird sich verziehen,
Dein Morgenroth im Osten glühen.

Bald strahlt die Sonn' der reinsten Freude
Und lächelt dir vom Morgen her;
Und auf des klaren Himmels Breite
Erblickest du kein Wölkchen mehr.
Dann wandelst du den Pfad der Freuden,
Und weißt von keinem bangen Leiden.

Ist's eine Sünde, die dich quälet,
Und drückt dich eine schwarze That,
Hast du sie dann mit Reu' erzählet
Dem, der die Welt erlöset hat:
Nichts ist so schwer, er kann's vergeben,
Er kann den Stein vom Herzen heben.

Geh' hin in deine stille Kammer,
Wirf dich vor den Erlöser hin,
Und klag' ihm deinen großen Jammer,
Erheit're den bewölkten Sinn,
Versprich, von nun an fromm zu leben,
Nach reiner Tugend treu zu streben.

Dann kann die Lieb' den Kummer lindern,
Die Liebe löscht der Höllen Glut,
Sie kann den Zorn des Höchsten mindern,
Die Lieb' bezahlt vergoß'nes Blut.
Nur blos durch sie kann Gott vergeben,
Die Liebe schafft ein neues Leben.

Wenn du nicht liebst, dann floß vergebens
Auf Golgatha das Bundes-Blut,
Und alle Thaten deines Lebens
Sind Höhlen, wo ein Drache ruht.
Ein Herz, wie diamant'ne Felsen,
Kann ächte Lieb' wie Wachs zerschmelzen.

Drum weihe jede Lebensstunde
Mit Thaten warmer Liebe ein,
Die Liebe laß im Seelengrunde
Ein ew'ges Opferfeuer seyn,
Das jeden Odemzug belebe,
Und jeder Tugend Hoheit gebe.

Die Lieb' verfeinert unser Leben
Und macht es immer geistiger;
Sie kann uns höh're Kräfte geben,
Macht uns der Gottheit ähnlicher;
Sie ist der Geister wahre Sonne
Und tröstet sie mit ew'ger Wonne.

29.

T r o st.

Komm, süßer Geist, in diese stille Wüste,
Und tröste doch mein schmachtend Herz!
Jetzt säuget die Natur, und bietet ihre Brüste
Den Kindern dar. Sieh' meinen Schmerz,
Laß doch ein Tröpflein Trost in meine Seele fließen,
Und mich ein Tröpflein nur aus Deiner Quell genießen.

Soll ich allein bei dieser Fülle schmachten?
Mein Vater! sieh' mit Huld mich an,
Wie lange muß ich schon nach dir vergebens trachten,
Durchseufzen meine Lebensbahn?
Unendlich liebst Du doch die Wohlfahrt Deiner Kinder,
Mit Andern, Gott verzeih'! verfährst Du auch gelinder.

Ich murre nicht, ich bitte nur um Freuden,
Ein einzig Tröpflein schenk mir nur,
Dann will ich gern und froh noch manche Trübsal leiden,
Durchgeh'n des Kreuzes blut'ge Spur.
Du hörst doch mein Gebet, erhör' es, ew'ge Güte!
Erfreue meinen Geist, erheit're mein Gemüthe.

30.

Weihnachtslied.

Seraphinen steigen nieder
Und singen hohe Jubellieder
Dem, den uns Maria gebar.
Strahlend bringt ein Engel Kunde:
Geboren sey in dieser Stunde
Der vor der Welten Daseyn war.
  Willkommen Wunderkind!
  Dein Königreich beginnt,
    Hallelujah!
  Wir huld'gen Dir,
  Denn Dein sind wir,
Und bleiben's ewig für und für.

Arm und niedrig bist Du kommen,
Auch arm und niedrig sind die Frommen
Bei allen Gütern dieser Welt.
Demuth kann Dir nur gefallen,
Du ließest Hosiannah schallen
Nur armen Hirten auf dem Feld.
  Ach, möchten wir doch rein
  Von allem Hochmuth seyn!
    Hallelujah!
  Wir können's seyn
  Durch Dich allein.
Dein Geist macht uns von Hochmuth rein!

Helle strahlt aus Deiner Krippen,
Holdseligkeit von Deinen Lippen,
Des innern Lichtes sanftes Weh'n.
Ach! aus dieser öden Ferne
Fleht unser Herz, wir möchten gerne
Im Geist Dein holdes Antlitz seh'n.

Mach' unsre Herzen rein,
Dies kann Dein Geist allein;
Hallelujah!
Dann seh'n wir Dich
In deinem Licht
Schon hier, und einst von Angesicht.

Liebe zog Dich von dem Throne
Der Welt, Du legtest Deine Krone
Zu Deines Vaters Füßen hin.
Alle Weltlust gern zu meiden
Und Dir zu Liebe gern zu leiden,
Ach! gib uns diesen Deinen Sinn!
Die Liebe schenkt uns nur
Die göttliche Natur.
Hallelujah!
Wir lieben Dich
Herzinniglich.
Dies macht uns selig ewiglich.

Heilige Du uns're Freuden,
Die uns in diesen Weihnachtszeiten
Der Eintritt in das Fleisch bescheert.
Armuth hast Du mir erlesen,
Ein armes Kind bist Du gewesen,
Der Armuth werde Hülf' gewährt.
Laßt uns barmherzig seyn,
Die Elenden erfreu'n;
Hallelujah!
Wir geben gern,
Von Herzen gern,
Denn was man gibt, gibt man dem Herrn.

Herr! verleih uns deinen Segen
Auf unsern schweren Pilgerwegen
In dieser Erdenwaller Zeit.

Du wirst dereinst als Sieger kommen,
Dann triumphiren alle Frommen
In ihrem weißen Siegeskleid:
Willkommen rufen wir
Dann innig jauchzend Dir!
Hallelujah!
Nun bist Du da,
Uns ewig nah'!
Uns ewig nah'! Hallelujah!

31.

An den Erlöser.

Anbetung Dir! Du Weltregent!
Deß Herrschen keine Schranken kennt,
Dir ist der Sieg gelungen.
Aus dunkler Ferne nah' ich mich
Dem Thron des Lichts, auf den Du Dich
Mit Heldenkraft geschwungen.
Kronen, Thronen,
Himmelsheere, Engelchöre,
Majestäten,
Sinken hin, Dich anzubeten.

Des Vaters Unergründlichkeit,
Sein Daseyn außer Raum und Zeit,
Die Wunder seiner Güte,
Was nie ein Geist empfunden hat,
Das bildest Du in Wort und That
Dem fühlenden Gemüthe.
Heilig! Heilig!
Hallt es wieder, in die Lieder,
Dir zum Preise
In der Seraphinen Kreise.

In tief verborg'ner Herrlichkeit
Warst Du vor aller Welten Zeit
Des Vaters höchste Wonne.
Und als des Schöpfers Wort erscholl,
Die Geisterschaar dem Licht entquoll,
Da wurd'st Du ihre Sonne.
Mächtig, prächtig
Wärmt und glänzet, unbegränzet,
Huld und Wahrheit
Und erfüllt die Welt mit Klarheit.

Die Menschheit fiel, entfernte sich
Vom Quell des Lichts und flohe Dich,
Der Seligkeiten Fülle.
Du rufst: Ist kein Erlöser da!
Der Himmel schweigt, sinkt fern und nah'
In tiefe Trauerhülle.
Hohe, frohe
Ruh' den Kreisen, Dich zu preisen,
Einzuflößen,
Sprachst Du: Ich will sie erlösen!

Der Himmel hört es, staunt und schweigt,
Der Seraph sich am Throne neigt,
Nun tönt die hohe Feier.
Der Harfen-Jubel schallet weit,
Lobsinget Ihm in Ewigkeit,
Dem göttlichen Erfreuer!
Hallet! Schallet!
Himmelssphären, Ihm zu Ehren,
Hallelujah!
Singt dem Herrn, dem Gott Jehovah!

Doch kein erschaffner Geist erräth
Den Plan, den Deine Majestät
In tiefes Dunkel hüllte.

Der Engel staunt ins Dunkel hin,
Bis Dein erhab'ner Liebessinn
Den hohen Rath enthüllte.
Deine reine,
Holde Triebe ew'ger Liebe
Zu ergründen,
Kann kein Engel Worte finden.

Nun wirst Du Mensch, gering und klein,
Und wählst mit Fleiß verhüllt zu seyn
In lauter dunkle Schatten.
Zwar strahlte Dein verborg'nes Licht
Zu Zeiten denen ins Gesicht,
Die Lust zu sehen hatten.
Kleine, reine
Herzenskinder, arme Sünder,
Haben Augen,
Die Dich zu erkennen taugen.

Du gehst den schwersten Leidenspfad,
Und zeigest nun mit Wort und That
Die Macht der ew'gen Liebe.
Denn in der allergrößten Pein
Den Peinigern noch hold zu seyn,
Gibt es wohl stärkre Triebe?
Ach nein! nur Dein
Marterdulden, ohn' Verschulden
Wer kann's wehren?
Muß der Höllen Macht zerstören.

Du stirbst, indem Dein Auge bricht,
Empfind'st Du Deine Gottheit nicht;
Du stirbst den Tod der Sünder.
Nun ist der große Plan vollbracht,
Du hast durch Deinen Tod gemacht
Aus Sündern Gotteskinder.

Fröhlich, selig
Wird nun jeder Missethäter
Noch auf Erden,
Wenn er Dir will ähnlich werden.

Der Gottheit Glanz bricht nun hervor,
Du sprengst mit Macht des Todes Thor
Und schwingst Dich auf zum Throne.
Und in verklärter Menschheit Pracht
Empfängst Du neue Herrscher=Macht,
Und trägst die Siegeskrone.
Neue, treue
Jubellieder hallen wieder,
Dich zu preisen
Hoch in allen Himmelskreisen.

Nun herrschest Du, Dein Geist regiert,
Die Menschheit wird von Ihm geführt
Durch Leben, Dulden, Leiden.
Nur dadurch wird der Sieg erkämpft,
Die Macht der Finsterniß gedämpft,
Geführt zu Seligkeiten.
Kleinheit, Reinheit,
Lieb' und Demuth, Sünder=Wehmuth
Sind dem Christen
Nöthig, sich zum Kampf zu rüsten.

Erlösung ist Dein Herrscherplan,
Die Sünden werden abgethan,
Und ihre Folgen schwinden.
Sie dienen nun als Mittler Dir
Zu Segnungen, um für und für
Der Menschen Heil zu gründen.
Schneller, heller
Glänzt die Klarheit dieser Wahrheit,
Wenn wir handeln,
Fluch in Segen umzuwandeln.

Nur unter Deinem Schutz allein
Kann man recht froh und ruhig seyn,
Vollkommen sicher leben.
Wer dieses sucht, der muß sich bald
Mit Allem, ohne Vorbehalt,
Dir gänzlich übergeben.
Meiden, Streiten,
Blut und Wunden, bange Stunden,
Viele Leiden
Sind ihm Bahn zu Seligkeiten.

Noch niemals in der Christenheit,
Nur jetzt in dieser letzten Zeit
Verkennt man diese Wahrheit.
Man zweifelt und bespöttelt sie,
Man forscht, man prüft, und sieht doch nie
Den Glanz von ihrer Klarheit.
Und Du siehst zu
Still und schweigend; tief sich beugend,
Fleh'n die Frommen:
Herr! wird Deine Stund' bald kommen?

Sie kommt! sie kommt im Jubelhall,
Im Schweigen lauscht ein Donnerschall,
Und Du bist da im Blitze.
Nun sieht man Dich und zweifelt nicht,
Man kennt Dich an dem Wunden-Licht,
An Deinem Königssitze.
Traurig, schaurig
Stehn die Spötter, ihre Götter
Sind verschwunden,
Für sie wird kein Heil gefunden.

Wir Christen müssen wachsam seyn,
Uns betend Deiner Zukunft freu'n,
Die Lampen brennend halten.

Und wenn die Macht der Finsterniß
Uns quält mit Spott und Aergerniß,
So lassen wir Dich walten.
Deine kleine
Heerde lallet, hoch erschallet
Hosianna!
Bald ertönt Dein Maranatha!

32.

Mein Heiland! mein Erlöser!
Blick unsere Sehnsucht an!
Sie wird nun immer größer
Auf unsrer Pilgerbahn.
Uns hüllt der Dämm'rung Schleier
In tiefes Trauern ein,
Wann athmen wir doch freier?
Wann wirst Du bei uns seyn?

Wir harren schon so lange
Und Du erscheinst noch nicht;
Im Harren wird uns bange,
Wir sehnen uns nach Licht.
Des Irrsals dunkle Schatten
Umgeben uns mit Macht.
Ach stärk' uns! wir ermatten
In dieser öden Nacht.

Zwar Deines Geistes Wehen
Winkt uns zum frohen Ziel;
Doch leider! ach! wir sehen
Von diesem Licht nicht viel.
Die Augen sind zu blöde,
Die Luft ist dumpf und schwül,
Der Weg ist schmal und öde
In diesem Weltgewühl!

Und unsrer Lampe Schimmer
  Ist matt, sie glühet nur,
Bald leuchtet sie uns nimmer
  Und wir verlier'n die Spur.
Erbarmer! dies verhüte,
  Stärk' unsern Lampenschein!
Und laß doch Deine Güte
  Bei uns recht thätig seyn.

Mit neuem Muth beseelet,
  Geh'n wir und fürchten nichts;
Du hast uns ja erwählet
  Zu Bürgern Deines Lichts.
Du wirst uns nicht verlassen;
  Begleit' uns ungeseh'n
Auf unsern Pilgerstraßen.
  Wohl uns! es wird gescheh'n!

Nur Dulden, Lieben, Leiden
  Sey unsre ernste Pflicht:
Mit Wachen, Beten, Streiten
  Verirren wir uns nicht.
Und bleibst Du noch so lange,
  Wohlan! wir harren Dein;
Wird uns zuweilen bange,
  So wirst Du uns erfreu'n.

Und eh' wir's uns versehen,
  Wohl uns! so bist du da!
Auch jetzt schon, ungesehen,
  Bist Du uns innig nah'.
Ach! könnten wir's empfinden,
  Wie glücklich wären wir!
Ach! richte doch uns Blinden
  Die Augen recht zu Dir!

Und öffne sie zum Sehen
In deinem reinen Licht!
Erhör' doch unser Flehen,
Du weißt, was uns gebricht!
Dann wandern wir aufs Neue,
Und fassen hohen Muth,
Mit felsenfester Treue,
So geht's am Ende gut.

33.

Mein tiefgebeugter Geist ruht sanft in Deinen Armen,
Du blickst mich an, mein Gott! mit innigstem Erbarmen,
Und läßt mich Wunder seh'n, ja Wunder Deiner Treu';
Ach, Jesus! hilf, daß ich Dein Opfer ewig sey!

Zerbrich im Seelengrund das tiefe Widerstreben,
Und laß durch Kampf und Sieg in Deinem Tod mich leben;
Der Auferstehung Kraft durchdringe meinen Geist,
Bis daß Dein Friedensstrom durch meine Seele fleußt.

Nichts rühre meinen Geist als nur mein tief Verderben,
Und deine ew'ge Huld laß alles Eig'ne sterben!
Weg Hoheit! weg Vernunft! weg eitle Wissenschaft!
Ein zart Gefühl von Dir gibt meiner Seele Kraft!

Sobald mein Auge sich fein stille zu Dir kehret,
Der Weisheit holden Kuß dann meine Seel' erfähret,
So wird mir innig wohl; ich fühle, Du bist da,
Und sehe, daß Dein Geist ist meinem Geiste nah'.

Ach! aber wann der Schwarm der eitlen Sinnlichkeiten
nd meiner Lüste Macht mit Deiner Gnade streiten,
ann spür' ich nichts als Tod und bange Finsterniß,
ann ist mein armes Herz im Lieben ungewiß.

Oft zweifelt auch das Herz an Deiner Vatertreue,
Und dies geschieht allzeit, wenn ich mich sehr zerstreue;
Da wank' ich hin und her, und habe keine Spur
Von Deiner Vaterhuld, da sieget die Natur.

Dann fühl' ich Deinen Zug im tiefsten Seelengrunde,
Mein Herz verbindet sich mit Dir im ew'gen Bunde,
Und schwört dir neue Treu' mit großer Zuversicht,
Und dann empfindet es des Glaubens süßes Licht.

So schließe mich dann fest, mein Fels! in Deine
Wunden;
Sey mir beständig nah' in allen Lebensstunden!
Verleihe, daß ich stets vor Dir recht wachsam sey,
Und stehe mir hinfort auf meinem Wege bei.

Anhang.

Gebete in metrischer Form.

1.

Das Gebet des Herrn*).

Wesen aller Wesen! Weltenschöpfer!
Der Du uns in Christo Vater bist!
Unentweiht, geheiligt sey Dein Name
Allenthalben, wo nur Leben ist.
Dein Reich komme, wo die Bürger alle
Durch des Heilands Blut Erlöste sind.
Deinem Willen folge hier auf Erden
Wie im Himmel jedes Adamskind.

---

*) Der selige Vater Stilling sagt (Taschb. 1808, S. 157): „Das erhabene Einfache in diesem alles umfassenden Gebet ist unnachahmbar groß und schön; aber da man es von Jugend auf und täglich nachspricht, so wird es endlich so geläufig, daß man sich nichts mehr dabei denkt und sich ordentlich anstrengen muß, wenn man sich dessen, was man betet, bewußt seyn will. Dies erleichtert nun eine Umschreibung dieses göttlichen Gebets; ich habe dazu einen Versuch gewagt und die Reimart gewählt, deren sich Witschel in seinen schönen Gesängen bedient, weil sie vorzüglich gut zur Andacht und erhabenen Empfindungen paßt."

Vater, gib uns, was wir hier bedürfen,
Was den Leib und unser Wesen nährt.
Ach! vergib uns, so wie wir vergeben,
Jede Schuld, die unser Herz beschwert.
Wenn uns Welt und eigne Lüste locken,
Ach! dann schieb uns starke Riegel vor.
Lös' das Band, womit der Feind uns fesselt,
Flügle uns zum ew'gen Licht empor.
Dein sind ja die Reiche aller Welten,
Aller Dinge Kräfte sind ja Dein;
Denn der Seraph und der Wurm im Staube
Schöpfen ihre Kraft aus Dir allein!
Aller Welten Pracht und Glanz und Ehre
Sind nur Schatten Deiner Herrlichkeit.
Keine Zeit mißt Deines Lebens Dauer,
Alles, was Du bist, ist Ewigkeit.
Sprich, es werde! was wir jetzt gebeten,
Amen, ja! es soll und wird gescheh'n.
Laß uns Erdenkinder Deine Hülfe,
Und in Deinem Reich Dein Antlitz seh'n!

2.

Dasselbe auf andere Art.

Majestät! der alle Welten dienen,
Schöpfer! Quelle! Herrscher der Natur!
Licht und Leben aller Seraphinen!
Licht und Leben jeder grünen Flur!
Vater Deines ew'gen großen Sohnes,
Dieser Sonn' der ganzen Geisterwelt!
Vater dessen, der am Saum des Thrones
Frommer Beter Weihrauchschale hält!
Vater derer, die am Pfluge schwitzen,

Dessen, der den Ocean durchfährt,
Vater derer, die auf Thronen sitzen,
Aller, die die Mutter Erde nährt!
Du bist Vater, wir des Mittlers Brüder,
Liebe einigt uns in's Bruderband.
Strahlend glänzen von dem Throne nieder,
Aus der Liebe ew'gem Vaterland,
Deines heil'gen Namens Flammenzüge;
Liebe ist Dein Name ewiglich,
Durch der Morgenröthe Adlersflüge
Strahlt sie weit und breit und preiset Dich.
Heilig sey Dein Name uns und theuer!
Ach! er werde nie von uns entweiht,
Und in Deiner Liebe Prüfungsfeuer
Unser Herz vom Irrsal ganz befreit.
Laß uns Bürger Deines Reiches werden,
Deines Reichs des Friedens und der Ruh';
Pflanze es, o Vater! hier auf Erden,
Aller Fürsten Vater sey dann Du.
Wenn Dein Wille so geschieht hienieden,
Wie bei Dir in Deiner Engelwelt:
O dann herrscht ja Lieb' und ew'ger Frieden
Und Dein holdes Reich ist hergestellt.
Vater, drum geschehe nur Dein Wille
Hier wie dort im ew'gen Vaterland!
Sieh, wir flehen nicht um Hüll' und Fülle,
Oeffne täglich Deine milde Hand!
Was zum Wesen nöthig ist, das schenke
Deinen Kindern jeden Augenblick,
Ach! und jedes von uns Kindern denke
An des armen Bruders Mißgeschick.
Vater! sieh wir straucheln alle Tage,
n Erlöser schenkst Du uns die Schuld;
b doch Jedem Kräfte, daß er trage
ines Bruders Fehler mit Geduld.

Vater! dann verzeihst Du Allen,
e Allen liebreich wir verzeih'n,
'u ew'ge Liebe hast Gefallen
s allen, die sich Deiner freu'n.
sich böse Leidenschaften regen
e eitle Welt uns Netze stellt:
ann leite uns auf sichern Wegen,
ein Licht uns jeden Tritt erhellt.
Böse wollest Du entfernen,
Leiden, das den Geist beschwert,
Bruder müßte täglich lernen,
ein Kinderrecht vor Dir entehrt.
Dein ist Majestät und Ehre,
'ein Thron ist lauter Herrlichkeit,
und Macht, das Reich der Himmelschöre
is All ist Dein in Ewigkeit!

3.

der Liebe! wer liebt wie Du? Du ewige Liebe!
Du starbst aus Liebe für uns, so liebst Du die Menschen;
: als der Tod errungst Du das ewige Leben,
allein für Dich, für Alle, die glauben und lieben.
i uns nun den größten Beweis der Liebe gegeben,
ch! so wirst Du uns auch den kleinsten Beweis nicht versagen:
uns Alles gewähren, was Leben und Nothdurft erfordert.
is Muth und Kraft, und Frohsinn auf dunkelem Wege,
Gewißheit des Glaubens, und führ' uns aufwärts zum Ziele!

4.

Dir Ewigem! Dir flammt mein liebend Herz entgegen!
Dir! Der den Himmel dreht, und tausend Welten lenkt.
Du fährst auf Wolken hin und strömest Schutz und Segen
Dem Wurm, der niedrig kriecht, dem Wurm, der niedrig denkt.
Schau auf, Du Menschenherr! von deinem Thron hernieder
Auf Menschen, die Du liebst, und gar mit Namen nennst;
Enthüll' Dein blitzend Licht der Wahrheit endlich wieder,
Da Du in einem Blick ihr ganz Bedürfniß kennst.
Vor Deinem Saphirthron weh'n süße Lebenswinde.
Ein düstrer Nebel hält uns ihren Zufluß auf.
Du, Sonnenvater! komm, zerstrahle sie geschwinde
Und laß dem Lebenswind doch endlich freien Lauf.

5.

Nach Jer. 25, 15.

Der Taumelbecher ist, was man Aufklärung nennet,
Aus diesem tränkst Du jetzt die ganze Christenheit.
Man trinkt und wird berauscht, und gegen Dich entbrennet,
Weil man verachtete Dein Wort zur Gnadenzeit.
Es nimmt jetzt überhand der Mannaekel sehr,
Drum ist das Ganze auch wohl nicht zu retten mehr.
Ach Gott! ein schwer Gericht ist's, wenn Verstockung waltet,
Wenn nun der letzte Rath mit Muth verworfen wird;
Wenn aller Wärme Quell, die Sonne selbst erkaltet,
Wenn man, was deutlich ist, mit Vorsatz ganz verwirrt.

Bricht so das stolze Reich des Widerchristen ein,
So muß der Taumelkelch das letzte Mittel seyn.
Herr! rette doch nur bald, was sich will retten lassen!
Ach reiß die Brände doch noch aus der Gluth heraus!
Ach heile doch geschwind die Lahmen an den Straßen!
Führ' die Verirreten noch zeitig in Dein Haus!
Dann komme Dein Gericht, der Becher gehe dann
Im Zorn herum, es trinkt der, wer's nicht lassen kann.

6.

Ein Gebet für die Bedürfnisse der Zeit im Jahr 1808.

Jesus Christus, vielgekrönter König!
Aller Himmel, aller Welten Fürst!
Der Du endlich nach so bangem Harren
Mit des Himmels Heeren kommen wirst,
Um das Reich der Finsterniß zu stürzen,
In sein eignes finstres Element,
Und hienieden dann ein Reich zu gründen,
Dessen Herrschaft keine Gränzen kennt.
Wo sich Liebe, Huld und Eintracht küssen,
Ew'ger Friede alle Welt durchweht,
Wie ein Frühlingslüftchen gold'ne Saaten,
Wenn der Hain in voller Blüthe steht.
Hör', Erbarmer! erstgeborner Bruder!
Hör' das Flehen Deiner treuen Schaar!
Sieh' das Elend, sieh' auf unsern Jammer,
Der noch nie so sehr bedenklich war.
Deines Zornes Waffen sind geschäftig,
Elend waltet auf dem Erdenrund,

Und wenn die Macht der Finsterniß
Uns quält mit Spott und Aergerniß,
So lassen wir Dich walten.
Deine kleine
Heerde lallet, hoch erschallet
Hosianna!
Bald ertönt Dein Maranatha!

32.

Mein Heiland! mein Erlöser!
Blick unsere Sehnsucht an!
Sie wird nun immer größer
Auf unsrer Pilgerbahn.
Uns hüllt der Dämm'rung Schleier
In tiefes Trauern ein,
Wann athmen wir doch freier?
Wann wirst Du bei uns seyn?

Wir harren schon so lange
Und Du erscheinst noch nicht;
Im Harren wird uns bange,
Wir sehnen uns nach Licht.
Des Irrsals dunkle Schatten
Umgeben uns mit Macht.
Ach stärk' uns! wir ermatten
In dieser öden Nacht.

Zwar Deines Geistes Wehen
Winkt uns zum frohen Ziel;
Doch leider! ach! wir sehen
Von diesem Licht nicht viel.
Die Augen sind zu blöde,
Die Luft ist dumpf und schwül,
Der Weg ist schmal und öde
In diesem Weltgewühl!

Und unsrer Lampe Schimmer
Ist matt, sie glühet nur,
Bald leuchtet sie uns nimmer
Und wir verlier'n die Spur.
Erbarmer! dies verhüte,
Stärk' unsern Lampenschein!
Und laß doch Deine Güte
Bei uns recht thätig seyn.

Mit neuem Muth beseelet,
Geh'n wir und fürchten nichts;
Du hast uns ja erwählet
Zu Bürgern Deines Lichts.
Du wirst uns nicht verlassen;
Begleit' uns ungeseh'n
Auf unsern Pilgerstraßen.
Wohl uns! es wird gescheh'n!

Nur Dulden, Lieben, Leiden
Sey unsre ernste Pflicht:
Mit Wachen, Beten, Streiten
Verirren wir uns nicht.
Und bleibst Du noch so lange,
Wohlan! wir harren Dein;
Wird uns zuweilen bange,
So wirst Du uns erfreu'n.

Und eh' wir's uns versehen,
Wohl uns! so bist du da!
Auch jetzt schon, ungesehen,
Bist Du uns innig nah'.
Ach! könnten wir's empfinden,
Wie glücklich wären wir!
Ach! richte doch uns Blinden
Die Augen recht zu Dir!

Und öffne sie zum Sehen
In deinem reinen Licht!
Erhör' doch unser Flehen,
Du weißt, was uns gebricht!
Dann wandern wir auf's Neue,
Und fassen hohen Muth,
Mit felsenfester Treue,
So geht's am Ende gut.

33.

Mein tiefgebeugter Geist ruht sanft in Deinen Armen,
Du blickst mich an, mein Gott! mit innigstem Erbarmen,
Und läßt mich Wunder seh'n, ja Wunder Deiner Treu';
Ach, Jesus! hilf, daß ich Dein Opfer ewig sey!

Zerbrich im Seelengrund das tiefe Widerstreben,
Und laß durch Kampf und Sieg in Deinem Tod mich leben;
Der Auferstehung Kraft durchdringe meinen Geist,
Bis daß Dein Friedensstrom durch meine Seele fleußt.

Nichts rühre meinen Geist als nur mein tief Verderben,
Und deine ew'ge Huld laß alles Eig'ne sterben!
Weg Hoheit! weg Vernunft! weg eitle Wissenschaft!
Ein zart Gefühl von Dir gibt meiner Seele Kraft!

Sobald mein Auge sich fein stille zu Dir kehret,
Der Weisheit holden Kuß dann meine Seel' erfähret,
So wird mir innig wohl; ich fühle, Du bist da,
Und sehe, daß Dein Geist ist meinem Geiste nah'.

Ach! aber wann der Schwarm der eitlen Sinnlichkeiten
Ind meiner Lüste Macht mit Deiner Gnade streiten,
ann spür' ich nichts als Tod und bange Finsterniß,
ann ist mein armes Herz im Lieben ungewiß.

Oft zweifelt auch das Herz an Deiner Vatertreue,
Und dies geschieht allzeit, wenn ich mich sehr zerstreue;
Da wank' ich hin und her, und habe keine Spur
Von Deiner Vaterhuld, da sieget die Natur.

Dann fühl' ich Deinen Zug im tiefsten Seelengrunde,
Mein Herz verbindet sich mit Dir im ew'gen Bunde,
Und schwört dir neue Treu' mit großer Zuversicht,
Und dann empfindet es des Glaubens süßes Licht.

So schließe mich dann fest, mein Fels! in Deine Wunden;
Sey mir beständig nah' in allen Lebensstunden!
Verleihe, daß ich stets vor Dir recht wachsam sey,
Und stehe mir hinfort auf meinem Wege bei.

Anhang.

Gebete in metrischer Form.

1.

Das Gebet des Herrn*).

Wesen aller Wesen! Weltenschöpfer!
Der Du uns in Christo Vater bist!
Unentweiht, geheiligt sey Dein Name
Allenthalben, wo nur Leben ist.
Dein Reich komme, wo die Bürger alle
Durch des Heilands Blut Erlöste sind.
Deinem Willen folge hier auf Erden
Wie im Himmel jedes Adamskind.

---

*) Der selige Vater Stilling sagt (Taschb. 1808, S. 157): „Das erhabene Einfache in diesem alles umfassenden Gebet ist unnachahmbar groß und schön; aber da man es von Jugend auf und täglich nachspricht, so wird es endlich so geläufig, daß man sich nichts mehr dabei denkt und sich ordentlich anstrengen muß, wenn man sich dessen, was man betet, bewußt seyn will. Dies erleichtert nun eine Umschreibung dieses göttlichen Gebets; ich habe dazu einen Versuch gewagt und die Reimart gewählt, deren sich Witschel in seinen schönen Gesängen bedient, weil sie vorzüglich gut zur Andacht und erhabenen Empfindungen paßt."

Vater, gib uns, was wir hier bedürfen,
Was den Leib und unser Wesen nährt.
Ach! vergib uns, so wie wir vergeben,
Jede Schuld, die unser Herz beschwert.
Wenn uns Welt und eigne Lüste locken,
Ach! dann schieb uns starke Riegel vor.
Lös' das Band, womit der Feind uns fesselt,
Flügle uns zum ew'gen Licht empor.
Dein sind ja die Reiche aller Welten,
Aller Dinge Kräfte sind ja Dein;
Denn der Seraph und der Wurm im Staube
Schöpfen ihre Kraft aus Dir allein!
Aller Welten Pracht und Glanz und Ehre
Sind nur Schatten Deiner Herrlichkeit.
Keine Zeit mißt Deines Lebens Dauer,
Alles, was Du bist, ist Ewigkeit.
Sprich, es werde! was wir jetzt gebeten,
Amen, ja! es soll und wird gescheh'n.
Laß uns Erdenkinder Deine Hülfe,
Und in Deinem Reich Dein Antlitz seh'n!

2.

Dasselbe auf andere Art.

Majestät! der alle Welten dienen,
Schöpfer! Quelle! Herrscher der Natur!
Licht und Leben aller Seraphinen!
Licht und Leben jeder grünen Flur!
Vater Deines ew'gen großen Sohnes,
Dieser Sonn' der ganzen Geisterwelt!
Vater dessen, der am Saum des Thrones
Frommer Beter Weihrauchschale hält!
Vater derer, die am Pfluge schwitzen,

Dessen, der den Ocean durchfährt,
Vater derer, die auf Thronen sitzen,
Aller, die die Mutter Erde nährt!
Du bist Vater, wir des Mittlers Brüder,
Liebe einigt uns in's Bruderband.
Strahlend glänzen von dem Throne nieder,
Aus der Liebe ew'gem Vaterland,
Deines heil'gen Namens Flammenzüge;
Liebe ist Dein Name ewiglich,
Durch der Morgenröthe Adlersflüge
Strahlt sie weit und breit und preiset Dich.
Heilig sey Dein Name uns und theuer!
Ach! er werde nie von uns entweiht,
Und in Deiner Liebe Prüfungsfeuer
Unser Herz vom Irrsal ganz befreit.
Laß uns Bürger Deines Reiches werden,
Deines Reichs des Friedens und der Ruh';
Pflanze es, o Vater! hier auf Erden,
Aller Fürsten Vater sey dann Du.
Wenn Dein Wille so geschieht hienieden,
Wie bei Dir in Deiner Engelwelt:
O dann herrscht ja Lieb' und ew'ger Frieden
Und Dein holdes Reich ist hergestellt.
Vater, drum geschehe nur Dein Wille
Hier wie dort im ew'gen Vaterland!
Sieh, wir flehen nicht um Hüll' und Fülle,
Oeffne täglich Deine milde Hand!
Was zum Wesen nöthig ist, das schenke
Deinen Kindern jeden Augenblick,
Ach! und jedes von uns Kindern denke
An des armen Bruders Mißgeschick.
Vater! sieh wir straucheln alle Tage,
Im Erlöser schenkst Du uns die Schuld;
Gib doch Jedem Kräfte, daß er trage
Seines Bruders Fehler mit Geduld.

Und, o Vater! dann verzeihst Du Allen,
So wie Allen liebreich wir verzeih'n,
Und Du ew'ge Liebe hast Gefallen
An uns allen, die sich Deiner freu'n.
Wenn sich böse Leidenschaften regen
Und die eitle Welt uns Netze stellt:
Ach! dann leite uns auf sichern Wegen,
Wo Dein Licht uns jeden Tritt erhellt.
Alles Böse wollest Du entfernen,
Jedes Leiden, das den Geist beschwert,
Jeder Bruder müßte täglich lernen,
Was sein Kinderrecht vor Dir entehrt.
Vater! Dein ist Majestät und Ehre,
Und Dein Thron ist lauter Herrlichkeit,
Kraft und Macht, das Reich der Himmelschöre
Und das All ist Dein in Ewigkeit!

3.

Urquell der Liebe! wer liebt wie Du? Du ewige Liebe!
Denn Du starbst aus Liebe für uns, so liebst Du die Menschen;
Stärker als der Tod errungst Du das ewige Leben,
Nicht allein für Dich, für Alle, die glauben und lieben.
Hast Du uns nun den größten Beweis der Liebe gegeben,
Wahrlich! so wirst Du uns auch den kleinsten Beweis nicht versagen:
Wirst uns Alles gewähren, was Leben und Nothdurft erfordert.
Gib uns Muth und Kraft, und Frohsinn auf dunkelem Wege,
Feste Gewißheit des Glaubens, und führ' uns aufwärts zum Ziele!

4.

Dir Ewigem! Dir flammt mein liebend Herz entgegen!
Dir! Der den Himmel dreht, und tausend Welten lenkt.
Du fährst auf Wolken hin und strömest Schutz und Segen
Dem Wurm, der niedrig kriecht, dem Wurm, der niedrig denkt.
Schau auf, Du Menschenherr! von deinem Thron hernieder
Auf Menschen, die Du liebst, und gar mit Namen nennst;
Enthüll' Dein blitzend Licht der Wahrheit endlich wieder,
Da Du in einem Blick ihr ganz Bedürfniß kennst.
Vor Deinem Saphirthron weh'n süße Lebenswinde.
Ein düstrer Nebel hält uns ihren Zufluß auf.
Du, Sonnenvater! komm, zerstrahle sie geschwinde
Und laß dem Lebenswind doch endlich freien Lauf.

5.

Nach Jer. 25, 15.

Der Taumelbecher ist, was man Aufklärung nennet,
Aus diesem tränkst Du jetzt die ganze Christenheit.
Man trinkt und wird berauscht, und gegen Dich entbrennet,
Weil man verachtete Dein Wort zur Gnadenzeit.
Es nimmt jetzt überhand der Mannaekel sehr,
Drum ist das Ganze auch wohl nicht zu retten mehr.
Ach Gott! ein schwer Gericht ist's, wenn Verstockung waltet,
Wenn nun der letzte Rath mit Muth verworfen wird;
Wenn aller Wärme Quell, die Sonne selbst erkaltet,
Wenn man, was deutlich ist, mit Vorsatz ganz verwirrt.

Zweite Abtheilung.

Vermischte Gedichte.



1.

Aus Heinrich Stilling's Leben.

lls Heinrich Stilling in seinem zwei und zwanzigsten Jahre, Jahr 1761, nach harten Leidenserfahrungen in Unruhe über : Zukunft, seine alte Großmutter nochmals besucht hatte, und n auf das nahe Geisenberger Schloß gestiegen war, wo er in er Kindheit so manche Freude genossen, und wo er den Schau- ; seines jugendlichen Lebens, Wirkens und Leidens übersehen ite, schrieb er folgendes Gedicht.

Hört, ihr lieben Vögelein!
Eures Freundes stille Klagen;
Hört, ihr Bäume! groß und klein,
Was euch meine Seufzer sagen;
Welke Blumen! horchet still,
Was ich jetzo singen will.

Mutter-Engel! wallst du nicht
Hier auf dieses Grases Spitzen?
Weilst du wohl beim Monden-Licht
Glänzend an den Rasen-Sitzen?
Wo dein Herz sich so ergoß,
Als dein Blut noch in mir floß.

Schaut wohl dein verklärtes Aug'
Diese matten Sonnen-Strahlen?
Blickst du aus dem Lasurblau,
Das so viele Stern' bemalen,
Wohl zuweilen auf mich hin,
Wenn ich bang und traurig bin?

Oder schwebst du um mich her,
Wenn ich oft in trüben Stunden,
Da mir war das Herz so schwer,
Einen stillen Kuß empfunden?
Trank ich dann mit Himmelslust
Aus der sel'gen Mutter Brust?

Auf dem sanften Mondesstrahl
Fährst du ernst und still von hinnen,
Lenkst den Flug zum Sternensaal,
An den hohen Himmelszinnen
Wird dein Wagen weißlicht blau,
Zu dem schönsten Morgenthau.

Vater Stillings Silberhaar
Kräuselt sich im ew'gen Winde,
Und sein Auge sternenklar
Sieht sein Dortchen sanft und linde,
Wie ein goldnes Wölkchen zieh'n
Und der fernen Welt entflieh'n.

Hoch und stark geht er daher,
Höret seines Lieblings Leiden,
Wie ihm wird das Leben schwer,
Wie ihn fliehen alle Freuden.
Tief sich beugend blickt er dann
Dort das Priester=Schildlein an.

Licht und Recht strahlt weit und breit;
Vater Stilling sieht mit Wonne,
Wie nach schwerer Prüfungszeit
Glänzt die unbewölkte Sonne,
Die versöhnte Königin,
Auf des Lieblings Scheitel hin.

2.

Als Heinrich Stilling den zı [illegible] die
derschaft gegangen und des ande [illegible]
gekommen war, wo er in der Ferne [illegible]
ner Jugend schaute, dichtete er unter [illegible]

Noch einmal blickt mein mattes Auge
Nach diesen frohen Bergen hin.
O! wenn ich die Gefilde schaue,
Die jene Himmels-Königin
Mir oft mit kühnen Schatten malte,
Und lauter Wonne um mich strahlte:

So fühl ich, wie in süßen Träumen
Die reinsten Lüfte um mich weh'n,
Als wenn ich unter Edensbäumen
Seh' Vater Adam bei mir steh'n,
Als wenn ich Lebenswasser trinke,
Am Bach in süße Ohnmacht sinke.

Dann weckt mich ein Gedanke wieder,
So wie der stärkste Donnerknall
Sich wälzt vom hohen Giller nieder
Und Blitze zücken überall,
Die Hindin starrt, und fährt zusammen,
Sie blinzelt in den lichten Flammen.

Dann sinkt mein Geist zur schwarzen Höhle,
Schaut über sich und um sich her,
Dann kommt kein Licht in meine Seele,
Dann schimmert mir kein Sternlein mehr.
Dann ruf' ich, daß die Felsen hallen,
Und tausend Echo widerschallen.

Doch endlich glänzt ein schwacher Schimmer,
Der Menschen Vater winket mir;
Und seh' ich euch, ihr Berge, nimmer,
So blüht im Segen für und für,
Bis euch der letzte Blick zertrümmert,
Und ihr wie Gold im Ofen schimmert.

Und dann will ich auf euern Höhen,
Dann, wann ihr einst verneuert seyd,
Umher nach Vater Stilling sehen,
Mich freuen, wo sich Dortchen freut,
Dann will ich dort in euren Hainen
In weißen Kleidern auch erscheinen.

Wohlan! ich wende meine Blicke
Nach unbekannten Bergen hin,
Und schaue nicht nach euch zurücke,
Bis daß ich einst vollendet bin.
Erbarmer! leite mich im Segen
Auf diesen unbekannten Wegen!

3.

Als Heinrich Stilling Hauslehrer bei Hrn. Spanier (Flender) im Bergischen werden sollte, und nach Elberfeld reiste, um vorher Französisch zu lernen, ward er auf der Höhe zwischen Ronsdorf und Elberfeld zu Folgendem begeistert.

Ich fühl' ein sanftes Liebewallen,
Es säuselt kühlend um mich her.
Ich fühl' des Vaters Wohlgefallen,
Der reinen Wonne Wiederkehr.
Die Wolken ziehen sanft herüber,
Tief unten braun, licht oben drüber.

Des kühlen Bachs entferntes Rauschen
Schwimmt wie auf sanften Flügeln her,
Und wie des Frühlings Sänger lauschen,
So horcht mein Ohr; von ungefähr
Ertönt der Vögel süßes Zirbeln
Und mischt sich in der Bäche Wirbeln.

Jetzt heb' ich froh die Augenlieder
Zu allen hohen Bergen auf
Und schlag' sie wieder freudig nieder,
Vollführe munter meinen Lauf.
Nun kann ich mit vergnügten Blicken
Den Geist der Qual zur Hölle schicken.

Noch einmal schau' ich kühn zurücke
In's Schattenthal der Schwermuth hin
Und sehe mit gewohntem Blicke
Den Ort, wo ich gewesen bin;
Ich hör' ein wildes Chaos brausen
Und Unglücks-Winde stürmend sausen.

Gleichwie ein blaß Gespenste wanket
In öden Zimmern hin und her,
Wie's da im blöden Nachtschein schwanket,
Streicht längs der Wand und ächzet schwer,
Bemüht sich lang ein Wort zu sagen
Und Jemand seine Noth zu klagen:

So wankt' ich auch im Höllen-Schlunde,
Im schwärzsten Kummer auf und ab;
Man grub mir jede Marterstunde
Ein neues grausenvolles Grab.
Tief unten hört' ich Drachen grollen,
Hoch droben schwarze Donner rollen.

Ich ging und schaute hin und wieder,
  Fand Todes-Engel um mich geh'n,
Und Blitze zuckten auf mich nieder,
  Ich sah ein Pförtchen offen steh'n,
Ich eilte durch, und fand mit Freuden
Das Ende meiner schweren Leiden.

Ich schlüpfte hin im stillen Schatten,
  Es war noch dämmernd um mich her.
Ich fühlte meinen Fuß ermatten,
  Mir wurde jeder Tritt so schwer;
Schon neigt' ich mich zum Staub darnieder
Und schloß die müden Augenlieder.

Ich sank — doch wie in Freundes Armen
  Ein Todtverwund'ter niedersinkt,
Wenn ihm das Auge voll Erbarmen
  Des Arztes frohe Heilung winkt.
Ich ward erquickt, gestärkt, geheilet
Und neue Kraft mir mitgetheilet.

Freund Isaak war's! in seiner Halle
  Fand ich ein laut'res Paradeis;
Da schmeckten wir die Freuden alle,
  Da stieg zum Höchsten Dank und Preis.
Wie sangen Ihm geweihte Lieder,
Er schaute gnädig auf uns nieder.

4.

Am Schlusse von H. Stillings Wanderschaft.

Dir nah' ich mich — nah' mich dem Throne,
  Dem Thron der höchsten Majestät!
Und mische zu dem Jubeltone
  Des Seraphs auch mein Dankgebet.

Bin ich schon Staub — ja Staub der Erden,
Fühl' ich gleich Sünd' und Tod in mir,
So soll ich doch ein Seraph werden,
Mein Jesus Christus starb dafür.

Wort ist nicht Dank. — Nein! edle Thaten,
Wie Christus mir das Beispiel gibt,
Vermischt mit Kreuz, mit Thränensaaten,
Sind Weihrauch, den die Gottheit liebt.

Dies sey mein Dank, wozu mein Wille
Sey jede Stunde Dir geweiht!
Gib, daß ich diesen Wunsch erfülle
Bis an das Thor der Ewigkeit.

5.

Stillings Lobgesang

nach dem 118ten Psalm Davids.

(Am Schlusse von H. Stillings häuslichem Leben.)

Mel. Wie lieblich winkt sie mir, die sanfte Morgenröthe!

Gelobet sey der Herr! Sein Blick ist Huld und Güte,
Sein Antlitz lächelt Freundlichkeit
Und seines Odems Hauch erquickt wie Rosenblüthe;
Er schenkt dem Geist Zufriedenheit.
Du Volk des Herren! komm und preise Seine Gnade,
Die heilig ist und ewig währt!
Ihr Diener Gottes jauchzt! und wandelt auf dem Pfade,
Den euch Sein Wort so deutlich lehrt.
Hinauf zu Seinem Thron, die ihr den Herren liebet!
Hinauf! und opfert Preis und Dank.
Hinauf, gerechtes Volk! das wahre Tugend übet;
Es töne Ihm dein Lobgesang.

Mein Pfad ging Felsen an in Dämmerung und Schatten
Und Blitze zückten über mir;
In Aengsten mancher Art, die mich umgeben hatten,
Drang mein Gebet, o Gott! zu Dir.
Und Du erhörtest mich! erhörtest, Herr! mein Flehen
Und strömtest Trost ins müde Herz!
Du ließest mich den Glanz erhab'ner Hülfe sehen
Und stilltest liebreich meinen Schmerz!
Jehovah ist mit mir, was kann mich weiter schrecken?
Kein Mensch stört meine Ruhe mir.
Und wird man neues Kreuz aus seinem Schlummer wecken,
So fürcht' ich nichts; der Herr ist hier,
Der Herr ist immer da, mich stets zu unterstützen.
Wie wohl ist mir in Seiner Hut!
Was kann das schwache Rohr, der Menschen Trost, mir nützen?
Der viel verspricht und wenig thut.
Der Herr ist treu und gut, Er hält, was Er versprochen,
Wer auf Ihn traut, betrügt sich nicht.
Wie oft wird Fürsten-Treu und Fürsten-Wort gebrochen!
Der Fürsten Fürst thut, was Er spricht.
Gleich einem Bienenschwarm umgaben mich die Leiden,
Sie sumsten grimmig um mich her;
Wie Gottes Heerschaar kämpft, so stürmten sie im Streiten,
Und machten mir das Siegen schwer.
Wie Dornenfeuer dampft und knistert in der Flamme
Und jedes heitre Auge trübt;
Wie im Geheul der Glut vom Gipfel bis zum Stamme
Sich lechzend der Zerstörung übt;
So drang die Leidensflamm' durch alle meine Glieder
Und leckte Spreu und Stoppeln auf.
Bald sank mein mattes Aug' bethränt zum Staube nieder,
Bald schwang es sich zu Gott hinauf.

Allein Jehovahs Hauch zerstäubte diese Feinde,
Er fühlte diese Flamme ab,
Er zog mit starker Hand noch früher, als ich meinte,
Wie neu verklärt mich aus dem Grab.
Der Herr ist meine Macht, mein Lied und meine Wonne!
Mit Jubel tönt der Siegsgesang
Aus Bauernhütten auf, aus Sphären jeder Sonne.
Der Wurm, der Seraph weiht Ihm Dank!
Des Herren rechte Hand behält auch Recht und sieget,
Jehovahs Rechte ist erhöht!
Jehovahs Rechte siegt, und wenn Sein Knecht erlieget,
So siegt er auch, sobald er fleht.
Nein, nein! ich sterbe nicht, ich soll des Herren Werke
Verkündigen noch lange Zeit.
Er züchtigt mich, der Herr! doch macht mich Seine Stärke
Noch lang zu Seinem Dienst bereit.
Macht auf das gold'ne Thor des Rechts! Ich will Ihm bringen
Ein warmes und zerknirschtes Herz;
Am goldnen Rauchaltar will ich mein Danklied singen,
Er schuf mir Glück aus meinem Schmerz.
Gelobet seyst Du, Gott! daß Du zur Demuth führest
Den Himmelsstürmer, meinen Geist;
Ihn dann zerknirscht, gebeugt, mit Güte so regierest,
Daß er Dich nun als Diener preist!
Man hielt den Mauerstein für ungeschickt zum Bauen,
Hier war er morsch, dort war er hart;
Der Meister hielte an mit Bilden, mit Behauen,
Bis er zuletzt noch brauchbar ward.
Das that der Herr, Er that's! ein Wunder vor den Augen
Des Volks, das Ihn zum Herren wählt.
Dies ist der Freudentag, wo wir mit Wonne schauen,
Daß Er noch unsre Haare zählt.

Herr, hilf noch ferner mir! o Herr, laß wohl gelingen,
Was Deine Güte an mir thut!
Gepriesen sey, wer kommt, dem Herren lobzusingen,
Und wer in Seinem Willen ruht.
Der Herr ist unser Licht! kommt, schmückt Sein Fest mit Maien
Bis an die Hörner am Altar!
Es tön' im Saitenspiel! und alles muß sich freuen,
Daß Er so treu, so gütig war.
Du bist mein Gott! und ich, ich danke Deiner Güte,
Die mich so wunderbar geführt;
Du bist mein Gott! und ich, des Wohlthuns nimmer müde,
Bring' Dir den Dank, der Dir gebührt.
Hallelujah!

6.

Stillings Lied auf seine dritte Hochzeit.

Mel. Sieh' mein Auge nach den Bergen.

Auf, zum Thron des Weltregenten,
Auf, mein Geist! und nahe dich
Dem, der dich mit Vaterhänden
Führte sichtbarlich.

Großer Vater aller Dinge,
Aller Wesen! höre mich,
Hör' mein Lied, das ich Dir singe,
Denn es singt nur Dich.

Auf des Frühlings Blumenpfade,
In dem Glanz des Morgenlichts,
Trank ich Fülle Deiner Gnade
Und mir fehlte nichts.

Hülfreich wallt' an meiner Seiten
Selma, dein Geschenk, einher;
Sie beschwor den Geist der Leiden,
Und er war nicht mehr.

Plötzlich hüllten Mitternächte
Morgenglanz und Frühling ein,
Und ein Blitz aus Deiner Rechte
Drang durch Mark und Bein.

Selma's Hülle rang im Staube,
Glänzend trat ihr Geist hervor;
Und er sprach: Sey stark und glaube!
Schwang sich dann empor.

Und er lispelt im Verschwinden:
Laß Elisen Selma seyn,
Denn in ihr wirst Du mich finden
Und dann glücklich seyn!

Einsam war ich, heil'ge Stille
Wehte schauernd um mich her.
Gott! es war Dein ernster Wille,
Ach! es ward mir schwer.

Deine Gnade glänzte wieder
Hin auf meinen Pilgerstab,
Und sie stieg vom Himmel nieder,
Die mir Selma gab.

Heute tritt sie mir zur Seiten,
Vater, laß uns glücklich seyn!
Schenk' den Becher hoher Freuden
Ueberfließend ein!

Laß des Wohlthuns holde Saaten,
Die wir Dir auf Hoffnung streu'n,
Bester Vater! wohlgerathen
Und uns Deiner freu'n.

Laß Elise mir zur Seiten
Deines Segens Fülle seh'n,
Und mit mir am Tag der Leiden
Feurig zu Dir fleh'n!

Dann erhörst Du doch die bangen
Seufzer, die ein Paar Dir bringt,
Das mit sehnlichem Verlangen
Nach Veredlung ringt.

Vater! und am Ziel der Reise
Führ' uns beide Hand an Hand
Auf, zum höhern Wirkungskreise,
Heim ins Vaterland!

7.

Am Schlusse von H. Stillings Lehrjahren.

Mel. Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.

Du, der Du auf dem ew'gen Throne
Das Schicksal aller Wesen wägst,
Auf Deinem Haupt die Strahlenkrone
Von Myriaden Welten trägst,
Umkreist vom Heer der Seraphinen,
Umglänzt mit siebenfachem Licht!
Im Jubel aller, die Dir dienen,
Verschmäh' den Staub vom Staube nicht!

Merkt auf, ihr Himmel, hör' du Erde!
Des Donners Brüllen schweige still,
Damit mein Lied verstanden werde,
Das ich dem Herrn jetzt singen will;
Ihr Sänger am crystallnen Meere,
Ach leiht mir Euer Harfenspiel,
Auf daß ich meinen Führer ehre:
Ach daß Ihm doch mein Lied gefiel!

Du unaussprechlich holde Liebe,
Du, meines Wesens Element!
Ach sieh' doch, wie aus reinem Triebe
Mein Herz in Deiner Liebe brennt.
Ich war ein Nichts, ein Nichts im Staube,
Und Du, mein Alles! wähltest mich;
Durch lange Prüfung wuchs mein Glaube
Und meine Sehnsucht fande Dich.

Du wählst zum Schauspiel Deiner Führung,
Zum Zeugen Deiner Wahrheit mich;
Nun spricht mein Herz mit tiefer Rührung:
Mein Gott! ich leb' und sterb' für Dich.
Ja! ja ich will Dich treu bekennen,
Verleih' mir Kraft und Muth dazu;
Kein Schicksal soll mich von Dir trennen,
Wo ist ein solcher Freund wie Du?

Du, Geber aller guten Gaben!
Fandst in der niedern Hütte mich;
Du fandst den armen Bauern-Knaben,
Du sahst mich und erbarmtest Dich;
Du merktest auf des Vaters Flehen,
Der Mutter Seufzen hörtest Du;
Nun sprachst Du: Ja! es soll geschehen!
Und wehtest Geist und Kraft mir zu.

Nun wogst Du auf der goldnen Wage
Des Schicksals meine Leiden ab;
Bestimmtest auch die Zahl der Tage
Von meiner Wiege bis zum Grab;
Entwarfst zu meinem Wirkungskreise
Schon damals den erhabnen Plan;
Und zeigtest zu der Pilger-Reise
Von weitem mir die steile Bahn.

Ein Engel am Erlösers-Throne
Bekam nun auch Befehl von Dir;
Er legte ab die Perlen-Krone
Und kam in Ernst gehüllt zu mir.
Er schien das Mitleid nicht zu kennen,
Als wüßt' er von Erbarmung nichts.
Vielleicht wirst Du ihn einst ernennen
Zum Herold deines Welt-Gerichts.

Er führte mich mit Engels-Treue
Durch meiner Jugend bunte Flur.
Ich folgte ihm mit banger Scheue
Und sah' auf seine Winke nur.
Bald folgt ich ihm durch rauhe Lüfte
Mit wundem Fuß auf Dornen nach;
Bald schleppt' er mich durch Felsenklüfte.
So war mein Schicksal Tag für Tag.

Oft schien ein zweifelhafter Schimmer
Das Ende meines Wegs zu seyn;
Ich eilte stärker, hoffte immer
Mich bald des frohen Ziels zu freun!
Allein auf einmal riß der strenge
Begleiter mich von meiner Bahn
Und führt' auf's neue durch's Gedränge
Den steilen Felsen mich hinan.

Ich trug auf allen meinen Wegen
Der Schulden centnerschwere Last,
Wie Pesthauch wehte mir entgegen
Die Schwermuth, ich erstickte fast.
Kein Ostwind fächelt mit dem Flügel
Dem müden Pilger Kühlung zu;
Ich fand auf keinem Blumen-Hügel
Im milden Schatten sanfte Ruh'.

So wankt' ich auf dem Thränen=Pfade
Durch manche Krümmung hin und her;
Auf einmal strahlte Huld und Gnade
Und meine Bürde war nicht mehr.
Mein Führer nahm mit starken Armen
Die Last von meiner Schulter ab,
Mit einem Blicke voll Erbarmen
Warf er sie in das Thal hinab.

Ich wallte leichter, doch noch immer
Beschwerlich, meinem Führer nach,
Bis endlich mir ein heller Schimmer
Verkündigte den nahen Tag.
Er kam, er kam! der gold'ne Morgen!
Nun sah' ich mich am frohen Ziel!
Nun schwanden sie, die bangen Sorgen;
Ertöne laut mein Saitenspiel!

Stimmt ein, ihr Sänger dort am Throne!
Stimmt in mein Lied im Thränenthal,
Bis ich einst in der Kämpfer=Krone
Dort bei des Lammes Hochzeit=Mahl,
Im Harfen=Jubel hoher Feier
Mit euch Jehovah preisen kann;
Mit Bruderhuld umfaßt mein Treuer,
Mein Führer mich und lächelt dann.

Bis dahin ströme Gottes Frieden
Und hoher Muth in's matte Herz,
Und leite meinen Gang hienieden
Und meine Richtung himmelwärts.
Nun will ich gol'dne Körner streuen,
Dann leite mich nach deinem Rath,
Und laß auch endlich wohl gedeihen
Des müden Pilgers Thränensaat.

8*).

Empor, mein Geist! entfernt vom Weltgetümmel,
Schwing' mit der Lerche dich hinauf gen Himmel,
Und danke Dem, Der dich mit hohem Frieden
Durchströmt hienieden.

Jetzt ruht noch die Natur in heil'ger Stille,
Doch drängt in ihrem Schooß der Allmacht Wille
Zur Ausgeburt der holden Frühlings-Kinder
Nach rauhem Winter.

Ermüdet von dem Drang der Amtsgeschäfte,
Erquickt mich hier die Quelle neuer Kräfte,
Im stillen Hain umsäuseln mich gelinde
Die Frühlings-Winde.

---

*) Es war ein schöner Frühling i. J. 1794. Vater Stilling brachte ihn bei uns auf dem Lande zu und ruhte von seinen damaligen schweren akademischen Geschäften einige Wochen aus. Wir wohnten einige Meilen von Marburg in einem kleinen Dorfe Dexbach, das in einem waldigten Gebirge liegt. Das Pfarrhaus befaßte während dieser glücklichen Zeit unter seinem wirthlichen Strohdache die Familie Stillings, wozu noch einige sehr liebe Freunde kamen; die ehrwürdigen Männer, Pfarrer Schlarbaum und Consistorialrath Münscher von Marburg, und noch einige junge Freunde. Die Familie des Hauses bestand aus Stillings Tochter und Schwiegersohn und dessen Mutter; der Herausgeber dieser Sammlung, Stillings ältester Enkel, war damals noch Säugling; einige Knaben, welche sich da als Zöglinge befanden, und nun schon längst als Männer in der Welt rühmlich stehen, waren die muntere Jugend in diesem ländlichen Leben. Vater Stilling und seine Gattin, welche auch einen Säugling trug, fühlten sich da sehr froh, und wir Alle mit ihnen. Es war uns ein glücklicher Frühling. An einem hehren Sonntagsmorgen machte Stilling dieses Gedicht. — (Anmerkung von meinem Vater.)

Wenn alle meine Lieben um mich scherzen,
Die Gattin mich mit unschuldvollem Herzen
Und Hochgefühl an ihren Busen drücket,
Gott, wie beglücket!

Wenn meiner Kinder Augen Freude sprühen,
Geschwister-Herzen heiß von Freundschaft glühen,
Und Säuglinge am frohen Busen lallen
Mit Wohlgefallen;

Wenn unschuldsvoll die Kinder um mich spielen
Und dann mein Herz, gedrängt von Hochgefühlen,
Die Hand der schwesterlichen Mutter drücket —
Gott, wie beglücket!

Wir beide fühlen dann den hohen Segen,
Das größte Ziel, das man auf Kreuzes-Wegen
Noch hier erkämpft, wenn man auf Gott nur schauet
Und Ihm vertrauet.

Die ernsten Berge, die uns hier umzingeln,
Crystallne Bäche, die von ferne klingeln,
Und Vögel, die den Hocherhabnen preisen
Nach tausend Weisen.

Des Landmanns Hütte, die so friedlich rauchet,
Die Ente, die im klaren Bach sich tauchet,
Der Hahn, der in dem Hofe krähend nicket
Und Körnchen picket.

Der Hirte, der des reinen Odems Fülle,
Dahin gestämmt, verpraßt im Horngebrülle;
Das Vieh, das nun nach frischer Waide lechzet,
Nach Freiheit ächzet.

Die Kirche, um sie her des Herren Garten,
Wo viele Thränensäer schlummernd warten,
Bis der Verklärung Glanz sie wird umgeben
Zum neuen Leben.

Und nun die Hütte auf dem sel'gen Hügel,
Wo mancher Adler seinen jungen Flügel
Entwickelt hat, und dann mit hellen Augen
In's Licht lernt schauen. —

Wie diese Bilder mir vor Augen schweben,
Ach! so durchschauert mich ein neues Leben. —
Der Frühling sinkt von allen Sternen nieder
Und stärkt uns wieder.

Gelobt seyst Du, o holder Frühlings-Geber!
Gelobt seyst Du, Du großer Allbeleber!
Schenk' uns, o Herr! in diesen schönen Zeiten
Recht reine Freuden!

Im Vollgenusse aller dieser Güter
Erneuern wir des Geistes Kräfte wieder,
Und wirken dann zum Besten unsrer Brüder
Auf's Neue wieder.

9.*)

Nach Jeremia 1, 7.

Herr! zeig' mir stets die rechte Spur,
Wenn die Vernunft sucht eig'ne Pfade
Und widerstrebet Deiner Gnade,
So folg' ich Deinem Willen nur.

Gebeut, o Herr! und lehre mich
Nur immer Dein' Befehl recht kennen,
Zu folgen ihm, vor Eifer brennen,
Für nichts zu leben, als für Dich.

---

*) Folgendes hat der Selige gedichtet, nachdem er [illegible] seinem akadem. Lehramte in Marburg nach Heidelb[illegible] berufen worden, um als religiöser Schriftsteller [illegible] als Augenarzt frei zu leben und zu wirken.

Verkünd'gen will ich nun Dein Wort,
Mit eigner Weisheit mich nicht befassen,
Dein Kreuz zu tragen stets mich [illegible],
Dir redlich folgen fort und fort.

Und ruhen will ich, wann du ruhst,
Nur wirken, wann Dein hoher Wille
Mich winkt aus meiner dunkeln Stille;
Nur gut ist, was Du willst und thust.

10.

Nach Ps. 1, 6. und Apostelgesch. 13, 34.

Mein Heiland! Du kennst meinen Weg;
Du hast mich ja geführet
Und mir gezeigt den rechten Steg,
Auch meinen Gang regieret.

Ach mache mich nun auch gerecht
Durch Dein Erlösungswunder,
Dann auch zu Deinem treuen Knecht,
Zum Reichsgeschäfte munter.

Ach stärk' mich doch durch Deinen Geist,
Erleuchte meine Seele;
Du kennst mein Inn'res, ja Du weißt,
Wie häufig ich noch fehle.

Du sitzest auf der Welten Thron
Und herrschest uns zum Segen;
Beherrsch' auch mich, o Davids Sohn!
Leit' mich auf Deinen Wegen.

Ich habe keinen Willen mehr,
Dein Wille ist der meine;
Auf dieser Welt ich nichts begehr',
Als Dein zu seyn alleine.

11.

Nach Jes. 17, 7. und Joh. 14, 23.

Jetzt ist die Zeit, wo man zu Dir sich wenden,
Dich fest ergreifen muß mit beiden Händen,
Und auf Dich seh'n, Dich Schöpfer, Dich Erlöser;
Der Abfall wächst mit Macht, wird täglich größer.

Ich schau' auf Dich mit festem Glaubensblicke,
Ich wanke nicht und sehe nicht zurücke,
Ich such' mit Ernst Dein theures Wort zu halten,
Und lasse dann Dich Weltregierer walten.

Zu Allem dem hab' ich zwar keine Kräfte,
Mir fehlt ja Alles zu dem Heilsgeschäfte,
Doch kennst Du wohl den treuen festen Willen,
Wie gern ich möchte Dein Gebot erfüllen.

Von Herzen lieb' ich Dich, und mein Verlangen
Geht stets dahin, dir treulich anzuhangen;
Ach! kommt zu mir, der Vater mit dem Sohne,
Daß Licht und Kraft in meiner Seele wohne.

Dann kann ich recht zu Deiner Ehre leben,
Mein ganzes Wesen stets zu Dir erheben,
Und fruchtbar seyn in Deinem Reichsgeschäfte;
Ach! dazu heil'ge mich und gib mir Kräfte.

Gedichte auf andere Gegenstände.

12.

Beim Anblick einer schönen stillen Gegend.

Mel.: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.

Anbetung Dir! — Dir, ew'ge Güte!
Der wahren Schönheit Vater, Dir!
Hier schwingt sich dankend mein Gemüthe
Mit Macht empor, hier fehlt es mir
Am Ausdruck, Deine Huld zu preisen;
Kein Seraph singt nach Würden sie,
Ihr tönt in allen Himmelskreisen
Des Harfendonners Harmonie.

Hier strömen Funken aus dem Feuer
Des unerschaffnen Urlichts her;
Hier scheint die ganze Schöpfung neuer,
Als ob man noch in Eden wär';
Hier glänzt der hohe Himmel blauer,
Als drunten in der Dämmerung;
Der hohen Ahnung dunkle Schauer
Ergreifen zur Begeisterung.

Hier schmettern nimmer Mordgewehre,
Kein Plätzchen werd' vom Blute roth,
Und wenn's von einem Würmchen wäre;
Im Paradies gibt's keinen Tod.
Durch keine Art werd' hier entweihet
Der Haine stilles Heiligthum,
Und jedes Blümchen sey befreiet,
Nicht eines komm durch Pflücken um.

Des blauen Aethers kühles Fächeln
Fleucht vor dem hohen Lichtquell her;
Der Morgenröthe holdes Lächeln
Erheitert Himmel, Land und Meer.
Doch hier nur küßt in hehrer Feier
Der Himmel seine Braut, Natur,
Und hier entlockt er kühn und freier
Die holden Kinder ihrer Flur.

Dies sollte nicht den Geist beflügeln
Zum Aufschwung bis zum Thron des Lichts?
Hier sollte mich die Trägheit zügeln?
Entsteig' der Last des Staubgewichts,
Du ew'ger Funke! — Meine Seele!
Schweb', Lerchen gleich, zur Sonne hin
Im Hallelujah! — und erzähle
Dem Himmelsheer, wie froh ich bin!

In diesem hehren Tempel feiern
Natur und wir ein heilig Fest.
Versöhner! — siehe, wir erneuern
Den hohen Bund, daß wir den Rest
Der Lebenszeit Dir ganz zu weihen,
Mit festem Muth entschlossen steh'n,
Bis in der Palmenträger Reihen
Wir jubelnd einst Dein Antlitz seh'n.

13.

Das Lied des armen Mannes.

Es wankte ein Wanderer alt und müde
Das steile Felsenthal hinan,
Wo selten ein Röschen, ein Blümchen verblühte,
Der Weg war schmal und voll von Stein die Bahn.

Und droben ragte die felsigte Spitze
Noch viele Meilen weit hinauf,
Bald brauste ein Sturmwind, bald drückte die Hitze,
Bald hielt ein Abgrund ihn im Wandeln auf.

Er setzte sich endlich im Abendroth nieder
Und schauete traurig den Abendstern an:
»Ach funkelnder Stern! nun schimmerst du wieder
»Und meine Reise ist noch nicht gethan.

»Wie ist mir die Reise so schwer und so bitter,
»Wie wenig Freude hab' ich gehabt!
»Mehr Sonnenstiche, mehr schwere Gewitter,
»Als mich des Lebens Wonne gelabt.«

Ein Jüngling trat in des Abendsterns Glänzen
Dem armen Wanderer vor das Gesicht:
»Ich komm', um Dich mit Palmen zu kränzen,
»Verlier' nur Muth und Glauben nicht!«

Er führte den Wand'rer durch etliche Spalten
Im Schimmer des dämmernden Abendlichts;
Des schönsten Frühlings jubelndes Walten
Ist gegen diesen Anblick nichts.

Ein unaussprechlich weites Gefilde
Begränzt ein ewiges Morgenlicht,
Es glänzte durchdringend, erwärmend und milde,
Erfrischend für Herz und für Geist und Gesicht.

Es lagen zehn Städte im weitesten Kreise,
Mit grünenden Auen von Bächen getränkt.
Nun sagte der Jüngling: Dies Ende der Reise
Ist dir — o Wand'rer! vom König geschenkt.

Du frommer Getreuer! dein Leben voll Leiden
War bloßes Geburtsweh zu ewigem Glück;
Geh' über zu nie empfundenen Freuden
Und lasse dein trauriges Reis'kleid zurück!

14.

Die Freundschaft.

Mel. Laßt die Politiker nur sprechen.

Freut euch, ihr Jünger der Freundschaft und Liebe!
Feiert dem sanften Vereinigungstriebe,
Feiert, ihr Guten, im fröhlichen Kreise,
Singet der himmlischen Freundschaft zum Preise,
Weiht ihr ein Loblied im höheren Chor:
Schwingt euch, ihr Herzen, zum Himmel empor!

Siehe dort sprudelt am Throne die Quelle
Seliger Freundschaft krystallrein und helle;
Fluthend erfüllt sie das Weltall mit Wonne,
Wallet in Strömen von Sonne zu Sonne.
Liebe regieret den Himmel allein,
Ohne sie mag keine Seligkeit seyn.

Freundschaft vereinigt die zahllosen Sphären,
Sie kann den Seraph, den Engel verklären,
Sie überwindet durch Lieben und Dulden,
Schenkt auch von Herzen dem Feind sein Verschulden;
Strahlte ihr Licht in die Hölle hinein,
Würde die Hölle nicht Hölle mehr seyn.

Freundschaft ist Schild gegen Pfeile des Tadlers,
Leidende trägt sie auf Flügeln des Adlers,
Hungrige Freunde erquickt sie mit Nahrung,
Leistet dem Feind in Gefahren Bewahrung,
Wehet dem Sterbenden Himmelsluft zu,
Gönnet im Schoose den Irrenden Ruh.

Engel der Freundschaft! komm zu uns hernieder,
Weil' hier im Kreise, verlaß ihn nie wieder,
Fülle die Herzen mit Wohlthun und Güte;
Freundschaft und Liebe gib jedem Gemüthe,
Kälte und Mißtrauen weiche von hier.
Engel der Freundschaft, wir huldigen Dir.

Wollt ihr den Schleier der Freundschaft enthüllen,
Müßt ihr auch treu ihre Pflichten erfüllen;
Denket nichts Arges vom liebenden Freunde,
Redet nichts Böses vom hassenden Feinde,
Gutes thut Jedermann, wo ihr nur könnt,
Jedem sey Gutes, wie selbst uns, gegönnt.

Freundschaft befiehlet uns Liebe um Liebe,
Fordert, daß keiner den Andern betrübe;
Edelmuth strömt aus der Freundschaft Gebiete.
Willig, ach! bietet ein reines Gemüthe
All' seine Kräfte dem Liebenden an,
Hält auch das Beste für wenig gethan.

Alle, ihr Guten! mit Herzen und Munde
Laßt uns vereinen zum himmlischen Bunde.
Opfert der Freundschaft auf lodernden Feuer
Herz und Gemüthe; schwört heilig und theuer:
Freundschaft und Wohlthun ist stets unsre Pflicht,
Denn auch im Sterben verläßt sie uns nicht.

---

15 *).

Mel. Mein Salomo, dein freundliches Regieren u. s. w.

Hinauf, mein Geist! schwing' dich mit Adlers Flügeln
In's Element der reinen Liebe hin,
Wo ich von allem Gram entfernet bin;

*) Die edle Frau von Morgenthau an ihren Gatten.

Da fühlt mein Herz das reineste Vergnügen,
Da mach' ich schon mit Engeln mich bekannt,
Gewöhne mich an's wahre Vaterland.

So lang ich noch allhier im Fleische walle,
Muß dieser Morgenthau mir Stärkung seyn.
Bis mich durchstrahlt der Gottheit Sonnenschein,
Bis ich, vom Fleisch erlöst, die Freuden alle
Genießen kann in ungestörter Ruh',
Bring ich die Zeit mit Liebesblicken zu.

Wer kann schon hier den Vorgeschmack genießen
Der Himmelslust, der vollen Seligkeit?
Der nicht, der hier der Wollust Weihrauch streut;
In den kann nur der Friede überfließen,
Der glaubensvoll auf den Erlöser blickt
Und liebevoll den Leidenden erquickt.

Erlöser, Dir! Dir zollt mein zärtlich Auge
Der Sehnsucht Thränen jeden schönen Tag,
Und deinem Gang spürt meine Seele nach:
So lang, bis ich Dein holdes Antlitz schaue,
Sollst Du bei jeder Liebespflicht allein
Mein Leitstern und mein sanftes Beispiel seyn.

So sä' ich hier auf Hoffnung edlen Samen,
Streu' güldnes Korn in Menschen-Herzen aus,
Und walle oft zu meiner Saat hinaus,
Und pflege sie in unsers Königs Namen,
In meinem nicht, bis zu der Erndtezeit
Ich übergeh' zur vollen Seligkeit.

16.

Ein Frühlingslied.

enn der Lenz in allen Thälern blühet,
umenflor auf allen Hügeln glühet
Und Naturgenuß mein Herz entzückt;
inn, o Gott! durchschauert mich die Wonne,
aft entstrahlt mir jede Morgensonne,
Und mein Geist wird aller Noth entrückt.

enn die Lerchen in den Lüften zwirbeln,
inte Sänger auf den Auen wirbeln,
Flötenton im dunkeln Wald erschallt;
rr der Heerschaar! dann entsteigt dem Herzen
inkgefühl, es schwinden alle Schmerzen,
Und des Jammers Klageton verhallt.

er doch kann ich mir nie verhehlen,
iß im tiefsten Grunde meiner Seelen
Stille Schwermuth oft die Freude trübt;
iter! sprich, es werde licht und helle,
ige mir des Unmuths bitt're Quelle,
Sieh'! Du weißt, daß Dich mein Herze liebt.

h! mein Geist verbirgt noch manche Triebe,
idenschaften, selbstsuchtsvolle Liebe,
Zum Genuß der jauchzenden Natur;
h! wann werd' ich das Entbehren lernen,
iann wird sich mein ew'ger Geist entfernen
Aus dem Taumelkreis der Kreatur?

ienn ich nur in Deiner Gottheit Fülle
nzig meinen ew'gen Hunger stille,
Dann genieß' ich erst die Kreatur;
dann steigt vom hohen Himmel nieder
irmonie in alle Waldes=Lieder,
Mich erquickt dann jede Blumenflur.

Wenn ich, Vater! Deinen hohen Willen
Suche treu und redlich zu erfüllen,
Dann entsteht ein Frühling auch in mir.
Hoher Friede säuselt aus der Höhe,
Alles jubelt, was ich hör' und sehe,
Und der Jubel steigt hinauf zu Dir.

17.

Auf den Tod eines frommen Kapuziners, der im Juni 1815 in Baden bei Rastadt starb.

Was schwebt dort in dem Morgenrothe?
Ein kleines Wölkchen goldig=braun,
Vielleicht ein froher Himmelsbote!
Hinaus! das muß ich näher schaun,
Näher schaun.

Was äugelt so hell am goldnen Saume
Des Wölkchens, ist's der Morgenstern?
Doch nein! es schwebt im niedern Raume,
Der Stern, der äugelt, ist nicht so fern,
Nicht so fern.

Es ist kein Stern, ein Engel schwindet
Vom hohen Aether sanft herab
Im Frühlingslüftchen und verkündet,
Ach, aber wem? sein nahes Grab,
Nahes Grab.

Er senkt sich über die Hütte nieder,
Wo Vater Dominik noch kämpft,
Und wo der Tod durch alle Glieder
Des Lebens letztes Flämmchen dämpft,
Flämmchen dämpft.

Der Bote tritt nun ungesehen,
Gesenkten Haupts zum Kämpfer hin;
Er sieht des frommen Dulders Wehen
Und schwingt die Sichel über ihn hin,
Ueber ihn hin.

Der Odem stockt, die Sinne schwinden,
Er zuckt, er stirbt, er schlummert ein
Und er erwacht; sein erstes Empfinden
Ist: wer mag dieser Strahlende seyn,
Strahlende seyn?

Der Engel spricht: Ich bin dein Bruder,
Dein Führer auf der Lebensbahn,
Ich lenkte deines Schiffleins Ruder
Und führe dich nun himmelan,
Himmelan.

Der Selige staunt. Ach meine Sünden!
Der guten Werke sind nicht viel;
Wo werde ich Vergebung finden?
Ich fürchte, ich bin noch weit vom Ziel,
Weit vom Ziel.

Du lieber Getreuer! nicht deine Werke,
Dein Glaube ist's, der dich beglückt.
Des theueren Sühnbluts himmlische Stärke
Hat diesen Felsen weggerückt,
Weggerückt.

Die Seele steigt mit himmlischer Wonne
Zum ewigen Morgen hoch empor,
Sie strahlt viel heller als die Sonne
In Salems erhabenem Perlenthor,
Perlenthor.

18.

Der Blumenstrauß.

Ich möchte meinem Seelenfreund
So gern ein Blumensträußlein binden,
Helft mir die besten Blumen finden,
Ihr Lieben! die sein Geist vereint.

Die schönsten Blumen wißt ihr wohl,
Doch müssen sie auch Kraft und Leben
Durch ihre Wohlgerüche geben
Und jeder Tugend ein Symbol.

Die Demuth ist so hold und rein,
Die höchste Zierde jeder Tugend,
Sowohl des Alters als der Jugend:
Ihr Bild muß wohl das Veilchen seyn.

Wem ähnelt die Bescheidenheit,
Dies Meisterstück der Jugendblüthe,
Dies Fundament der Herzensgüte?
Die Kelchblum *) trägt ihr schlichtes Kleid.

Die Unschuld glänzt so weiß, so rein,
Mit Huld aus seelenvollen Blicken,
Die einem Herz und Geist erquicken;
Ihr Bild muß die Narzisse seyn.

Wohlthätigkeit, so reich, so mild,
Die Frucht der höchsten Herzensgüte;
Von nun an sey die Traubenblüthe
Ihr anmuthvolles Gegenbild.

---

*) Calicanthus floridus.

Der Liebreiz der [illegible]selligkeit
Erfüllt mit Lust den K[illegible] der [illegible]de,
Belehrt den, der es übel [illegible];
Die Hyazinthe tragt ihr Kleid.

Die Sanftmuth knüpft das Friedensband,
Sie wandelt bald den Haß der Feinde;
Es bildet ab den Kreis der Freunde
Der Nelke schönes Lichtgewand.

Der wahre Glaube wartet gern;
Wir pflanzen in fruchtbaren Erden
Die Samen, die einst blühen werden,
Von jedem Samen einen Kern.

Die Hoffnung hebt das Haupt empor,
Sie tröstet uns zur Zeit der Leiden
Und lehrt uns falsche Freuden meiden;
Reseda stellt sie bildlich vor.

Die Rose glüht im Sonnenschein,
Ihr Purpur glänzet in die Weite,
Ihr Duft erfüllt die Luft mit Freude;
Sie soll das Bild der Liebe seyn.

Doch was erhält dem Blumenstrauß
Ganz unverwelkt Geruch und Blüthe?
Was sichert seine inn're Güte?
Sinnt ein gewisses Mittel aus.

Des himmelblauen Blümchens Licht
Soll meinen Blumenstrauß umglänzen,
Ihn wie ein Diadem bekränzen;
Das Blümchen heißt: Vergiß mein nicht.

Romanzen.

19.

Es ritt ein Ritter wohl über's Feld,
Er hatte kein'n Freund, kein Gut, kein Geld.
Sein Schwesterlein war hübsch und fein:
»Ach Schwesterlein! ich sage dir Adie,
»Ich sehe dich ja nimmermehr;
»Ich reite weg in ein fremdes Land,
»Reich' du mir deine weiße Hand!
Adie! Adie! Adie!

Ich sah, mein schönstes Brüderlein,
Ein buntig, artig Vögelein,
Es hüpfte im Wachholderbaum;
Ich warf's mit meinem Ringelein,
Es nahm ihn in sein Schnäbelein
Und flog weg in dem Walde fort.
Adie! Adie! Adie!

»Schließ du dein Schloß wohl feste zu,
»Halt dich fein still in guter Ruh';
»Laß Niemand in dein Kämmerlein:
»Der Ritter mit dem schwarzen Pferd
»Hat dich zumalen lieb und werth;
»Nimm dich vor ihm gar wohl in Acht,
»Manch Mägdlein hat er zu Fall gebracht.
Adie! Adie! Adie!

Das Mägdlein weinte bitterlich;
Der Bruder sah noch hinter sich
Und grüßte sie noch einmal schön.
Da ging sie in ihr Kämmerlein
Und konnte da nicht fröhlich seyn:
Den Ritter mit dem schwarzen Pferd
Hätt' sie vor allen lieb und werth.
Adie! Adie! Adie!

Der Ritter mit dem schwarzen Roß
Hätt' Güter und viel Reichthum groß;
Er kame zum Jungfräulein zart,
Er kame oft um Mitternacht
Und ginge wann der Tag anbrach.
Er führt sie in sein Schlössel ein
Zum andern Jungfräulein fein.
Adie! Adie! Adie!

Sie kam dahin in schwarzer Nacht,
Sie sah, daß er zu Fall gebracht
Viel edele Jungfrauen zart.
Sie nahm wohl einen kühlen Wein
Und goß ein schnödes Gift hinein
Und trank's dem schwarzen Ritter zu,
Es gingen beiden die Aeugelein zu.
Adie, Adie! Adie!

Sie begruben den Ritter im Schlosse fein,
Das Mägdlein inbei ein Brünnelein;
Sie schläft da im kühlen Gras.
Um Mitternacht da wandelt sie umher
Im Mondenschein, dann seufzet sie so sehr,
Sie wandelt da in weißigem Kleid
Und klaget da dem Wald ihr Leid.
Adie! Adie! Adie!

Der edle Bruder eilt herein
Bei diesem klaren Brünnelein
Und sah' es, sein Schwesterlein zart.
Was machst du, mein Schwesterlein, allhier?
Du seufzest so, was fehlt dann dir?
»Ich hab' den Ritter in schwarzer Nacht
»Und mich mit bösem Gift umgebracht.«
Adie! Adie! Adie!

Wie Nebel in dem weiten Raum
Flog auf das Mägdlein durch den Baum,
Man sah sie wohl nimmermehr.
Ins Kloster ging der Rittersmann
Und fing ein frommes Leben an.
Da betete er für's Schwesterlein,
Auf daß sie möchte selig seyn.
Adie! Adie! Adie!

20.

(Nebst Melodie.)

Es leuchten drei Sterne über des Königes Haus,
Drei Jungfräulein wohnten darin; :,:
Ihr Vater war weit über Land hinaus
Auf ein'm weißen Rösselein.
Sternelein blinzet zu Leide!

Siehst du es, das weiße Rößlein, noch nicht,
Ach Schwesterlein, unten im Thal? :,:
Ich seh' es, mein's Vaters Rösselein, licht,
Es trabet da muthig im Thal.
Sternelein blinzet zu Leide!

Ich seh' es, das Rößlein, mein Vater nicht d'rauf:
Ach Schwesterlein, Vater ist todt! :,:
Mein Herzel ist mir es betrübet.
Wie ist mir der Himmel so roth!
Sternelein blinzet zu Leide!

Da trat ein Reiter im blutigen Rock
Ins dunkle Kämmerlein klein; :,:
Ach, blutiger Mann, wir bitten dich hoch,
Laß leben uns Jungfräuelein!
Sternelein blinzet zu Leide!

Ihr könnt nicht leben, ihr Jungfräulein zart!
Mein' Weiblein, frisch und schön, :,:
Erstach mir eu'r Vater im Garten so hart,
Ein Bächlein von Blut floß daher.
Sternelein blinzet zu Leide!

Ich fand ihn, den Mörder, im Walde grün,
Ich nahm ihm sein Rößlein ab :,:
Und stach ihm das Messer ins Herze;
Er fiel d'rauf den Felsen herab.
Sternelein blinzet zu Leide!

Auch hätt'st du die liebe Mutter mein
Getödtet am hohligen Weg; :,:
Ach Schwesterlein, lasset uns fröhlich seyn,
Wir sterben ja wundergern.
Sternelein blinzet zu Leide!

Der Mann nahm ein Messer, scharf und spitz,
Und stieß es den Jungfräulein zart :,:
In ihr betrübtes Herzelein,
Zur Erde fielen sie hart.
Sternelein blinzet zu Leide!

Da fließet ein klares Bächelein hell
Herunter im grünigen Thal; :,:
Fließ krumm herum, du Bächlein hell,
Bis in die weite See!
Sternelein blinzet zu Leide!

Da schlafen die Jungfräulein alle drei
Bis an den jüngsten Tag, :,:
Sie schlafen da in kühliger Erd'
Bis an den jüngsten Tag.
Sternelein blinzet zu Leide!

21.

Zu Kindelsberg auf dem hohen Schloß
Steht eine alte Linde, :,:
Von vielen Aesten kraus und groß,
Sie saust am kühligen Winde. :,:

Da steht ein Stein, ist breit, ist groß,
Gar nah' an dieser Linde, :,:
Ist grau und rauh von altem Moos,
Steht fest im kühligen Winde. :,:

Da schläft eine Jungfrau den traurigen Schlaf,
Die treu war ihrem Ritter; :,:
Das war von der Mark ein edler Graf,
Ihr wurde das Leben bitter. :,:

Er war mit dem Bruder in's weite Land
Zur Ritter-Fehde gegangen; :,:
Er gab der Jungfrau die eiserne Hand,
Sie weinte mit Verlangen. :,:

Die Zeit, die war nun lang vorbei,
  Der Graf kam noch nicht wieder; :,:
Mit Sorg und Thränen mancherlei
  Saß sie bei der Linde nieder. :,:

Da kam der junge Rittersmann
  Auf seinem schwarzen Pferde, :,:
Der sprach die Jungfrau freundlich an,
  Ihr Herze er stolz begehrte. :,:

Die Jungfrau sprach: Du kannst mich nie
  Zu deinem Weiblein haben; :,:
Wenn's dürr ist, das grüne Lindlein hie,
  Dann will ich dein Herze laben. :,:

Die Linde war noch jung und schlank,
  Der Ritter sucht' im Lande :,:
Ein' dürre Linde so groß, so lang,
  Bis er sie endlich fande. :,:

Er ging wohl in dem Mondenschein,
  Grub aus die grüne Linde :,:
Und setzt' die dürre da hinein,
  Belegt's mit Rasen geschwinde. :,:

Die Jungfrau stand des Morgens auf,
  Am Fenster war's so lichte, :,:
Des Lindleins Schatten spielte nicht d'rauf,
  Schwarz ward's ihr vor dem Gesichte. :,:

Die Jungfrau lief zur Linde hin,
  Setzt' sich mit Weinen nieder; :,:
Der Ritter kam mit stolzem Sinn,
  Begehrt ihr Herze wieder. :,:

Die Jungfrau sprach in großer Noth:
  Ich kann dich nimmer lieben! :,:
Der stolze Ritter stach sie todt,
  Das thät den Graf betrüben. :,:

Der Graf kam noch denselben Tag,
Er sah mit traur'gem Muthe, :,:
Wie da bei dürrer Linde lag
Die Jungfrau in rothem Blute. :,:

Er machte da ein tiefes Grab
Der Braut zum Ruhebette, :,:
Und sucht' eine Linde Berg auf und ab,
Die setzt' er an die Stätte. :,:

Und einen großen Stein dazu,
Der steht noch in dem Winde, :,:
Da schläft die Jungfrau in guter Ruh'
Im Schatten der grünen Linde. :,:

22.

(Nebst Melodie.)

Es saß auf grüner Haide
Ein Schäfer grau und alt; :,:
Es grasten auf der Waide
Die Schäflein längs dem Wald.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Schäfer, krumm und müde,
Stieg bei der Heerde her; :,:
Und wenn die Sonne glühte,
Dann war sein Gang so schwer.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sein Mädchen, jung und schöne,
Sein einzigs Töchterlein, :,:
War vieler Schäfer-Söhne
Ihr einz'ger Wunsch allein.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Doch einer unter allen,
Der edle Faramund :,:
Thät ihr allein gefallen
In ihres Herzens Grund.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Es hatte ihn gebissen
Ein fremder Schäferhund, :,:
Sein Fleisch war ihm zerrissen,
Sein Fuß war ihm verwundt!
Sonne noch einmal blicke zurücke!

Sie gingen einmal beide
Im Walde hin und her, :,:
Eins an des andern Seite,
Das Herz war jedem schwer.
Sonne noch einmal blicke zurücke!

Sie kamen nah' zur Haide,
Allwo der Vater saß; :,:
Es trauerten an der Waide
Die Schäflein in dem Gras.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Auf einem grünen Rasen
Stand Faramund starr und fest; :,:
Die bangen Vögelein saßen
Ganz still in ihrem Nest.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Er fiel mit blanken Zähnen
Sein armes Mädchen an, :,:
Sie rief mit tausend Thränen
Ihn um Erbarmen an.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Das bange Seelenzagen
Hört nun der Vater bald, :,:
Des Mädchens Ach und Klagen
Erscholl im ganzen Wald.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Vater, steif und bebend,
Lief langsam stolpernd hin; :,:
Er fand sie kaum mehr lebend,
Ihm starrte Muth und Sinn.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Jüngling kehrte wieder
Von seiner Raserei :,:
Und fiele sterbend nieder,
Zog Lorens Haupt herbei.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Und unter tausend Küssen
Flog hin das Seelenpaar, :,:
In matten Thränengüssen
Entfloh'n sie der Gefahr.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Nun wankt im Seelenleiden
Der Vater hin und her; :,:
Ihn fliehen alle Freuden,
Kein Sternlein glänzt ihm mehr.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

23.

Es zog einmal am Mondenschein
Ein Jüngling über Land;
Er ritt ein braunes Rösselein,
Den Zügel in der Hand.

Es äugelten die Sternlein klar,
Ein Windchen kräuselte sein Haar,
Ihm flossen milde Thränen.

Sein Weg ging durch den wilden Wald
Nach einem festen Schloß;
Den hohen Thurm erblickt er bald.
Nun spornt' er stark sein Roß;
Und Trapp! Trapp! ging's den Wald hinein,
Bald wollt' er bei Jorinde seyn;
Sein Herz vor Liebe wallte.

Nun ging der Wald bald linker Hand
Bei dunkeln Buchen hin,
Und bei den dunkeln Buchen stand
Ein Reiter stolz und kühn.
Der Jüngling stutzt', doch ritt er zu
Und schrie so muthig: Wer bist du?
Daß Berg und Thal erschallte.

Nun stand der Reiter auf dem Pfad
Und drückte los den Pfeil;
Er rief: Hier findst du keine Gnad',
Dein Schatz wird mir zu Theil!
Des Jünglings Brust quoll mildes Blut,
Es wallte fort in rother Fluth
Auf seine Lenden nieder.

Der Jüngling ächzt die Seele aus,
Gestreckt am Wege hin;
Sein Roß trabt nach Jorinden's Haus.
Jorinde schaute hin;
Sie schaute, ob ihr Liebster käm',
Daß sie ihn in die Arme nähm'
Und an ihr Herze drückte.

Von weitem hörte sie den Trab
Von seinem braunen Roß;
Nun flog sie bald den Hof hinab,
Allwo ein Bächlein floß.
Nun hörte sie kein Traben mehr,
Das Rößlein stand! — Der Sattel leer!
Der Mond war schwarz am Himmel.

Sie schriee ihrem Jüngling zu,
Und sieh', im Mondenschein
Rief eine Eule Schuhuhu!
Sie schaut den Wald hinein;
Ein Schattenbild wankt zu ihr her,
Sie eilt und schwankt, ihr Fuß war schwer,
Und schloß ihn in die Arme.

So kalt wie Eis! — Mit hellem Schrei
Sank sie zur Erde hin.
Der Reiter ritt nun auch herbei,
Der schwarze Valentin;
Er hob sie auf sein fahles Pferd
Und führte sie nach Rittersweth,
So hieß die Räuberhöhle.

Jorinde flehte Tag und Nacht
Um einen sanften Tod,
Und endlich ward ihr Wunsch vollbracht,
Gott sahe ihre Noth.
Es trat am sanften Mondesschein
Ein Engel in ihr Kämmerlein,
In Sternenlicht gekleidet.

Jorinde, komm! im sanften Ton
Sprach ihr der Engel zu:
Komm, erndte nun der Tugend Lohn,
Komm her zur stolzen Ruh!

Nun schloß er ihren sanften Blick
Und führte sie zum ew'gen Glück,
Wohl auf Elias Wagen.

Drauf kehrt' er um und hüllte sich
In falbe Blitze ein,
Und trat zu Valentin fürchterlich
In seinen Saal hinein:
Er lag und dachte mancherlei
Des Nachts um's erste Hahngeschrei,
Vor Angst konnt' er nicht schlafen.

Erstarrt sah er mit rothem Blick
Den Todesboten steh'n;
Der winkte ihm und trat zurück;
Nun war's um ihn gescheh'n.
Der Geist des wilden Valentin
Starrt vor dem Todesengel hin,
Er stürzte ihn zur Hölle.

24.

Es äugelte der Morgenstern
Im blauen Osten hoch,
Als Egmund, Graf von Traubenheim,
In ferne Länder zog.
Und Margreth, die Gemahlin fein,
Vergoß viel milde Thränen,
Im goldnen Becher bracht' sie Wein
Und sprach mit vielem Sehnen:

Mein Egmund, Gott geleite dich,
Er geb' dir Muth und Kraft,
Im goldnen Becher bring' ich dir
Hier edlen Rebensaft.

Trink' nun den Abschiedstrunk mit mir,
Den ich mit Thränen mische,
Denk' stets an Weib und Kind allhier
Bei deiner Väter Tische.

Nie wird ein Freudentrunk allhier
Margrethen eingeschenkt,
Bis Egmunds Roß in seinem Stall
Wird von mir selbst getränkt,
Bis ich vom blanken Harnisch dir
Der Feinde Blut abwische,
Und du dann wieder trinkst mit mir
An deiner Väter Tische.

Graf Egmund drückte ihr die Hand
Und schwung sich auf sein Pferd,
Auch seine Knappen folgten ihm,
Er schwung sein blankes Schwert,
Er schwung es dreimal um sein Haupt,
Die Knappen thäten's alle;
Der große Rappe stampft und schnaubt,
Es scholl durch Egmunds Halle.

Nun zogen hin die Reiter all',
Graf Egmund ritt voran;
Die Gräfin aber stieg betrübt
Ihr Kämmerchen hinan.
Da flehte sie zum lieben Gott
Um ihres Egmunds Leben,
Und daß ein heil'ger Friedensbot
Ihn möge stets umschweben.

Nun ging zur gelben Spindel sie,
Zu ihren Jungfrau'n hin
Und sprach: Jetzt werd't ihr Mägde seh'n,
Wie ich so fleißig bin.

Ein feines Gärnchen spinnen wir,
Graf Egmund zu bekleiden,
Wenn er, der edeln Helden Zier,
Heim kömmt mit seinen Leuten.

Nun sponnen sie viel Wochen lang
Der feinen Faden viel,
Die jungen Gräfchen trieben dann
Ihr kindlich Ritterspiel.
Die Frauen waren wohlgemuth,
Sie scherzten treu und bieder,
Und sangen dann mit frohem Muth
Viel alte Heldenlieder.

Vier keusche Knaben webten nun
Das feinste Flachsgewand,
Und edle Mägdchen legten es
Auf's grüne Rasenland,
Begossen's aus der Silberquell'
In warmen Sonnenblicken;
Das Leinwand wurde weiß und hell,
Es glänzte zum Entzücken.

Der trübe Herbst schlich nun heran,
Gelb färbte sich der Wald
Und alle Boten zeigten an,
Graf Egmund käm' nun bald.
Die Gräfin ging am Abend hin
Zu ihrer weißen Bleiche,
Sie war betrübt in ihrem Sinn,
Das Herz war ihr so weiche.

Sie schaut so eben auf das Tuch
Und wurde hoch erschreckt,
Das schön' Gewand war überall
Mit Kreuzchen ganz bedeckt.

Voll Traurigkeit schlich sie hinweg
Im blassen Mondesschimmer,
Mit tausend Thränen klagte sie:
Ich sehe Egmund nimmer.

In dunkler Dämm'rung sah sie nun
Ein Dunstbild vor sich steh'n,
Aschgrau, hohlaugigt, fürchterlich
Und schrecklich anzuseh'n.
Mit dumpfer Stimme sprach das Bild:
Egmund hat überwunden,
Durch viele Wunden hat sein Geist
Den Todesweg gefunden.

Nun wankt' die Gräfin still und matt
Zu Egmunds stiller Halle,
Sank hin und stöhnt' aus enger Brust:
Hin sind die Freuden alle.
Indem hört man der Rosse Huf
Im blassen Mondschein stampfen,
Doch still und ohne Freudenruf
Sah man die Rosse dampfen.

Die Knappen traten nun herein
Mit hängendem Gesicht,
Sie brachten ihren Herren mit,
Allein er lebte nicht.
Margrethe nahm sein Todtenkleid
Von ihrer grünen Bleiche,
Sie senkten in der Väter Grab
Die hochgeliebte Leiche.

Die Gräfin gab das schöne Tuch
Den Armen zum Gewand,
Der Armen Mutter hieß man sie
Umher im ganzen Land.

Gekränkt durch Kummer starb sie bald,
  Sie liegt an Egmunds Seiten
Und ihre Seel' erquickt sich dort
  Im Reiche ew'ger Freuden.

25.

Ruhige, stille Muse der ernsthaften Nacht,
Wo du, mit weißem Flor umschleiert, im braunen
Schatten
Des heiligen Hains die Silbertöne
Im Schimmer des scheidenden Neumonds prüfest!
Walle zu mir herüber auf den beperlten Grasspitzen,
Auf den Staubfäden wollustduftender Blumen.
Sie tritt einher, leicht, wie ein Weihrauch-Nebel,
Den ein fächelndes Mailüftchen
Ueber ein fernes Rosengebüsche hinwegkämpft.
Nah' dich, Sophia! daß ich, durch deine Töne begeistert,
Dem ein Lied weihe, dem Endlosen fei're,
Ein Stündchen fei're dem Seraphinen-König.
Du, der du die Sphären der Ewigkeit drehest!
Millionen Welten weiter Räder herumschwingst,
Sonnen ballest, Planeten schleuderst,
Kometen wie Federbälle in's Unendliche hinwinkst,
Vor dem ewige Heere spielen:
Vor deinem aufgebirgten Throne
Tönt das erhabene Spiel von tausend Chören
Seraphischer Harfen und Cherubinischer Kehlen.
Tritt einher von der Seite des ewigen Hügels,
Gnädiger Horcher irdischer Seufzer!
Komm, besuche mich hier in der Nacht,
Da ich in hohen Gedanken mich übe,
Mich in's Chor der Seraphim wage.

Geist geht um mit Geist, da gilt nichts die weit'ste
Entfernung,
Aus der niedrigen Hütte tönt vor geistigen Ohren
Jeder brüllende Seufzer wie sieben brüllende Donner.
Wer bist du, der du in dunkeln Schatten einhergehst,
Gebückt wie ein Atlas, der Welten trägt?
Jeder Schritt ist Majestät und jeder Schritt erschüttert
die Erde.
Gottmensch! — von deinem Leibe trieft Blut;
Da fällt ein Tropfen auf ein zertretenes Würmchen,
Schau, wie die zerknirschten Glieder sich fügen!
Das Würmchen lebt — es wächset zur ungewohnten
Größe;
Es formt sich, es fleugt — es wird zum glänzenden Adler.
Belebendes Blut! o triefe herüber,
Belebe auch mich, und bilde mich um zum Engel!
Was seh' ich da? — den ganzen verpesteten Orkus!
Ein finster verpanzertes Heer, gelagert weit auf der
Breite der Erden.
Sie ziehen einher, sie drohen die Welt zu verschlingen;
Er hebt sich empor, der Gottmensch,
In göttlicher Stärke tritt Er daher,
Er wandelt ruhig über die Leiber der Starken;
Die Panzer zerknittern wie Eierschalen,
Er zertritt sie wie Schlamm auf dem Schlachtfeld.
Aber hinüber zu den gefangenen Kindern von Adam
Trieft der blutige Thau. Wie in dem Lenze
Verkältete Bienen ohnmächtig sinken auf's Gras,
Ein warmer Sonnenblick strahlt dahin, sie leben,
Sie fahren auf, sumsen von Blume zu Blume;
So lebt der sterbliche Staub, vom seligen Thau belebt;
Belebe auch mich und bilde mich um zum Engel.
Auf, meine Seele! hinauf! verlaß das niedrige Dunkel!
Ja! ich werd' es verlassen, mich unter die Cherubim
mischen,

Wenn, wie ein älternder Baum, die morsche Hütte einbricht.
Ueber den Donnerwolken weg werde ich Stürme seh'n,
Tief unter mir seh'n, wie sie die Pfeile wetzen, die Pfeile der Blitze,
Mir unfühlbar. Getragen von Flügeln des Aethers,
Schweb' ich und singe, wie die Lerche
Hoch gegen die Sonne zwitschert, dann steiget, dann sinket;
So sing' ich dir dann auf= und niedersteigend,
O Ewiger! deinen Ruhm. Bald näher der Sonne,
Bald nahe dem Pol' am Gürtel des Orions steh' ich;
Dann bad' ich im Krystall des Eridans und stimme
Die Saiten der Leyer, bewandle den Thierkreis.
Schmilzt die Welt dann in Eins, so bleibet
Der Eingang der Ewigkeit sicher, da seh' ich das Urbild
Aller geschaff'nen Dinge, die ehmals waren;
Neue Welten entsteh'n und dann bin ich Engel,
Werde zu neuen Geschöpfen gesandt, sie Liebe zu lehren.
Es werde auch alles verändert, ganz andere Welten erschaffen,
So lang Du bist, o Jehovah, so lang wird Liebe gepredigt.

Räthsel.

1.

Nacht ist mein Kleid, mein Reich im äußersten
und Norden.
Eis ist mein Palast, mein Thron auf Felsen gegr
Mein Geschmeide ist Reif, der Tod mein treuer Ge
Jedes Leben ermattet, sobald mein Hauchen es a
Doch bin ich die Hand der Allmacht, das Werkze
Schöpfers:
Alle Wesen bestehen durch mich, und Alles, was
Würde zum Unding, sobald mein schaffender Odem er
Alle Welten würden zu Staub, ein unendliches
Alles, was mir sich nähert, ergreif' ich mit lech
Sehnsucht,
Knüpf' es fest an mich, und ruh' in seiner Be
Leser! entkleide mich nun von meiner Buchstaben-
Bring' mich in's Reich der Geister und sag' mir r
wer bin ich?

2.

Licht ist mein Kleid, mein Reich in den blühenden
der Erde.
Mein Palast ist der Aether, mein Thron die bl
Sonne.
Morgenroth ist mein Schmuck, mein Herold der
des Bundes.

edes Leben wird stärker, sobald mein Hauchen es anweht.
uch ich bin die Hand der Allmacht, das Werkzeug des Schöpfers.
lle Wesen leben durch mich. Der geistige Aether Würde zum Felsen, sobald mein schaffender Odem erlöschte;
lle Güter sind Früchte von mir und keine genieß' ich.
lles such' ich zu theilen und jedem das Seine zu geben.
Nichts besitz' ich für mich; ich freue mich fremden Genusses.
eser! entkleide mich nun von meiner Buchstaben-Hülle.
Bring' mich in's Reich der Geister und sag' mir redlich: wer bin ich?

3.

Majestät Gottes bin ich und die Mutter meines Erzeugers.
ller Wesen das Erste und allgegenwärtig der Schöpfung.
Ich unterrichte den Menschen und zeig' ihm die Werke der Allmacht.
Durch mich blühet der Mai, ich bin die Mutter der Schönheit.
Sieben Söhne bekam ich von Gott, die so alt sind, wie ich bin.
Jeder schmückt die Natur mit unnachahmlicher Zierde.
Wenn ich mit Lächeln die neugetränkte Erde begrüße,
Dann steh'n alle sieben im Kreise und feiern mit Ehrfurcht
Jenen Tag der Weihe zu Zeugen des ewigen Bundes.
Ich bin die Freude des Lebens und wer mich entbehret, der trauert.
Leser! entkleide mich nun von meiner Buchstaben-Hülle.
Bring' mich in's Reich der Geister und sag' mir redlich: wer bin ich?

4.

Schauer und Schwermuth durchbebt dich, so oft dich mein
Schleier umhüllet.
Ich bin die Mutter des Irrsals, der öden Nacht und des
Schweigens.
Ich bedeckte das Chaos, war eher als Himmel und Erde.
Ich bin der Ort der Verbannung verarmter Engel und
Geister.
Mörderin bin ich der Söhne des Lichts, der Pracht
und der Schönheit.
Wenn mich mein ewiger Feind mit blitzenden Strahlen
durchbohret,
Dann entflieh' ich ihm zwar, doch übereilt ihn mein
Fittich;
Dämmernd entweicht er zum Schooß der Mutter und
spottet dann meiner.
Mein beständiger Sitz ist tief im Schooße der Erden.
Jedem Körper entflieh' ich bei seiner Vollendung im Feuer.
Leser! entkleide mich nun von meiner Buchstaben-Hülle,
Bring' mich in's Reich der Geister und sag' mir redlich:
wer bin ich?

5.

Ich, des Weltalls König, besitz' den Urthron des Himmels.
Meines Vaters Erzeuger bin ich und glänzend entstieg ich
Jener dunkelen Hülle, dem Schooß der Nacht und der
Zwietracht.
Vier Perioden durchlief ich und dann bestieg ich den Urthron.
Jetzt durchweht mein zwiefacher Geist die Sphären der
Welten.

Einer durchbebt das All, er ist Sprecher des Vaters der Wesen.
Was der Andere nur anhaucht, das lebt, er ist Vater des Lebens.
Meines Erzeugers Geist ist der Erste, und mein ist der Zweite.
Beide sind Ein unzertrennliches Eins, alle sinnliche Dinge
Leben allein durch mich, denn Ich bin die Quelle des Lebens.
Leser! entkleide mich nun von meiner Buchstaben-Hülle,
Bring' mich in's Reich der Geister und sag' mir redlich: wer bin ich?

6.

Allgegenwärtig bin ich der Schöpfung, die Werkstatt des Schöpfers,
Auch sein schaffendes Werkzeug, Behausung der Geister des Königs.
Was den Welten entflieht, das nehm' ich im liebenden Schooß auf;
Aber ich geb's auch zurück, sobald es zum Wirken geschickt ist.
Ich bin der Grund aller Dinge, der Stoff des Lichts und des Lebens.
Ewig ist meine Bewegung im Kreise, so lang auch die Welt steht,
Führ' ich die Welten in Sphären herum, die rollenden Sterne.
Ich erschaffe die Wolken, den Donner, die zürnenden Blitze.
Fluren tränk' ich mit Regen und straf' sie mit zackigtem Hagel.

Alles lebet in mir und Niemand kennt meine Tiefen.
Leser! entkleide mich nun von meiner Buchstaben-Hülle,
Bring' mich ins Reich der Geister und sag' mir redlich:
wer bin ich?

7.

Wir sind Kinder des ewigen Vaters und wandeln im Kreise
Um den König einher und freuen uns seiner im Jubel.
Unsre Bahnen sind richtig, Geheimniß ist unsre Bestimmung.
Was wir thun, ist verborgen den Menschen, sie wähnen's zu wissen,
Aber sie wissen es nicht; wir wirken auch ihnen zum Besten.
Unsre Zahl ist verborgen, wir dienen und werden bedienet.
Wenn uns der König sein Antlitz verbirgt, so steh'n wir und trauern,
Flor umschleiert den Anblick; doch lächelt er wieder, so glänzen
Unsre Wangen mit himmlischem Licht im ewigen Morgen.
Einer von uns verkündet den Abend und lächelt am Morgen.
Leser! entkleide uns nun von unsrer Buchstaben-Hülle,
Bring' uns ins Reich der Geister und sag' uns redlich:
wer sind wir?

8.

Nur der Gottheit erkennbar, dem menschlichen Geist unergründlich,
Steh'n wir in unermeßlicher Ferne und feiern dem Schöpfer.

Ruhend, doch niemals müßig, hat jeder von uns sein
Geschäfte.
Wir bezeichnen den Weg der Trabanten des glorrei-
chen Königs,
Auch dem irrenden Wandrer der Nacht mit schwei-
gendem Winken.
Ahnend glaubten die Menschen von jeher, wir leisteten
Hülfe
Ihrem Geschäft und flehten ängstlich um mächtigen
Beistand.
Sie verwandelten uns in Gestalten furchtbarer Thiere,
Suchten Rath bei Löwen und Bären und schrecklichen
Schlangen,
Brachten sogar Tyrannen der Menschheit in unsre
Gesellschaft.
Leser! entkleide uns nun von unsrer Buchstaben-Hülle,
Bring' uns ins Reich der Geister und sag' uns redlich:
wer sind wir?

9.

Einsam weinend und traurig, von einem Gefährten
umgaukelt,
Wall' ich in schiefer Richtung einher; der zürnende
Richter
Gab mir den Stoß, ich schwankte und blieb nun
seitwärts gerichtet.
Ungehorsam war ich dem Schöpfer, in Trauer verhüllet
Lauf' ich die einsame Bahn und sehne mich nun nach
Erlösung.
Oft verhüll' ich mein Antlitz in Flor und weine und
bebe,
Dann erheitert der König den Anblick, sein freund-
liches Lächeln

Macht mich munter und froh, ich speis' und tränk' meine Kinder,
Harre meiner Verklärung, der höchsten Huld meines Vaters.
Denn Er zürnt nicht ewig und sorgt für meine Erlösung.
Leser! entkleide mich nun von meiner Buchstaben-Hülle,
Bring' mich ins Reich der Geister und sag' mir redlich: wer bin ich?

10.

Still und ruhig, im Schatten der Nacht, im Anblick des Königs,
Wall' ich einsam einher, vertraulich, der Traurigen Tröster.
Alles schweigt, ich blicke umher und Greuel der Bosheit
Deckt das nächtliche Dunkel, ich seh' auch Seufzer des Jammers.
Wenn ich dem König mich nahe, so lass' ich mein Antlitz nicht sehen;
Denn sein Glanz ist Wahrheit, geborgt mein schwächerer Schimmer.
Wenn ich dem König folge, so schiel' ich von Linker zur Rechten,
Wenn ich sein Vorläufer bin, von rechter zur anderen Seiten.
Oft verhüll' ich das Antlitz des Königs, dann trauert die Mutter,
Aber ich seh' sie unwandelbar an, sie erhellt meine Nächte.
Leser! entkleide mich nun von meiner Buchstaben-Hülle,
Bring' mich ins Reich der Geister und sag' mir redlich: wer bin ich?

11.

Ich verhüll' das Antlitz der Mutter und wunderbar bin ich.
Auch der tiefste Forscher ergründet meine Natur nie.
Ich bin die Mutter der Blitze, der Vater des rollenden Donners.
Ich begieße den Garten des Herrn, mein Weg ist verborgen.
Niemand weiß meinen Ein- und Ausgang. Der treue Behälter
Jedes unsichtbaren Wesens, das aus der Mutter emporsteigt;
Alles das bin ich und selbst unsichtbar dem menschlichen Auge.
Tausend Gestalten entstehen in mir, oft furchtbar dem Anblick.
Wenn sich der himmlische Geist mit meinem Wesen vereinigt,
Dann krönt Segen und Heil die Natur in Hülle und Fülle.
Leser! entkleide mich nun von meiner Buchstaben-Hülle,
Bring' mich ins Reich der Geister und sag' mir redlich:
wer bin ich?

12.

Niedrigkeit lieb' ich, ich suche immer die untersten Oerter.
Wenn mich der Geist des Königs bewirkt, so werde ich geistig.
Ungeseh'n erheb' ich mich dann in höhere Sphären,
Wo mich der Geist des Hartmonds ergreift, nun werde ich sichtbar.
Dann erschein' ich in vielen Gestalten, beweglich und steinhart.

Oft bekleid' ich die Mutter mit Wolle und schönem
Geschmeide,
Oder ich tränk' ihre Kinder, erquick' sie mit himmlischen
Kräften.
Oder ich diene dem zürnenden Richter auf mancherlei
Weise.
Endlich ruh' ich im liebenden Schooß nach vollendetem
Tagwerk,
Nähr' Myriaden, belastet mit mancherlei Schätzen des
Fleißes.
Leser! entkleide mich nun von meiner Buchstaben-Hülle,
Bring' mich ins Reich der Geister und sag' mir redlich:
wer bin ich?

13.

Ich bin himmlischen Ursprungs, in allen Körpern der Erde
Stets gegenwärtig, doch ahnet mich Niemand; in Banden geschlossen,
Ruht meine Kraft und harrt im Schooß jungfräulicher Erde,
Bis die Hand der Kunst mich löst; oft komm ich vom
Himmel,
Mächtig und schreckhaft den Menschen, mit rollendem
Donner im Blitze,
Nothwendig bin ich und freundlich im Herrschen der
ersten Naturkraft.
Wer mir zu nah' kommt, der flieht vor meiner brennenden Zornfluth.
Ich verzehre die Kinder, die meine Tochter geboren hat;
Bringe Alles zurück zum ersten Ursprung der Körper.
Reinigen, Theilen, Zerlegen ist meine natürliche Wirkung.
Ich erhelle das Dunkel, bin unentbehrlich der Menschheit,
Willst du mich kennen, so frag' die Natur der Körper und
Geister.

14.

Unser sind fünf, vielleicht auch nur Eine in fünferlei Larven.
Töchter vielleicht der ersten, der Mutter und Tochter des Feuers.
Jungfräulich rein und weiß erscheint sie dem forschenden Auge.
Lechzend nach Wasser und scharf ist die zweite, die Tochter der Meere;
Sie zerstreut den Bau der Natur im Suchen nach Wasser.
Kalt und zäh ist die dritte und weiß im reinsten Gewande.
Sie widersteht dem Zerstörer der Körper, ist unüberwindlich.
Selten erblickt man die vierte, sie wohnt in der Tiefe der Erde;
Wenn sie erscheint, so täuscht sie mit Glanz und mit Schwere den Forscher.
Schneeweiß, leicht und geschmeidig, doch selten entdeckt man die fünfte;
Selten und doch allgemein bekannt im männlichen Luxus.
Willst du mich kennen, so frag' die Natur der Körper und Geister.

15.

Unser Reich erfüllet die Erde mit all' ihren Gränzen,
Die kein Menschenverstand enthüllt, kein Weiser ergründet.
Unser Entstehen ist Geheimniß, wir sind auch im Tod unverweslich.
Viele von uns sind verachtet im Staube, und viele beherrschen
Selbst die größten Monarchen; gebieten der irrenden Menschheit.

Andre dienen dem Fleiß und geben dem Dürftigen Nahrung,
Wohnung dem Fürsten und Bauern, und mächtigen Schutz gegen Feinde.
Andre trotzen dem Sturm und Wolken streicheln ihr Antlitz.
Wieder andre sind feindlich den Menschen, und Thieren gefährlich.
Unsre Verwandten im Meer verbinden uns vielfach und traulich
Auch mit andern Reichen, wir alle sind Schwestern und Brüder.
Willst du uns kennen, so frag' die Natur der Körper und Geister.

16.

Lichtgeboren sind wir, mit siebenfarbigten Strahlen,
Todt und kalt und hart und Bürger im Reiche der Todten;
Hoch von Menschen geschätzt, die den Werth der Dinge nicht kennen.
Fern von der Hütte des Armen, im Schimmer des prachtvollen Luxus,
Blitzen wir hin und her und blenden die Augen des Neiders.
Unansehnlich und arm verlassen wir unsern Geburtsort.
Erst durch viele Proben und Drangsal entsteht unser Lichtglanz.
Auch dies Licht ist geborgt, nur Abglanz von Sonne und Feuer.
Wann wir, mit Gold bekleidet, die Kronen der Könige zieren;
Dann erst erhalten wir Werth, wenn christliches Wohlthun sie aufsetzt.
Willst du uns kennen, so frag' die Natur der Körper und Geister.

17.

Unser sind sechs Geschwister, der Unsrigen Einer ist König.
Neben ihm thront in lieblichem Glanz seine freundliche Schwester.
Beide beherrschen die Welt, und Jedermann dient ihnen gerne.
Aber Einer von uns, nicht so geschätzt wie der König,
Ist doch von Allen der Beste; er wirkt in unzählbaren Formen,
Tausendfach ist er geschäftig, und unentbehrlich den Menschen.
Seine Schwester ist falsch, mit drohendem Anblick, doch nützt sie
Ebenfalls viel, aber traue ihr nicht, ihr Inn'res ist giftig.
Noch sind unsrer Zween, der Eine der Königin ähnlich.
Schwach ist der Andre und schwer, er heilt und tödtet die Menschen.
Halbgeschwister umgeben uns häufig in vielen Gestalten.
Willst du uns kennen, so frag' die Natur der Körper und Geister.

18.

Niemand weiß, wie viel unser sind, man findet noch täglich
Neue Verwandten von uns, doch irrt man auch täglich im Suchen.
Niemand traut uns mit Recht, verdächtig wirken wir Alle.
Keiner von uns besteht auf der Probe, wir Alle entfliehen
Unserm prüfenden Richter, doch sind uns die Schlüssel vertraut
Zu dem Geheimniß der Mutter Natur, zu mancherlei Schätzen.

Große Meister im Wirken sind wir, in den Händen
des Meisters;
Wagt sich ein kühner Fremdling an uns, so ist er verloren.
Tödtendes Werkzeug sind wir, wenn der Menschenfreund
unser sich annimmt.
Doch ist einer von uns in jedem Fall ein Verräther.
Willst du uns kennen, so frag' die Natur der Körper
und Geister.

19.

Wir sind Melchisedecks, Niemand kennt unsre Eltern
und Ursprung.
Priester des Höchsten sind wir, wir opfern uns selbst
der Natur auf.
Embryone, auf Flügeln des Windes getragen, erscheinen
Da, wo noch nie ein Wesen gelebt, ein Gräschen
gekeimt hat.
Unsre Nahrung ist Duft des Himmels, ein Stein unser
Standpunkt.
Unser Tod erzeugt die Mutter von Allem, was lebet.
Immer größ're Geschlechter entstehen aus unserem
Staube.
Niemand achtet auf uns, der weiseste Forscher ermüdet
Ueber dem Grübeln, er kann's nicht ergründen, und
siehe! da sind wir.
Thörichte Menschen! wir sind euch ein Räthsel, wir,
die ihr doch sehet,
Und ihr wähnt, übersinnliche Dinge zu wissen, o schämt
euch!
Wollt ihr uns kennen, so fragt die Natur der Körper
und Geister.

20.

Alles, was lebet, dient mir zur Nahrung, und ich bin ein Chaos.
Welten von Wesen entstehen in mir, kein Weiser erfährt sie.
Fäulniß ist mein Vater, die Mutter Verwesung, ich lebe
Immer im Tod, denn der Tod ist mein Leben und Sterben mein Labsal.
In mir wird der Tod zum Leben, und Geister entsteigen
Meinem Schooß, sie eilen zum Aether; kein Weiser bemerkt sie;
Endlich entdeckt er den Einen und Andern, dann staunt er, der Schulknab'!
Aber sie kommen wieder im lichten Gewande und tränken
Mich und die Kinder mit Wasser des Lebens, mit jubelnder Freude
Steh'n meine Kinder, und weiden ihr Aug' im Antlitz des Königs.
Sterbend gebär' ich und sterbend ernähr' ich Alles, was lebet.
Wer mein Brod ißt, der tritt mich mit Füßen, nun rathe, wer bin ich?

21.

Unser Entstehen ist bekannt, doch mannigfaltig der Ursprung
Unsers Daseyns; denn viele von uns sind Kinder des Windes.
Viele zeugen geflügelte Eier, sie fliegen zum Schooße
Unserer Mutter, allwo sie gedeihen, da leben und sterben.
Wieder Andre entfallen dem Nest, die Mutter empfängt sie,
Brütet sie aus, gewährt ihnen Nahrung und schickliche Heimath.

Wann die erste Naturkraft waltet, so schlafen wir Alle;
Viele entschlafen auf immer, und ihre verwaiseten Kinder
Wachen im Wesen der zweiten Naturkraft zum Leben mit uns auf.
Dann erscheinen wir Alle im Brautschmuck, im Anblick des Königs
Freuen wir uns mit schweigendem Jubel und blühender Schönheit,
Dienen den Menschen und Thieren. Nun sag' uns, Leser, wer sind wir?

22.

Einer von uns war das Werkzeug zur Sünde, ein Andrer zum Leben.
Viele von uns verbargen im Bauch das Stammhaus der Menschheit.
Tausendfach dienen wir Allen, zur Wohnung und Nahrung der Menschen;
Abermal vielfach den Thieren, mit Schutz, mit Nahrung und Wohnung.
Einer von uns war ehmals der Altar des größesten Opfers.
Unsrer viele sind edlern Ursprungs, von guter Erziehung;
Diese sind trauliche Freunde und liebreich dem müden Geschäftsmann,
Wohlthätig reichen sie dar ein Labsal dem König und Bettler.
Einer von ihnen ist König; der Edelste aller Geschlechter.
Er gibt Leben und Tod, das Symbol der Menschen-Erlösung.
Wer ihm mit Ehrfurcht begegnet, dem ist er freundlich und liebreich,
Aber gefährlich dem wilden Frevler. Nun rathe, wer sind wir?

23.

Anmuthig stehen wir da und prangen im reinen Naturschmuck;
Feiern dem Schöpfer und dienen dem Menschen auf mancherlei Weise.
Viele von uns erfreuen das Auge mit prachtvoller Schönheit;
Unbemerkt stehen Andre, erfüllt mit Kräften von oben.
Wenn sie der forschende Menschenfreund sieht, so freut er sich ihrer.
Uns hat der Schöpfer die Kräfte vom Baum des Lebens verliehen.
Wir sind die Nährer der Menschen und Thiere, ein himmlisches Manna.
Aber auch viele von uns sind furchtbar, ihr drohender Anblick
Scheucht die Thiere zurück, und warnt den forschenden Weisen.
Große Geheimnisse ruhen in uns, kein Sterblicher ahnt sie;
Wer sie entdeckt, der kann der größte Wohlthäter werden.
Willst du uns kennen, so frag' die Natnr der Körper und Geister.

24.

Wir sind ein Schmuck der Natur, das Kleid der älternden Mutter;
Sind ein eig'ner Staat im Staate, doch treu den Gesetzen;
Ganz verschieden von andern Bürgern, doch unsre Bestimmung
Ist von größerm Umfang und Nutzen; wir machen den Kreislauf

Durch den Körper der Thiere, erquicken den Menschen, und bilden
Nach und nach die Hülle des Geistes in's ewige Leben.
Viele von uns sind höheren Werths, die Sorgfalt d. Menschen
Bringt sie auf einigen Stufen bis zur höchstmöglichen Würde.
Jetzt sind sie dem Reichen zur Nothdurft, dem Armen ein Labsal.
Einer von uns genießt sogar den erhabenen Vorzug,
Als Symbol des größten Opfers dem Christen zu dienen.
Willst du uns kennen, so frag' die Natur der Körper und Geister.

25.

Alles lebt und webt in unserm scheußlichen Kreise.
Menschen und Thiere schaudern zurück und wittern von ferne
Unsern Wohnplatz, den Feind der Gesundheit und Stifter des Siechthums.
Fremd sind unsere Gestalten und schrecklich. Die Forschung des Weisen
Bleibt unerreichbar die Zahl der Geschlechter. Der Ewigkeit Schranken
Halten uns kaum zurück und die äußersten Gränzen-Bewohner
Sind dem menschlichen Auge so fremd wie die Bürger des Fixsterns.
Wir sind die ersten Versuche der bildenden Kräfte des Lebens.
Buchstaben sind wir im Buch der Natur, die ersten Organe

Alles dessen, was lebt; Elemente sind unsre Erzeuger.
Aller Wesen Tod ist unser aller Ernährer.
Unsre Embryone schwimmen im Aether. Wer sind wir?

26.

Unsre Mutter ist Erde, der Ozean unser Erzeuger,
Unerforschlich dem Weisen ist unsre Wohnung und Daseyn.
Wir sind des Lebens Beginn, Gebirge sind unsre Kinder,
Wellen unsere Wangen, die Rosse der heulende Sturmwind.
Sind wir durch Feuer gegangen, so dienen wir Menschen zur Wohnung.
Eins von unsern Geschlechtern ist Bild von Jerusalems Thoren:
Wer es sucht, betritt gar oft die Thore des Todes.
Jedes Thier-Körpers Feste ist unsere äußere Bekleidung.
Viele von uns beschämen die Kunst des künstlichsten Malers.
Schrecklich sind wieder Andere dem Auge des staunenden Forschers.
Andre dienen dem Luxus, dem Prasser zum köstlichen Mahle.
Eins wohnt unter uns und zeigt der Sonne den Rückweg.

27.

Nur die Allwissenheit zählt die Geschlechter in unseren Reichen.
Viele sah noch vielleicht kein menschliches Auge, wir leben
Abgeschieden von Allem, was Odem hat; unsere Nahrung
Finden wir in uns selbst, wir dienen einander zur Speise.
Einige wärmen und leuchten dem Bürger des ewigen Eises.
Myriaden ziehen der Wärme entgegen, bereichern
Goldbegierige Menschen und finden ihr Ziel auf der Tafel

Reicher und Armer, wenn Andere selbst in entferntere Länder
Reisen und dort unerwartet das nämliche Schicksal empfinden.
Viele wohnen auch zwischen den Menschen und sind ihnen nützlich.
Andre sind lebendige Gräber, lebendige Berge.
Niemand erforscht das Spiel der Allmacht in unserm Gebiete.

28.

Schrecklich, furchtbar und fremd, erscheinen wir Menschen und Thieren.
Scheußliche Satanslarven und Hieroglyphen der Höllen
Ahnet uns Mancher zu seyn. Wir wohnen in zweierlei Reichen:
Behemoths furchtbarer Anblick, der schreckliche Wurm Leviathan,
Dann der kriechende Fels und andere wilde Geschlechter.
Dennoch sind wir nicht alle so schädlich, als wir erscheinen:
Ein Geschlecht von uns ist dem ärmsten der Völker zum Segen.
Wieder ein Andres erquickt und heilt den kränkelnden Seemann.
Lächerlich dumm und stolz durchkrächzt den blumichten Frühling
Einer von uns, und seiner Schwester scheußliches Flöten
Droht im hellen Geknarre des Bruders ein furchtbar Gewitter.
Dieser zeigt sich im Raum seines Lebens in zweien Gestalten.

29.

Staune uns an, o Mensch! dies Wunder der göttlichen Allmacht,
Weisheit und Güte; die vielbelehrende Haupt-Hieroglyphe
Aller Veredlung, wozu das menschliche Wesen bestimmt ist.
Wir sind Würmer im Staube und steigen von Stufe zu Stufe,
Bis zum Ziel der Bestimmung empor. Wir beginnen im Kleinen,
Oft ist der Raum eines Zolls eine Welt für uns und wir sterben,
Aber wir sprengen das Grab und schwimmen in himmlischen Lüften.
Menschliche Stunden sind uns Aeone, und menschlicher Kunstfleiß
Steht beschämt an unserer Seite. Die Kunst zu regieren
Hat uns der Schöpfer gelehrt, die Menschen sind unsere Schüler.
Wir gehorchen dem göttlichen Recht, die Menschen machen es selbsten.
Kennst du der Endlichkeit Gränzen, so weißt du auch unser Gebiete.

30.

Wer überschaut das Ganze wie wir? wer naht sich den Sphären
Himmlischer Wesen? dem Sitz des Donners? der Mutter des Blitzes?
Wir die Bewohner unentweihter Gebiete. Doch leider!
Wagt der verwegene Mensch nun auch Regionen des Weltalls
Auszuspäh'n, die nie seinen Hunger zu stillen vermögen.

Wenn die Meisten von uns das früheste Morgenroth
trinken,
Und im Jubel in's himmlische Harfengetöne sich mischen,
Dann entfernen sich andre vom Licht, der Finsterniß Kinder.
Abgefallen sind sie von uns, wie die Engel des Satans.
Andre strebten nach unserm Adel, nun irren sie einsam,
Traurend, keines von beiden zu seyn, im ewigen Dunkel.
Jedem ein Scheusal, tragen sie nun die Bilder der Höllen.

31.

Alles hat die Weisheit der Allmacht zusammengekettet;
Stufen hat die Himmelsleiter vom Staub bis zum Schöpfer.
Engel steigen auf und ab, sey du ihr Begleiter;
Jede Stufe bringe dich näher der himmlischen Wahrheit.
Wer verbindet des Ozeans Bürger mit denen des Stein=
reichs?
Wer vereint die Natur der Steine, Pflanzen und Thiere?
Wer knüpft Pflanzen und Thiere zusammen, wer Fische
und Vögel?
See= und Landthiere finden ein Band, wo wird es
geknüpfet?
Auch den Vogel kettet ein Glied an das wandelnde
Landthier.
Wer vereinigt das säugende Thier mit Fischen und
Vögeln?
Wer die Pflanze, den Wurm, das Insekt mit den Bür=
gern der Lüfte?
Wo ist das Glied, das Himmel und Erde zusammen
vereinigt?

32.

Wir sind die erste Klasse lebendiger Wesen und gränzen
An die Thore des Lichtreichs; die Zweige von unsern Geschlechtern
Blüh'n in der ganzen Natur in unendlich vielen Gestalten.
Wir beginnen das Leben in tief verborgener Hülle,
Bleiben in der Quelle des Lebens, vollkommene Bildung
Wird uns da gewährt. Die Natur befiehlt nun den Ausgang,
Und wir treten an's Licht im Angstschweiß der ringenden Mutter.
Aber sie öffnet uns nun die Quellen lebendigen Wassers,
Tränkt uns mit Geist und Leben und schickt uns in unser Gebiete;
Jedes wirkt da fort und befolgt den Willen des Schöpfers.
Doch nicht jedes: denn vorn an der Spitze erscheint unser König,
Wankend in Willkühr am Scheidweg, und wählt gewöhnlich den schlimmen.

33.

Ewig bleibt mein Geburtsort den weisesten Menschen verborgen.
Wie ich mich bilde, entstehe, weiß Niemand; unsichtbar
Wandle ich mächtig einher, du weißt nicht, wo ich verschwinde.
Ich verfolge die Geister der Seuchen, befreie die Menschen,
Wenn ungeseh'n ein Bote des Todes im Finstern lauert.
Ich befruchte den Garten des Herrn, die lechzenden Fluren.
Mir gehorcht der brausende Ozean, brüllende Wälder
Neigen sich mir, ich führe den Donnerwagen Jehovahs.

Embryone unzählbarer Wesen bring' ich der Mutter
In ihren Schooß zur Nahrung und Pfleg, zum Verwesen
und Aufblüh'n.
Ich bin dem Furcher des Ozeans Freund und strenger
Gebieter.
Ich entkleide die matte Natur und bring' sie zu Grabe.

34.

Wo Gott ist, da war ich nie, doch ist Er auch in mir.
Böse Thaten beschütz' ich, mich lieben die Geister der
Höllen.
Furchtbar bin ich dem Blöden, der Müde freuet sich meiner.
Ich verfolge den Sohn des Königs, der Mächtige jagt mich
Ewig im Kreise herum, und keiner besieget den Andern.
Nie sind wir zugleich beisammen, doch immer vereinigt:
Denn zwo Schwestern sind immer die Mittler zwischen
uns Beiden.
Wir beherrschen die Weite der Erden mit richtiger
Gleichheit.
Ich besuche zuweilen den Mond, meinen treuen Gefährten.
Und mein Gebiet wird immer kleiner, je höher es aufsteigt.
Mich gebar die Mutter an ihrem eignen Geburtstag.
Wird sie dereinst verklärt, so werd' ich auf ewig vernichtigt.

35.

Ich bestimmte dem Schöpfer sein Tagwerk. Ich messe
die Zeiten,
Tret' in's [illegible] der Ewigkeit ein; mit gemessenen
[illegible]itten
Wandl' [illegible] und sehe der Sterbli-

Menschen und Thiere freuen sich meiner, mich fürchtet der Böswicht.
Aber die ältere Schwester, so fremd sie meiner Natur ist,
Lebt doch einig mit mir, wir theilen unsre Geschäfte,
Friedlich wirken wir fort, uns stört nicht der Sterblichen Schicksal.
Aber ich werd' am Ziel der Zeiten die Ewigkeit füllen,
Doch vorher noch furchtbar der Menschen Schicksal bestimmen.
Sterblicher, brauche mich recht, ich berechne Gutes und Böses!
Gebe dem Engel des Todes den Maßstab zum Leben und Sterben.
Was du heute versäumst, das bring' ich dir morgen nicht wieder.

36.

Wir sind zwo Schwestern von gleicher Natur und gleicher Gesinnung;
Doch ist nie Vereinigung möglich, und ewig getrennet
Wirken wir Beide zur Einheit der allerverschiedensten Dinge.
Eine ist Tochter und Schwester der Nacht, die and're des Tages,
Keine hat je die Sonne geseh'n, den Tag und die Nacht nicht.
Eine weckt den Fleiß zur Arbeit, die andere winket
Freundlich dem Müden zur Ruh', und jene duftet noch Schlummer
Auf das Bette des Schwelgers, wenn And're schon schwitzen und dürsten.
Diese lockt den üppigen Städter zum Spiel und Gesellschaft,

Wann sie dem ehrlichen Landmann Familienfreude gewähret.
Doch wir lieben beide, die Freundlichsten aller Planeten,
Sie besuchen auch wechselsweis beide mit lieblichen Blicken.

37.

Kennst du die heilige Zahl, so kennst du auch mich, ihren Stifter.
Mich, den Schritt der Zeit, erschuf der allmächtige Schöpfer,
Als sein schaffendes Wort das All' aus dem Chaos hervorrief.
Sechsmal tönte sein Donner und gab der Unendlichkeit Gränzen.
Jeder gab mir ein Theil meines Daseyns, nun fehlte noch Eines,
Diesem zog Er ein Feierkleid an, es sollte mein Haupt seyn.
Seitdem wall' ich ruhig im ganzen Gebiete der Menschheit.
Denen, die Gott erkennen, bestimm' ich Arbeit und Feier.
Seltsam mag es dir scheinen, daß ich mit dreifachem Haupte
Hie und da einen großen Theil der Erde beherrsche.
An der Vergänglichkeit Ziel verschwinden sechs meiner Glieder,
Aber das siebente bleibt und erfüllt der Ewigkeit Dauer.

38.

Sieh meinen Vater, wie er so traulich die Mutter umgaukelt!
Täglich erscheint er anders und anders, bald vorne, bald hinten,
Dann auch gar nicht; er gab mich dem Menschen zum Maßstab der Zeiten.
Vierfüßig schreit' ich einher, doch bleib' ich endlich dahinten,
Wenn man mir mit zwei=, auch dreifachem Stabe nicht forthilft.
Einmal brauch' ich im Jahr den Stab nicht, doch kommt es zuweilen,
Daß ich einen bedarf. Ich gab in der früheren Jugend
Immer ein Fest an meinem Geburtstag dem Volk der Erwählung.
Zwölfmal werd' ich geboren und zwölfmal verschwinde ich wieder;
Dann erhalt' ich bei jeder Geburt einen anderen Namen,
Bis die Mutter einmal die himmlische Reise vollendet,
Leser! benutze mich wohl und treu, ich diene dir willig.

39.

Sonderbar ist es — im Zeitpunkt des Todes werd' ich geboren.
Jedermann freut sich meiner Geburt und segnet die Freunde.
Rauh, unfreundlich ist meine Kindheit, im Schooße der Mutter
Mach' ich die Reise mit ihr auf Empyreischen Bahnen.
Dann durchschau' ich den Weltraum, der Sonne strahlend Gebiete;

Kehre allmählig zur Heimath zurück. Meine älternde Tage
Füllen dem Landmann Scheuer und Keller; die Thiere des Waldes
Locken den Waidmann; die Mutter empfängt den goldenen Samen,
Welcher, auf Hoffnung gesäet, der Zukunft Bedürfnisse stillet.
Aber die ganze Natur eilt jetzt zum Tod, zur Verwesung.
Wenn sie nun schläft, so jubelt die Kindheit dem Feste entgegen,
Das am Geburtstag des Herrn die glaubige Christenheit feiert.

40.

Jung und froh, in bunter Pracht, mit Jubelgesängen
Wandl' ich ruhig einher — im lächelnden Blicke der Mutter
Blüht die ganze Natur, der holde Anblick des Vaters
Segnet die Hochzeit, in der sich Himmel und Erde vermählen.
Seht, dies Alles bewirk' ich! ich bin ein Freuden-Erzeuger.
Wenn ich auf drei Füßen einhergeh', so jauchzen die Wälder,
Berg' und Thäler schmücken sich schön im Feiergewande.
Ist die Hochzeit vorbei, so räume ich alles Geräthe
Still beiseit' und schaue dann ruhig und ernst in die Waide,
Freue mich hoch des gedeihlichen Wachsthums auf Hügeln und Auen,

auch Acht auf die Ankunft des Bruders. So-
bald ich ihn sehe,
ich zusammen und zieh' mich zurück in hohe Gebirge.

41.

ver belastet schreit' ich einher und bringe der
Menschheit,
ge den Thieren Hoffnung der Zukunft, doch darf
ich nicht spenden.
thut mein Bruder, doch rüst' ich ihm zu und
vertheile auch vieles.
und spät bin ich wach und treibe den Landmann
zur Arbeit.
n mein Hauch ihn erhitzt, so send' ich den fächeln-
den Ostwind;
n erquickt ihn die Kühlung und labende Kuhmilch
im Schatten.
n mein Odem die Fluren durchweht, so wallen
die Saaten,
h dem Meer im Sturm, es rauschen die Bäume
des Waldes.
n die wirkende Macht des Vaters dem Schooße
der Mutter
ge Geister entlockt, die ungesehen den Menschen,
en und Pflanzen tödtlich sind, mit rollendem Donner
ich das wilde Geschmeiß hinweg in ihr dunkeles Chaos.

42.

n meine Brüder die schönsten Tage des Lebens
genossen,
ig der Jüngste gesäet, gepflanzt, der Zweite mit
Sorgfalt

Alles erzogen und jedes geschickt zum Wirken gemacht hat;
Dann durchzieh' ich Berg und Thal; mit Weisheit und Würde
Sprech' ich jedem Geschöpf sein Urtheil zum Tod und zum Schlafen.
Ich bin das Bild des Engels, der auf der schimmernden Wolke
Sitzt und harrt auf Befehl, die glitzernde Sense zu schwingen.
Wenn mein Gericht über Gärten, Fluren und Auen ergangen,
Jedes Kind der Natur zu seiner Bestimmung gelangt ist;
Dann erscheint in festlicher Trauer der Wald und die Auen
Schmücken ihr Kleid mit lillafarbenen Zeitlosen. Alles
Eilt nun, die Einen zum Grabe, die Andern zum stärkenden Schlummer.

43.

Ernst und trauernd sitz' ich nun hier. Die alternden Tage
Schmücken mein Haupt mit silbernen Locken, und glänzend Geschmeide
Ziert meinen Anzug. Die ganze Natur ruht sanft in dem Schooße
Ihrer schlafenden Mutter und harrt des frohen Erwachens.
Freundlich bin ich wohl nicht, doch weck' ich zu heiterer Freude
Jeden Kreis der Freundschaft zum biedern, traulichen Umgang,
Bald zum lodernden Heerd, zum wärmenden Ofen den Bürger,
Auch den Reichen an's warme Kamin auf's Schönste gezieret;
Bald den abgehärteten Waidmann ins Dickicht des Waldes,

Aecker=Verwüster, das schwarze Gewild, aus dem Wege zu räumen;
Dann auch den Weisen bei nächtlicher Lampe zu ernsten Gedanken.
Ich bin zu alt zum Gewinnen, allein zum Verzehren noch fähig.

44.

Höher stimm' ich dich hinauf, o Leser! in's große Erhab'ne!
Dort erscheinet ein Riese mit majestätischer Miene.
Seht den gemessenen Schritt, er denkt das Schicksal der Menschheit,
Denkt und lenkt es. Er streut auch einzeln goldenen Samen
Hie und da zu großen Genies; auch giftige Zähne
Höllischer Schlangen, aus denen ein Schwarm von Lastern hervorsproßt.
Hin und wieder, doch einzeln, entkeimen dem Schooße der Menschheit
Lieblinge Gottes, ein Salz der Erden und Muster der Tugend.
Aus der Ewigkeit Dunkel erscheint der Ries' auf dem Schauplatz,
Dreht den goldnen Zeiger einmal herum und verschwindet.
Viel' sind der mächtigen Brüder, doch sind sie zählbar, sie folgen
Einer dem andern; der letzte ist furchtbar, schrecklich und herrlich.

45.

Hoch und hehr erhebt sich mein Blick, der Vergangenheit Maaßstab

Schwebt vor den Augen; der Maaßstab der Zukunft schimmert im Dunkel,
Halbgeseh'n, ein Räthsel, das nie der Mensch kann entziffern.
Mächtiger Engel sechs und jeder Gebieter von zehen
Jener Riesen, der Lenker der Zeit und des goldenen Zeigers,
Strahlen dem Auge vorüber; an jedem Tage der Schöpfung
Stieg nur einer empor aus der Hand der schaffenden Allmacht.
Jeder bekam den wichtigsten Auftrag, die Schule der Menschheit
Richtig zu ordnen: der Erste begann nun die Kindheit zu leiten,
So auch der Zweite; der Dritte besorgte das Alter des Jünglings;
Aber der Vierte bestrafte den Frevel und brachte den König;
Elend und Jammer der Fünfte. Der Sechste beschließt die Erziehung.

46.

Komm, du siebenter Engel! die Morgenröthe des Frühlings
Geht vor dir her, ich seh' dich von ferne, der Morgenstern äugelt
Hoch am Lasur=Gewölb', es weht ein kühlender Ostwind;
Ach! er fächelt die schwüle Luft von der kämpfenden Stirne.
Müd' ist die Menschheit des Jammers; o komm doch, Bote des Friedens!
Sabbaths=Engel! komm und weide Lämmer und Wölfe,
Löwen, Tiger und Geier vereint mit dem friedlichen Hausthier.

Ueberströme nun bald mit Huld den blutigen Erdkreis,
Löse den Bann und bring' die Natur in die Gleise
der Ordnung.
Blitze die höllischen Furien all' in den Abgrund, versiegle
Ewig den Ausgang und führ' die holden Engel der Liebe,
Eintracht und sittlicher Freud', in die traurige Wohnung
des Jammers.

47.

Ernst und Trauer umwölkt die Stirn' bei dem Anblick
des Großen
Einzigen Engels; Sein flammendes Aug', die glühende
Stirne,
Schrecken den Erdkreis auf; Er wälzt den reifen Planeten
Aus seiner Bahn; Er löscht die Sonn' wie ein Licht
aus; die Sterne
Hüllen ihr Antlitz in Dunkel; Er fordert die Engel
und Menschen
Vor den Thron der Welten; es waltet das ewige
Lichtmeer
Fluthend herüber; das Sonnensystem zerschmelzt mit
der Erde.
Alles zusammen bildet nun Eins; eine prachtvolle Kugel:
Seht die verklärte Welt, der Menschheit ewige Wohnung!
Aber nur verklärter Menschen im Blute des Lammes.
Jenen Auswurf der adamitischen Sünde durchglüht nun
Ewige Qual im inneren Abgrund der seligen Erde.

48.

Alles und nichts bin ich, ein Unding und dennoch die
Mutter
Aller Zeiten. Kein sterbliches Wesen, kein Mensch und
Engel

Denkt mich ganz wie ich bin. Der Schritt der Milbe im Staube
Und die Bahn des Saturns sind nicht verschieden an Größe.
Gott nur denkt mich, so wie ich bin, und Er nur erfüllt mich.
Ich bin die Qual verarmter Geister, der Seligkeit Fülle
Wird durch mich erhöht, ohne mich kann Gott nicht bestehen.
Bin ich allein, so bin ich nichts; der ewige Vater
Ruht in mir; der Sohn erzeugt die Zeit, es erfüllt sie
Dann der Geist mit unendlichen Werken der Weisheit und Allmacht.
Alles kehrt in mich zurück zur neuen Verwandlung.
Mir ist ein Punkt der Zeit so lang, wie des Uranos Umlauf.

49.

Einfach mit weniger Kunst ernährt' ich ehmals die Menschen,
Nach und nach erwuchs ich und ward ein künstlich Gemächte,
So wie Bedürfniß und Mode es fordern in jedem Land anders.
Mich erfand der größte Böswicht, der größte Monarche
Feiert mir jährlich ein Fest und ehrt mich mit Würde und Anseh'n.
Ehrwürdig schätzt mich der König und nützlich der Bauer am Pfluge.
Jeder bedarf meiner Dienste, und Gott und Menschen gefällig
Pfleg' ich zu seyn; und bin ich vielleicht Geschöpfen beschwerlich,

Nehmt es nicht übel, ihr Menschen, denn euch gebühret der Vorwurf.
Ich bin Symbol des Kreuzes; den Segen des geistlichen Ackers
Bringt mein erhabenes Urbild an's Licht, Zerknirschung des Herzens
Ist meine Wirkung — die Folge: das Wohlgefallen der Gottheit.

50.

Ich versöhnte die Sünde des Frommen und wurde der Anlaß
Zur Ergreifung des Sünders zum allerentsetzlichsten Bösewicht.
Aengstlich ward ich ersehnt zum Ersatz des schrecklichsten Opfers.
Einst in einer der traurigsten Nächte erlöste ich viele
Durch meinen Tod aus der Hand des furchtbaren Engels des Todes,
Ward hernach Symbol der Vergebung für reuige Sünder;
Endlich ward ich hinauf zur höchsten Würde geadelt.
Einfältig geh' ich einher und werde von vielen verachtet,
Aber dem besseren Theil der Menschen dien' ich zum Muster,
Doch bezeichnet mein wichtigstes Glied eine Schwäche der Seelen.
Allen Klassen der Menschen, vom König herab bis zum Bettler,
Bin ich unentbehrlich, ein Liebling der liebenden Gottheit.

51.

Feierlich ernst auf Gottes Befehl erbaute mich ehmals
Einer der größten Männer, das wunderbarste Gebäude,

Ohne Fundament; ich schwebt' in den Lüften und ruhte
Eher nicht aus, bis Menschen und Thiere nicht mehr mich bewohnten.
Gegenstand des bittersten Spottes war ich, und endlich
Gegenstand der lechzenden Sehnsucht, vergeblicher Wünsche.
Ach! ich knüpfte Welten zusammen, den Abend der einen
Mit dem Morgen der andern, und selbst eine Urwelt im Kleinen,
Macht' ich den Kreislauf im wilden Gewirre; doch sicher und ruhig
Trug ich den Samen der Zukunft im dreifachen Bauche.
Mein Erbauer war meine Seele, die Eltern der Thierwelt
Waren mein Eingeweide, mein Grab ein hohes Gebirge.

52.

Kennst du ein lebendes Wesen, das vor den Menschen schon da war,
Unschuldsvoll die grünende Erde in Ruhe bewohnte?
Freund der Menschen war es und wurde sein größter Verfolger,
Grimmiger Feind des Guten, Symbol der Höllen und Satans;
Wuchs Jahrtausende durch und siegte dem Anschein nach immer,
Nur von Propheten geseh'n im hohen Traum und Entzückung.
Dennoch ist es kein Traum, sein Daseyn die traurigste Wahrheit.
Immer wächst es heran, wird zusehends stärker und stärker.
Tödtend wäre sein Anblick, wenn menschliche Augen es sahen.
Finsterniß deckt sein Bild, seine Thaten erscheinen im Lichte.

Schrecklich, allwaltend, füllt es die Erde mit Greuel
und Unfug.
Nah' am Ziel wird es Mensch, gerichtet vom König
des Himmels.

53.

Einmal war das größte Verbrechen erhabene Tugend;
Ja der Tugenden größte, der ganzen Menschheit zum
Segen:
Zwo durch enge Freundschaft treu verbundene Seelen
Wallten bang und schwer und schweigend durch öde
Gefilde,
Kamen endlich zur furchtbaren Stelle, die schrecklichste
Handlung
War die eine bereit zu verrichten, die andere harrte,
Stöhnte mit ängstlicher Ahnung dem nahen Schicksal
entgegen.
Jetzt erschien der furchtbare Zeitpunkt, und tödtlicher
Schrecken
Fuhr wie ein strahlender Blitz durch beide geheiligte
Seelen.
Aber ein Glanz von oben erquickte, wie kühlender
Maithau,
Beide brennende Herzen, die Hölle wurde zum Himmel,
Diese That die größte, die jemals Menschen begangen.

54.

Wer war der Erste, der aus dem nahen Getümmel
des Frevels,
Ohne den Tod geschmeckt zu haben, zu Gott sich em-
porschwang?

Er, der erste Prophet, der Zeuge des letzten Gerichtstags;
Er, ein Schaaf unter Wölfen, ein Engel unter den Teufeln.
Im verpesteten Dunstkreis blieb er gesund und bezeugte,
Daß ein heiliges Leben der Weg sey zur ewigen Wohlfahrt.
Er entfloh dem Kreis seiner Feinde, dem wüthenden Spottgeist,
Lebte Aeonen in höheren Sphären, in seliger Wonne;
Was er dort that und genoß, das erkennt der Sterblichen keiner.

55.

Ich verherrliche Gott im lautesten Jubel des Dankens,
Bete zu ihm im Kreuz und flehe in ängstender Schwermuth,
Läst're alles, was heilig, und schände, was Heiligen werth ist,
Zünde das Feuer der Rachsucht und Wildheit zu tobender Wuth an,
Tröste den Leidenden, wenn ihm tödtender Kummer das Herz frißt,
Fluche dem Frommen, wenn er durch mich mich ernstlich ermahnet.
Gern verläugne ich Alles, entbehre die süßen Genüsse
Und verschwende in unersättlicher Gier alle Güter.
Ich regiere die Welt und setze Alles in Flammen,
Lösche die Flammen des Kriegs und der Zwietracht. Ein seltsames Wesen
Wirst du mich nennen, mit Recht; darum such' mich klug zu beherrschen,
Durch mich kannst du zum Engel und auch zum Teufel erreifen.

56.

Aus dem Reich der Gewächse entsprungen, diente ich ehmals
Einem der größten Männer zum Hüter wolligter Heerden.
Lang ohne Leben, nur Werkzeug, erweckte mich endlich zum Leben
Der, der dem Feuer gebeut: brenn' nicht und leuchte nur lieblich.
Und ich ward ein lebendes Wesen und blieb mir doch ähnlich,
Bald aber kehrt' ich zurück in meinen vorigen Zustand.
Diese Verwandlung erlitt ich oft; doch einmal ergrimmt' ich,
Rächte mich an den Empörern und fraß sie alle im Zorn auf.
Mächtiger, als im Leben, war ich im leblosen Zustand.
Ich erschien in der Luft, und nie gesehene Oerter
Wurden Menschen zum Dienst, zum Schutz und mächtiger Rettung,
Andern zur Strafe; Erquickung gab ich aus dürrem Gesteine.

57.

Ich, ein zerbrechliches Wesen, ein irdisches schwaches Geschöpfe,
Bin ein Bild der Gottheit, empfinde die Weite der Schöpfung.
Mir ist Orion nahe und nahe die Blume des Feldes.
Ich durchirr' die Gefilde der Milchstraß' des himmlischen Wagens,
Und erforsche die Glieder des Würmchens im leblosen Staube.

Keine Vernunft erreicht mein wahres, inneres Wesen.
Schüchtern trink' ich das Licht der Sonne, das Glänzen des Mondes
Stärkt meine Nerven, empfindsamen Menschen zu ruhiger Freude.
Ich bin das größte Glück des Menschen im wirksamen Zustand,
Aber sobald mein Wirken aufhört, ein schreckliches Unglück.
Ich offenbare, was schön ist, und zeig' den Charakter der Schönheit.
Licht ist mein Leben, und Finsterniß winkt zur erquickenden Ruhe.

58.

Kann man auch Trauben von Dornen, und Feigen lesen von Disteln?
Und doch trug ich Blüthen und Früchte aus saftlosem Stamme.
Lang entwöhnt des Genusses der himmlischen irdischen Säfte,
Irrt' ich erstorben umher und diente Einem zur Stütze,
Der, vom Aufruhr gedrückt, den Willen der Gottheit erfüllte.
Als das Scheol die wüthenden Frevler gierig verschlungen,
Brachte man mich mit einigen Brüdern zum Throne der Gottheit;
Ruhend harrt' ich da und schweigend der großen Entscheidung.
Endlich sah man mit Staunen mich dürres veraltetes Wesen
Tragen Blüthe und Frucht und Sprossen der saftigen Jugend.

Dann gebot ich Frieden und blieb am Throne der Gottheit,
Bis am traurigen Ziel der Thron von der Erde verschwande.

59.

Meinen Vater liebt man, er nährt die Gewächse der Fluren;
Und meine Mutter war immer der holde Liebling des Himmels.
Wenn mein Vater ernsthaft einhergeht im heiligen Dunkel,
Dann verhüllt die Mutter ihr Antlitz und läßt sich nicht sehen;
Aber sobald der Vater vorbei ist, entschlüpft ihr die Hülle
Und sie lächelt hinter ihm her mit himmlischer Güte.
Jetzund tret' ich hervor, geschmückt, wie Niemand geschmückt ist,
Bringe Freude den Menschen und zeige mich Jedem besonders.
Kennst du den ersten Theil meines Namens, so kennst du den Vater;
Aber der zweite bezeichnet das Werkzeug, das ehmals dem Freunde
Jonathans, dem David, das traurige Zeichen zur Flucht gab.
Ich bezeichne das Größte, was jemals die Menschheit erlebt hat.

60.

Stumm und leblos, war ich doch ehmals der Sprecher der Gottheit.
Feierlich glänzend erschien ich, doch nur an festlichen Tagen,
Oder wenn Jemand den Willen Gottes zu wissen verlangte.
Etwas Göttliches thronte in mir; doch ohne Empfindung,

Ohne Bewußtseyn, sprach die Allwissenheit ihre Befehle
Durch mich aus, und ich, die Tochter des Steinreichs, bestimmte
Oft den Willen der Fürsten zu großen und löblichen Thaten.
Ich bedeckte gar oft den Quell der erhabensten Tugend,
Aber vielleicht noch öfter die Pfütze abscheulicher Laster.
Wenn ich dem Thron der Gottheit mich nahte, so strahlte ihr Wille
Tief in mein Wesen; ich brachte ihn treulich dem redlichen Forscher.
Endlich verließ ich die sündige Welt und komme nicht wieder.

61.

Als mein Urbild ehemals die Menschen zum Abgrund bestimmte,
Ward ich zum Fluch, zum Abscheu, dem sündigen Adamsgeschlechte
Und zum Symbol des grimmigsten Feindes der Wahrheit und Liebe.
Einmal wurde mein Bild aus Erz gegossen, zum Segen,
Als ein verwildertes Volk die Führung des Herren verkannte
Und ein Heer von meinem Geschlecht die frechen Empörer
Schleunig und schmerzhaft zum dunkeln Todtenbehälter versandte.
Nur ein Blick auf mich gab Kühlung und Heilung den Kranken:
Ich, ein Bild des Satans, war nun Symbol des Erlösers,
Wurde dann Götze und wieder zum Fluch des Verehrers Jehovahs;
Bis mich endlich ein frommer Fürst von der Erde vertilgte,
So wie einst mein Urbild zum ewigen Abgrund verdammt wird.

62.

Wand'rer, blicke dorthin, du siehst am dämmernden Ufer
Dieses dünstenden Meers im Wirrwarr des Dornengebüsches,
Eisgrau, alt und verwitternd ein Standbild von menschlicher Größe.
Spielend und drohend erfüllen die Gegend grimmige Thiere.
Dieses Bild war ehmals Mensch und wurde verwandelt,
Als im schrecklichen Kampf der Natur die rächende Gottheit
Ueber ein sündiges Volk das Austilgungs-Urtheil vollführte.
Dort verweilte die lechzende Seele nach irdischen Gütern,
Trotz der Warnung des Herrn; im sträflichen Heimweh erhaschte
Sie ein wirbelnder Feuer-Organ, ihr Fleisch und Gebeine
Wurde verglast und versteinert. Da steht sie, ein ewiges Denkmal
Kühner Verachtung der göttlichen Warnung. Benutze dies Beispiel!

63.

Sage mir, Freund! wo erhörte Gott das Fleh'n eines Spötters?
Und wo log eine heilige Seele? und das, was sie loge,
Sage! wo wurd' es der Name des Kindes, der Ursach' der Lüge?
Weißt du, wo auf den schrecklichsten Kummer unsägliche Freude
Gleich im Augenblick folgte und kennst du den Ort dieses Wechsels?
Kennst du den heiligen Mann, der ehmals dem Herren bestimmte,

Wie Er ihn führen sollte? und siehe! Jehovah gehorchte.
Wo befahl der heilige Gott das größte Verbrechen?
Und wo wurde das größte Verbrechen zum Muster der Tugend?
Wo hat ein feuriger Regen die Erde in Wasser verwandelt?
Und wo gab ein beschworner Bund einem Brunnen den Namen?
Dann erreifte der Brunn' zur Stadt, zum Gränzort des Landes.

64.

Einer von meinem Geschlecht trug ehmals die traurigste Bürde
Tage lang fort; er selber empfand nicht den nagenden Kummer
Seines Herrn, er wandelte ruhig und froh seine Straße.
Einer von meinen Ahnen hatte die seltene Gabe,
Geister zu sehen: er sah einen Engel und wich ehrerbietig
Diesem Glänzenden aus; man machte ihm das zum Verbrechen.
Ach! er wurde gestraft; doch Er, der Erste und Letzte
Aller, die je von unserm Geschlechte gelebet, erhub sich
Plötzlich zur Würde höherer Wesen, er wurde der Lehrer
Seines Meisters. Doch sank er auf einmal wieder zurück
In die Schranken seines Geschlechts und wurde nicht klüger,
Als seine späte Verwandtin, die einst den König der Welt trug.

65.

Ehmals, als das Wasser das Urtheil der zürnenden Gottheit
Schrecklich vollzog, so sank ein Heer verarmter Geister
Tief hinab zum Hades, zum traurigen Todtenbehälter.

Als auch Siddims Thal in himmelstürmender Bosheit
Durch den feurigen Regen und glühend brausenden Sturmwind
Unterging, sank ein Heer verarmter Geister zum Hades.
Korah's Rotte empörte sich frech gegen Gottes Verordnung:
Und die Erde verschlang sie im furchtbar gähnenden Rachen.
Tief hinunter zum Hades sanken die zürnenden Geister,
Viele gelangten so durch Gerichte zum Todtenbehälter;
Aber nur eine Klasse erlangte die tröstliche Hoffnung,
Aus dem Hades erlöst zu werden. Warum und welche?

66.

Menschen bauten und schmückten mich herrlich, dann war ich verborgen.
Jeder, der mich sah und berührte, war plötzlich des Todes.
Wenigen war es erlaubt, mich zu tragen mit heiligem Schauer.
Eingehüllt in kostbar Gewand, durchzog ich die Wüste;
Ueber mir thronte Jehovah und in mir ruhte sein Machtwort,
Nebst dem Brod vom Himmel, dem Zeugniß der Würde des Opfers.
Einmal war ich gefangen: doch stürzte ich in dem Gefängniß
Eine falsche Gottheit verstümmelt zu Boden, und plagte

Ihre Verehrer mit bösen Geschwüren; mit goldnen Bildern
Ihrer eiternden Glieder wurd' ich versöhnt. Auf Moriah
Ruhte ich lang; man verlor mich im Feuer und fand
mich nicht wieder.
Wenn das Urbild gekommen, bedarf man nicht länger
des Nachbilds.

67.

Weißt du, wo ehmals ein Holz das bitt're untrinkbare
Wasser
Süß und trinkbar machte? — wie manches bittre Leiden
Wird nicht durch das versüßt, was dort am Fluchholz
geschahe!
Sag' mir, wo jene Pilger nach bitterer Probe Erquickung
Oder das erste Labsal fanden? Die Brunnenzahl stimmte
Mit der Zahl der Apostel zusammen, und Palmbäume stunden
Schattend im Grünen; auch ihre Zahl war gleich den
Gesandten,
Welche der Herr gleich Anfangs durch ganz Judäa ver-
schickte.
Nach der Erquickung führt wieder der Weg in die trau-
rige Wüste,
Eben so wechselt es ab im Pilgerleben des Christen;
Jedes Labsal ist Bote und Stärkung kommender Leiden.
Brauch' es jedesmal so und nie als Zweck deines Lebens.

68.

Ehmals waren zween Brüder, der ältere haßte den jüngern,
Beide erwuchsen zu stattlichen Herren. Die Kinder des
jüngern
Zogen gewaltig einher, ein reiches Land zu erobern.

Neidisch sahen die Söhne des älteren Bruders sie kommen;
Obgleich ihr friedlicher Zug die Gränz' ihres Landes nicht berührte,
So beschloßen sie doch den Kampf und hemmten den Fortzug.
Jetzo kämpften zwei mächtige Heere, und doch hing der Sieg ab
Nur von einem Mann ohne Schwert, ohne Harnisch und Lanze;
Aber er betete ernstlich mit aufgehobenen Händen,
Betete unermüdet und lang, das Sinken der Hände
Stärkte den Feind, das Aufheben stärkte die Arme der Seinen.
So wird der mächtigste Feind durch ernstes Gebet überwunden.

69.

Ich, das Bild eines Thiers, das einst das klügste der Völker
Göttlich verehrte, entstand in den Händen des obersten Priesters.
Vor den Augen der donnernden Gottheit ward ich erhöhet,
Angebetet mit Jubel des hohen und niederen Pöbels.
Schrecklich zürnend beschloß sein König, das Volk zu vernichten;
Aber ein Mittler trat auf und flehte den zürnenden Richter.
Dieser vergab, aber jener zertrümmerte Gottes Gesetze.
Mich zertrümmert' er auch, doch so, wie der Weise zertrümmert;
Fast vernichtet ward ich zum Kelch der Trübsal, des Jammers.

Ich war die traurige Ursache, daß die Geweihten des Herren,
Jeder den Bruder, den Freund und den Nächsten mit blutendem Herzen
Morden mußte zur Sühn, zum ewig warnenden Beispiel.

70.

Einsam wandelnd, vertrieben von Haus durch neidische Rache,
Schlief ich auf freiem Feld und sahe, wie Himmel und Erde
Durch überirdische Wesen so herrlich vereiniget waren.
In der fernen Fremde fand ich Heimath und Freunde;
Aber auch hier vertrieb mich am Ende der Neid und die Habsucht.
Fliehend zog ich einher, bereichert mit Kindern und Gütern.
Engel des Herrn begleiteten sichtbar die wollichten Heerden.
Und im dämmernden Morgen ergriff mich gewaltsam ein Fremder;
Dieser Starke kämpfte mit mir, ich kämpfte noch stärker,
Und überwand, o Wunder! den Ueberwinder der Höllen.
Bittend kannst du es auch, nur ringe mit gläubiger Demuth;
Endlich siegst du gewiß und findest am Ziel die Belohnung.

71.

Wunderbar ist dies Räthsel und schwerlich wirst du's errathen,
Pflügst du nicht mit meinem Kalb und lies'st nicht hinten den Aufschluß.

Ohne Eltern entstand ich, enthielt die Quelle des Lebens.
Blüthe in ewiger Jugend, empfand und kannte mich
selbst nicht.
Was mein gefährlicher Bruder verdarb, das durft ich
nicht bessern;
Bald verließen wir beide die öde Welt, und mein Bruder
Hat sich verloren, kein Mensch weiß seine bleibende
Stätte.
Was er im Leben gewirkt, beherrscht nun die sterbliche
Menschheit;
Ich aber lebe verborgen auf vaterländischem Boden.
Meine Nachkommenschaft ist groß, wir alle bedienen
Adams ganzes Geschlecht, die Christen, die Juden und
Heiden;
Ersteren geben wir Speise, den letzten Mittel zur
Heilung.

72.

Kniend, demüthig, gebückt, mit niedergeschlagenen
Augen,
Stunden und ruhten wir beide Brüder, wo niemals
ein Mensch stand,
Ohne plötzlich zu sterben; ein duftiges Wesen umhüllte
Unsre schimmernden Scheitel, und jenes Wesen bewohnte
Aller Wesen Urquell im Feuer und wässrichten Dunkel.
Niemand durfte uns anseh'n, auch nicht der Gewei-
heten einer;
Und wir waren doch nie der sündlichen Menschheit
gefährlich.
Als wir im Glanz der Jugend noch strahlten, so reisten
wir öfters
Ungeseh'n in brennenden Wüsten, doch ohne zu dürsten;

Müdigkeit, Hunger und Schlaf sind Dinge, die wir nicht kannten.
Endlich ward uns zu Theil eine immerwährende Ruhe.
Wo wir endlich geblieben, weiß Niemand, wir wissen es selbst nicht.

73.

Es wallt ein Trauergeist auf Deutschlands dürren Fluren,
In später Dämmerung, umschleiert von der Nacht;
Man merkt ihn oft entfernt, man findet seine Spuren,
Wo unter seinem Tritt der morsche Boden kracht.
Oft hört dein lauschend Ohr ein dumpfes, heischres Stöhnen,
Gleich einem Ungethüm, das nirgends Ruhe find't:
Es ist Posaunenton im Ohr von Deutschlands Söhnen,
Die taumelnd schon am Rand des gähen Abgrunds sind.
Sein Wehruf rauscht im Sturm, im nahen Ungewitter,
So wie von ferne schon des Richters Donner grollt.
Die Ernte eilt zum Ziel; noch hie und da ein Schnitter
Liest sparsam Aehren auf, der Zeiten magern Sold.
Ach! horcht, es ist noch Zeit! Der Trauergeist verschwindet
Mit Wehmuthsthränen bald, wie sie der Engel weint.
Ach! rettet, rettet euch! weil ihr noch Rettung findet;
Flieht jetzt in Davids Burg, da findet ihr vereint
Die Sicherheit und Ruh'. Doch bleibt auf euren Posten,
Zieht nicht in fremdes Land, bis euch die Vorsicht winkt;
Denn Davids Burg ist nicht im Westen oder Osten,
Sie ist da, wo der Geist den Quell des Lebens trinkt.

Zerstreute

aus

Jung-Stilling's Ta[



Bemerkungen über die heilige Siebenzahl.

Es ist äußerst merkwürdig, daß in der heiligen Schrift die Zahl Sieben so oft und vielfältig, besonders in religöser Beziehung, vorkommt, und es muß unstreitig einen wichtigen Grund haben, warum dies geschieht. Wir wollen über diesen Gegenstand einige Betrachtungen anstellen:

Die erste heilige Zahl Sieben ist die Schöpfungszahl; in sechs Tagen schuf Gott die Welt, und am siebenten ruhte Er von allen seinen Werken. Er stiftete also den Sabbath, den noch die Juden feiern, und ich finde im neuen Testament keinen Befehl, nicht einmal einen Wink, von diesem Tage abzugehen und die Sabbathsruhe auf einen andern Tag überzutragen. Unser glorwürdiger Erlöser starb den Freitag am Kreuz und ruhte ebenfalls am Samstag, am Sabbath der Juden. — Warum feiern wir nicht auch wöchentlich den Tag seiner Grabesruhe? Das Fest seiner Auferstehung wird ja ohnehin alle Jahr auf Ostern feierlich begangen. Indessen, die ersten Christen wählten schon früh den Sonntag zu ihrem Sabbath, weil an diesem Tage Christus auferstanden war, und — um auch nicht mit den Juden auf einen Tag Sabbath zu halten. In der Hauptsache kommt eben nicht viel darauf an, wenn nur unter den sieben Wochentagen einer gefeiert wird, dies muß aber seyn, nicht der fünfte, sechste, zehnte, sondern der siebente soll gefeiert

werden. Wahrscheinlich war also schon von Adam an die Feier des Sabbaths oder siebenten Tages im Gebrauch, und im Mosaischen Gesetz wurde sie nur bestätigt und zum Kirchengesetz gemacht. Diese Vermuthung wird dadurch bestärkt, daß die Feier des siebenten Tages das beste Erleichterungsmittel zur Zeitbestimmung wurde; dadurch entstanden die Wochen, deren Tage man leicht, ohne sich zu irren, behalten und zählen konnte. Vier solcher Wochen machten beiläufig einen Monat aus, den man leicht durch Neumonde und Vollmonde bestimmen konnte, und zwölf dieser Monde wurden für ein Jahr gerechnet. 1. B. Mose 8, V. 10 und 12 wird erzählt, daß Noah sieben Tage geharrt und eine Taube habe ausfliegen lassen, um zu erfahren, ob das Wasser gefallen sey, und dann hatte er abermal sieben Tage gewartet, und wieder das Nämliche gethan; dies gibt einen Wink, daß man von sieben zu sieben Tagen die Zeit abgemessen habe.

Von den reinen Thieren, fliegenden und gehenden, mußte Noah sieben Paar zu sich in den Kasten nehmen.

Bei der Einrichtung des israelitischen Gottesdienstes war besonders merkwürdig, daß der goldene Leuchter sieben brennende Lampen hatte, die nie verlöschen durften; und im Tempel zu Jerusalem waren dieser siebenflammichten Leuchter zehn, fünf zur Rechten und fünf zur Linken.

Aeußerst merkwürdig war auch das Polizeigesetz, daß das Israelitische Land sechs Jahre bearbeitet werden, das siebente aber ruhen, einen jährigen Sabbath feiern sollte, und nach siebenmal sieben Jahren, nämlich im fünfzigsten, wurde das große Hall- und Jubeljahr begangen, in welchem alle

verpfändete und veräußerte Güter wieder an ihren Erbherrn kommen mußten.

Ich übergehe hier die kleineren Winke, und bemerke nur die wichtigsten: der Prophet Sacharia gedenkt eines Steins, der sieben Augen hat, Kap. 3, V. 9.

In der Offenbarung Johannis, welche die Summe, das Aggregat, aller biblischen Weissagungen ausmacht, kommt die Siebenzahl am häufigsten vor: da finden wir erst sieben Gemeinden als Vorbilder der neutestamentischen Kirche.

Sieben Fackeln oder Flammen, die vor dem Thron Gottes brennen und alle Lande durchglänzen.

Das Lamm mitten im Thron, welches sieben Hörner und die sieben Augen hat, die Sacharia auf dem Steine sah, und welche wieder die sieben Geister Gottes bedeuten, die alle Welt erleuchten.

Das wichtige Buch mit seinen sieben Siegeln, welches das Geheimniß der göttlichen Rathschlüsse enthielt.

Die sieben Posaunen im siebenten Siegel, und endlich

Die sieben Zornschalen in der siebenten Posaune.

Auch die feindselige Macht, die das Reich Christi bekämpft, hat sieben Häupter.

Ich könnte vielleicht noch viele Stellen anführen, wo die merkwürdige Siebenzahl vorkommt, allein die angeführten mögen zu meinem Zweck genug seyn.

So viel scheint mir gewiß zu seyn, daß in der gegenwärtigen sichtbaren Welt die sieben Schöpfungstage die erste Grundlage aller folgenden Siebenzahlen sind, und daß sie auch zugleich den ersten Maßstab aller irdischen Zeitrechnungen — aber auch nur dieser, und nicht der Zeitbestimmung des ganzen Geisterreichs — ausmachen: denn dazu haben wir einen ganz andern Maaßstab, der

aber auch zugleich für diese Erde und die Menschheit gilt, und sich sehr wohl mit der Siebenzahl, besonders in der Vollendung vereinigen läßt: denn da die Erde allein durch ihren doppelten Lauf um ihre eigene Axe und um die Sonne Tage und Jahre ausmißt, so können diese Tage und Jahre kein Maßstab für das ganze All, oder gar für das Geisterreich seyn, wenn auch gleich die Siebenzahl darinnen stattfindet.

Daß die Siebenzahl im Geisterreich, und sogar im göttlichen Wesen selbst gegründet ist, das ist aus der bildlichen Vorstellung der Gottheit, Offenb. Joh. 4, unwidersprechlich: denn da wird der heilige Geist in einer siebenfachen Flamme und in den sieben Augen des Lamms — weil der heilige Geist auch vom Sohn ausgeht — vorgestellt.

Wie aber und warum diese Sieben im Wesen der göttlichen und himmlischen Natur so wichtig sind? das wird künftig bei der Auflösung der Räthsel, so viel ein sterblicher Mensch davon lallen kann, erörtert werden.

Wozu aber nun die Sieben in der Bibel für uns? Ei, wozu anders, als wozu uns ihre erste Anwendung anweist, nämlich zur Zeitenzahl und Zeitenbestimmung; die sieben Schöpfungstage sind die Grundlage, der Typus aller Zeitrechnungen, und alle fernere Vorstellungen der Sieben sind theils wiederholte Erinnerungen an jenen Typum, theils aber auch sinnbildliche Vorstellungen der siebenfachen Wirkungen des Geistes Gottes. Wir wollen nun diese Siebenzahl als den heiligen oder himmlischen Bestimmungsgrund der irdischen Zeitwährung bei Seite setzen, und nun auch das Objekt der Zahl, nämlich das, was eigentlich gezählt werden soll, und welches wiederum eine Zahl, und zwar eine menschliche

Rechnungszahl seyn muß, weil ohne sie nicht gerechnet werden kann, aufsuchen; diese menschliche Rechnungszahl ist von jeher zehn. Wer nur einigermaßen des Rechnens kundig ist, der weiß ja, daß die ganze Menschheit, in so weit sie die Zahlen und das Rechnen kennt, durchaus mit Einheiten und Zehnern rechnet; wäre uns also die Zahl Sieben nicht in der Bibel offenbart worden, so hätte man gewiß auch das Zeitmaaß durch zehn und nicht durch sieben festgesetzt; dann wären zehn Tage eine Woche, etwa drei dieser Wochen ein Monat, und zwölf dieser Monate ein Jahr geworden; genau so wie die französische Republik zur Zeit der Revolution das Zeitmaß festsetzte und sich dessen noch bedient.

Dieses menschliche Zahlenobjekt Zehn, des sinnlichen Zahlenprinzips Sieben, ist auch in der Bibel oft und vielfältig bezeichnet worden: überhaupt zählt ja auch die heilige Schrift mit eins, zehn, zehnmal zehn und tausenden; und dann wurde im Tempel zu Jerusalem, welcher gleichsam der Architypus — die Haupt-Hieroglyphe des himmlischen Geheimnisses ist, alles verzehntfacht, man lese die Beschreibung des Tempels im ersten Buch der Könige; und dann bemerke man besonders, daß auch der goldene siebenfache Leuchter, das heilige Sinnbild des göttlichen Geistes, zehnmal gemacht wurde u. s. w.

Wenn wir nun die Sieben mit den Zehn in die gehörige Verbindung setzen, so entstehen daher 7 — 70 — 700 — 7000; und wenn wir nun nach dem Geheimniß, welches uns Petrus eröffnet, tausend Jahr für einen großen Welttag anzunehmen haben, so wird die Erde in ihrem gegenwärtigen Zustand, nach dem Typus der sieben Schöpfungstage und der Tradition des Hauses Eliä, 7000 Jahre bleiben und dann verklärt werden. Dies sind nun zwar nur

wahrscheinliche Muthmaßungen, allein alles läßt sich doch dazu an, um sie immer mehr der Gewißheit näher zu bringen.

Der selige Bengel setzt die Dauer des gegenwärtigen Zustands der Erden bis zu ihrer Verklärung auf 7777 7/9 Jahre, dann nimmt er aber zwei tausendjährige Reiche nach einander an. Es ist hier der Ort nicht, dies System zu untersuchen, so viel ist aber gewiß, daß es die strengste Prüfung verdient und von äußerster Wichtigkeit ist; in meinem Nachtrag zur Siegsgeschichte werde ich mich näher darüber erklären.

Alle diese Gedanken und Erörterungen sehe ich keineswegs als Glaubensartikel an, sondern ich betrachte sie als Aufmunterungsgründe, die uns zum Wachen und Beten, zum Dulden und Hoffen, zum Harren und Fortringen, und zur Beständigkeit im Glauben antreiben sollen.

Untersuchung und Beantwortung der Frage: ob die in Ober-Egypten durch die Franzosen besuchten Ruinen und Thierkreise wirklich beweisen, daß die biblische Zeitrechnung, folglich auch die Bibel falsch, und die Erde viel älter sey als sie angibt.

Die göttliche Autorität der Bibel bei dem Publikum verdächtig machen, heißt das Fundament der christlichen Religion untergraben: denn mit jener steht und fällt diese; ob aber nun eine philosophische, auf Vernunftspekulation gegründete Natur-Religion oder der Deismus Ersatz für den Verlust der christlichen Religion seyn wird; ob der gemeine Mann aus

Pflichtgefühl und durch die Schönheit oder den Werth der Tugend Kraft erhalten kann, auch tugendhaft zu werden? — das ist eine Frage, deren Beantwortung ich nicht auf die Erfahrung ankommen lassen möchte. Noch nie war ein kultivirtes Volk ohne positive Religion, und Frankreich hat uns im letzten Jahrzehent des abgewichenen Jahrhunderts ein schrecklich warnendes Beispiel gegeben, und uns gezeigt, wohin philosophische Systeme ohne die christliche Religion führen können.

Vielleicht denkt der Eine oder Andere, wenn auch die biblische Zeitrechnung unrichtig wäre, so schade das der Autorität der Bibel nicht, die darinnen enthaltenen göttlichen Offenbarungen behielten doch ihren Werth — allein dieser Gedanke ist übereilt und unrichtig: denn sobald etwas Unrichtiges in der Bibel ist, so wird man ungewiß, ob nicht auch noch andere Unrichtigkeiten darinnen enthalten seyen, man wird also bewogen, zu prüfen — dadurch wird nun die Bibel der Kritik der Vernunft unterworfen, welche jedes Jahrzehent neue und andere Grundsätze hat, von denen ihre Prüfung ausgeht, folglich entsteht am Ende nichts als Ungewißheit, Zweifel und Unglaube, und die so wohlthätige christliche Religion geht verloren.

Wenn also Alterthümer entdeckt werden, die auf die Bibel Bezug haben können, so muß man mit größter Sorgfalt und Wahrheitsliebe prüfen, und wenn sich auch entfernte Wahrscheinlichkeiten zeigten, daß man dieses oder jenes in der Bibel zweifelhaft machen könnte, so erforderte Menschenliebe und Klugheit, so lang zu schweigen, bis man die Sache zur unzweifelbaren Gewißheit gebracht hätte, welches aber in Ewigkeit unmöglich seyn wird.

In der Mitte der 90ger Jahren des verflossenen Jahrhunderts lasen wir in den Zeitungen, die Franzosen hätten in Egypten einen Thierkreis entdeckt, welcher bewiese, daß die Erde viel älter sey, als die biblische Zeitrechnung angibt; gute Seelen wurden über diese Nachrichten unruhig, und fragten mich, ob das wohl wahr sey? — ich antwortete ihnen, daß kein Kunstwerk möglich sey, folglich auch keines entdeckt werden könne, aus dem man beweisen könne, die biblische Zeitrechnung sey unrichtig. Nun kam mir kürzlich das 2te Heft des ersten Bandes vom Museum des Wundervollen in die Hand, hier fand ich nun den Thierkreis in Kupfer gestochen, und eine Beschreibung dabei, in welcher auch behauptet, aber nicht bewiesen wird, daß die Erde viel älter seyn müsse, als die biblische Zeitrechnung angibt.

Die Sache verhält sich folgendergestalt: In Ober-Egypten an den Ufern des Nils findet man erstaunlich große und häufige Ruinen von Palästen, Tempeln, Statuen, Hieroglyphen u. dergl. Pocoke, Norden und Andere haben sie schon längst besucht, aber sie waren nicht so sicher als eine französische Armee, und konnten also auch nicht so lang und ruhig dabei verweilen. Hieraus folgt nun weiter nichts, als daß in uralten Zeiten eine sehr prächtige Stadt da gestanden habe; und wir finden auch in der Geschichte gewisse Nachricht von ihr, sie hieß Theben, und Homer sagt, sie habe hundert Thore. Da nun Homer nach der biblischen Zeitrechnung, ungefähr im 28sten oder 29sten Jahrhundert der Welt, oder auch wohl noch etwas später, folglich 13 bis 1400 Jahre nach der Sündfluth, gelebt haben mag, so ist es gar nicht unglaublich, daß in einem solchen Zeitraum, zumal in einem Lande, das unter die zuerst bevölkerten gehört, eine solche Stadt gebaut werden konnte.

Man gibt zum Grund an, daß sich Hirtenvölker erst spät entwickelten, und eine weit längere Zeit erfordert werde, als unsere gewöhnliche Zeitrechnung angibt, bis sie einen so hohen Grad der Kultur erstiegen hätten; aber wer sagt denn, daß die ersten Egyptier ein Hirtenvolk gewesen seyen? Die Wiege der Menschheit war in den großen und fruchtbaren Ebenen des Euphrats und des Tigris, wo alsofort der blühendste Ackerbau mit der Viehzucht verbunden wurde, wo in ein paar Jahrhunderten nach der Sündfluth schon ein mächtiges Königreich entstand, die Städte Ninive und Babel erbaut wurden, von welcher letzteren Stadt, ihren Mauern und ihren riesenmäßigen Gebäuden die Geschichtschreiber nicht genug Rühmens machen können, sie gaben wenigstens der Stadt Theben nichts nach.

Dies Alles beweise ich nicht aus der Bibel, sondern aus den bekanntesten griechischen Schriftstellern, die doch wahrlich von keinem Bibelfreund bestochen worden sind, um ihr zu Gefallen zu schreiben. Wenn also ein paar hundert Jahr nach der Sündfluth eine Kolonie aus dem babylonischen Paradies nach Egypten an den Nil zog, so war das kein Hirtenvolk, sondern Ackerbau und Viehzucht war ihr Gewerbe, und wenn man nun bedenkt, in welcher kurzen Zeit die Griechen und Römer aus dem Zustand der Barbarei zu hochkultivirten Nationen geworden und welche prächtige Städte und Gebäude sie aufgeführt haben, so verschwindet der ganze Verdacht, den man aus den Ober-Egyptischen Ruinen gegen die Bibel erregen will, wie ein Traumbild im Erwachen.

Wenn man aber aus der langen Dauer dieser Ruinen irgend etwas der Bibel Nachtheiliges folgern wollte, so bitte nur zu bedenken, daß weit größere

Ruinen längst von der Erden verschwunden sind, weil sie durch immer sich ablösende Kriege, durch große Staats-Umwälzungen, und durch's Bauen neuer Städte allerhand Angriffen ausgesetzt waren, welches in dem ruhigen Ober-Egypten, das wegen seiner Abgelegenheit weit seltener Verheerungen ausgesetzt ist, als Babylonien der Fall nicht war.

Aber nun die Thierkreise! werden diese denn der Bibel und ihrer Zeitrechnung vollends den Rest geben? Man denke doch nur vernünftig über die Sache nach: in diesen uralten prächtigen und erhabenen Gemäuern entdeckt man große Kreise, in welchen aller Wahrscheinlichkeit nach die zwölf himmlischen Zeichen, dann allerhand Hieroglyphen, Sterne, Menschen mit Hunds- oder Ibisköpfen, kurz Egyptische Hieroglyphen eingegraben sind; was kann nun hieraus weiter geschlossen werden, als daß die alten Egyptier, so wie die alten Chaldäer Kenntniß von der Sternkunde hatten. Ich möchte wissen, wie auch der allergelehrteste Astronom durchaus beweisen wollte und könnte, die Erde sey wenigstens 6 bis 7000 Jahr älter, als die biblische Zeitrechnung angibt! O der Vermuthungen! — ist es denn eine Kleinigkeit, auf Veranlassung bloßer entfernter Wahrscheinlichkeiten (und das ist hier nicht einmal der Fall) eine Urkunde zweifelhaft zu machen, auf der das Wohl der Menschheit, des Staats und Ruhe und Trost des Leidenden beruht? — aber was soll man nun zu

„dem Beweis von dem hohen Alterthum unsrer Erde"

sagen, der im dritten Stück des 2ten Bandes des Museums des Wundervollen geführt wird! da wird erzählt: „daß man in dem ehemaligen Herzogthum „Modena in Italien zwanzig bis dreißig Fuß tief „in der Erden allerlei Rudera und Grundmauern

„von Gebäuden, so wie auch allerlei Geräthschaften, „die sowohl zum Bau der Häuser, als zu andern „Bequemlichkeiten der Menschen gebraucht werden, „finde. Daß man dies Alles abermal antreffe, wenn „man vierzig Fuß tiefer grabe; komme man noch „25 bis 30 Fuß tiefer, so sey das Alles abermals wieder da, u. s. w."

Hieraus schließt man nun folgenderstalt: Da sich durch die Verwesung der Pflanzen und die Ackerkultur die Oberfläche der Erden nur unmerklich erhöhe, so müßte eine erstaunlich lange Zeit nöthig seyn, bis eine bewohnte Oberfläche zwanzig bis dreißig Fuß mit neuer Erde bedeckt werde, u. s. w. Hierauf dient zur Antwort:

1) Die Oberfläche der Erden wird durch die Pflanzenfäulniß und Ackerkultur ganz und gar nicht erhöht: denn wenn dies wäre, so müßten die uralten Städte, welche Jahrtausende ununterbrochen bewohnt und gepflastert gewesen, und um welche auf allen Seiten herum der Ackerbau von jeher fleißig getrieben worden, merklich tiefer liegen, als die sie umgebenden Gefilde, welches aber nirgends der Fall ist. Gesetzt aber auch, man gäbe das zu, so würden doch Grundmauern, Geräthe u. dergl. in den vielen Jahrtausenden, die eine solche Erhöhung erforderte, längst aufgelöst und verwittert seyn, blos in dem Fall, wenn ein Körper versteinert ist, kann er Jahrtausende in der Erden ausdauern.

2) Aus den Erscheinungen und Entdeckungen im Modenesischen kann man ja nicht auf den ganzen Erdkörper schließen — man müßte in allen Ebenen und Thälern der ganzen bewohnten Erde, oder doch in den Gegenden, die von undenklichen Zeiten her bewohnt gewesen, bei dem Brunnengraben die näm-

lichen Zeugnisse oder Anzeigen finden, welches aber ganz und gar nicht der Fall ist. Daher beweist

3) diese Entdeckung im ehemaligen Herzogthum Modena weiter nichts, als daß diese Gegend mehrmalen durch Ueberschwemmungen, oder Bedeckungen mit Asche aus den benachbarten Vulkanen gelitten habe: denn daß die 20, 30 bis 40 Fuß dicke Erdmasse zwischen den ehemals bewohnten Erdlagen durch eine Jahrtausende fortgesetzte Ackerkultur und Pflanzenfäulniß sollte entstanden seyn, ist ein Gedanke, der bei reiferer Prüfung in Nichts zerfällt. Der Einwurf, den der Verfasser macht, daß man in keiner Geschichte Nachricht von solchen Ueberschwemmungen, Verschüttungen, Erdbeben, und Erdrevolutionen finde, widerlegt nichts: denn wenn sie zu einer Zeit geschahen, in welcher die Nation noch nicht schrieb, etwa vor der Römer Zeiten, oder wenn die Nachrichten davon, wie so viele Schriften, verloren gegangen sind, so ist der Einwurf entkräftet — und wenn ich denn nun Beweise und Nachrichten von der viel längeren Dauer der Erde, die diese Herren behaupten, forderte, hätte ich dazu nicht das größte Recht? — denn die Ruinen zu Theben mit ihrem Thierkreis, und die Entdeckungen im Modenesischen sind wahrlich viel zu wenige und viel zu unsichere Prämissen zu einer Induktion von einer solchen unendlichen Wichtigkeit.

Es ist wahrhaftig unbegreiflich, wie gescheidte, aufgeklärte Männer das höchstgefährliche Wagstück beginnen, und die göttliche Autorität der heiligen Schrift zweifelhaft machen können — denn mit dem Fall dieser Autorität fällt auch die Religion — denn die natürliche oder bloße Sittenreligion gehört nicht für das Volk — mit dem Fall der Religion aber schwindet alle Sicherheit, alle Kultur und gesetzliche Staatsverfassung.

Es geht dem Geist unserer Zeit wie einem alten
llüstling, er weiß, daß der fernere Genuß sein
en verkürzt, und daß eine gute Diät, Mäßigkeit
Gebrauch stärkender Mittel ihn gesund machen
sein Leben verlängern würde, aber er kann den
nuß nicht entbehren, er macht lieber Arznei und
Diät zweifelhaft, als daß er entbehren sollte.
e Modelektür und das Philosophiren hat die auf-
lärte Menschenklasse schon dahin gebracht, daß bei
von der Bibel, als von einer göttlichen Offen-
ung, gar nicht mehr die Rede seyn kann; sie ha-
sogar bewiesen, daß es keine göttliche Offenba-
g geben könne, also bei diesen Menschen ist meine
mühung und jeder Versuch zur Ueberzeugung ver-
lich. Aber den Millionen meiner Mitmenschen,
en die Bibel noch die einzige Trostquelle in un-
bedenklichen Zeiten ist, diese ihre heilige Quelle
schützen und sie zu überzeugen, daß alle Beweise,
man zu ihrem Nachtheil dem lesenden Publikum
ringt, nichts anders als leere Sophistereien, un-
e Schlüsse, kurzsichtige Beobachtungen und philo-
ische Seifenblasen sind, das soll mir Zeit Lebens
heiliges Geschäfte seyn, am Ziel wird sich's dann
en, wer recht hatte.

Wunderbare Bewahrung Gottes.

zug aus einem Brief eines redlichen und glaubwürdigen
Mannes vom 7. November 1806.

Mein Vertrauen auf Gottes sichere Führung wurde
r sechs Wochen durch ein besonderes Ereigniß ge-
rkt: an einem schönen Tage ging ich in dem
...berg spazieren. Zu meinem großen Vergnü-
n entdeckte ich einen hinaufführenden Pfad, der

„mir noch nicht bekannt war, und mich eben deßwe-
„gen anlockte, ihn bis auf die Höhe zu verfolgen,
„welches ich mir auch fest vornahm. Der warme
„Tag nöthigte mich, wie ich ein Viertel des steilen
„Bergs erstiegen hatte, zum Ausruhen stehen zu blei-
„ben. Hier fuhr mir der Gedanke wie ein Blitz in
„den Sinn: thust du auch recht, den Weg verfolgen
„zu wollen? will Gott das auch wohl haben? —
„dies machte mich aufmerksam, und statt meinen Weg
„fortzusetzen, ließ ich mich einen Schritt seitwärts vom
„Pfade nieder, um darüber nachzudenken. Kaum saß
„ich, so kam ein 20 bis 30 pfündiger Stein von der
„steilen Anhöhe herunter, nicht gerollt, sondern in drei
„bis vier Schuh hohen Sprüngen, gerade den Pfad
„herunter geflogen, dem ich nicht hätte entgehen kön-
„nen, wenn ich noch darauf gewesen wäre: denn er
„fuhr beinahe mit der Schnelle einer Kanonenkugel,
„auch mit eben dem Gezische, nur 2 Schuh weit bei
„mir vorbei. Nun wußte ich, wer mich gewarnt
„hatte — ich erkannte es aber nicht allein mit de-
„müthigem dankbarem Herzen, sondern ich nahm auch
„den ganzen Vorgang als eine gnädige Fügung an,
„um mir zu zeigen, wie sicher ich des göttlichen Schu-
„tzes seyn könne, wenn ich mich ganz seiner Führung
„überließe. Diese Stärkung des Vertrauens auf Got-
„tes sichtbaren Beistand gab Gott mir gewiß nicht
„ohne Ursache; sein Vaterherz wußte, daß Zeiten
„eintreten würden, wo allein das Vertrauen auf Ihn
„mich aufrecht erhalten könnte. Ewig sey er dafür
„gepriesen!" So weit der Auszug des Briefs.

Wenn kein Haar von unserm Haupt und kein Sper-
ling vom Dach fällt ohne den Willen unsers him-
lischen Vaters: wenn sich kein Würmchen im St
ohne seinen Willen regt, und also auch dieses Re
das Haar- und Sperlingfallen, einen Zweck, ei....

Einfluß auf das Ganze hat, so gibt es durchaus keinen Zufall, kein Ungefähr — (ich bitte dies wohl zu beherzigen, denn alle unsere kleinsten, auch willkührlichsten Handlungen wirken eben so in's Ganze) — folglich war dies Steinspringen den gähen Berg herab auch kein Ungefähr, denn es hatte den herrlichen Zweck, eine fromme Seele im Vertrauen auf Gott zu stärken, oder vielmehr Anlaß dazu zu geben, ob es gleich eine ganz natürliche Ursache zum Grund haben mochte. Aber nun die Warnung! — Wer war's, der hier warnte?

Der selige Professor Böhm in Marburg, der nachher, so viel ich mich erinnere, in Giesen gestorben ist, war Lehrer der Mathematik; ein sehr rechtschaffener und zu nichts weniger als zur Schwärmerei geneigter Mann; er war unverehelicht, und wohnte in einem Hause zur Miethe, wo er ein paar Zimmer hatte. Einstmals war er an einem Nachmittag in einer Kaffee- oder Theevisite unter guten Freunden, als ihn auf einmal eine ganz unerwartete und ungewöhnliche Angst überfiel, mit der dringenden Empfindung: er müsse nach Haus gehen — der philosophische Mann vernünftelt darüber, als über eine hypochondrische Grille, und sucht sie sich aus dem Sinn zu schlagen; allein das half nicht, die Aufforderung wurde immer dringender, er mußte endlich nachgeben und nach Haus gehen. Als er auf sein Zimmer kam, so fiel ihm die Stellung seines Betts auf, und es war ihm, als müßte es da weg und in die gegenüberstehende Ecke des Zimmers gestellt werden. Jetzt vernünftelte er wieder: warum soll denn das Bett da weg? — es hat ja immer da gestanden; allein seine Einwendungen halfen alle nicht, die innere Aufforderung war so dringend, daß er endlich Leute rief

und das Bette in die andere gegenüberstehende Ecke stellen ließ; nun war sein Gemüth ruhig, und er ging wieder zur Gesellschaft.

Am Abend ging er nach Haus und legte sich ohne irgend eine Furcht oder Vorempfindung schlafen. Mitten in der Nacht weckt ihn ein schreckliches Krachen und Gepolter, und siehe da! über der Stelle, wo das Bett gestanden hatte, war in der Zimmerdecke ein Balken gebrochen, und mit ihm ein großer Theil dieser Decke herabgefallen; jetzt erkannte er die Barmherzigkeit Gottes, die ihn so väterlich gewarnt hatte, mit dem gerührtesten Dank, und erzählte dann diese Geschichte, so oft sich Gelegenheit dazu darbot.

Wer war es nun wieder, der hier warnte? — Sein Ahnungsvermögen, oder ein Engel, oder ein Instinkt?

Der Kaufmann, bei dem ich vor vierzig Jahren in Diensten war und den ich in meiner Lebensgeschichte Spanier genannt habe, erzählte mehrmals folgende Geschichte:

Als er seine Handlung angefangen hatte, so mußte er eine Reise nach Holland und Seeland machen, um sich Kunden oder Handlungsfreunde zu erwerben; seine Handlung bestand aus einer Fabrik, in welcher Eisen zum Schiffbau und zum Gebrauch auf der See vorbereitet wurde. Sein Plan war, erst nach Rotterdam, dann nach Middelburg in Seeland, und hernach über Amsterdam wieder zurück zu reisen. Diesem Plan zufolge fuhr er nach Rotterdam, wo er schon von seinem Vater her Freunde hatte; nachdem er da seinen Zweck erreicht hatte, so bestellte er einen Platz auf dem Marktschiff nach Middelburg, den er mit einem Kissen versahe und bezahlte; nun fragte er, wann das Marktschiff abginge? und er erhielt zur Antwort: Präcis Mittags um 12 Uhr. Dem zufolge

ging er also fort in seinen Gasthof und bestellte sich sein Mittagessen um 12 Uhr auf sein Zimmer; dann machte er noch einige Besuche und setzte sich dann um die bestimmte Zeit an seine einsame Tafel. Kaum war er mit dem Essen fertig, so trat ein Matrose in's Zimmer und sagte: Mein Herr! wenn's Ihnen beliebt zu kommen, das Marktschiff fährt ab. In dem Augenblick überfiel Herrn Spanier eine nie empfundene Angst: denn er hatte gar keine Furcht vor dem Wasser, und mit der Angst vereinigte sich eine sehr innige und nachdrückliche Warnung, ja nicht auf das Schiff zu gehen. Er suchte sich zu ermannen und diese Angst als eine Grille wegzudemonstriren, allein der Drang, da zu bleiben, wurde immer stärker; während der Zeit hatte der Matrose auf Antwort gedrungen, die er denn endlich mit den Worten erhielt: Freund, ich kann nicht mitfahren!

„Ja dann ist aber das Geld für den Platz verloren!"

Das thut nichts, ich kann die Reise nicht machen.

Jetzt ging der Matrose fort und mit ihm auch die Angst. Aber nun machte sich Herr Spanier selbst die bittersten Vorwürfe; denn er hatte einen großen Theil seiner Hoffnung auf Middelburg gesetzt. Voller Unmuth ging er spazieren, denn er glaubte nun selbst, es sey eine eitle Furcht und hypochondrische Grille gewesen: dann besuchte er, um die Langeweile zu vertreiben, einen Freund, mit dem er den Nachmittag zubringen und dann den andern Morgen weiter reisen wollte. Ungefähr um drei Uhr Nachmittags zog eine schwarze Wolke über die Stadt, es donnerte und blitzte ein paarmal, aber nur schwach; und man achtete nicht darauf; bald aber entstand ein unruhiges Lärmen auf den Gassen, man erkundigte sich und hörte nun mit Schrecken, daß das Gewitter in's

Markischiff geschlagen habe, und daß es mit allen Menschen und Waaren untergegangen sey.

Jetzt erkannte Herr Spanier mit dem herzlichsten Dank gegen Gott, daß seine Angst keine hypochondrische Grille, sondern eine wahre Ahnung und väterliche Warnung der Vorsehung gewesen sey. Ich frage auch hier: war das Ahnungsvermögen, oder ein Engel, oder der Instinkt, was Herrn Spanier warnte?

Ich habe ein sehr gottesfürchtiges Frauenzimmer gekannt, die noch lebt, diese erzählte mir vor dreißig und etlichen Jahren, sie sey einstmals in die Kirche gegangen; unterwegs geht sie neben einem Haus vorbei, auf einmal fühlt sie sich wie zurückgehalten, so daß sie stehen bleiben muß, und in dem Augenblick fällt ein schwerer Dachziegel vor ihren Füßen nieder, der ihr gerade auf den Kopf gefallen seyn würde, wenn sie nicht angehalten seyn würde. Es war aber Niemand von außen, der sie anhielt, denn sie nahm ganz eigentlich wahr, daß der Drang oder das Anhalten zum Stillstehen von innen heraus kam. Auch blickte sie bei dieser Empfindung zurück und sah Niemand.

Zuweilen bedient sich auch die Alles leitende Vorsehung der Thiere, und besonders der Hunde, zu ihren Werkzeugen: Ein sehr lieber und frommer Freund von mir war Pfarrer in einer öden, waldigten Gegend auf einem Dorf; mit seiner Pfarre war noch ein Filial verbunden, welches eine gute Stunde entfernt lag, und wohin er jeden Sonntag gehen und da predigen mußte; der Weg ging einen sehr steilen Berg hinan, und auf der andern Seite wieder herunter.

An einem dunkeln Wintertage mußte er des Nachmittags nach gedachtem Filial gehen, um dort Amtsgeschäfte zu verrichten; nun war ein sehr tiefer Schnee gefallen, zudem mußte er des Abends in stockfinsterer

Nacht nach Haus gehen, indessen kümmerte ihn das nicht, denn er hatte den Weg viel hundertmal gemacht, und es fiel ihm nicht ein, daß er sich verirren könnte. Theils um Gesellschaft zu haben, theils auch um der Sicherheit willen, nahm er immer einen großen Hund mit, wenn er irgend wohin, oder auch nach seinem Filial ging. Diesen hatte er auch jetzt bei sich, und das treue Thier trabte im tiefen Schnee hinter seinem Herrn her.

Nach einer halben oder dreiviertel Stunde Gehens merkte der Pfarrer, daß er nicht auf dem rechten Wege war; er ging also hin und her, um wieder die Richtung nach seinem Pfarrdorf zu bekommen; auf einmal greift ihn der Hund von hinten her am Rock und reißt ihn zurück, so daß er auf den Rücken fällt; ärgerlich steht er auf, aber wie ward ihm, als er unmittelbar vor sich den Rand einer steilen Felsenwand entdeckte? — noch einen Schritt — und er war zerschmettert.

Jetzt konnte er sich auch besinnen, wo er war, und nun leicht den Weg nach Haus finden; mit welchen Empfindungen er ihn ging, das läßt sich leicht erachten.

Da ich nun, so Gott will, mein Werk über Ahnungen und Geister-Erscheinungen ausarbeiten werde, so hoffe ich alle darüber entstehende Fragen zur Genüge beantworten zu können.

Merkwürdige Züge der Vorsehung.

Wir wissen, daß Gott alle unsere Schicksale lenkt; daß kein Haar von unserm Haupt und kein Sperling auf die Erde fällt, ohne den Willen unseres himmlischen Vaters; und daß das Herabfallen eines Haars,

oder irgend eines andern unbedeutenden Dings in der Hand der Vorsehung große und wichtige Folgen haben kann. Aber auch der verborgene Gang, den sie in der Leitung der menschlichen Schicksale geht, wie sie große und kleine Dinge benutzt und wunderbar zusammenkettet, verdient unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grad. Selten aber kommt man ihr recht auf die Spur, weil sie durch menschliche Entwürfe und Plane gehindert werden könnte, ihren Weg zum Glück und Heil der Menschen fortzusetzen. Indessen läßt sie doch ihren Flammentritt zuweilen so deutlich und so lang zurück, daß man ihre Spuren verfolgen und dann ihre anbetungswürdige und höchst interessante Führungen entdecken kann. Folgende durchaus wahre Geschichte gehört hieher.

Ich habe einen Mann gekannt, der in einem ansehnlichen Amt stand und gegen die Armen sehr wohlthätig war. Dieser hatte drei Söhne, von denen der älteste jetzt noch eine Civil-, der zweite aber eine Militärstelle bekleidet, der dritte hingegen wollte sich zu nichts bequemen, er überließ sich jugendlichen Ausschweifungen, wurde oft von seinem Vater in eine strenge Kur genommen, auch wohl gefangen gesetzt; allein bei dem jungen Menschen half alles nicht; endlich ging er fort und Niemand wußte, wo er geblieben war. Seine Eltern hielten ihn für verloren.

Indessen war er nach Holland gegangen, hatte sich auf ein ostindisches Schiff begeben, und da er ohne Geld war, so nahm ihn der Kapitän mit, um ihn bei der Ankunft in Ostindien als Sklave zu verkaufen. Die Reisen nach diesen entfernten Ländern sind ein herrliches Mittel, solche junge Brauseköpfe zu bessern, sie können da nicht entlaufen und müssen eben aushalten, was Wind, Wetter, die See und

die Menschen mit ihnen anfangen. Unser Wildfang kam denn endlich ziemlich gezähmt in Batavia an; bei dem Aussteigen aus dem Schiff fanden sich, wie gewöhnlich, Bürger aus der Stadt und überhaupt viele Menschen ein. Der arme Tropf stunde nun da und der Kapitän bot ihn feil, ob ihn Jemand zum Sklaven haben und kaufen wollte; ein Bürger, der in der Nähe stand, sahe ihn an und hörte, daß er hochdeutsch sprach, er nahte sich ihm und fragte: Seyd Ihr ein Deutscher?

„Ja!"

Woher?

„Aus P......"

Wie! aus P.?

„Ja, mein Herr!"

Aus welchem Ort?

„Aus H......"

Freudig nahte sich ihm der Bürger und fragte ferner: Wie heißt Ihr?

„Ich heiße W......, mein Herr!"

Was! Ihr heißt W......? seyd Ihr denn etwa mit dem Herrn geheimen Rath W. verwandt?

„Der ist mein Vater."

Nun fiel ihm der Bürger mit Thränen um den Hals, zahlte dem Kapitän, was er forderte, und nahm ihn mit sich in sein Haus; dann erzählte er dem jungen W., daß er auch aus H...... gebürtig sey, seine Eltern seyen sehr arme Leute gewesen, und er habe als Chorknabe mit Singen vor den Thüren sein Brod, seine Kleider u. s. w. verdienen müssen. Endlich wäre er dem Herrn geheimen Rath W. bekannt geworden, dieser habe sich nun seiner angenommen und ihm in allen Stücken fortgeholfen, daß er hätte studiren können. Allein er wäre leichtsinnig

gewesen, endlich fortgelaufen, und dann auch so wie er nach Batavia gekommen und da verkauft worden; sein Herr aber sey ein sehr rechtschaffener Mann gewesen, er habe ihn wie sein Kind gehalten, und ihm endlich seine Tochter zur Frau gegeben, mit der er bis daher sehr glücklich gelebt und ein ansehnliches Vermögen geerbt habe, das nun durch eine glückliche Handlung noch beträchtlicher vermehrt worden.

Diese Erzählung machte tiefen Eindruck auf den jungen W......, Thränen der Rührung flossen seine Wangen herab. Er erkannte da ganz deutlich die väterliche, liebevolle Führung Gottes, und entschloß sich, von nun an ein anderer Mensch zu werden; er hielt auch Wort, und nach einiger Zeit gab ihm sein bisheriger Herr auch seine Tochter zur Ehe, mit der er lange sehr vergnügt lebte. Seine Schwiegereltern starben und er that eine reiche Erbschaft. Endlich wurde er auch kränklich, das ungesunde Klima wirkte nachtheilig auf ihn, und er entschloß sich, mit seiner Gattin und seinem ansehnlichen Vermögen wieder in sein Vaterland zu reisen. So kam er vor wenigen Jahren in H. an, seine Eltern waren todt, seine Brüder aber leben noch. Er kränkelte fort und starb dann an der Auszehrung.

Diese ganze Geschichte ist nun dem mechanischen Philosophen purer Zufall. Wir Christen wissen, daß es auch in den kleinsten, unbedeutendsten Dingen keinen Zufall gibt; aber laßt uns einstweilen annehmen, viele Erscheinungen im menschlichen Leben hingen nicht von der Vorsehung ab, sondern sie entstünden ohne Absicht durch das häufige Ineinandergreifen der Wirkungen der Natur und der Menschen, ich sage gesetzt, aber nicht zugegeben, es wäre so, so laßt uns doch einmal untersuchen, ob das

Zufall seyn konnte, daß der Bürger aus Batavia, der von dem alten W...... in H...... die Wohlthaten genossen, gerade da stand, wo der junge W...... ans Land stieg — kann das Zufall seyn, wenn vielerlei kleine Umstände so ineinanderpassen, daß am Ende daraus ein herrliches Ganzes wird? — Und kann auch der kleinste Umstand, der zu diesem herrlichen Ganzen mitwirkt, ein bloßer Zufall seyn? — Es ist allemal Schwäche, Mangel an Kraft, einer Sache bis auf den Grund nachzudenken, wenn man solche Züge der Vorsehung als Zufälle ansieht.

Daß der Bürger aus Batavia an den Hafen ging, als er hörte, daß ein holländisches Schiff angekommen sey, war ganz natürlich. Nun waren aber tausend Standpunkte da, wo er stehen und das Anlanden des Schiffs und die Aussteigenden sehen konnte, ohne den jungen W...... anzutreffen, daß er also genau auf den Standpunkt gerieth, wo jener in der Nähe war, daß der junge W...... dahin gerieth, wo der Bürger stand, und daß W...... gerade deutsch sprach, in dem Moment, wo der Bürger aufmerksam auf ihn war, das alles zusammen genommen zeigt etwas Planmäßiges, das zu einem gewissen Zweck zielt, an, und kann unmöglich blinder Zufall seyn. Folgende Geschichte ist noch auffallender, merkwürdiger und schöner; ich erzähle sie hier so, wie ich sie in den Erzählungen interessanter Geschichten aus dem Leben merkwürdiger und berühmter Personen älterer und neuerer Zeiten, Berlin in der Daisenberger'schen Buchhandlung, 1803, gefunden habe.

Auf einem Kaffeehaus in London kamen alle Tage gegen die Mittagsstunde zween Handelsmänner zu-

sammen. Sie tranken Kaffee, schwatzten von Zeitungen und bisweilen auch, als vertraute Freunde, von solchen Dingen, die ihre häuslichen Angelegenheiten betrafen. Eines Tages kam ein Mäusefallenjunge dahin — (es ist bekannt, daß die Knaben armer Leute aus dem vordern Italien, aus dem Mailändischen, Piemontesischen und vorzüglich aus Savoyen entweder mit Murmelthieren, oder mit Mausfallen und Hecheln durch die Welt ziehen, um theils damit, theils dann auch wohl mit Betteln ihre Nothdurft zu erwerben. Ein solcher Mäusefallenjunge war es also auch, der in London aufs Kaffeehaus kam.) — Sein Elend machte ihn demüthig und seine einnehmende Miene auffallend. Mit dieser doppelten Empfehlung ausgerüstet, bot er seine Waare auch den beiden Kaufleuten an. Allein sie wiesen ihn mit Unwillen ab. Der Junge, der unfreundlichen Aufnahme schon gewohnt, machte ruhig die Thüre wieder zu und schlich sich ganz sachte fort. Kaum war er aber weggegangen, als der eine Kaufmann etwas nachdenkend wurde. Er wußte, daß man diesen armen Jungen mit einigen Groschen hätte befriedigen können, und wirklich erregte ihm seine Härte Kummer. „Wie wär' es," sagte er zu seinem Freunde, „wenn wir einmal ein gutes Werk thäten und einen elenden Menschen glücklich machten? — wir wollen den armen Schelm zurückrufen lassen?" Ich bin es herzlich zufrieden, sagte der Andre, bin ich doch selbst einmal in meiner Jugend durch einen Unbekannten von sehr beträchtlichen Spielschulden und Gewissensbissen befreit worden.

Sie ließen also den Burschen zurückrufen. „Armer Junge," sagte der eine Kaufmann, „wünschest du wohl von deiner elenden Lebensart los zu seyn?"

O sehr gerne! versetzte derselbe; allein hier kommt es auf den Wunsch nicht an. Muth gefaßt, fügte der andere hinzu: du sollst mit der Zeit ein reicher Mann werden. Ach! es beliebt Ihnen wohl nur zu scherzen, meine Herren! seufzte der Junge; aber haben Sie die Güte und geben Sie mir nur etwas Weniges, meinen Hunger zu stillen, denn es ist Mittag und ich habe seit zween Tagen nichts gegessen. Gott im Himmel wird Sie dafür segnen! Ach! ich hatte — hier kamen ihm die Thränen in die Augen — auch einen liebreichen, guten Vater, der manchem Elenden aus der Noth half; aber er starb, leider! zu früh für mich.

Die edle Aufrichtigkeit dieses jungen Menschen, die der bedrängten Unschuld immer eigen ist, machte ihn Beiden liebenswürdig. Gut, sagte einer: du sollst von einem jeden von uns hundert Pfund Sterlinge (das machte zusammen 2200 Gulden) haben. Wir wollen das Geld auf einige Jahre in unsern Handel stecken. Du lernst bei uns die Handlungswissenschaft und kannst dann dein Kapital mit Zinsen auf eine dir beliebige Art nützen. Der gute Junge wußte nicht, wie ihm geschah; er dankte seinen Wohlthätern mit Mund und Herzen. Beide hielten auch ihr Versprechen redlich; und der junge Mensch betrug sich so, daß sie Ursache hatten, mit ihm vollkommen zufrieden zu seyn. Nach einer Zeit von sechs Jahren kauften sie ihm einen kleinen Laden. Er handelte nun so glücklich, daß er bald darauf in eine andere Stadt zog und große Handlungsgeschäfte machte. So glücklich er war, vergaß er doch nie seines ehemaligen armseligen Zustandes und versäumte eben so wenig die Pflicht, Bedrängten beizustehen. Er bestrebte sich beständig, Andre glücklich zu machen, und

das Gute, das er von Andern empfangen hatte, wieder auf Dürftige zurückfließen zu lassen.

Einst fand er einen alten Kalender, der seinem Vater gehörte und in den er selber verschiedene Merkwürdigkeiten seines Lebens eingezeichnet hatte. Unter vielen andern las er auch diese Nachricht: Den 19. März 1698 habe ich einen jungen Menschen, Namens A.... G...., der mir seine Noth klagte, mit 20 Pfund Sterlingen von dem gänzlichen Untergang gerettet und zur Tugend zurückgebracht. — Wie erschrack nun unser glückliche Mann, da der hier angeführte Name gerade der desjenigen Kaufmanns war, der ihn auf dem Kaffeehause so glücklich gemacht hatte! Er schrieb sogleich an ihn, machte ihm diese seine Entdeckung bekannt und bat ihn zugleich flehentlich, ihm Mittel und Wege zu zeigen, wie er ihm auch seine Wohlthaten vergelten könnte. Die Antwort blieb lange aus. Endlich erhielt er durch dessen Freund die Nachricht, daß sein großmüthiger Wohlthäter nach vielen erlittenen Unfällen zur ewigen Ruhe gegangen seye. Er hätte zwar einen Sohn hinterlassen, man wüßte aber den Ort seines Aufenthalts nicht zu entdecken. Dies beunruhigte den guten Mann nicht wenig. Er suchte aber indessen seine Unruhe einigermaßen dadurch zu lindern, daß er fortfuhr, auch Hausarmen durch seine Wohlthaten ganz im Stillen ihr Elend erträglicher zu machen.

Eine andere Nachricht, die ihn ungemein betrübte, war die: Miß Sara, seine einzige Tochter, die er in seinem Ehestand erzeugt hatte, war mit einem benachbarten Handelsbedienten in Bekanntschaft gerathen und hatte sich mit ihm, in der Hoffnung, ihres Vaters Einwilligung zu erhalten, verlobt. Sie

wollte sich auch durch keine Vorstellung von ihrem Geliebten trennen lassen, der Vater mochte ihr zu Gemüthe führen, was er nur immer wollte. Sie schilderte ihm ihren Geliebten von der vortrefflichsten Seite und bat in den rührendsten Ausdrücken um die väterliche Einwilligung zu ihrer Verheirathung, so daß endlich der Vater, der seine Tochter zärtlich liebte, dem jungen Menschen, um seinen Charakter kennen zu lernen, den Zutritt in das Haus verstatten mußte. Der Bräutigam kam und that alles, um den Vater auf seine Seite zu bringen. Er wurde nun um seinen Namen, um seine Eltern befragt; und — Gott! wie erstaunte der Vater, als eben dieser junge Mensch, der seither bei einem Kaufmann die Stelle eines Buchhalters vertreten hatte — der Sohn seines ehemaligen Wohlthäters war! Nun stund er keinen Augenblick mehr an, in die Heirath mit Freuden zu willigen, und überließ bald darauf seinem geliebten Schwiegersohn sein ganzes Vermögen und seine weitläufige Handlung.

Diese schöne Geschichte enthält so viele planmäßige Voranstalten zu einem glücklichen Ausgang, daß man unmöglich, weder die einzelnen Theile, noch das Ganze, dem blinden Zufall zuschreiben kann. Sie gehört in die Klasse der Führungen, in welchen die Vorsehung gleichsam wie eine zärtliche Mutter mit ihren Kindern spielt; aber diese Spiele — man verzeihe mir den gewagten Ausdruck — sind unwiderlegbare Beweise von der allerspeziellsten Leitung unseres Vaters im Himmel. Die wohlthätige Handlung des Vaters unseres Mausfallenjungens, | Leitung seiner Wanderschaft nach London, daß gerade in das Kaffeehaus gerieth, wo der Mann der ehemals von seinem Vater die Wohlthaten

nossen hatte; daß dem Freund dieses Mannes die Anregung ins Gemüth kam, den Jungen wieder zurückzurufen, den man so kalt — wie gewöhnlich — abgewiesen hatte (diese Anregung ist eigentlich der göttlichste Zug in der ganzen Geschichte); daß beide Männer einstimmig dachten und eine so bedeutende Summe an einen ganz unbekannten Knaben von der niedrigsten Menschenklasse verwendeten und ihn gleichsam erzogen und zum Kaufmann bildeten, ohne nur von ferne zu ahnen, daß dieser junge Mensch der Sohn des Wohlthäters eines von ihnen sey. Daß der Eine von ihnen verarmte und starb, daß sein Sohn in die Fremde gehen und als Buchhalter auf einem Comtoir sein Brod verdienen mußte; daß er gerade den Ort traf, wo der ehemalige Mausfallenkrämer, nun aber reiche Kaufmann wohnte, und daß er sich in dessen Tochter und keine andere verliebte; das alles sind, einzeln angesehen, lauter Kleinigkeiten, deren jede blos Zufall zu seyn scheint; nimmt man aber das Ganze zusammen, so sieht man einen göttlich-weisen und herrlich angelegten Plan, ehemals erwiesene Wohlthaten zu belohnen, gute Menschen auf schweren Prüfungswegen zu läutern und zu sich zu ziehen, und einen armen, aber hoffnungsvollen Knaben zu einem reichen, frommen und wohlthätigen Familienvater zu machen, der wieder als ein sehr geschicktes Werkzeug in der Hand der Vorsehung gebraucht werden konnte. Welche Züge der Vorsehung findet man in meiner eigenen Lebensgeschichte! Sie ist ja so auffallend providentiel und in allen Kleinigkeiten so meisterhaft planmäßig, daß es unbegreiflich ist, wie es Leute geben kann, die dennoch meine ganze Geschichte für blinden Zufall und mich für einen stolzen Schwärmer halten, weil ich glaube,

der Gott und Beherrscher aller Welten habe sich die Mühe genommen, mich armes Individuum so an der Hand zu führen. Sie bedenken aber nicht, daß eben darinnen das Göttliche bestehe, daß Er — der Schöpfer des Wurms und des Seraphs, der Sonnen und des leuchtenden Johanniswürmchens — die Bahnen der Orione und des Mausfallen- und Kohlenbrenner-Jungen leitet.

Erlaubt mir, meine lieben Leser! daß ich bei dieser so äußerst wichtigen Materie noch ein wenig verweile. Der berühmte Philosoph von Sanssouci hatte, so wie sehr viele Weisen dieser Zeit, den Grundsatz, Gott sorge wohl durch seine Vorsehung für ganze Völker und Staaten, auch für ganze Geschlechter der Geschöpfe, aber um das Einzelne bekümmere Er sich nicht; warum denn nicht? — Ei! weil das einem so großen Monarchen unanständig ist; der überläßt solche Kleinigkeiten der Natur, die dann nach ewigen Gesetzen die Polizei in seinem unermeßlichen Reich aufs Genaueste ausführt. Allein wer hat denn die Natur gemacht und wer hat ihr ihre Kräfte eingegeistet? — Da hat sich denn doch der Schöpfer auch um die Existenz und den Lebensgang jedes Würmchens bekümmert. Doch es ist hier der Ort nicht, mich in Weitläufigkeiten einzulassen, ich will lieber noch einige Beispiele anführen, wie die Vorsehung durch unbedeutende Kleinigkeiten große Dinge bewirkt, ja daß es ihre gewöhnliche Maxime sey, die größten Weltbegebenheiten aus mancherlei kleinen und ganz unbedeutenden Umständen vorzubereiten, auszuführen und zu Stand zu bringen; eben so wie aus vielen an sich kleinen und unbedeutenden Quellen endlich ein großer Strom entsteht.

Was kann wohl geringfügiger und unbedeutender

seyn, als der dem Ansehen nach willkührliche Flug eines Sperlings, und doch kann dieser Flug, wenn das Vögelchen auf den hohen Alpen mit seinem Flügel den lockern Schnee berührt, eine Schneelawine bewirken, wodurch ganze Dörfer, reisende Gesellschaften u. s. w. lebendig begraben werden. Steht nun der Flug dieses Sperlings nicht unter der Leitung der Vorsehung?

Wie oft bringt ein unbesonnenes Wörtchen Duelle hervor, in denen der Eine todt darniederfällt und dadurch eine ganze Familie unglücklich macht? — das unbedeutende Wort war also die bestimmende Ursache des großen Unglücks.

Wir haben im verwichenen Jahrhundert erlebt, daß der starre Eigensinn eines alten, mürrischen Leibarztes Ursache war, daß eine ansehnliche Regentenlinie ausstarb, dadurch der Regent eines andern Landes, als der rechtmäßige Erbe, sein bisheriges Vaterland verließ und seine Residenz in jenem aufschlug. Die Folgen davon haben wir alle gesehen und erlebt und dürfte ich hier meine Bemerkungen, die ich in unsern thatenreichen Zeiten gemacht habe, öffentlich bekannt machen, so würden Züge der Vorsehung zum Vorschein kommen, die meine Leser in Erstaunen setzen müßten. Allein die Klugheit befiehlt zu schweigen und sie in einem guten und feinen Herzen zu bewahren.

Daß dem berühmten Isaak Newton ein Apfel auf die Nase fiel, als er unter einem Baum lag, erzeugte in ihm den Gedanken: wie mag es doch kommen, daß mir der Fall des Apfels wehe thut? — wär' er nicht so hoch herunter gefallen, so hätte er mir nicht so wehe gethan, also: je höher ein Körper herunterfällt, desto schneller und stärker ist sein Fall. Auf diese Weise knüpft sich ein Gedanke

an den andern, und das ging so weit, daß er nun die Kräfte bestimmte und erklärte, nach denen sich die Planeten um die Sonne bewegen; so wurde er der Erfinder eines neuen astronomischen und physischen Lehrgebäudes, das allgemeinen Beifall fand und eine bedeutende Revolution in den dahin gehörigen Wissenschaften machte.

Es gibt wohl schwerlich eine Begebenheit in der Geschichte, die wichtigere Folgen für die europäische Christenheit gehabt hat, als die Reformation; und doch entstand sie aus einem geringen Umstand: hätte der Kurfürst von Mainz anstatt Tetzels einen klugen, verständigen und feinen Mann zum Ablaßprediger gewählt, der nicht so mit der Thür ins Haus gefallen wäre, so wäre Luther gewiß ruhig geblieben, und es hätte sich vielleicht eine Reformation, zwar keine so gewaltthätige, aber auch weniger vollkommene gebildet. Tetzels Grobheit war also der Grund einer so viel bedeutenden Umwälzung.

Es ist also eine ausgemachte, unbestreitbare Wahrheit, daß die größten Begebenheiten gewöhnlich, und wenn man recht nachforschte, vielleicht alle aus sehr geringen Ursachen entstehen. Wenn nun solche große Begebenheiten gewiß unter der Leitung der Vorsehung stehen, so ist das auch nothwendig der Fall bei den kleinsten unbedeutenden. Es ist also wahr, daß das Fallen eines Haars ein Gegenstand des göttlichen Wohlwollens ist.

Vorigen Zügen der Vorsehung will ich hier noch einen sehr merkwürdigen von anderer Art beifügen, so wie ich ihn im Straßburger Kalender vom Jahre 1808, der hinkende Böte am Rhein genannt, gefunden habe:

Die strafende Vorsehung.

Frau von Genlis hat in ihrer eben erschienenen Fortsetzung der Souvenirs de Felicie eine Geschichte mitgetheilt, welche eine auffallende Probe der strafenden Vorsehung Gottes darbietet; hier folgt sie in einer getreuen Uebersetzung:

Was fordert der Unglaubige, um an an die Vorsehung zu glauben?.... Sie solle sich zu allen Zeiten durch sichere und unläugbare Thatsachen erweisen lassen. Jeder von uns könnte diese göttliche Vorsehung erkennen, wenn er sich nur die Mühe geben wollte, über die Folgen seiner guten oder bösen Handlungen nachzudenken. Es fehlt in unsern Tagen nicht an auffallenden Thatsachen. Hier ist eine solche, die ich hier — (die Verfasserin war damals zu Bremgarten in der Schweiz) — gesammelt habe, und wovon alle Umstände merkwürdig sind.

Das Gesetz legt jedem verführten Mädchen hier die Pflicht auf, ehe es Mutter wird, eine gerichtliche Anzeige zu machen. Ist dies geschehen, so bringt man es in ein Hospital und verpflegt es mit aller Menschlichkeit. Es verläßt diesen Zufluchtsort erst sechs Wochen nachdem es niedergekommen ist; aber alsdann wird es einer fürchterlichen Beschimpfung blosgestellt: der Scharfrichter holt es bei hellem Tage ab, legt ihm einen Strohwisch auf den Kopf, und führt es, in Begleitung eines Trosses von Gassenbuben, die es mit Koth werfen und es mit gräßlichem Geschrei verfolgen, durch die Stadt. Am Thor gibt ihm der Scharfrichter — so will es das Gesetz — drei Tritte in den Hintern, und stößt es hinaus.

Es kann zwar den andern Tag wieder herein kommen und da bleiben; nach einer solchen Begegnung

langen Trauerkleid brach über ihr den Stab, ohne ein Wort zu sprechen, und warf ihn zu ihren Füßen.

Herr Honegger besuchte uns am Tage der Verurtheilung und erzählte uns alle diese Umstände. Er fügte bei, daß dieses unglückliche Schlachtopfer einer augenblicklichen Schwachheit den andern Tag würde hingerichtet werden. Da aber nie eine Hinrichtung in der Stadt geschah, auch in der Gegend kein Platz dazu bestimmt sey, so würde dem Herkommen gemäß den andern Morgen in der Frühe gelost werden, auf welchem Felde die Exekution statthaben sollte. Wir machten Alle die Bemerkung, daß es etwas sehr Auffallendes wäre, wenn das Loos den Acker des Verführes bezeichnete. Dies geschah. Herr Honegger ließ es uns den andern Tag sagen, und die feierliche und öffentliche Art, mit welcher gelost wird, erlaubt nicht den geringsten Argwohn, als habe man dabei mitgewirkt.

Also hat die Vorsehung diesen Mann an die Ufer der Reuß geführt, um ihn zum Ankläger eines Verbrechens zu machen, dessen Urheber er war. Sie wollte auch, daß der Acker des Verführers mit dem Blute seines Schlachtopfers getränkt würde, und daß künftig der Verführer der Unschuld nicht sollte seinen Acker bearbeiten oder die Früchte desselben erndten können, ohne sich an sein Verbrechen und dessen klägliche Folgen zu erinnern.

Das Volk ist überall geneigt, die Spuren der Vorsehung zu bemerken, weil es bei seinem einfacheren Leben weniger Interesse hat als wir, sie zu verkennen. Das Volk von Bremgarten wurde durch die wunderbaren Umstände dieser Begebenheit so aufgebracht, daß es nur mit großer Mühe abgehalten werden konnte, das Eigenthum des Verführers zu

verwüsten. Der Schuldige verbarg sich, und dem Rath gemäß, den ihm die Obrigkeit selbst geben ließ, verkaufte er unverzüglich seine Güter um einen Spottpreis und zog in ein anderes Land.

Es wird nicht leicht einem Leser die Bemerkung entgehen, wie mangelhaft die menschlichen Gesetze sind. Der Verführer, der Ehebrecher, wird nicht von ihnen erreicht. Den Ursächer des Kindermords lassen sie ungestraft, während die Verführte unter dem Beil ihr Leben verliert. Das Gesetz verfährt mit unerbitterlicher Strenge gegen das Schlachtopfer der Verführung, und zieht den Verführer nicht einmal zur Verantwortung. Aber der Funke der ewigen Gerechtigkeit, der im Gewissen der Menschen verborgen liegt, ersetzt zum Theil diese Mangelhaftigkeit, und verurtheilt, wo die Gesetze oft lossprechen, und spricht frei, wo diese letztere verurtheilen.

So weit die Frau von Genlis. Ich habe den Bemerkungen der vortrefflichen Frau nichts zuzusetzen, als daß in den Republiken die mangelhaften Gesetze schwerer verbessert werden können, als in einem Lande, wo nur Einer Herr ist.

Merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der Ahnungen.

Ich habe in meiner Theorie der Geisterkunde die Ahnungen in zwei Klassen getheilt: die erste enthält solche, die nicht aus einer natürlichen Disposition, das ist, aus dem entwickelten Ahnungsvermögen herkommen, sondern es sind wohlthätige Veranstaltungen der Vorsehung, entweder Jemand vor Gefahr zu warnen, oder ihn zu einer edlen That zu

bestimmen. Die zweite aber besteht in zwecklosen Ahnungen, und diese rühren aus einem mehr oder weniger entwickelten Ahnungsvermögen her. Zu welcher von beiden Klassen folgende interessante Geschichte gehöre, können meine Leser leicht errathen.

Ein gewisser, lieber, vieljähriger und im Christenthum weit geförderter Freund in den Niederlanden schrieb mir im Sommer, und theilte mir folgende Ahnung mit, die ich hier mit seinen eigenen Worten einrücken will.

„Zu dem Kapitel der guteswirkenden Ahnungen kann ich aus der Erzählung des alten R...... noch einen Beitrag liefern. Der Vater dieses frommen Mannes, der auf dem Land wohnte und ebenfalls ein christlicher Mann war, bekam einstmals, kurz nachdem er zu Bett gegangen war, einen starken innern Antrieb, wieder aufzustehen und hinaus in den Hof zu gehen. Er schämte sich, es seiner Frau zu sagen, weil er keine Ursache angeben konnte, ward aber, weil der Antrieb nicht nachließ, unruhig im Bette, so daß sie ihn fragte, was ihm fehle? Er sagte, er müsse einmal in den Garten gehen, und erdichtete eine Ursache warum? aber seine Frau suchte ihm die Grille auszureden, besonders da es eben regnete. Er wollte sich auch beruhigen, aber er konnte nicht. Ich muß hinaus, sagte er und eilte, ungeachtet der Vorstellung seiner Frau, aus dem Bette, in die Kleider, in den Hof, und nun in den Garten. Hier stand er nun im Regen, und wußte nicht, was er da machen sollte. Jetzt bekam er einen starken Trieb, ins Feld zu gehen. Er ging das ganze Feld durch, und glaubte am Ende ein Geschrei zu hören. Er horcht, geht auf die Gegend zu, woher es kam, und jetzt fällt ihm plötzlich ein, es könne wohl von einem dort neugegrabenen Steinkohlen-Bergwerk herkommen, und

diese Idee ergreift ihn mit solcher Macht, daß er nun aus allen Kräften zu laufen anfängt. Je näher er kommt, je mehr frappirt ihn das Zetergeschrei eines jungen Menschen. Diesen trifft er endlich in der größten Anstrengung an, seinen Vater vollends bis an die Mündung des Schachts heraufzuwinden. Seine Kräfte waren erschöpft, lange hatte er die Kurbel festgehalten und sich heischer geschrieen, schon war er auf dem Punkt, ganz ermattet und verzweiflungsvoll die Kurbel fahren, und dadurch seinen Vater in den Abgrund zerschmettern zu lassen, als R.... die Kurbel ergriff und den mit Todesangst ringenden Mann heraus brachte und rettete. Daß auch seine Frau, die unterdessen in großer Angst um ihren Mann gewesen, nun mit ihm die Ursache des Triebs mit Dank zu Gott erkannte, ist leicht zu denken, da beide fromme Leute waren; wie genau war die Zeit der Hülfe berechnet! — ein paar Augenblicke später wäre der Mann umgekommen."

So weit die Erzählung meines Freundes. Wer war es nun, der den guten R.... aus dem Bett hinaus trieb? gewiß war es einer von den dienstbaren Geistern, die ausgesandt sind zum Dienst derer, die die Seligkeit ererben sollen. Die schreckliche Todesangst, die der arme Bergmann in seinem Kübel, und die, welche sein Sohn in dieser ihnen gewiß ewig unvergeßlichen Nacht ausstand, war ihnen vielleicht noch nöthig, um das zu werden, wozu sie die ewige Liebe bringen wollte; und ihr Schutzengel fand vielleicht Niemand als den frommen R...., der seinem Antrieb so willig gefolgt hätte. Welch' ein rührender Auftritt muß es gewesen seyn, als der Vater aus dem Schacht, und in Sicherheit war! — wie herzlich werden alle drei Gott für seine so wunderbare Hülfe gedankt haben! —

Wenn mir Jemand sagt, die Ahnung des R.... hätte auch wohl unmittelbar von Gott herkommen können, so hab' ich auch nichts dagegen einzuwenden. Weil aber der Herr die Engel zu seinem Dienst gebraucht, so ist mir dieses wahrscheinlicher. Man will den Dienst der Engel und ihre Erscheinnungen aus der Bibel, besonders aus dem alten Testament, wegerklären, da doch solche Erfahrungen das Gegentheil beweisen. Sieht man gleich die Engel selten mehr, so hat man doch Erfahrungen genug von ihrem Daseyn und von ihrem Beistand. Der Herr sey dafür gepriesen!

In dem nämlichen Brief erzählt mein Freund noch eine authentische und merkwürdige Geschichte von Swedenburg, die meine Theorie von den Ahnungen sehr bestärkt; hier folgen wiederum seine eigene Worte:

„Von Swedenburg ist mir auch noch vieles bekannt, daß mir der alte *) Sch..... (K..... Tochtermann) erzählt hat. Dessen Schwager P. D. Sch....., welcher des Sch..... Frauen Schwester zur ersten Frau gehabt, heirathete zum zweitenmal eine Jungfer G..... Auf dieser Hochzeit fiel der Discours auf Geistererscheinungen. Alle drei Prediger B....., E..... und S..... waren gegenwärtig und disputirten gegen Sch....., der es behauptete. Endlich kam die Rede auf Swedenburg, den die Prediger als Schwärmer und Irrgeist, und seine Erzählungen als Lügen und Träumerei ohne weiters verwarfen. Meine Herren! erwiederte der Bruder der Braut, der von Amsterdam war, werden Sie

*) Alle hier vorkommenden Personen habe ich persönlich gekannt, und diese Braut nachher in der Kur gehabt.

mir glauben, wenn ich Ihnen als Augen- und Ohrenzeuge etwas von Swedenburg erzähle? — Jedermann kannte diesen Herrn S..... als einen gottesfürchtigen, wahrheitsliebenden Mann, und gestand, daß sie ihm als einem wahrhaften Zeugen glauben müßten. Ich war (fuhr er fort) im Jahr 1762, gerade an dem Tage, als der Kaiser Peter III. von Rußland starb, in einer Gesellschaft in Amsterdam, wo auch Swedenburg gegenwärtig war. Mitten im Gespräch veränderte sich seine Physiognomie, und man sah ihm an, daß seine Seele nicht mehr gegenwärtig war und daß etwas Außerordentliches mit ihm vorging. Sobald er wieder zu sich gekommen war, fragte man ihn, was jetzt vorgefallen sey? — Er wollte nicht gleich mit der Sprache heraus, sagte aber doch auf wiederholtes Anhalten endlich: Jetzt, in dieser Stunde, ist Kaiser Peter III. in seinem Gefängniß gestorben (wobei er auch die Art seines Todes anzeigte). Meine Herren belieben nur diesen Tag zu bemerken, um denselben mit der Nachricht in den öffentlichen Zeitungen, die seinen Tod ankündigen werden, vergleichen zu können; und die Zeitungen haben hernach den Tod des Kaisers, als auf den nämlichen Tag vorgefallen, angekündigt." So weit mein Freund.

Wer an der Wahrheit dieser Erzählung zweifeln kann, der muß keinen Sinn für das haben, was man historischen Glauben und seine Gründe nennt. Er muß also nichts glauben, als was er selbst sieht und hört.

Swedenburg gerieth in Entzückung, wenn er eine Nachricht aus dem Geisterreich bekam, dies ist mir von mehreren glaubwürdigen Personen, die ihn gekannt haben, gesagt worden. Diese Entzückung

war und ist immer nichts anders als magnetischer Somnambulismus, also kein Wunder, sondern eine natürliche Folge einer gewissen Disposition der Nerven und der darinnen wirkenden Lebensgeister oder des ätherischen Lebensstoffs. Er wurde also auch jetzt Somnambul, indem ihm ein Wesen aus der andern Welt den Tod des Kaisers von Rußland anzeigen wollte. Zu welchem Zweck, das können wir nicht wissen. Bei dieser Art Ahnungen findet man aber gar oft, daß sie durchaus, so viel wir in unserer Lage urtheilen können, zwecklos sind. Diese Swedenburgische Ahnung, so wie seine mehrsten, gehören also zur zweiten Klasse, das ist: zu denen, die aus dem entwickelten Ahnungsvermögen, welches eine Art von Nervenkrankheit ist, herrühren. Hätte Swedenburg, der sonst ein sehr gründlicher Philosoph und erleuchteter Christ war, das gewußt, so würde er sich dem Geisterreich entzogen, und dafür gesorgt haben, daß seine Natur eine andere Richtung bekommen hätte. Denn alle dergleichen Sachen sind gegen die Ordnung Gottes und verbotene Wahrsagerei, so heilig sie auch scheinen mögen.

Ich bin mit einem sehr vornehmen russischen Herrn bekannt, der ein ansehnliches Amt bekleidet, dabei aber ein hocherleuchteter Christ, und überhaupt ein vortrefflicher Mann ist. Dieser erzählte mir, daß er den russischen Gesandten, der zu Swedenburgs Zeiten viele Jahre in Stockholm gewesen, wohl gekannt und vertrauten Umgang mit ihm gepflogen habe. Dieser Gesandte war oft mit Swedenburg zusammen gekommen, hatte ihn oft in seinen Entzückungen gesehen, und wunderbare Dinge von ihm erfahren. Die allgemein bekannte Geschichte, wie Swedenburg einer gewissen Wittwe zu ihrer Quittung

verhilft und wobei man ihn einer Betrügerei beschuldigt, verhält sich folgendergestalt eigentlich und nach der strengen Wahrheit: In Stockholm kaufte ein angesehener Mann von einem andern ein Landgut, bezahlte es, und empfing die Quittung. Bald nachher starb der Käufer, und nicht lange darauf forderte der Verkäufer von der Wittwe die Bezahlung des Guts, mit dem Bedrohen, daß er sonst das Gut wieder an sich ziehen würde. Die Wittwe erschrak, sie wußte, daß ihr Mann das Gut bezahlt hatte, und suchte die Quittung, die sie aber nirgends finden konnte; dadurch stieg ihre Angst auf's höchste, und da ihr verstorbener Mann mit dem russischen Gesandten freundschaftlich bekannt gewesen war, so nahm sie ihre Zuflucht zu ihm.

Der Gesandte wußte aus Erfahrung, was Swedenburg zuweilen in solchen Fällen geleistet hatte, und da die Wittwe nicht bekannt mit ihm war, so übernahm der Gesandte die Besorgung der Sache. Bei erster Gelegenheit sprach er mit Swedenburg darüber, und empfahl ihm die Sache der Wittwe. Nach einigen Tagen kam Swedenburg zum Gesandten und trug ihm auf, der Wittwe zu sagen: daß in der und der Nacht ihr ihr Mann um 12 Uhr erscheinen und ihr sagen würde, wo die Quittung läge. So fürchterlich dies der Wittwe vorkam, so mußte sie sich doch darein schicken, weil sie die nochmalige Bezahlung des Guts arm gemacht haben würde, oder sie vielleicht gar nicht würde haben leisten können. Sie ergab sich also in ihr Schicksal, blieb am Abend der bestimmten Nacht auf, und behielt eine Kammerjungfer bei sich, die aber bald zu schlafen anfing, und mit aller Mühe nicht wachend erhalten werden konnte. Um 12 Uhr er-

schien der Verstorbene; er sah ernst und gleichsam verdrießlich aus, und zeigte dann der Wittwe den Ort an, wo die Quittung läge, nämlich in einem gewissen Haus, in einem kleinen Wandschrank, der schwer zu bemerken sey. Dann verschwand er. Die Wittwe begab sich des Morgens an den bestimmten Ort und fand die Quittung.

Mir sind noch mehrere zuverläßige Anekdoten von Swedenburg bekannt, die ich aber auf eine andere Gelegenheit versparen will.

Es ist doch wahrlich sonderbar, daß die Geistererscheinungen, Ahnungen u. dgl. den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit sind. Auch wahre Christen nehmen mir übel, daß ich darüber geschrieben und eine Erklärung dieser dunkeln Sache gewagt habe, und warum? — ich wüßte keine wichtigere Materie, und keine, die ein größeres Interesse für die Menschheit hat: denn sie setzt die Unsterblichkeit der Seelen, Belohnungen und Strafen nach dem Tod außer allen Zweifel, und das ist es ja eben, was man heut zu Tage nicht mehr gelten lassen will. Mit der Zeit wird mich die Wahrheit rechtfertigen.

Einige Bemerkungen über die äußere menschliche Gestalt Christi.

Obwohl wenig darauf ankommt, zu wissen, wie unser Herr in den Tagen seiner sterblichen Menschheit auf Erden ausgesehen habe: denn wenn es uns nützlich gewesen wäre, so hätte Er selbst, oder doch einer seiner Jünger dafür gesorgt, daß wir ein ähnliches Portrait von Ihm bekommen hätten, so ist es doch verzeihlich und angenehm, auch etwas davon zu

wissen oder zu vermuthen. Niemand hat sich wohl mehrere Mühe gegeben, ein entsprechendes Ideal von der Physiognomie des Erlösers ausfindig zu machen, als unser seliger Lavater, und es ist der Mühe werth, das zu lesen, was er in seiner großen Physiognomik, besonders am Ende des vierten Bandes, darüber gesammelt und gesagt hat. Hier hat er auch zwei uralte Zeugnisse mitgetheilt, die freilich zweifelhaft sind, doch aber eine solche Beschreibung von unserm Herrn machen, daß man sie wieder für wahrscheinlich halten muß. Das Erste von einem gewissen Römer, Namens Lentulus, der zu Christi Zeiten in Jerusalem gewesen und Folgendes an Jemand nach Rom geschrieben haben soll, lautet folgendergestalt:

„Es hat sich bei uns hervorgethan, und lebt noch „ein Mensch von vielen Tugenden, den man Jesus „nennt, welcher von vielen Menschen ein Prophet „der Wahrheit, von seinen Jüngern aber ein Sohn „Gottes genannt wird. Dieser erweckt die Todten „und heilet die Kranken; er ist ansehnlich und lang „von Statur, und von solchem Ansehen, daß Ihn „Jedermann liebet und fürchtet; Er hat bräunliche „Haare, wie die Farbe einer reifen Haselnuß, oben „glatt und dunkel, doch unten zu etwas kraus und „heller um die Schultern; auf dem Haupt getheilt, „nach Art der Nazarener; eine freie Stirn und munteres Angesicht, ohne Runzeln und Flecken, mit einer „mäßigen Röthe gezieret; Nase und Mund sind ohne „Tadel. Er ist eines aufrichtigen und beständigen „Gesichts, von großen, klaren Augen, entsetzlich, wenn „er bestraft; liebreich und sanftmüthig, wenn er ermahnet, fröhlich, doch mit einem anständigen Ernst; „man hat ihn niemals lachen, wohl aber zum öftern

„weinen gesehen; er spricht wenig, aber Alles mit
„Ansehen; seine Gestalt ist vortrefflich vor andern
„Menschen." So weit Lentulus.

Wenn man diese Beschreibung mit unbefangenem,
vorurtheilsfreien Gemüth liest, so fühlt man, daß
Wahrheit zum Grund liegen muß. Wer eine Phy-
siognomie erdichtet, der spricht so nicht, und dann ist
auch das Ganze des Mensch gewordenen Sohns Got-
tes und des Erlösers würdig.

Das zweite Zeugniß ist noch bestimmter, und vor-
züglich merkwürdig:

Vor ungefähr fünfhundert Jahren lebte in Con-
stantinopel ein Mönch, Namens Nicephorus
Callistus, welcher eine Kirchengeschichte von Christi
Geburt an bis auf seine Zeit geschrieben hat; diese
Geschichte soll aber keinen sonderlichen Werth haben;
in derselben beschreibt er nun auch die Person des
Erlösers, so wie ich es aus dem Lateinischen in's
Deutsche übersetzt habe, folgendergestalt:

„Nach alten Beschreibungen war die Gestalt Christi
„folgendermaßen beschaffen: Sein Körper war schön
„gebildet und über sieben Spannen lang. Sein
„Haar war etwas gelblich, nicht sonderlich dicht und
„gegen unten etwas kraus gelockt, die Augbraunen
„waren schwarz, nicht sonderlich gebogen, mit einem
„mäßigen Raum zwischen beiden. Die Augen waren
„etwas röthlich, nicht blödsichtig, sie hatten nichts
„Ungestaltetes und irrten nicht unbeständig umher.
„Der Stern war hellblau. Die Nase stand gerade
„aufwärts. Der Bart war gelblich, aber nicht stark
„und groß. Das Haupthaar aber war lang, weil
„es nie durch eines Menschen Hand abgeschnitten
„worden. Der Kopf war etwas vorwärts gebogen,
„daß er nie ganz gerade aufrecht ging. Sein An-

„gesicht war nicht völlig rund, sondern etwas läng-
„licht, sowie das Gesicht seiner Mutter, der er über-
„haupt sehr ähnlich war. Seine Gesichtsfarbe war
„gelblich, wie reife Waizenkörner, mit etwas Röthe
„vermischt. Sein Ansehen zeigte Verstand, ernste und
„ruhige Sitten, und war des Zorns ganz unfähig."
So weit Nicephorus.

Auch diese Beschreibung, die der ersten in nichts
widerspricht, sieht glaubwürdig aus. Die gelbliche,
mit Röthe vermischte Farbe des Gesichts ist orienta-
lisch und in Palästina allgemein.

Liebenswürdig, schön und wahrscheinlich ist auch
diese Beschreibung; wäre sie eine Geburt der Phan-
tasie, so würde sie anders herausgekommen seyn; bei
dem allem aber kann man sich doch noch keine deut-
liche Vorstellung von dem Angesicht Christi machen,
und wir müssen wohl damit warten, bis wir Ihn sehen.

So viel ist gewiß, daß diejenigen, welche durch
die Apostel bekehrt wurden, sich auch nach der äußern
Gestalt Christi werden erkundigt haben; und so kann
es wohl seyn, daß sich hin und wieder in alten Ar-
chiven, Briefen und Handschriften Beschreibungen
fanden, welche Nicephorus benutzt hat.

Wenn man diese Sache recht überlegt, so findet
man bald, warum die göttliche Weisheit nicht ver-
anstaltete, daß man ein ähnliches Bild von dem
Allgeliebten erhalten hat; welche Abgötterei hat man
schon mit den unähnlichen getrieben, was würde
man vollends gethan haben, wenn sich ein wohlge-
troffenes Porträt von Ihm gefunden hätte! — Wir
wollen also lieber suchen, selbst in sein Bild verge-
staltet zu werden. Indessen finde ich auch gar nichts Uebels
in dem Wunsch, seine menschliche Bildung zu kennen.

Bei dieser Veranlassung muß ich doch einen Traum

erzählen, den ich vor etwa einem Jahr gehabt habe: Meine sehr lebhafte Phantasie, die ich den Tag über in den Schranken halte, pflegt sich dann des Nachts dafür an mir zu rächen, so daß ich jede Nacht unbedeutende Träume habe, in welchen allerhand Spiele der Einbildungskraft durch einander laufen. Drei oder vier Träume habe ich aber in meinem Leben gehabt, die ich nie vergesse; der oben gedachte war der letzte.

Es kam mir vor, als befände ich mich in einem bedeckten Gang, der den Kreuzgängen in alten Klöstern glich; zur Rechten standen Säulen und zur Linken eine Wand mit Fenstern. Es war Dämmerung, doch so, daß ich noch Alles genau sehen und erkennen konnte; indem ich so fortwandelte, bemerkte ich zur Linken ein offenes Fenster, und in demselben ein Frauenzimmer von mittlerer Größe, nicht schlank und nicht mager, in einem reinlichen, netten, aber nicht vornehmen Anzug. Ihr Angesicht war ausnehmend angenehm und der Ausdruck des liebenswürdigsten Charakters. Sobald sie mich sah, sagte sie mit Freundlichkeit: Willst du nicht meinen Sohn sehen? — Ich antwortete: Wer ist dein Sohn? — Sie versetzte: Jesus! — Mit freudigem Erstaunen erwiederte ich: Du bist also Maria? Sie sagte: Ja! Nun fragte ich ferner: Wo ist denn der Herr? Sie antwortete: Gehe nur weiter fort, dort wirst du ihn finden. Ich ging mit unbeschreiblichen Empfindungen vorwärts und kam am Ende des Gangs an eine Thür, die ich mit klopfendem Herzen öffnete; ich fand da ein großes und hohes, etwas dunkeles Zimmer, und in demselben einen Tisch, vor welchem wieder eine Frau stand, die der Maria ziemlich ähnlich, eben

so gekleidet war und sich mit etwas beschäftigte. Beide Frauen schienen mir in einem Alter von 46 bis 48 Jahren zu seyn. Ich fragte sie: Wer sie sey? Sie antwortete: Die Mutter des Apostels Johannis. Ich fragte ferner: Wo ist der Herr? — Sie wies auf eine Seitenthür mir zur Linken, und sagte freundlich: Gehe da hinein! — Ich weiß nicht, wie mir war, als ich die Thür öffnete und hineintrat; Er saß auf einem Stuhl an einem Tisch, mit der rechten Seite gegen diesen Tisch gekehrt, auf welchem sein rechter Arm ruhte, und mit der linken Seite gegen mich gewendet; seine linke Hand ruhte auf dem Knie. Er war so gekleidet, wie man Ihn gewöhnlich abzumalen pflegt, und die Farbe seines Kleids war dunkel. Sein Haupt war unbedeckt; von Statur schien Er mir ziemlich lang, und mehr mager als fett zu seyn; Seine Augbraunen kamen mir auch dunkel vor, aber sie waren schön gebogen; in diesem Stück kamen sie nicht mit der Beschreibung des Nicephorus überein. Sein Blick auf mich war ernst und freundlich, ich nahte mich Ihm und küßte seine auf dem Knie liegende Hand. Wachend und in der Wirklichkeit wäre ich auf mein Angesicht niedergefallen und hätte ihn angebetet, im Traum aber geschah das nicht, sondern ich stand vor Ihm und sprach mit Ihm; mir war unaussprechlich zu Muth. Ich hatte Vorgefühle der Seligkeit, ich hätte Ihn küssen und umarmen können, allein die Ehrfurcht erlaubte es nicht. Indessen weiß ich nicht, was noch geschehen wäre, wenn mein Traum nicht plötzlich aufgehört hätte. Seine Physiognomie ist mir noch immer gegenwärtig, aber sonderbar ist es, daß ich des Morgens bei dem Erwachen mich auf kein ein-iges [illegible] hr besinnen konnte, was Er mit mir

und ich mit Ihm gesprochen hatte, da mir doch jedes Wort der Gespräche mit den Frauen tief in's Gedächtniß eingedrückt ist.

Unter den unzählbaren Gemälden, Statuen, Bildern, Crucifixen, Basreliefs und Kupferstichen, die ich von Christo und seiner Mutter in meinem Leben gesehen habe, ist auch kein Einziges Stück, das nur einer von beiden Personen, so wie ich sie im Traum sahe, nur von Ferne ähnlich wäre. Doch, indem ich dieses schreibe, fällt mir ein alter Kupferstich ein, den ich vor fünf und dreißig Jahren von einem Freund in Elberfeld bekam, und der damals starken Eindruck auf mich machte, der mir aber nachher wieder aus dem Sinn kam, indem mir so viele andere Bildnisse des Herrn zu Gesicht kamen, daß ich diesen vergaß. Dieser alte Kupferstich ist englisch, und von einem Gemälde genommen, das in der Bodleian-Bibliothek zu Oxford in England aufbewahrt wird. Dieser Kupferstich ist dem Angesicht des Herrn, so wie ich Ihn im Traum sahe, vollkommen ähnlich. Im Augenblick, so wie mir dies Bild einfiel, stand ich auf, suchte und fand es unter den alten Papieren, Kupferstichen und Zeichnungen, die ich nach und nach gesammelt habe.

Es wäre eine unerlaubte Anmaßung von mir, wenn ich diesen Traum für etwas mehr als einen Traum halten wollte; indessen der tiefe und wohlthätige, meine Heiligung befördernde Eindruck, und ein verborgenes, inneres und angenehmes Gefühl der Wahrheit macht mich doch fast glauben, daß mein Traumbild von dem Herrn ähnlich mag gewesen seyn. Doch dem sey, wie ihm wolle, genug, es war ein höchst angenehmer Traum.

Wenn meine Vorstellung von der Person Christi

richtig ist, so fallen alle die überspannten Ideale vom höchsten Grad männlicher Schönheit weg; aber Er ist und bleibt doch, so wie ich Ihn sahe, ein hübscher, regelmäßig gebildeter, jüdischer Mann, aus dessen Blicken und Mienen sich eine verborgene Majestät entwickelt, die einen zum Anbeten hinreißt, wenn man Ihn aufmerksam beobachtet; zugleich aber möchte man Ihm auch um den Hals fallen und Ihn an's Herz drücken. Die Beschreibungen des Lentulus und des Nicephorus passen auch recht gut zu meinem Traum.

Wenn die menschliche Gestalt des Erlösers, so wie ich sie sahe, wahr ist, welches ich nun dahin gestellt seyn lasse, und ich denke mir sie nun jetzt in ihrer göttlichen Verklärung. — Gott! welche Majestät! — und dieser Verklärte — Gott, Regent aller Welten, — unser Erlöser und unser Bruder — Wer kann sich das Alles vorstellen und nicht in Anbetung hinsinken? — Gelobt seyst Du, der war, der ist und der nun bald kommt. Amen! Hallelujah!

Darf man für Verstorbene beten?

Die Symbolen beider protestantischen Kirchen sagen geradezu Nein! und zwar darum, weil sie feststellen, daß im Tod das unendliche Schicksal des Menschen unwiderruflich bestimmt werde. Diesem widerspricht aber der Glaube der ganzen christlichen Kirche, von der Apostel Zeiten an bis auf die Reformation, die Vernunft und die Erfahrung. Die Bibel entscheidet hierüber nicht; doch gibt sie Winke über die Fortsetzung der [illegible] el [illegible]
Tod, und wenn diese statth[illegible]

ten für Verstorbene nicht vergebens; in keinem Fall aber kann es schaden.

In einer namhaften Stadt, in welcher ich wohnte, lebte ein Bürger, der ein äußerst roher Weltmann war und kein Gefühl für irgend etwas Schönes und Gutes in der Welt hatte, außer Geld und Gütern; diese zu erwerben war sein höchstes Bestreben, um Gott und Religion bekümmerte er sich, die äußeren kirchlichen Ceremonien ausgenommen, ganz und gar nicht. Dieser Mann hatte einen Sohn, der gerade das Gegentheil von seinem Vater war: er war gebildet, von Herzen fromm, er hatte Sinn für alles Schöne und Gute, seinen Vater rührte nichts, und ihn Alles, und wenn es ihm in seines Vaters Haus zu eng wurde, so kam er zu mir und leerte sein Herz aus. Da er nun in den Jahren war, daß er mit Anstand heirathen konnte, so bestimmte ihm sein Vater eine Frau, welche Geld hatte, und deren Vater eben so dachte, wie er; auf meinen jungen Freund kam es gar nicht an, ob er das Mädchen würde lieben können oder nicht, davon war ja keine Rede; genug! sie war reich, und von eben den Gesinnungen, wie ihre Eltern und ihr künftiger Schwiegervater. Mein Freund gehorchte: er heirathete, und war nun der Sclave einer ungefühligen Frau und geldgieriger Eltern.

Der junge Mann gab sich alle ersinnliche Mühe, seiner Frau christliche Gesinnungen einzuflößen; er behandelte sie äußerst sanft und liebevoll und kam ihr in allen billigen Wünschen zuvor, aber er bemerkte keine Veränderung, sie blieb ein kaltes, unempfindliches Geschöpf.

So lebte dieses Ehepaar zwei Jahre mit einander, dann bekam die Frau ein hitziges

starb, ohne daß ihr Mann auch nur die geringste Veränderung, oder irgend ein Verlangen nach ihrem ewigen Heil bei ihr bemerkt hätte. Dies bekümmerte ihn tief, und es entstand in seiner Seele ein unaufhörliches Flehen um die Seligkeit seiner Frau; ob das den Symbolen seiner Kirche gemäß sey, daran dachte er nicht, genug! er folgte seinem innern Trieb und setzte dies innere Gebet ein Jahr fort. An dem nämlichen Tag, als seine Frau vor'm Jahr gestorben war, wurde der Drang, für sie zu beten, noch stärker; er stand des Morgens früh auf, ging in einen entfernten dunkeln Wald, betete in demselben den ganzen Tag mit unbeschreiblichem Ernst, und kehrte den Abend ganz beruhigt wieder nach Haus zurück.

Des andern Morgens ging er zu seinem Vater, um nach seinem Kind zu sehen: denn seine Frau hatte ihm eins hinterlassen, welches ungefähr ein Jahr alt war, dies hatte der Großvater zu sich genommen, weil er Leute hatte, die es verpflegen konnten, woran es seinem Sohn mangelte.

So wie ihn der Vater sahe, sagte er mit einer ungewöhnlichen Theilnahme: „Hör' du! deine Frau ist gestern Abend bei mir gewesen.“ Der Sohn entsetzte sich und rief: Wie! — Vater! — meine Frau? — Nicht anders! fuhr der Alte fort: denn als ich gestern Abend um zehn Uhr auf meine Schlafkammer kam, mich ausgezogen in's Bett gelegt hatte, noch darinnen saß und das Licht ausgelöscht hatte, so kam die leibhafte Gestalt deiner Frau zur Thür herein, sie ging an die Wiege deines Kindes, welches darinnen schlief, und bückte sich eine Weile darüber her, dann wurde sie ganz hell, so daß sie leuchtete, und nun schwebte sie wieder fort. Den guten jungen

Wittwer freute diese Erscheinung ungemein, er wurde dadurch ganz beruhigt, sein Vater aber verwunderte sich, und das war auch Alles, er blieb, was er war, ein unempfindlicher Weltmann. Wiederum ein Beweis, daß Geistererscheinungen wenige oder gar keine Wirkung auf die Besserung oder Bekehrung der Menschen thun.

Daß diese Erscheinung kein Werk der Phantasie war, davon ist der Menschenkenner überzeugt; denn dieser alte Mann war einer solchen Täuschung nicht fähig.

Eine Parabel.

Ein großer und mächtiger König in den Morgenländern beschloß, seinem einzigen sehr geliebten Sohn die Regierung zu übertragen; um ihn aber dazu geschickt zu machen und wohl vorzubereiten, sollte der Prinz das ganze Reich durchreisen und überall wohl beobachten, wie die hohen und niedern Beamten ihre Aemter verwalteten; besonders aber war es dem König und dem Kronprinzen um die Rettung der Stadt Adama zu thun, deren Einwohner ursprünglich aus der königlichen Familie abstammten, aber schon seit langer Zeit unter einem tyrannischen Fürsten standen, dem sie gehorchten und ihrem rechtmäßigen Herrn und König abtrünnig geworden waren. Nach dieser Stadt also reiste er zuerst, und damit er kein Aufsehen machen und sich auch jeder in seinem gewohnten Wirkungskreis zeigen möchte, so wählte er das Incognito, und kam ganz allein, ohne irgend einen Bedienten, als Handwerksgesell gekleidet, in der Stadt Adama an; er kehrte dort bei armen,

„gesicht war nicht völlig rund, sondern etwas läng-
„licht, sowie das Gesicht seiner Mutter, der er über-
„haupt sehr ähnlich war. Seine Gesichtsfarbe war
„gelblich, wie reife Waizenkörner, mit etwas Röthe
„vermischt. Sein Ansehen zeigte Verstand, ernste und
„ruhige Sitten, und war des Zorns ganz unfähig."
So weit Nicephorus.

Auch diese Beschreibung, die der ersten in nichts widerspricht, sieht glaubwürdig aus. Die gelbliche, mit Röthe vermischte Farbe des Gesichts ist orientalisch und in Palästina allgemein.

Liebenswürdig, schön und wahrscheinlich ist auch diese Beschreibung; wäre sie eine Geburt der Phantasie, so würde sie anders herausgekommen seyn; bei dem allem aber kann man sich doch noch keine deutliche Vorstellung von dem Angesicht Christi machen, und wir müssen wohl damit warten, bis wir Ihn sehen.

So viel ist gewiß, daß diejenigen, welche durch die Apostel bekehrt wurden, sich auch nach der äußern Gestalt Christi werden erkundigt haben; und so kann es wohl seyn, daß sich hin und wieder in alten Archiven, Briefen und Handschriften Beschreibungen fanden, welche Nicephorus benutzt hat.

Wenn man diese Sache recht überlegt, so findet man bald, warum die göttliche Weisheit nicht veranstaltete, daß man ein ähnliches Bild von dem Allgeliebten erhalten hat; welche Abgötterei hat man schon mit den unähnlichen getrieben, was würde man vollends gethan haben, wenn sich ein wohlgetroffenes Porträt von Ihm gefunden hätte! — Wir wollen also lieber suchen, selbst in sein Bild vergestaltet zu werden. Indessen finde ich auch gar nichts Uebels in dem Wunsch, seine menschliche Bildung zu kennen.

Bei dieser Veranlassung muß ich doch einen Traum

erzählen, den ich vor etwa einem Jahr gehabt habe: Meine sehr lebhafte Phantasie, die ich den Tag über in den Schranken halte, pflegt sich dann des Nachts dafür an mir zu rächen, so daß ich jede Nacht unbedeutende Träume habe, in welchen allerhand Spiele der Einbildungskraft durch einander laufen. Drei oder vier Träume habe ich aber in meinem Leben gehabt, die ich nie vergesse; der oben gedachte war der letzte.

Es kam mir vor, als befände ich mich in einem bedeckten Gang, der den Kreuzgängen in alten Klöstern glich; zur Rechten standen Säulen und zur Linken eine Wand mit Fenstern. Es war Dämmerung, doch so, daß ich noch Alles genau sehen und erkennen konnte; indem ich so fortwandelte, bemerkte ich zur Linken ein offenes Fenster, und in demselben ein Frauenzimmer von mittlerer Größe, nicht schlank und nicht mager, in einem reinlichen, netten, aber nicht vornehmen Anzug. Ihr Angesicht war ausnehmend angenehm und der Ausdruck des liebenswürdigsten Charakters. Sobald sie mich sah, sagte sie mit Freundlichkeit: Willst du nicht meinen Sohn sehen? — Ich antwortete: Wer ist dein Sohn? — Sie versetzte: Jesus! — Mit freudigem Erstaunen erwiederte ich: Du bist also Maria? Sie sagte: Ja! Nun fragte ich ferner: Wo ist denn der Herr? Sie antwortete: Gehe nur weiter fort, dort wirst du ihn finden. Ich ging mit unbeschreiblichen Empfindungen vorwärts und kam am Ende des Gangs an eine Thür, die ich mit klopfendem Herzen öffnete; ich fand da ein großes und hohes, etwas dunkeles Zimmer, und in demselben einen Tisch, vor welchem wieder eine Frau stand, die der Maria ziemlich ähnlich, eben

so gekleidet war und sich mit etwas beschäftigte. Beide Frauen schienen mir in einem Alter von 46 bis 48 Jahren zu seyn. Ich fragte sie: Wer sie sey? Sie antwortete: Die Mutter des Apostels Johannis. Ich fragte ferner: Wo ist der Herr? — Sie wies auf eine Seitenthür mir zur Linken, und sagte freundlich: Gehe da hinein! — Ich weiß nicht, wie mir war, als ich die Thür öffnete und hineintrat; Er saß auf einem Stuhl an einem Tisch, mit der rechten Seite gegen diesen Tisch gekehrt, auf welchem sein rechter Arm ruhte, und mit der linken Seite gegen mich gewendet; seine linke Hand ruhte auf dem Knie. Er war so gekleidet, wie man Ihn gewöhnlich abzumalen pflegt, und die Farbe seines Kleids war dunkel. Sein Haupt war unbedeckt; von Statur schien Er mir ziemlich lang, und mehr mager als fett zu seyn; Seine Augbraunen kamen mir auch dunkel vor, aber sie waren schön gebogen; in diesem Stück kamen sie nicht mit der Beschreibung des Nicephorus überein. Sein Blick auf mich war ernst und freundlich, ich nahte mich Ihm und küßte seine auf dem Knie liegende Hand. Wachend und in der Wirklichkeit wäre ich auf mein Angesicht niedergefallen und hätte ihn angebetet, im Traum aber geschah das nicht, sondern ich stand vor Ihm und sprach mit Ihm; mir war unaussprechlich zu Muth. Ich hatte Vorgefühle der Seligkeit, ich hätte Ihn küssen und umarmen können, allein die Ehrfurcht erlaubte es nicht. Indessen weiß ich nicht, was noch geschehen wäre, wenn mein Traum nicht plötzlich aufgehört hätte. Seine Physiognomie ist mir noch immer gegenwärtig, aber sonderbar ist es, daß ich des Morgens bei dem Erwachen mich auf kein einziges Wort mehr besinnen konnte, was Er mit mir

und ich mit Ihm gesprochen hatte, da mir doch jedes Wort der Gespräche mit den Frauen tief in's Gedächtniß eingedrückt ist.

Unter den unzählbaren Gemälden, Statuen, Bildern, Crucifixen, Basreliefs und Kupferstichen, die ich von Christo und seiner Mutter in meinem Leben gesehen habe, ist auch kein Einziges Stück, das nur einer von beiden Personen, so wie ich sie im Traum sahe, nur von Ferne ähnlich wäre. Doch, indem ich dieses schreibe, fällt mir ein alter Kupferstich ein, den ich vor fünf und dreißig Jahren von einem Freund in Elberfeld bekam, und der damals starken Eindruck auf mich machte, der mir aber nachher wieder aus dem Sinn kam, indem mir so viele andere Bildnisse des Herrn zu Gesicht kamen, daß ich diesen vergaß. Dieser alte Kupferstich ist englisch, und von einem Gemälde genommen, das in der Bodleian-Bibliothek zu Oxford in England aufbewahrt wird. Dieser Kupferstich ist dem Angesicht des Herrn, so wie ich Ihn im Traum sahe, vollkommen ähnlich. Im Augenblick, so wie mir dies Bild einfiel, stand ich auf, suchte und fand es unter den alten Papieren, Kupferstichen und Zeichnungen, die ich nach und nach gesammelt habe.

Es wäre eine unerlaubte Anmaßung von mir, wenn ich diesen Traum für etwas mehr als einen Traum halten wollte; indessen der tiefe und wohlthätige, meine Heiligung befördernde Eindruck, und ein verborgenes, inneres und angenehmes Gefühl der Wahrheit macht mich doch fast glauben, daß mein Traumbild von dem Herrn ähnlich mag gewesen seyn. Doch dem sey, wie ihm wolle, genug, es war ein höchst angenehmer Traum.

Wenn meine Vorstellung von der Person Christi

richtig ist, so fallen alle die überspannten Ideale vom höchsten Grad männlicher Schönheit weg; aber Er ist und bleibt doch, so wie ich Ihn sahe, ein hübscher, regelmäßig gebildeter, jüdischer Mann, aus dessen Blicken und Mienen sich eine verborgene Majestät entwickelt, die einen zum Anbeten hinreißt, wenn man Ihn aufmerksam beobachtet; zugleich aber möchte man Ihm auch um den Hals fallen und Ihn an's Herz drücken. Die Beschreibungen des Lentulus und des Nicephorus passen auch recht gut zu meinem Traum.

Wenn die menschliche Gestalt des Erlösers, so wie ich sie sahe, wahr ist, welches ich nun dahin gestellt seyn lasse, und ich denke mir sie nun jetzt in ihrer göttlichen Verklärung. — Gott! welche Majestät! — und dieser Verklärte — Gott, Regent aller Welten, — unser Erlöser und unser Bruder — Wer kann sich das Alles vorstellen und nicht in Anbetung hinsinken? — Gelobt seyst Du, der war, der ist und der nun bald kommt. Amen! Hallelujah!

Darf man für Verstorbene beten?

Die Symbolen beider protestantischen Kirchen sagen geradezu Nein! und zwar darum, weil sie feststellen, daß im Tod das unendliche Schicksal des Menschen unwiderruflich bestimmt werde. Diesem widerspricht aber der Glaube der ganzen christlichen Kirche, von der Apostel Zeiten an bis auf die Reformation, die Vernunft und die Erfahrung. Die Bibel entscheidet hierüber nicht; doch gibt sie Winke über die Fortsetzung der Seelenreinigung nach dem Tod, und wenn diese stattfindet, so ist auch das Be-

ten für Verstorbene nicht vergebens; in keinem Fall aber kann es schaden.

In einer namhaften Stadt, in welcher ich wohnte, lebte ein Bürger, der ein äußerst roher Weltmann war und kein Gefühl für irgend etwas Schönes und Gutes in der Welt hatte, außer Geld und Gütern; diese zu erwerben war sein höchstes Bestreben, um Gott und Religion bekümmerte er sich, die äußeren kirchlichen Ceremonien ausgenommen, ganz und gar nicht. Dieser Mann hatte einen Sohn, der gerade das Gegentheil von seinem Vater war: er war gebildet, von Herzen fromm, er hatte Sinn für alles Schöne und Gute, seinen Vater rührte nichts, und ihn Alles, und wenn es ihm in seines Vaters Haus zu eng wurde, so kam er zu mir und leerte sein Herz aus. Da er nun in den Jahren war, daß er mit Anstand heirathen konnte, so bestimmte ihm sein Vater eine Frau, welche Geld hatte, und deren Vater eben so dachte, wie er; auf meinen jungen Freund kam es gar nicht an, ob er das Mädchen würde lieben können oder nicht, davon war ja keine Rede; genug! sie war reich, und von eben den Gesinnungen, wie ihre Eltern und ihr künftiger Schwiegervater. Mein Freund gehorchte: er heirathete, und war nun der Sclave einer ungefühligen Frau und geldgieriger Eltern.

Der junge Mann gab sich alle ersinnliche Mühe, seiner Frau christliche Gesinnungen einzuflößen; er behandelte sie äußerst sanft und liebevoll und kam ihr in allen billigen Wünschen zuvor, aber er bemerkte keine Veränderung, sie blieb ein kaltes, unempfindliches Geschöpf.

So lebte dieses Ehepaar zwei Jahre mit einander, dann bekam die Frau ein hitziges Fieber und

starb, ohne daß ihr Mann auch nur die geringste Veränderung, oder irgend ein Verlangen nach ihrem ewigen Heil bei ihr bemerkt hätte. Dies bekümmerte ihn tief, und es entstand in seiner Seele ein unaufhörliches Flehen um die Seligkeit seiner Frau; ob das den Symbolen seiner Kirche gemäß sey, daran dachte er nicht, genug! er folgte seinem innern Trieb und setzte dies innere Gebet ein Jahr fort. An dem nämlichen Tag, als seine Frau vor'm Jahr gestorben war, wurde der Drang, für sie zu beten, noch stärker; er stand des Morgens früh auf, ging in einen entfernten dunkeln Wald, betete in demselben den ganzen Tag mit unbeschreiblichem Ernst, und kehrte den Abend ganz beruhigt wieder nach Haus zurück.

Des andern Morgens ging er zu seinem Vater, um nach seinem Kind zu sehen: denn seine Frau hatte ihm eins hinterlassen, welches ungefähr ein Jahr alt war, dies hatte der Großvater zu sich genommen, weil er Leute hatte, die es verpflegen konnten, woran es seinem Sohn mangelte.

So wie ihn der Vater sahe, sagte er mit einer ungewöhnlichen Theilnahme: „Hör' du! deine Frau ist gestern Abend bei mir gewesen." Der Sohn entsetzte sich und rief: Wie! — Vater! — meine Frau? — Nicht anders! fuhr der Alte fort: denn als ich gestern Abend um zehn Uhr auf meine Schlafkammer kam, mich ausgezogen in's Bett gelegt hatte, noch darinnen saß und das Licht ausgelöscht hatte, so kam die leibhafte Gestalt deiner Frau zur Thür herein, sie ging an die Wiege deines Kindes, welches darinnen schlief, und bückte sich eine Weile darüber her, dann wurde sie ganz hell, so daß sie leuchtete, und nun schwebte sie wieder fort. Den guten jungen

Wittwer freute diese Erscheinung ungemein, er wurde dadurch ganz beruhigt, sein Vater aber verwunderte sich, und das war auch Alles, er blieb, was er war, ein unempfindlicher Weltmann. Wiederum ein Beweis, daß Geistererscheinungen wenige oder gar keine Wirkung auf die Besserung oder Bekehrung der Menschen thun.

Daß diese Erscheinung kein Werk der Phantasie war, davon ist der Menschenkenner überzeugt; denn dieser alte Mann war einer solchen Täuschung nicht fähig.

Eine Parabel.

Ein großer und mächtiger König in den Morgenländern beschloß, seinem einzigen sehr geliebten Sohn die Regierung zu übertragen; um ihn aber dazu geschickt zu machen und wohl vorzubereiten, sollte der Prinz das ganze Reich durchreisen und überall wohl beobachten, wie die hohen und niedern Beamten ihre Aemter verwalteten; besonders aber war es dem König und dem Kronprinzen um die Rettung der Stadt Adama zu thun, deren Einwohner ursprünglich aus der königlichen Familie abstammten, aber schon seit langer Zeit unter einem tyrannischen Fürsten standen, dem sie gehorchten und ihrem rechtmäßigen Herrn und König abtrünnig geworden waren. Nach dieser Stadt also reiste er zuerst, und damit er kein Aufsehen machen und sich auch jeder in seinem gewohnten Wirkungskreis zeigen möchte, so wählte er das Incognito, und kam ganz allein, ohne irgend einen Bedienten, als Handwerksgesell gekleidet, in der Stadt Adama an; er kehrte dort bei armen,

geringen Leuten ein und half ihnen ihre Haushaltungsgeschäfte verrichten; mittlerweile bereitete er sich zu seinem Vorhaben vor, kundschaftete alle alten Rechte und Verhältnisse der Stadt aus und untersuchte genau, in wiefern die Bürgerschaft seines Vaters Gesetze befolgte; hier fand er nun, daß dies zwar äußerlich nach dem Schein so ziemlich geschahe, aber in dem Wesentlichen gehorchten sie doch mehr dem ausländischen Tyrannen, als den wohlthätigen Gesetzen ihres Vaterlandes. Dies beschloß nun der Kronprinz zu ändern und die Stadt von dieser Dienstbarkeit zu befreien. Jetzt kam es aber nun darauf an, wie das auf die schicklichste Weise geschehen konnte? — Ein anderer Fürst hätte sich als Kronprinz an die Spitze seiner Armee gestellt, die Stadt belagert, eingenommen, dann einen Statthalter und eine starke Besatzung da gelassen, um dadurch die Bürgerschaft im Gehorsam und in der Ordnung zu halten; aber ganz anders verfuhr unser Prinz Josua; er wollte keine gezwungene Unterthanen, sondern nur solche, die gern und willig seine Gesetze befolgten und ihm also ohne Zwang, ohne Statthalter und Besatzung, gehorsam und dadurch auch glücklich wären; daher fing er nun, nachdem er sich gehörig vorbereitet hatte, an, seine Grundsätze den Bürgern bekannt zu machen und ihnen zugleich seinen wahren Stand anzuzeigen. Dies wollte nun Niemand einleuchten; daß dieser gemeine Mensch wirklich der Kronprinz sey, das war ihnen unbegreiflich, besonders ärgerten sich die Magistratspersonen und die vornehmen Stände darüber; denn sie hatten ein Dokument in ihrem Archiv, in welchem der König versprach, daß er ihnen dereinst einen Fürsten schicken wolle, der sie von allen fremden Mächten ganz unabhängig und zur

vornehmsten, reichsten und berühmtesten Stadt im ganzen Königreich machen wollte; daß sich nun dieser arme gemeine Mensch da für diesen Fürsten, sogar für den Kronprinzen ausgab, das war ihnen lächerlich und unausstehlich; und doch gab er ihnen so oft Beweise seines hohen Standes und Herkommens, daß sehr viel Verhärtung, Bosheit und Vorurtheil dazu gehörte, um nicht überzeugt zu werden; indessen es geschah nicht, und man wurde immer erbitterter gegen ihn.

Dem ungeachtet bekam Prinz Josua doch einen großen Anhang in der Stadt, der zwar durchgehends, einige wenige ausgenommen, aus gemeinen Bürgerleuten bestand, aber doch im Grund der edelste und betriebsamste Theil der Nation war, ohne welchen die Vornehmen nicht bestehen konnten. Mit diesen seinen Anhängern redete er vertraulich; er empfahl ihnen, die Gesetze, die er ihnen vorgeschrieben habe, treulich zu halten, durch ihre genaue Beobachtung würden sie glücklich werden, und wenn er sein Königreich allenthalben eingenommen habe, so wolle er wieder kommen, seine Residenz bei ihnen aufschlagen und dann alle seine Getreuen zu großen Ehren bringen, und sie mit Reichthum und Herrlichkeit überschütten. Hierzu fügte er noch ein merkwürdiges Versprechen: Er wollte nämlich aus allen Jungfrauen der Stadt diejenige zur Gemahlin wählen, die es am würdigsten wäre und sich zu der hohen Würde des Throns am besten ausgebildet hätte.

Der fortdauernde Anwachs der Anhänger des Prinzen wurde endlich dem Magistrat und den Vornehmsten der Stadt bedenklich; die immer deutlichern Beweise seines hohen Standes und die bittern Vorwürfe, die er ihnen über ihren Stolz, Ungerechtig-

keit und Hartnäckigkeit machte, erbitterten sie endlich so, daß sie ihn durch den Scharfrichter auspeitschen und zur Stadt hinausjagen ließen. Er ging also wieder zurück zu seinem Vater und übernahm nun unter dessen Aufsicht und Leitung die Regierung des Königreichs. Während der Zeit ging es seinen Anhängern in Adama gar übel, sie wurden beschimpft, verspottet und auf alle Weise gepeinigt. Endlich wurde der nunmehrige König Josua des Duldens müde, er schickte einen Offizier mit einem Kommando Soldaten dahin, und ließ den ganzen Magistrat und die Vornehmen, die ihn nicht als König annehmen und erkennen wollten, beim Kopf nehmen und ihnen das Urtheil sprechen; demzufolge wurden viele hingerichtet und die andern ins Elend verwiesen. Dann verordnete er einen andern Bürgermeister und Magistrat aus seinen Anhängern, und so schien Ruhe und Ordnung wieder hergestellt zu seyn.

Unter den Jungfrauen der Stadt fanden sich nun einige, die den Schluß faßten, sich des Thrones würdig zu machen und zu Königinnen auszubilden, die Mehresten aber waren entweder zu leichtsinnig dazu, um einer so ungewiß scheinenden Sache etwas aufzuopfern, oder sie zweifelten an dem Gelingen eines so schweren Unternehmens.

Eine aber unter ihnen legte es mit Ernst darauf an, dereinst Königin zu werden; ihr Name war Arsenia; diese fing nun damit an, daß sie einen Hofmeister annahm, der sie in allem Nöthigen unterrichten sollte. Anfänglich übte sie sich auch ziemlich in den Wissenschaften, die sie als Königin dereinst nöthig hatte, allein nach und nach gerieth sie mehr auf das Aeußere, worinnen sie auch ihr Hofmeister bestärkte; denn er glaubte, eine Königin

müßte sich durch Pracht und Majestät auszeichnen. Daher fing sie an, Kutschen und Pferde, Kammerfrauen und Bedienten zu halten, und damit sie den Aufwand möchte bestreiten können, so wußte der Hofmeister die Bürgerschaft zu überzeugen, daß Arsenia wirklich die Braut des Königs sey, daß man ihr also auch unbedingt gehorchen und sie mit allem versehen müsse, was ihr königlicher Stand erfordere. Unter der Hand hatte aber der Hofmeister seinen eigenen Vortheil dabei im Auge, denn er war es, der die Arsenia kommandirte, und er war ihr Kassirer.

Nach und nach ging das immer weiter, Arsenia regierte endlich die ganze Stadt, und zwar mit despotischer Gewalt; zugleich machte sie einen Aufwand, der kaum mehr beizubringen war. Oft machten Bürgermeister und Rath ernstliche Vorstellungen dagegen, allein der allgemeine Glaube, daß Arsenia die unbezweifelte Braut des Königs sey, schreckte sie dergestalt zurück, daß sie doch nichts Ernstliches unternehmen durften.

Während aller dieser Zeit lebte eine gewisse Jungfrau Philothea ganz eingezogen, sie befliß sich mit Ernst eines sehr keuschen und tugendhaften Wandels; — ein Lob, das man der Arsenia nicht mit Gewißheit beilegen konnte. Dann übte sie sich beständig in der großen Wissenschaft, sich selbst zu beherrschen, wodurch man das Herrschen über Andere am besten lernt, und dann auch in Allem, was dem König vorzüglich an ihr gefallen würde; sie ließ sich daher von denen, die den Charakter des Königs genau kannten, sorgfältig belehren. Bei allem dem machte sie aber keine öffentliche Ansprüche auf Ehre oder Ansehen: denn sie dachte, das würde dereinst von selbst kommen, wenn sie das Glück

haben sollte, Königin zu werden. Nur dann widersprach sie heldenmüthig, wenn Arsenia Forderungen an sie machte, die ihrem Gewissen und ihrer Ueberzeugung nicht gemäß waren. — Dies zog ihr dann oft Verfolgung zu, die sie aber großmüthig ertrug.

Nach und nach trieben es Arsenia und ihr Hofmeister so weit, daß ihre Zwanggewalt den mehresten Bürgern unerträglich wurde; man veranstaltete Versammlungen, entwarf Pläne, allein der Hofmeister vereitelte alles, und wenn sich irgendwo einer zu dreist äußerte, so wurde er hart gestraft, und mußte auch wohl gar mit dem Leben büßen. Endlich gelang es einigen rechtschaffenen Bürgern, welche sich die schriftlichen Gesetze und Verordnungen des Königs zu verschaffen gewußt hatten, einige der mächtigsten Magistratspersonen zu überzeugen, daß Arsenia unmöglich die Braut des Königs seyn könne, indem sie Verschiedenes thue, das den königlichen Verordnungen geradezu widerspreche, und eben darinnen liege der Grund, warum sie das Lesen dieser Verordnungen verboten habe, damit man sie nicht auf dem fahlen Pferd erwischen möchte. Jetzt widersetzten sich diese Magistratspersonen der Arsenia und ihrem Hofmeister ernstlich, und da sie bald einen großen Anhang in der Bürgerschaft bekamen, so mußte sich Arsenia endlich bequemen, nachzugeben, und so entstanden nun zwei Hauptparteien in der Stadt, nämlich Arsenianer und Philotheaner, weil sich die neue Partei zur Philothea bekannte. Aber auch diese neue Gesellschaft blieb sich nicht gleich, man fing an, über Nebensachen zu streiten und vergaß der Hauptsache darüber, und so entstanden viele Parteien, die sich alle unter einander, und auch wieder alle die Arsenia an-

feindeten. Dadurch kamen endlich alle von der Philothea ab, und jede Partei bestimmte nun eine Jungfrau aus ihrem Anhang zur Braut des Königs, wobei dann jede so räsonnirte:

„Da unsere Begriffe von den Gesetzen und Verordnungen des Königs allein, ausschließlich und ohne Widerrede richtig und wahr sind, so muß auch die Jungfrau, die wir so bilden, nothwendig die Braut des Königs werden.“

Zu diesem allen schwieg Philothea still, außer wenn es die Pflicht erforderte, dann redete sie kühn die Wahrheit, und machte sich dadurch alle Parteien zu Feinden, aber sie bekam auch wieder aus allen viele Anhänger, die sie unterstützten. Ihre Hauptbeschäftigung bestand darin, sich ganz genau nach dem Charakter des Königs zu bilden; daher studirte sie täglich die Geschichte seines Lebens und Aufenthalts in Adama, und suchte ihn allenthalben in der Denkart, im Leben und Wirken nachzuahmen; damit verband sie dann die genaue Beobachtung aller seiner Gesetze: denn sie glaubte, der König würde doch gewiß diejenige wählen, die ihm am besten gefiele, und diejenige würde ihm doch gewiß am besten gefallen, die ihm in Allem am ähnlichsten wäre.

Nun muß ich doch auch noch etwas von den übrigen Jungfrauen sagen, die von den verschiedenen Parteien zu Bräuten bestimmt wurden. Eine der ersten und bedeutendsten hieß Philomista, sie lebte sehr streng und enthaltsam, übte sich treu in der Selbstverläugnung und strebte nach hoher Tugend, denn sie glaubte, der König würde gewiß die Tugendhafteste wählen. Dadurch gerieth sie aber allmählig in einen Eigendünkel, der sie verleitete, immer andere zu verurtheilen und ihre Fehler aufzusuchen. Dies

Urtheil traf dann auch die Philothea; diese lebte ihr nicht eingezogen genug, machte sich zu sehr mit den Leuten gemein, und bemühte sich nicht genug, in die Staatsgeheimnisse des Königs einzudringen, als welche doch die Königin wissen und verstehen müsse. Philothea aber glaubte, sie müsse erst suchen, dem Könige zu gefallen, und wenn ihr dieses gelänge, so sey es dann leicht und noch früh genug, die Staatsgeheimnisse zu erlernen, indem man ja dann an der Quelle säße.

Eine andere, auch viel Aufsehen machende und angesehene Jungfrau hieß Polypragmosine. Diese glaubte nun, sie müsse sich darin üben, Menschen glücklich zu machen; sie war also wohlthätig, sie suchte junge Leute nach ihrem System zu bilden und sie dann zu Ehrenstellen zu befördern und ihnen ans Brod zu helfen; sie stiftete Heirathen, legte Fabriken an und sorgte für Hospitäler und Findelhäuser. Auch ließ sie junge Leute Comödie spielen, damit sie Menschen-Charaktere genau kennen lernten und sich im öffentlichen Reden üben und freimüthig werden möchten. Auch diese machte der Philothea oft Vorwürfe; allein diese kehrte sich daran nicht, sondern antwortete: Brich dem Hungrigen dein Brod, kleide die Nackenden, tröste die Betrübten und thue wohl denen, die dich hassen, aber das Alles aus Liebe zum König; liebe Polypragmosine! indem du Gutes zu thun glaubst, thust du oft sehr viel Böses, indem du Leute zu Aemtern beförderst, die nicht dazu taugen; du bringst oft Leute in Nahrung und Wohlstand, die entweder dadurch in Luxus und Verschwendung gerathen, oder ihre armen Nebenmenschen drücken. Durch die Beförderung deiner Freunde hinderst du manchmal einen Würdigern,

daß er die Stelle nicht bekommt, die ihm gebührt. Suche erst in allem den Willen des Königs zu erkennen, und diesen befolge, so wirst du auf die rechte Art wohlthätig seyn. Polypragmosine lächelte über ihre Einfalt und blieb bei ihrer Weise.

Eine andre, die Jungfrau Philomene, schlug einen ganz andern Weg ein: sie nahm ein Porträt vom König, änderte, besserte und verzierte es so lang, bis es ihrer Vorstellung vom Original gleich war; dann hing sie es in ihrem Kabinet auf, schlug ihr Bett gegenüber auf, stellte einen Tisch vor das Bild hin und aß, trank und schlief vor demselben: denn sie glaubte, durch das beständige Anschauen dieses Bildes würde ihre Liebe zum König alle Tage zunehmen und endlich so groß werden, daß ihr keine von den andern Jungfrauen gleich käme; nun war sie aber fest überzeugt, daß der König die gewiß wählen würde, die ihn am stärksten liebte, und daher ihrer Sache ganz gewiß.

Noch eine andre Jungfrau, Namens Neophila, glaubte es am Besten zu treffen, daher sie sich gegen alle Andern am mehresten herausnahm und sie neben sich verachtete. Diese studirte Philosophie, die Geschichte und Gesetze der Stadt Adama und andere Wissenschaften; von den Gesetzen des Königs nahm sie nur diejenigen an, die sich mit ihrem System vertrugen, die andern hielt sie für untergeschoben, oder für Verordnungen, die für ihre Zeit nicht mehr paßten, und dann war sie auch mehr republikanisch als monarchisch gesinnt; daher ließ sie sich oft verlauten, wenn sie einmal Königin wäre, so würde sie mitregieren und den König dahin zu bringen suchen, daß er die Stadt in eine Republik verwandelte. Diese Aeußerungen und ihr ganzes Sy-

stem fanden großen Beifall in der Stadt, so daß sie über alle Jungfrauen, selbst über Arsenien zu herrschen begann. Dies ging immer weiter, ihr Anhang wuchs von Tag zu Tag, so daß sie nun die ganze Stadt kommandirte und alles nach ihrem Willen gehen mußte. Dies Gelingen ihres Plans machte sie so kühn, daß sie endlich gegen den König ganz gleichgültig wurde und sich als Selbstherrscherin auf den Thron zu schwingen suchte. Um zu diesem Zweck zu gelangen, machte sie die Herkunft des Königs zweifelhaft, erklärte ihn für einen Usurpator und machte öffentlich bekannt, daß er nie wieder nach Adama kommen würde und man daher sich selbst helfen, eine bessere Regierung einführen und dann allmählig seine Herrschaft über das ganze Reich ausdehnen müsse. Dies gefiel besonders den Machthabern der Stadt, daher bedienten sie sich auch in allen Stücken des Raths der Neophila.

Ich habe gleich anfangs eines tyrannischen Fürsten gedacht, der besonders großen Einfluß auf die Stadt Adama hatte. Er hieß Adriel, war ehemals ein wichtiger Vasall des Königs gewesen, aber aufrührisch geworden und von ihm abgefallen; dieser hatte beständig seine Spione in der Stadt, die alles auskundschafteten und den wichtigsten Einfluß auf Bürgermeister und Rath hatten; diesen wurde Neophila nach und nach merkwürdig, und sie sahen ein, daß durch sie ein großer Plan auszuführen sey; sie berichteten also alles an ihren Fürsten; dieser beschloß alsofort, die gegenwärtige Lage zu benützen und sich die wichtige Stadt Adama vollends ganz unterwürfig und vom König unabhängig zu machen. Er kam also selbst insgeheim und völlig unerkannt nach Adama und verbarg sich in

einem abgelegenen Hause, von wannen er durch seine Werkzeuge mächtig auf Neophilen und die ganze Bürgerschaft wirkte, und es auch dahin brachte, daß sich bei weitem der größte Theil an Neophilen anschloß und sie zur Königin von Adama und der dazu gehörigen Landschaft machte und ihr huldigte.

Arsenia und die andern Jungfrauen, Philothea ausgenommen, waren wohl nicht zufrieden mit dieser Staatsveränderung, allein sie glaubten, es seye klüger, nachzugeben und sich in die Zeit zu schicken; wenn der König käme, so würde Neophila mit ihrem Anhang ihren Lohn bekommen, und sie würden nach diesem Sieg doch noch Königinnen werden.

Ganz anders benahm sich Philothea, sie trat auf einmal aus ihrer Einsamkeit hervor, erschien öffentlich auf dem Rathhaus, wo Bürgermeister und Rath versammelt waren und Neophila mit der Krone auf dem Haupt auf einem Thron saß, und protestirte feierlich im Namen des Königs ihres Herrn gegen diese frevelhafte Rebellion. Diese Kühnheit erbitterte die Königin und den Senat, so daß man sie mit Schimpf und Spott aus der Rathsstube stieß; sie kehrte sich aber daran nicht, versammelte ihre Getreuen und ermahnte sie, ihrem König treu zu bleiben, denn sie wisse gewiß, daß es ihnen der König bei seiner Ankunft, die nicht weit mehr entfernt seyn könne, königlich belohnen würde. Alle versprachen ihr zu gehorchen, und durch die Bemühung der edlen Jungfrau vermehrte sich die Zahl ihrer Anhänger von Tag zu Tage.

Neophila verheirathete sich auch auf Fürst Adriels Antrieb mit einem seiner nächsten Verwandten, nämlich dem Prinzen Azazel, welcher

die Krone von ihr empfing und nur durch sie regierte. Diese Regierung war nun nichts weniger als republikanisch, sondern sehr despotisch, besonders fühlten dies Philothea und ihre Anhänger am stärksten, und da sie fest darauf bestunden, daß sie Niemand für ihren Herrn erkannten, als den König Josua, so wurde der Druck und die Verfolgung immer härter und endlich so wüthend, daß sich Philothea entschloß, die Flucht zu nehmen. Ehe aber dieses geschahe, trug sich noch etwas Merkwürdiges zu: Die Familien des ehemaligen Magistrats, welche den Prinzen Josua so schimpflich aus der Stadt gejagt und bisher im Exil geschmachtet hatten, waren durch alles das, was vorging, zur Erkenntniß gekommen. Einige derselben kamen daher zur Philothea und erklärten sich feierlich für getreue Unterthanen des Königs Josua. Die Jungfrau nahm sie mit größter Freude auf: denn sie wußte aus alten Dokumenten, daß, wenn diese Erklärung geschähe, der König gar bald kommen würde. Dann rieth sie ihnen alsofort, den königlichen Palast, der in einer starken Festung vor der Stadt auf einem Hügel lag, in Besitz zu nehmen und sich in denselben einzuschließen. Dies geschah denn auch unerwartet plötzlich und auf der Stelle. Dieser Schritt machte in der Stadt großes Aufsehen und man konnte nicht begreifen, was die Handvoll Leute damit vorhätte. Ob nun gleich Azazel und Neophila bisher nicht daran gedacht hatten, ihre Residenz im königlichen Palast aufzuschlagen, weil er ihnen zu altfränkisch war, und lieber in der Stadt wohnten, so kam ihnen doch der Besitz dieser alten königlichen Festung durch die ehemaligen Machthaber der Stadt, die nun noch dazu Philotheisten geworden waren, so bedenklich vor, daß sie auf der

Stelle beschlossen, die Jungfrau Philothea nebst ihrem ganzen Anhang von der Erden zu vertilgen. Philothea merkte das, daher nahm sie die Flucht und begab sich mit einem großen Theil ihrer Anhänger in eine königliche Festung, welche außer dem Gebiet Azazels und seiner Gemahlin lag; man setzte ihr zwar nach, aber man holte sie nicht mehr ein, dadurch wurde die Wuth so groß, daß man viele Philotheaner hinrichten ließ und nun die alten Familien im königlichen Palast belagerte, allein sie hatten sich so wohl verwahrt, daß man ihnen so leicht und so bald nichts anhaben konnte. Mittlerweile trug sich etwas zu, das von ganz anderer Art war. Verschiedene einsichtsvolle Männer, die zur Parthei der Philothea gehörten, hatten im Archiv nachgesucht und aus einigen alten königlichen Rescripten den Schluß gezogen, daß der König unfehlbar bald kommen müsse. Der Eine und der Andere hatte sogar das Jahr, den Tag und die Stunde seiner Ankunft bestimmt; daher entstanden von Zeit zu Zeit Gerüchte, der König würde nächstens kommen; allein es geschah nicht, ein Termin verfloß nach dem andern und von seiner Ankunft war nichts zu hören und zu sehen. Selbst seine treuesten Verehrer fingen an zu zweifeln, ob er je kommen würde. Aber plötzlich und ganz unerwartet wurde die ganze Stadt durch einen hundertfältigen Kanonendonner aufgeschreckt, welcher auf die Belagerer der königlichen Burg gerichtet war; der ganze vermessene Haufe wurde in einer Minute zernichtet, Azazel, Neophila und ihre Helfershelfer wurden hingerichtet, und Fürst Adriel, der auch incognito dabei war, wurde gefangen, in Ketten geschmiedet und in ein tiefes, fürchterliches Gefängniß verschlossen. Während diesem allem, welches gleichsam das Werk einer

Viertelstunde war, erscholl das Gerücht durch die ganze Stadt, der König Josua sey gekommen und habe schon in seinem Palast vor der Stadt seinen Einzug gehalten. Diese Nachricht setzte den größten Theil der Stadt in tödtlichen Schrecken, nur die wenigen Philotheaner, die noch übrig geblieben waren, freuten sich hoch. Bei den vier Jungfrauen und denen, die zu ihnen gehörten, verhielt es sich so halb und halb, sie standen zwischen Furcht und Hoffnung, und Alle erwarteten nun den ferneren Fortgang der Sachen, aber mit sehr verschiedenen Empfindungen. Fliehen konnte Niemand, denn die ganze Stadt war rundum eingeschlossen.

Bei der Ankunft des Königs in seinem Palast empfingen ihn die alten Familien im Schloßhof, barfuß und mit Stricken um den Hals; und als sie ihn von Nahem sahen, und nun erkannten, daß er wirklich der ehemalige Kronprinz war, so weinten sie alle laut und schrien um Gnade. Der König sahe sie freundlich an, befahl ihnen aufzustehen und sagte mit unaussprechlicher Huld: Ich bin Joseph, euer Bruder; ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks. Diese Worte brachen ihnen vollends das Herz, sie küßten seine Füße mit vielen Thränen; er aber tröstete sie und machte sie zu Großoffizianten seines Palastes und der Festung, und beschenkte sie mehr als königlich; sie durften an seiner Tafel speisen und auch die königliche prächtige Uniform tragen.

Jetzt kam nun auch die Reihe an die Jungfrauen: denn der König befahl, daß alle, die den Zweck gehabt hätten, sich seiner würdig zu machen, im Palast vor ihm erscheinen sollten. Diesem Befehl zu-

folge schmückten sich alle vier Jungfrauen, jede nach ihrem Geschmack, so wie er durch die herrschende Mode und ihre eigene Phantasie gebildet worden war, und begaben sich dann nach dem Palast. Arsenia fuhr in einem prächtigen Wagen mit sechs Rappen bespannt nach dem Palast, sie strahlte von Perlen und Juwelen, und wie sie in den Hof kam, so wurde sie von einem Kammerherrn empfangen und in einen Saal geführt, in welchem der Thür gegenüber der königliche Thron stand; Arsenia nahte sich dem Thron und setzte sich auf einen Sessel, der ihm zunächst stunde.

Hierauf erschien Philomista, sie kam zu Fuß in einem Nonnenhabit und setzte sich auf die andere Seite des Throns.

Polypragmosine führte, in einem niedlichen geschmackvollen Anzug, eine große Anzahl weißgekleideter Mädchen mit Blumenkörbchen in Prozession in den Saal und stellte sie in zierlicher Ordnung in einen Kreis um den Thron her.

Endlich erschien auch Philomene, sie wurde in einer Sänfte getragen und war nach orientalischem Geschmack gekleidet; das Porträt des Königs in Miniatur hing an einer Perlenschnur auf ihrer Brust; sie setzte sich seitwärts und erwartete den König mit schmachtenden Blicken. Von Philothea sahe und hörte man nichts. Die Jungfrauen schienen das zu billigen: denn sie glaubten, von ihr würde doch die Rede nicht seyn.

Jetzt tönte die Posaune, der König erschien in einer solchen Majestät, welche die Blicke der Jungfrauen erstarren machte und sie bis zur Ohnmacht erschreckte. Ihn begleitete eine Menge Herren und Damen, deren Glanz alle Augen blendete. Arsenia zitterte von ihrem Stuhl zurück und stellte sich in eine Ecke an die Wand. Philomista schlich

in eine andere Ecke; Polypragmosine bebte hinter die Reihe der Kinder, welche unschuldig dastanden und die große Herrlichkeit anstaunten, und Philomene fand, daß ihr Medaillon auf der Brust nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem König hatte, und daß sie nun auch nichts zu erwarten haben würde.

Nachdem sich nun der König auf den Thron und seine Begleiter und Begleiterinnen auf Stühle im Kreis herum niedergesetzt hatten, so wendete er sich zu Arsenien und sprach: Du bist schon eine geraume Zeit Königin zu Adama gewesen, du brauchst es also nicht mehr zu werden, entferne dich in ein anderes Land, ich bin nun selbst hier und bedarf deiner nicht. Dann sahe er Philomisten bedeutend an und sagte: Du bist eine strenge Richterin Anderer und hältst dich für tüchtig zu herrschen; du taugst zur Königin nicht, denn du würdest eine Tyrannin seyn.

Nun kam auch die Reihe an Polypragmosinen, die sich noch immer etwas zutraute; zu dieser sprach der König: Du hast nicht für mich, sondern für dich gearbeitet, gehe und genieße Frieden in dem Bewußtseyn edler Handlungen, ich werde dich dafür belohnen, aber Königin kannst du nicht werden; denn du kennst mich und die Grundsätze meines Reichs nicht. Philomene schlug die Augen nieder und erwartete nun auch ihr Urtheil; freundlich sprach der König zu ihr: Du hast dich getäuscht in deiner Vorstellung von mir, und dich in einer Liebe ohne Früchte geübt, die dir nun nichts nützt; werde Dienerin meiner Braut, der künftigen Königin. Hierauf befahl nun der König allen Vieren, bis zum Schluß der Entscheidung da zu bleiben.

Jetzt trat ein ehrwürdiger, fürstlicher Mann in den Saal; so wie ihn der König sahe, stund er

vom Thron auf, ging ihm entgegen, umarmte und küßte ihn und ließ ihn dann neben sich auf den Thron sitzen. Dieser Fürst war ein naher Verwandter des Königs, der sich ingeheim in der Gegend aufhielt, alles wohl beobachtete und jedem guten Rath ertheilte, der sich an ihn wandte. Dieses großen Mannes hatte sich Philothea bedient und sich genau nach seinen Vorschriften gerichtet. Er hieß Theadelphus.

Dieser große Mann sprach nun zum König: Ich habe deiner Majestät eine Braut gebildet; ich hoffe, du wirst mit ihr zufrieden seyn, sie ist draußen im Vorzimmer und erwartet deine Befehle. Nun befahl der König, daß auch diese hereinkommen sollte. Dies wurde ihr angekündigt; nun kam Philothea, ganz einfach in ein schneeweißes Gewand gekleidet. Sie stand demüthig und schamhaft von ferne und sahe den König seelenvoll an. Ihm wurde sein Herz von Liebe zu ihr bewegt. Er stund auf, umarmte und küßte sie und sprach: Philothea, du hast mir treu gedient und dich würdig gemacht, mit mir auf meinem Thron zu sitzen; komm, du mußt nun auch als Königin gekleidet und gekrönt werden; wollt ihr drei Jungfrauen, Philomista, Polypragmosine und Philomene, in die Dienste eurer Königin treten, so steht das in euerm Willen, Arsenia aber kann ihr nicht dienen, sie verfüge sich nun an ihre angewiesene Stelle.

Des andern Tages hielt der König seinen Einzug in die Stadt. Alle Anhänger Azazels und Neophilens wurden verbannt und ins Elend verwiesen. Die Freunde Philotheens aber kamen zu hohen Ehren. Von dem an blieb Adama die Residenz des Königs Josua und ihr Wohlstand stieg aufs Höchste.

Ein Gespräch über die Gebets-Erhörungen.

A. Ich begreife nun einmal nicht, wie Gebets-Erhörungen möglich sind.

B. Ich auch nicht; aber wollen Sie denn nur das glauben, was Sie begreifen können?

A. Dann würde ich schlecht wegkommen, denn es gibt gar vieles in der Natur, das ich nicht begreifen kann, und das dennoch wirklich da ist. Es kommt hier nur darauf an, ob das, was man für Gebets-Erhörung hält, wirklich Folge des Gebets oder ein bloßer Zufall ist.

B. Dies läßt sich am besten aus Beispielen erläutern: letzthin erzählte mir ein sehr frommer Jüngling, er habe einmal an einer langwierigen Krankheit darnieder gelegen, nun sey auch sein Vater tödtlich krank geworden, so daß die Aerzte erklärt hätten, es sey keine Rettung mehr für ihn. Dies habe ihn so erschüttert, daß er aus seinem Bette gekrochen und zu seinem Vater geschlichen sey; mit trauriger Miene habe er seinen Vater angesehen und ihn gefragt, wie er sich befände; ohne die Augen zu öffnen, habe der kranke Vater nur das Wort — schlecht! — hervorgehaucht. Nun sey er auf die Hausflur gegangen, sey auf die Knie gefallen, und habe brünstig um des Vaters Leben gebeten; hierauf habe er sich wieder zum Kranken verfügt und ihn merklich besser gefunden, auch sey er von dem an schnell gesund geworden.

A. Das nennen Sie eine Gebets-Erhörung?

B. Allerdings! der Sohn betete, und der Vater wurde gesund.

A. Gut! aber es kommt hier darauf an, ob das Gesundwerden Folge des Gebets war? — ich erkläre mir die Sache so: der Vater lag in der Krise,

in dem entscheidenden Zeitpunkt, als der Sohn zu ihm kam, und als der Knabe gebetet hatte, war die Krankheit gebrochen, der Kranke befand sich besser; folglich war es Zufall, daß das Gebet just mit der Genesung zusammentraf.

B. Was nennen Sie Zufall?

A. Ein zweckloses Zusammentreffen zweier Wirkungen, die keine Beziehung auf einander haben.

B. Ich werde Ihnen ein andermal beweisen, daß es durchaus kein zweckloses Zusammentreffen verschiedener Wirkungen, die keine Beziehung auf einander haben, also keinen Zufall geben kann. Doch das würde uns jetzt zu weit führen. Ich will mit obigem Beispiel noch ein Anderes verbinden, das in der Gegend, wo es sich zugetragen hat, allgemein bekannt ist: Eine Frau war viele Jahre bettlägerig und schwerlich krank. Einstmals fand ihr Mann einen Trieb in sich, in die Wochenpredigt zu gehen; er ging, und hörte eine Predigt über den Glauben des Cananäischen Weibes; er wurde dadurch so gerührt, daß er mit völliger Zuversicht in seinem Gemüth zum Erlöser flehte, und Ihn dringend bat, seine Frau gesund zu machen, und als er aus der Kirche nach Haus kam, fand er sie gesund und in der Küche.

A. Ist die Geschichte wahr?

B. Ganz wahr mit allen Umständen; der ganze Ort, wo sie geschehen ist, kann sie bezeugen, sie ist dort allgemein bekannt.

A. Bei dem Allem kann sie doch Zufall seyn; es traf sich just so, daß der Mann gerade in dem Zeitpunkt in die Kirche ging und betete, als die Krankheit an ihrem Ziel war, die Frau wäre auch ohne das Gebet gesund geworden.

B. Ja! das kann man immer sagen, der Fall ist möglich, aber damit Sie doch hell und klar sehen, wie unendlich schwer diese Möglichkeit wirklich werden kann, so will ich Ihnen diesen sogenannten Zufall durch einen empirischen Versuch ganz deutlich vor Augen stellen; wir wollen zuerst die Gebets-Erhörung des frommen Jünglings zu erläutern suchen: gesetzt, es hätte ihm einer 500 Kugeln von gleicher Größe, gleicher Schwere und gleich im Anfühlen in einem Sack an sein Bette gebracht, und ihm gesagt: unter diesen 500 Kugeln ist eine weiße, 499 sind schwarz. Nun ist es der Wille Gottes, daß dein Vater gesund werden soll, wenn du auf den ersten Griff in den Sack die weiße Kugel triffst. Der Knabe betet, greift in den Sack, und langt die weiße Kugel hervor. Wenn der Vater drei Wochen krank war, so betrug das 504 Stunden, in diesen Stunden war nur Eine, in welcher der Sohn beten mußte, wenn das Gebet mit dem Zeitpunkt der plötzlichen Besserung zusammentreffen sollte. Nun bedenken Sie selbst, wie höchst selten ein solcher Fall ist. Aber noch seltener und in Jahrtausenden kaum einmal denkbar ist dieser Fall im zweiten Beispiel, die Frau war wenigstens zehn Jahr krank gewesen, diese machen 3650 Tage aus; nun thue man wieder so viel Kugeln in einen Sack, unter denen nur eine weiße ist; wenn nun wieder der Mann betet, und er bekommt im ersten Griff die weiße Kugel, halten Sie dann diese beiden Griffe, jenes Jünglings und dieses Mannes, noch immer für Zufall, oder sind es nicht vielmehr Gebets-Erhörungen?

A. Ich muß gestehen, daß ich die Sache noch nicht aus diesem Gesichtspunkt betrachtet habe.

B. Wenn nun eine solche Gebets-Erhörung in

vielen Jahren nur einmal geschähe, so würde sie sich dem Zufall nähern, aber jeder wahre Christ hat überzeugende Erfahrungen davon.

A. Ich denke über Ihre vorhin angegebenen Gleichnisse mit den Kugeln nach, und je mehr ich nachdenke, desto überzeugender kommen sie mir vor.

B. Ich kann Ihnen diese Sache noch auf eine andere Weise anschaulich machen: als die Kaiserin Mutter von Rußland im Anfang der achtziger Jahre als Großfürstin durch die Schweiz reiste und in Zürich war, so ging eine fromme Jungfrau, um einen sehr frommen und berühmten Mann in der nämlichen Stadt zu besuchen; als sie vor die Thüre seiner Studirstube kam, so hörte sie ihn sehr kläglich beten, und bemerkte zugleich, daß er in einer großen Geldnoth war, wie viel er aber brauchte, das erfuhr sie nicht; sie schlich sich fort und schrieb einen Brief an die Großfürstin, ohne weder sich noch den Leidenden zu nennen. Die Großfürstin gab Lavatern den Brief, mit dem Auftrag, sich nach der Wahrheit der Sache zu erkundigen, und ihr dann nach Lausanne zu schreiben. Lavater erkannte des Frauenzimmers Hand, ließ sie kommen, und erfuhr nun mit Erstaunen, wer der Leidende war. Er schrieb an die Großfürstin, daß die Sache Wahrheit sey. Während dem kam auch ein frommer armer Mann zu Lavatern, der fünfzig Gulden haben mußte, wenn er nicht aus dem Haus auf die Gasse gesetzt werden sollte. Lavater verwies ihn zum Gebet. In ein paar Tagen schickte die Großfürstin 50 neue Louisd'or, also 550 Gulden an Lavater. Dieser ließ nun den leidenden Beter kommen und fragte ihn, wie viel er bedürfe? — Antw. 500 Gulden; die gab er ihm, und die 50 Gulden dem armen Bürger. War das Alles: das Gebet des

Leidenden, der Gang der Jungfrau zu ihm, das Kommen des armen Bürgers zu Lavater, daß die Großfürstin just 50 Louisd'or bestimmte, und daß dies Alles regelmäßig zu gehöriger Zeit und Stunde geschah, ich frage Sie: war das Alles bloßer Zufall? — Daß die Geschichte so ganz bestimmt wahr seye, das läßt sich durch gültige Zeugen unwidersprechlich beweisen.

A. Ich kann nichts dagegen einwenden, und doch nicht glauben.

B. Das begreife ich sehr wohl.

Einige merkwürdige Anekdoten.

In den siebenziger Jahren des abgewichenen Jahrhunderts lebten in Duysburg am Rhein, fünf Stunden unterhalb Düsseldorf, drei merkwürdige Männer: Gerhard Hasenkamp, Rektor am Gymnasium daselbst, Collenbusch, Doktor der Arzneigelehrtheit, und Henk, Prediger der evangelisch-lutherischen Gemeinde. Alle drei waren theure Männer Gottes, innige Freunde untereinander, und auch meine sehr lieben Freunde. Alle drei hatten gewisse sonderbare Eigenheiten, die vielen kritisirenden Christen und Nichtchristen auffallend oder gar anstößig schienen; der vernünftige wahre Christ aber fand gar oft, und sogar immer etwas Anziehendes und Wohlgefälliges darinnen. Sie hatten lange mit dem theuren Mann Gottes, dem seligen Gerhard Ter Stegen der nur drei Stunden von Duysburg, zu Mühlheim an der Ruhr, wohnte, und am Ende der sechziger Jahre gestorben war, vertrauten Umgang gehabt. Mit einem Wort, es war mir innig wohl in ihrer Gesellschaft; Collenbusch kam

oft in die Gegend von Elberfeld, wir hatten oft Patienten zusammen und waren sehr gut miteinander. Hasenkamp kam auch, doch selten dahin, und dann besuchte er mich, wir wechselten auch Briefe miteinander; den frommen Prediger Henk aber sah ich in Elberfeld nur einmal; ich hörte ihn über die Worte predigen: Jesus Christus, gestern und heut, und derselbe in Ewigkeit; diese Predigt vergesse ich nie, er predigte gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten. Weiter unten werde ich Beweise davon anführen.

Hasenkamp war der älteste Sohn eines wohlhabenden, sehr rechtschaffenen Kornhändlers in einer westphälischen Provinz. Da nun dieser vortreffliche Anlagen und einen religiösen Sinn bei seinem Gerhard entdeckte, so ließ er ihn Theologie studiren; dies gelang auch vollkommen, denn er war ein grundgelehrter Mann, besonders in den orientalischen Sprachen, und in dem Bibelstudium war er einer der größten Forscher; dies knüpfte ihn vorzüglich mit Doktor Collenbusch zusammen, welcher ebenfalls seine größte Freude an Erforschung der Bibelwahrheiten hatte.

Hasenkamp wurde also Candidat, und als solcher Hauslehrer bei einem dortigen Postmeister. Nun predigte er auch zuweilen und zwar mit ungewöhnlicher Gründlichkeit, Ernst und Eifer. Einstmals, als der dortige Beamte eben in der Kirche war und Hasenkamp über die Geschichte predigte, wie Johannes der Täufer dem Herodes in's Angesicht sagte: es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast, so wendete sich der junge Prediger gegen das Ende seiner Predigt gegen den Beamten und sagte: es ist auch nicht recht, daß Sie eine Maitresse haben. Welch' ein Auf-

sehen dieser kühne Streich machte, das läßt sich leicht denken; der Erfolg war, daß ihn der Beamte gleich nach der Predigt ins Gefängniß werfen ließ. Der Postmeister ließ ihn aber da nicht nothleiden, sondern verpflegte ihn treulich. Der ganze Vorgang wurde indessen nach Berlin an den König Friedrich den Zweiten berichtet; diesem gefiel das Betragen des Candidaten, und er befahl, man solle ihn los- und so oft predigen lassen, als er wolle. Der Beamte ließ ihn zwar aus dem Gefängniß wieder in seinen Dienst gehen, als er aber wieder predigen wollte, so fand er die Kanzel mit einer Wache besetzt; er rief also in die Kirche hinein: Laßt uns zu Ihm hinausgehen vor das Thor und seine Schmach tragen; damit wanderte er hinaus auf den Kirchhof, stellte sich auf einen Grabstein, und die Gemeinde versammelte sich um ihn her; nun predigte er mit Kraft und Wärme.

Die älteste Tochter des Postmeisters, die Hasenkamp auch unterrichtete, hatte es auch im Studium der alten Sprachen weit gebracht, sie liebte ihren frommen Lehrer, denn sie war eine herrliche Seele, und als er Rektor in Duysburg wurde, so heirathete er sie; wenn er nun zuweilen eine Stunde abgehalten wurde, so ging die Frau Rektorin in die Klasse und setzte den Unterricht fort; dabei war sie aber die bescheidenste, liebenswürdigste und häuslichste Frau, und in allem Betracht eine wahre Christin.

Hasenkamp war ein freier unpartheiischer Forscher der Wahrheit; was er in der Bibel fand, das paßte er nicht erst den Symbolen der Dordrechter Synode an (er war reformirt), sondern er brachte es so, wie er es fand, auf die Kanzel und auf seinen Lehrstuhl. Wenn er nun zu Zeiten predigte, so konnte die Kirche nie die Zuhörer alle fas-

sen, denn Jeder wußte, daß man wieder etwas Wichtiges lernen würde; zugleich predigte er aber auch sehr rührend und erbaulich. Die Jülich- und Bergische Geistlichkeit, die damals noch streng an der Dordrechter Synode hing, die unbedingte Gnadenwahl u. dergl. glaubte und predigte, und also unmöglich mit Hasenkamps Grundsätzen zufrieden seyn konnte, zog ihn mehrmals vor ihren Richterstuhl; allein keiner war ihm gewachsen, er setzte sie Alle fest; sie richteten weiter nichts aus, als daß ihm das Predigen verboten wurde. Der König Friedrich von Preußen aber glaubte, daß er mehr zu befehlen habe, er befahl also, Hasenkamp solle predigen so viel als ihm beliebte. Bei aller seiner ungeheuchelten Frömmigkeit hatte er oft komische Einfälle: In der Gegend von Elberfeld entstand damals eine wichtige Streitigkeit wegen eines Kirchenbau's, wobei auch der Satan sehr geschäftig war; über diesen Gegenstand schrieb ich an Hasenkamp, und gedachte in diesem Schreiben des Satans auf eine etwas spöttische Art. Hierauf antwortete er: Hüten Sie sich, den Satan zu lästern, denn auch er ist Majestät. Hier hatte er den 9ten Vers des Briefs Judä im Sinn. Wenn im Leben des Christen so etwas vorkam, in dem man die göttliche Dazwischenkunft nicht verkennen konnte, so pflegte er zu sagen: das ist eine Kabinets-Ordre Jesu Christi. Daß dieser verklärte Gottmensch unumschränkter Weltregent sey, und daß er durch Engel und Geister seine Beschlüsse ausführe, das war ihm eine ausgemachte Sache; und er hatte recht.

Als der alte ehrwürdige Professor Withof auf dem Sterbebette lag, und keine Hoffnung mehr zu seiner Genesung war, so besuchte ihn auch Hasen-

kamp und unterhielt ihn mit herzerhebenden erbaulichen Gesprächen. Endlich fing er an: Herr Professor! Sie werden nun bald hinüber kommen in's Land des Friedens. Dort ist auch mein Vater, er war ein ehrlicher frommer Kornhändler; wenn Sie ihn sehen, so grüßen Sie ihn von mir; sagen Sie ihm, ich sey lateinischer Schullehrer in Duysburg (den Namen Rektor kennt man dort schwerlich) und hätte meine beiden Brüder auch die Gottesgelehrtheit lernen lassen, sie seyen auch fromm und brav. Der todtkranke Mann mußte lachen über den sonderbaren Auftrag. Bei Hasenkamp war das alles nicht gesucht, oder muntere Laune, sondern ernstliche Folge seiner Grundsätze, ob er gleich auch sonst kein Kopfhänger war. Er konnte auf eine anständige Art munter seyn.

Seine vielfältigen Anstrengungen zogen ihm, bei seiner ohnehin schwachen Brust, endlich die Auszehrung zu. Als es bald mit ihm zu Ende ging, so besuchte ihn ein Elberfelder Freund; dieser fand ihn im Armsessel und seine Frau neben ihm. Auf die Frage, wie er sich befinde, antwortete er mit hohler Stimme: Ich bin am Einpacken — gerührt sprach der Freund: wie ist Ihnen dabei zu Muth, Frau Rektorin? sie antwortete Thränen lächelnd: ich helfe einpacken.

Als es zum Ende ging, so lag der liebe Kranke ganz still, ohne etwas zu sprechen. Endlich rief er mit starker Stimme Hallelujah! — mit diesem Wort hauchte er seine Seele in die Arme seines Erlösers. Herrliche Menschen! wie werde ich mich freuen, wenn ich euch dereinst bewillkommen kann! — Im Jahr 1773 im Herbst hatte ich eine sehr

leidensvolle Zeit: und ich wurde genöthigt, nach Duysburg zu reisen, um von der dortigen medicinischen Facultät ein Responsum zu holen, womit ich mich gegen Beschuldigungen, die man mir in Düsseldorf machte, vertheidigen mußte. Ich ritt also von Elberfeld nach Düsseldorf, um mich zu vertheidigen, denn es war um Ehre und Brod zu thun; da ich aber dort mißhandelt wurde, so ritt ich Nachmittags um drei Uhr fort nach Duysburg; da ich nun dort keinen Gasthof kannte, so stieg ich vor Hasenkamps Haus ab; es war im November, und finstere Nacht als ich ankam, der Rektor hörte das Pferd vor der Thür auf den Boden stampfen; er kam also selbst mit einem Licht, machte die Thür auf und leuchtete mir in's Gesicht; als er mich erkannte, so sagte er: komm herein du Gesegneter des Herrn! warum stehest du draußen? Ich folgte der Einladung, und herbergte bei ihm. Natürlicher Weise fragte er nach der Ursache einer so beschwerlichen Reise in der rauhen Jahrszeit; ich erzählte ihm alles; nun fragte er mich: Haben Sie auch ernstlich gebetet? — Dies schlug mir an's Herz, denn in der Noth, Angst und vielen Zerstreuungen war das freilich nicht so geschehen, wie es hätte geschehen sollen; allein nun betete er mit einem solchen Ernst und Nachdruck, daß es mir durch die Seele drang.

Des andern Mittags, als ich meine Sachen besorgt hatte, und wir mit einander zu Tische saßen (Collenbusch war auch eingeladen), so bemerkte Hasenkamp, daß eine Sänfte vor der Thür der lutherischen Kirche stand, er rief überlaut: Henck predigt, wir müssen in die Kirche gehen; dies war mir besonders recht, denn ich hatte viel von diesem vortrefflichen Mann gehört, ihn aber noch nie ge-

sehen. Während dem Hingehen bemerkte der Rektor, wir müßten uns ja in Acht nehmen, daß uns Henck nicht bemerkte, damit er in seinem einfachen natürlichen Vortrag nicht gestört würde. Wir schlichen also neben der Kirchthür in einen Gitterstuhl, wo uns Niemand sehen konnte. Henck hatte einen gebrechlichen Fuß, er hinkte, und ging in seinem hohen Alter sehr beschwerlich, er saß also auf der Kanzel. Jetzt hielt er eine Vorbereitungs-Predigt zum heiligen Abendmahl über die Worte: ziehet Jesum Christum an; aber welch' eine Predigt! Kraft, Gnade und Salbung strömten aus dem Mund des apostolischen Greisen. Gegen die Mitte der Predigt zog er ein Buch aus der Tasche und sagte: über diesen Gegenstand hat sich eine erleuchtete französische Dame vortrefflich ausgedrückt; nun las er das Französische, und erklärte es dann auf deutsch; ich merkte gleich, daß es eine Stelle aus den Schriften der Madame Guyon war. Etwas später sagte er: damit wir nicht träge werden, laßt uns ein Verschen singen; dann gab er dem Vorsänger an, was gesungen werden sollte. Dies geschah, und nun predigte er fort in einem schönen, aber sehr verständlichen Styl, in hochdeutscher Sprache; aber nun stand er auf und sagte: es sind noch viele alte Mütter und gute fromme Seelen zugegen, die mich wohl nicht ganz verstanden haben, met denen maut ick plattdütsch küren, ick maut ihnen seggen, wie men Jesum Christum antrecken maut. D. i. mit denen muß ich plattdeutsch (niedersächsisch) sprechen, ich muß ihnen sagen, wie man Jesum Christum anziehen muß. Dies geschah nun mit einer solchen Würde, Herzlichkeit und Einfalt, daß die ganze Gemeinde tief

gerührt weinte, und uns dreien flossen auch die Thränen reichlich. Nachdem die Predigt aus war, so wurde gesungen, wo jetzt aber Henck geblieben war, das konnten wir nicht ausfindig machen; endlich bemerkten wir, daß er zwischen der Gemeinde und dem Communion-Tisch, gegen diesen mit dem Gesicht gerichtet, knieete. Als der Gesang aus war, so zog er sein schwarzes Käppchen ab, reckte beide Hände gen Himmel und betete; so habe ich nie beten gehört, es war, als ob man das Wehen des Geistes Gottes empfände; so knieend stimmte er einen Vers aus einem Lied an, sang es selbst vor, und so knieend sprach er auch den Segen.

Wir besuchten den Abend alle drei den apostolischen Mann, er war sehr heiter und unterhielt uns auf die angenehmste und erbaulichste Weise. Nachher habe ich ihn nur noch einmal in Elberfeld gesehen und, wie oben gemeldet, auch predigen gehört.

Man kann leicht denken, daß mir nun auch daran gelegen war, die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes zu wissen; sie wurde mir auch erzählt, und was ich davon behalten habe, das theile ich hier mit.

Die Stadt Duysburg und die Universität waren ganz reformirt; nach und nach hatten sich auch Lutheraner dahin gezogen, die gerne ihren eigenen Gottesdienst haben wollten. Dieser wurde ihnen gestattet; die angehende Gemeinde war aber noch klein und arm, sie wählte also einen armen Candidaten zu ihrem Pfarrer, und dieser war Henck. Seine fixe Besoldung bestand aus hundert Thalern, und die Universität räumte ihm das große theologische Auditorium, welches sie nicht mehr brauchte, zur Kirche ein. So arbeitete er viele Jahre im Segen fort, ohne eine Erhöhung seines Gehalts zu erwarten und zu bekommen; wie er aber von jeher ein muthiger Glaubensheld war, so wagte er es doch, [illegible]

heirathen: er wählte sich eine sehr fromme Person, die sich zu ihm schickte, mit der er aber nie Kinder hatte. Ich sah sie als ein altes Mütterchen, sie war in ein brauntüchenes Wammes gekleidet, und ihr Rock war von eben diesem Stoff, auf ihrem, vom Alter und vielen Leiden schneeweiß gepuderten Kopf trug sie eine feine weiße Ziehhaube. Sie war eine ehrwürdige Person, die zu ihm paßte.

Bei ihrem sehr sparsamen Einkommen mußten sie nun auch noch, in Ermanglung eines Pfarrhauses, zur Miethe wohnen, und auch noch die Miethe bezahlen. Daß es ihnen manchmal sehr nahe und das Wasser bis an die Seele ging, das läßt sich leicht denken, aber Hencks Glaube war so stark und unüberwindlich, daß er niemals stecken blieb. Er schlug sogar alle Berufe auf andere einträgliche und oft sehr ansehnliche Pfarreien aus, denn er sagte: wenn ich hier weggehe, so bekommt die arme Gemeinde keinen an meine Stelle.

Unter den vielen wunderbaren göttlichen Durchhülfen, welche Henck erfuhr, wähle ich nur eine aus, die mir jetzt gerade einfällt. Sein Hausherr war in Ansehung der Hausmiethe sehr streng, sie mußte auf den bestimmten Tag bezahlt werden, oder er wurde grob; nun traf sich's einstmals, daß dieser sorgenvolle Tag herannahte, und Henck wußte keinen Heller zur Miethbezahlung aufzutreiben. Nun hatte ihm eine fromme Dame in der Gegend von Aachen zu Zeiten ein Röllchen Dukaten geschickt, weil sie seine Lage wußte. Jetzt, da es die höchste Zeit war, bekam er einen Brief von ihr, in dem sie ihm schrieb und einen Tag bestimmte, an welchem sie durch Duysburg nach Pyrmont reisen, des Mittags mit ihm speisen, ihn über ein und anderes zu Rath ziehen, und ihm auch dann ihren kleinen

Beitrag entrichten würde. Das gute Ehepaar lobte und dankte Gott, daß er abermal wieder den schweren Stein von ihrem Herzen weggehoben hatte. Der erwünschte Tag kam; die Frau Pfarrerin war geschäftig, ein gutes Mahlzeitchen zu bereiten, und der Herr Pfarrer zog seinen besten Rock an, um den Engel der Hülfe anständig zu empfangen. Statt dessen aber kam ein Bauer vom Lande, der eine starke Stunde entfernt wohnte, und sagte mit traurigen Mienen: Herr Pastor! meine Frau liegt am Sterben, und sie verlangt so sehr nach Ihnen, kommen Sie doch geschwind zu ihr. Das war ein Donnerschlag für den armen Mann; die Dame erwartete er jeden Augenblick — ging er nun weg, so könne sie ihn nicht sprechen; indessen er folgte dem Ruf und ging mit dem Bauern; er hatte aber genug zu thun, daß er seinen Verdruß und Unmuth bekämpfte. Als er etwa drei Viertelstunden des Wegs zurückgelegt hatte, so kam er an eine Landstraße, eine Kutsche kam daher gerollt, sie hielt still, die Dame guckte zum Schlag heraus, rief dem Herr Pfarrer, reichte ihm sein Röllchen Dukaten, und beklagte, daß sie für diesmal einen andern Weg hätte nehmen müssen. Henck empfing das Geschenk mit inniger Scham vor Gott darüber, daß er mürrisch gewesen war. Hätte er seine Seelsorger-Pflicht nicht befolgt, so wäre er diesmal stecken geblieben. Lehrreich und herrlich ist diese Geschichte.

Während dem siebenjährigen Krieg lag ein Regiment Husaren zu Duysburg im Winterquartier. In demselben befand sich einer, der wie ein eingefleischter Satan wüthete und tobte, überall, wo er in's Quartier verlegt wurde, da konnten es die Leute nicht aushalten. Er wurde gestraft, geprügelt und gefangen gesetzt, das half aber alles nichts, er war

wie wüthend, besonders wenn er etwas getrunken hatte. Einstmals, an einem Morgen, stand Henck am Fenster und hörte den Husaren auf dem Markt entsetzlich fluchen, wüthen und mit dem Säbel in's Pflaster hauen und wetzen. Ein heiliger Eifer durchdrang den Pfarrer, er zog seinen schwarzen Rock an, nahm seinen Stock in die Hand, ging auf den Markt, schlug den Husaren mit der rechten Hand auf die Schulter, und sprach sehr ernst, mit starker Stimme: Im Namen Jesu Christi sage ich dir, stecke dein Schwert in die Scheide! Der Husar starrte ihn an, fluchte, hub den Säbel auf und schimpfte fürchterlich. Henck wiederholte obige Worte noch ernsthafter, jetzt sank der Husar zu Boden und rief mit lauten Thränen: Herr Pfarrer! was soll ich thun? — Henck nahm ihn mit sich in sein Haus, und sagte ihm so wirksam, was er thun müsse, daß er von dem Augenblick an ein ganz anderer Mensch und ein wahrer Christ wurde, er hat sich nachher verheirathet, wo ich nicht irre, in Duysburg, und führte ein ächt christliches Leben.

Noch einen Charakterzug von Henck muß ich erzählen, der mir viele Freude machte: Unter der Clevischen Geistlichkeit, zu welcher auch Henck gehörte, war etwas Schändliches vorgegangen, welches allenthalben bekannt wurde und viel Aergerniß verursachte; dies sollte nun auf der nächsten Synode untersucht werden, und dem Pastor Henck wurde die Synodal-Predigt aufgetragen. Am bestimmten Tag kamen die Leute aus der Nähe und Ferne, um zu hören, wie er die Herren Prediger zurechtweisen und ihnen tüchtig die Wahrheit sagen würde. Henck predigte vortrefflich über den ihm vorgeschriebenen Text, berührte aber mit keinem Worte, nicht von Ferne, die oben erwähnte Sache. Am Ende der

Predigt sagte er: Ich habe auch noch ein Wort der Liebe meinen Herren Amtsbrüdern zu sagen, dies soll aber in lateinischer Sprache geschehen, und nun hielt er auch noch eine treffliche Rede in dieser Sprache und sagte derbe Wahrheiten. Jetzt schlich sich das neugierige Publikum fort, und Hencks Lob wurde allenthalben hoch gefeiert. Der Doktor Collenbusch war in seinem Umgang ein sehr angenehmer, freundlicher und höflicher Mann, von Herzen fromm und ein außerordentlich eifriger Bibelforscher. Man kann ihn und seine Grundsätze am besten aus seinen Schriften, die nach seinem Tod herausgekommen sind, kennen lernen. Der Titel ist: Erklärung biblischer Wahrheiten von Herrn Samuel Collenbusch, weiland praktischer Arzt in Barmen, Elberfeld 1813, gedruckt und zu haben bei J. C. Eyrich, wie auch bei Heinrich Büschler, Buchhändler. Hasenkamp und Collenbusch waren des seligen Lavaters vertraute Freunde.

Eine merkwürdige Anekdote, den Apostel Paulus betreffend.

In der Lebens- und Martergeschichte der heiligen Thekla wird etwas von Paulus erzählt, das ich meinen Lesern mittheilen muß. Als Paulus und Barnabas, nach Apostelgesch. 13., [illegible] Stadt Ikonien reisten, so gesellten sich [illegible] und Hermogenes, der Schmied, zu ihnen; [illegible]lus kannte sie wohl, er wußte, daß sie es [illegible] redlich meinten, doch ging er freun[illegible] um und ließ sich nichts [illegible] Ikonien ein Mann [illegible]

welcher, als er hörte, daß Paulus käme, mit seiner Ehefrau Lektra und seinen Söhnen Simmia und Zeno ihm entgegenging, um ihn zu bitten, daß er bei ihm einkehren möchte. Titus hatte ihnen schon erzählt, wie des Paulus Gestalt beschaffen wäre; denn persönlich kannten sie ihn noch nicht, sondern nur dem Geiste nach. Sie gingen also auf die Hauptstraße gegen Lystra zu und warteten daselbst auf ihn, sie sahen auch alle, die vorübergingen, genau an. Endlich sahen sie Paulum daher kommen, klein von Statur, mit einem kahlen Kopf, krummen Beinen und dicken Waden, großen Augbraunen und einer gebogenen Nase. Sonsten war er anzusehen voll von göttlicher Gnade; ja bisweilen hatte er gleichsam ein englisches Angesicht. Da nun Paulus den Onesiphorus sah, wurde er darüber hoch erfreut; dieser grüßte den Apostel mit den Worten: Sey gegrüßet, du Knecht des Hochgelobten! Paulus antwortete: Gnade sey mit dir und deinem Hause. Demas und Hermogenes wurden ärgerlich, so daß der Erste zum Onesiphorus sagte: Sind wir denn keine Knechte des Hochgelobten, daß du uns nicht auch grüßest? Jener versetzte: Ich sehe an Euch die Frucht der Gerechtigkeit nicht; seyd Ihr aber solche, so kommt auch Ihr in mein Haus und ruhet aus.

Paulus mit seiner Gesellschaft kehrte bei dem Onesiphorus ein; gegen dem Hause über befand sich ein junges Mädchen, Namens Thekla, das bei seinen Eltern wohnte und durch Paulum bekehrt wurde, sie wurde hernach die berühmte und erste Märtyrin des weiblichen Geschlechts, so wie Stephanus der erste Blutzeuge des männlichen war.

Auszug aus einem merkwürdigen Brief des Herrn Baron von Salza, königlich schwedischen wirklichen Kammerherrn zu Söderköping in Schweden, vom 1. December 1812.

Ich empfing diesen Brief am Schluß des verflossenen 1812. Jahrs; und da der Herr Verfasser mir ausdrücklich sagt, ich möchte die Geschichte bekannt machen, so trag ich auch kein Bedenken, es zu thun. Nachdem er mir Verschiedenes von seinen Reisen, seiner christlichen Gesinnung und andern Umständen eröffnet hat, so fährt er nun fort:

Ich hatte den 21. Juni 1799 bei einem meiner Nachbarn einen Besuch gemacht und kam um Mitternacht nach Haus, um welche Zeit es im Sommer in Schweden so hell ist, daß man jede Schrift lesen kann. Als ich auf unserm Gut, Dienstdorp genannt, ankam, so begegnete mir vor dem Hofthor mein Vater in seinen gewöhnlichen Kleidern, mit einem Stock in der Hand, den mein Bru[illegible] mit Schnitzwerk ausgeziert hatte. Es war sehr [illegible] und ich sah alles deutlich, ich erschrak nicht, d[illegible] ich glaubte wirklich, es wäre mein Vater; ich grü[illegible] ihn und unterredete mich lange mit ihm; dann [illegible] gen wir zusammen ins Haus und auf eben[illegible] den in die Stube; so wie ich in die Thür [illegible] trat, so sah ich meinen Vater ganz ausg[illegible] Bett in tiefem Schlaf liegen und die Ers[illegible] war fort. Bald wachte er auf und sa[illegible] forschenden Blicken an; mein Eduard[illegible] Gott sey gelobt, daß ich dich se[illegible] ich war in einem Traum um dein[illegible] sehr besorgt, denn es kam mir

seyest in den Fluß gefallen und in Gefahr zu ertrinken.

Ich war sehr bestürzt, als ich meinen Vater in seinem Bette schlafend antraf: denn ich sah nun die Erscheinung als eine Botschaft seines nahen Todes an, er lebte aber hernach noch drei Jahre. Jetzt erzählte ich ihm nun, was mir passirt war, nämlich: daß er mir erschienen sey und daß ich Verschiedenes mit ihm gesprochen hätte; hierauf antwortete er mir: dies sey ihm oft begegnet.

Merkwürdig aber ist, daß ich an dem nämlichen Tag mit dem Freund, den ich besuchte, an den Fluß gegangen war, um Krebse zu fangen, und es war wirklich nahe daran, daß ich in den Strom fiel.

Daß dieses alles Wahrheit ist, bezeuge ich auf meine Seele, und wenn Sie diese Erzählung bekannt machen, so geschehe es unter meinem Namen, denn ich schäme mich nicht, die Wahrheit zu bekennen. Ich weiß viele wahrhafte Geschichten aus der Geisterwelt, die so sicher bewiesen sind, daß man nicht daran zweifeln kann; wenn es Ihnen Vergnügen macht, so will ich sie Ihnen bekannt machen. Die Freidenker lassen wir lachen und die Abergläubigen erschrecken, wir aber wissen, daß es für den Forscher der Wahrheit und für den wahren Christen sehr nützlich ist, mit der Geisterwelt bekannt geworden zu seyn. In den vorigen Zeiten glaubte man zu viel, aber in diesen Zeiten, in diesem schrecklichen Jahrhundert ist alles, was nur Glaube heißt, erloschen: der Heiland ist nicht, die Versöhnung ist verwilderter Unverstand, die Stimme der Vernunft ists allein, der man folgen muß, und nicht der Offenbarung, so sprechen die Unseligen unsrer Zeit: denn das Licht des Leuchters auf dem Altar des Herrn ist nahe am Erlöschen, und die erschrecklichste

Finsterniß kommt gewiß über unser Land. Selig sind die, die im Glauben feststehen!" u. s. w.

Wenn irgend Jemand glauben sollte, der Baron von Salza sey ein Swedenborgianer, so versichere ich, daß er das nicht ist, er gehört zu keiner Sekte oder Parthei, sondern er ist weiter nichts als ein frommer, rechtgläubiger Lutheraner.

Folgenden Brief ähnlichen Inhalts theile ich auch meinen Lesern mit, ich kenne die ganze Familie, Eltern und Kinder, und bürge für die Wahrheit, insofern man auf die Erzählung eines frommen, Gott und die Wahrheit liebenden Herzens bauen und trauen kann. Eine liebe Freundin aus S.... schrieb mir im vorigen Jahr Folgendes:

Mein Bruder J. H. C.... wurde von einem gewissen regierenden Herrn im D.......ischen als praktischer Arzt angestellt, und ihm zugleich der Titel als Hofrath wegen seiner besondern Geschicklichkeit ertheilt. Dort lebte er ungefähr vier ganze Jahre, wo er sich dann nahe am Ende des vierten Jahrs auf das Verlangen meines nunmehr verstorbenen Vaters entschlossen hatte, wieder nach H.... zurückzukehren, um sowohl demselben, wie auch den Seinigen nützlich zu seyn. Sehnsuchtsvoll sahen wir mit jeder Woche seiner Ankunft entgegen, aber vergebens — während dieser hoffnungsvollen Erwartung, meinen Bruder bald umarmen zu können, träumte mir in einer Nacht, kurz vor Weihnachten, mein Bruder säße zu Pferd und sagte mir, er sey auf einer Reise, er wolle mir daher noch verschiedene Bestellungen an meine Eltern auftragen — ich bemerkte, daß mir seine Gesichtsbildung ganz fremd vorkam und fragte ihn, warum er in seinem Gesicht so schwarzblau aussehe? — da gab er mir zur Antwort: das verursache sein neu angezogener Mantel,

welcher mit Indigo gefärbt sey. Hierauf reichte er mir seine Hand, und indem ich ihm die meinige geben wollte, so schlug das Pferd aus, ich kam hierüber in Angst und erwachte. Nicht lange nach meinem Erwachen öffnete sich die Thür meiner Stube, es kam Jemand vor mein Bett und zertheilte den Vorhang, wo ich die natürliche Gestalt meines Bruders in seinem Schlafrock erblickte. Hier blieb er einige Minuten stehen, ging an den Tisch, nahm die Lichtputze und ließ sie fallen, und nun schloß sich die Stubenthüre wieder zu. Furcht, Angst und Schrecken überfielen mich so sehr, daß ich in meinem Bette nicht mehr bleiben konnte. Ich bat meine älteste Schwester, welche diese Scene mit angesehen hatte, sie möchte mich doch, da ich zu meinen Eltern gehen wollte, begleiten. Beim Eintritt in die Stube meiner Eltern stutzte mein Vater und fragte mich nach der Ursache meines nächtlichen Kommens, ich bat ihn, er möchte mich doch mit der Antwort bis auf den kommenden Morgen verschonen, mir aber nur erlauben, diese Nacht bei ihm zu bleiben, welches er mir auch erlaubte. Sobald ich des Morgens erwachte, mußte ich meinen Eltern das Vorgefallene erzählen, welches meine älteste Schwester bekräftigte. Meinem Vater, der, wie bekannt ist, kein abergläubiger Mann war, kam denn doch diese Geschichte so merkwürdig vor, daß er sich die Nacht und Stunde aufzeichnete. Ungefähr drei Wochen nachher erhielt mein Vater die traurige Nachricht von dem Absterben meines Bruders; so ergab es sich, daß er in der nämlichen Nacht und Stunde an einer epidemischen Krankheit, worin er erstickt und sein Gesicht ganz schwarz geworden, gestorben war. Er hatte in den letzten Tagen seiner Krankheit beständig von den Seinigen

gesprochen, und nichts sehnlicher gewünscht, als mich noch einmal sprechen zu können.

S. den 24. Juli 1811. A. M. F....
geb. C....

Die erste schwedische Geschichte gehört in die Klasse derjenigen, welche beweisen, daß der inwendige Mensch, die Seele, welche aus dem vernünftigen Geist und einer ätherischen Hülle, mit welcher er innig verbunden ist, besteht, bei gewissen Menschen, deren Organisation dazu geeignet ist, auf eine kurze Zeit verlassen und in denselben wieder zurückkehren kann. Man hat mich wegen der, in meiner Theorie der Geisterkunde erzählten merkwürdigen amerikanischen Geschichte geschimpft, verlacht und verlästert, und doch ist das alles wahr und in der Natur des Menschen gegründet. Ich könnte eine Menge unwiderlegbarer Beweise davon anführen. Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in unsern Zeiten, daß nicht nur Neologen, Naturalisten und Freidenker, sondern mitunter auch rechtgläubige Christen mit beiden Händen wehren, daß man ja solche Geschichten nicht erzählen, ja nicht davon reden und bei Leibe nicht allgemein bekannt machen solle. Ich frage hier feierlich, kühn und muthig in der Gegenwart Gottes: — Warum nicht? — Wenn es der Herr geschehen läßt, daß sich unsern Sinnen etwas Ungewöhnliches und Merkwürdiges darstellt, so werden wir doch nachforschen dürfen, was uns der Beherrscher der Natur damit sagen will. — Wenn Steine vom Himmel fallen, oder wenn man in den dreien Reichen der Natur, oder am Himmel, überhaupt in der Körperwelt, etwas Neues bemerkt, mit welcher Begierde [illegible] welcher Anstrengung bemühen sich dann die Forscher, auf den Grund zu kommen und [illegible]

deckungen zu machen, und das mit Recht; — sobald aber von Erscheinungen aus der übersinnlichen oder Geisterwelt die Rede ist, dann widerstrebt man mit aller Macht, man will nicht hören, nicht sehen, man widerlegt nicht, sondern man schimpft und spottet. Was ist wohl die wahre Ursache dieses unbegreiflichen Betragen? — Man sagt: um den Aberglauben nicht aufkommen zu lassen! Aber ist das denn Aberglauben, wenn ich etwas sehe oder sinnlich empfinde, das ungewöhnlich ist oder meinem Vernunftsystem widerspricht, und ich bin nun überzeugt und glaube es? Aberglauben ist es dann, wenn ich solche Erscheinungen mißbrauche und zu etwas anwende, wozu sie nicht geeignet sind.

Die wahre Ursache ist vielmehr bei unsern Philosophen nach der Mode die Ueberzeugung, daß ihr ganzes System falsch ist, wenn es wahre Geister-Erscheinungen gibt; und wenn rechtgläubige Christen ebenfalls dagegen kämpfen, so ist das bei ihnen der Grund: weil es ihren einmal angenommenen Symbolen entgegen ist. Dürfen aber Symbolen der Wahrheit widersprechen?

Es ist merkwürdig, daß sogar auch ein berühmter Heide ein Beispiel anführt von Einem, dessen Seele auf eine Zeitlang den Körper verlassen und dann in denselben wieder zurückkehren konnte. Ein sehr lieber und gründlich gelehrter Freund schrieb mir den 2. Juni 1812 Folgendes:

Ehe ich noch einen Brief von Ihnen habe, zeichne ich Ihnen, um es nicht zu vergessen, folgende Stelle über die Existenz der Seele außer dem Leibe aus **Plin. Hist. nat. VII. 53.** auf, wobei zu bemerken, daß dieser Plinius der Aeltere der epikurdischen Meinung vom Untergang der Seelen im Tod

zugethan, folglich hier sehr unpartheiisch war; er sagt: „Wir finden unter andern ein Beispiel, daß des Hermotimus von Klazomenä Seele mit Verlassung ihres Körpers herumzuirren gepflegt habe, und mittelst ihrer Wanderungen Vieles aus der Ferne zu berichten, was Niemand als einem Anwesenden bekannt seyn konnte, während sein Körper halb todt dagelegen habe, bis daß seine Feinde (welche Cantharíten hießen) solchen verbrannt und der wiederkehrenden Seele gleichsam den Rückzug genommen." So weit Plinius und der mittheilende Freund.

Es war ein schlimmer Streich von den Cantharíten, daß sie des armen Hermotimus Leib verbrannten, während dem daß seine Seele abwesend war.

Die in dieser Hinsicht merkwürdige Stelle 2. Kor. 12, V. 2. gehört auch hierher: Paulus erzählt seine Entzückung in den dritten Himmel und bedient sich dabei der Worte: ist er in dem Leibe gewesen, so weiß ichs nicht, oder ist er außer dem Leibe gewesen, so weiß ichs auch nicht, Gott weiß es. Hieraus erhellet wenigstens so viel, daß es der hocherleuchtete Apostel wenigstens für möglich gehalten habe, die Seele könne auf eine Zeitlang den Körper verlassen und wieder in denselben zurückkehren. Was also diesem Pflanzer des Christenthums unter den Heiden nicht anstößig war, das darf es uns auch nicht seyn.

Ich halte für höchst nöthig, in unsern bel
chen Zeiten auf dergleichen ungewöhnliche und
derbare Erscheinungen aufmerksam zu machen,
sich vor den betrügerischen Zeichen und Wun
in Acht zu nehmen, die wir in der
zu erwarten haben; n verf
auf den thierischen
nun nach und n

